Die Quecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 71 | Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ | Dezember 2001

725 Jahre Stadt Ratingen

Gebortsdagsgrü-eß op Platt an ons schü-ene alde Stadt

Ons Ratinge, ons alde Stadt, hatt emmer schon zwei Sproke:
Emol Huchdütsch, on emol Platt, wie se et grad ens broke.
Wie die Ratinger werklich wore on watt se hant gedriewe,
Dat hätt ke Mensch ons opgeschriewe.
Doch jett hammer ut der Ziet noch beholde,
Wie se egentlich wore, ons Olde:
Platt hadde se dr Duhme, on Platt diede se kalle,
Su hant mech die Ratinger am beste gefalle.
Schon vör völl hondert Johre wu-ede he schon Ratinger gebore,
On su hätt sech dat dann drangehalde,
Et kome die Jonge on et junge die Alde.
Die, die ons Platt hant gesproke on verstange,
Die send leider fast all von ons gegange.
Ons Jugend deit vör Platt sech nitt interessiere,
Denn dat Ratinger Platt es verdammt schwor te liere.
Die feine Lütt, die donnt sech schöue, Platt to spreke,
Ut Angst, se diede sech dabei de Zong terbreke.
Ons Ratinger Platt klengt doch su warm on su wiek,
Et es die richtige Sprok vör Arm on Riek.
Am schü-enste klengt et,
wenn ons klein Kenger anfange, Platt te bubbele,
Dat hü-et sech dann an wie Huchdütsch met Knubbele.
Wer rechtig Ratinger Platt kalle well met Häzz on Senn,
Dem mott die Schnut donoch gewaße sinn.

Jean Oberbanscheidt

(Jean Oberbanscheidt, der bekannte, im April dieses Jahres im Alter von fast 99 Jahren verstorbene Bäckermeister und Mundartdichter, verfaßte dieses Gedicht zur 700-Jahrfeier der Stadt Ratingen im Jahre 1976.)

„Die Quecke" Begründet 1950 von Theo Volmert.
Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V.
Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer
Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf
Die Quecke erscheint einmal jährlich.
Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.
Der Druck dieses Jahrbuches wurde gefördert durch die Stadt Ratingen und durch den Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz.
Einzelpreis: DM 5,00 / € 2,60

ISSN 0930-6560

Inhaltsverzeichnis

Jean Oberbanscheidt
Gebortsdagsgrü-eß op Platt an ons schü-ene alde Stadt

Erika Münster
Die Stadterhebung Ratingens 1276 und die Jubiläumsfeiern 3

Wolfgang Kaden
Gestern, heute, morgen: Die Welt im Geschwindigkeitsrausch
Festansprache zur 725-Jahrfeier der Stadt Ratingen am 17. Juni 2001 9

Peter Neisen
Zum 725jährigen Stadtjubiläum 12

Franz Naber
Rückblick auf „Ratingen international“ am 24. Juni 2001 13

Anke Jensen-Giehler
Ratinger sehen ihre Stadt - Eine Fotoausstellung des Forum Fotografie des Katholischen Familienbildungswerkes zum Stadtjubiläum 17

Arto Jokela
Kokkola, Ratingens Partnerstadt in Finnland 23

Unbekannter Verfasser
Dumeklemmer-Sage 26

Ferdi Werner
Dumeklemmer-Sagen-Frage 27

Alfred Remmel
Ratinger Jeschä-ichte, so wiese sech werklech zujedrare hant 27

Michael Buhlmann
Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile:
VI. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. zu Duisburg und zum angrenzenden Reichsforst
VII. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. für die Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft
VIII. Eine Grafengerichtsurkunde über den Erwerb des Hofes Dahl durch das Werdener Kloster 36

Hans Müskens
Die Pfarrkirche St. Peter und Paul – Beispiele für eine Kirchengeschichte vor Ort 43

Monika Degenhardt
Ratingen und seine Bevölkerung im Jahre 1673 54

Hans Kraft
Ratingen und die Sozialdemokratie im 19. Jahrhundert 67

Otto Samans
Ratingen vor dem Ersten Weltkrieg 70

Johannes Steggers
Die Liebfrauenschule in Ratingen 75

Helmut Pfeiffer
Der Streit um den Schwarzbau des Constantin Braun an der Stadtmauer 78

Edi Tinschus
Der Klüngel 82

Gisela Schöttler
Ein Vater hatte sieben Söhne 83

Anton Iseke
Am Heiligenhäuschen 87

Bastian Fleermann
Die ältesten Bilder der Helfensteinmühle 88

Maria Molitor
Fastelovend op em Dörp 89

Heinz Fleermann
Eine Zeit mit großem Geldverlust – Wirtschaftliche Pleiten in den Jahren 1928 - 1930 91

Irmgard Wisniewski
Kindheitserinnerungen an die Krummenweger Straße – Pardon, Ulenbroich 93

Bastian Fleermann
Lintorf unter dem Hakenkreuz – Fallbeispiele aus einem Dorf im nationalsozialistischen Alltag 95

Klaus Wisotzky
Das Fremdarbeiterlager in Lintorf 104

Horst Tournay
Als Luftwaffenhelfer im Kriegsjahr 1943 bei der schweren Flak in Kaiserswerth 109

Manfred Buer
Die Flak-Stellung „Nordpol“ an der Rehhecke in Lintorf 115

Edi Tinschus
Nur ein zerfleddertes Blatt Papier 117

Ewald Dietz
Ärpel, Ähre – un use Kardinal 118

Marie Luise Kaschnitz
Im Kriege 122

Peter Kiefer
Zehn Jahre Medienzentrum – Eine Bibliothek für alle(s) 123

Richard Baumann
Magdalena Adams: Mit 90 täglich immer noch am Flügel 125

Hans Müskens
Laudatio zur Verleihung der Dumeklemmer-Plakette an den Ratinger Kinder- und Jugendchor der Städtischen Musikschule 129

Hans Müskens
Ratinger Kinder- und Jugendchor in Berlin 134

Friedel Lepper
Die Ratinger Steinmetz- und Künstlerfamilie Lepper 136

Christian Schoppe
Konsequenz heißt nicht, immer dasselbe zu machen – Die Bildhauerin, Handwerkerin, Unternehmerin und Ratingerin Lisa Lepper-Behl 139

Thomas Hirsch
Stille, Lärm – Zu den Arbeiten von Gereon Lepper 141

Irmgard Bernrieder
Sehnsucht nach Wahrheit treibt uns um, nicht Preise – Johannes Lepper, Intendant des Schlosstheaters Moers 143

Claudia Gottfried
Charlestonkleid und Tippmamsell
Mode und modernes Leben der 20er Jahre
Zur Sonderausstellung des Rheinischen Industriemuseums 145

Nicola Antonia Peczynsky
Charlestonkleid und Tippmamsell?
Ratingen in den 20er Jahren 150

Hermann Tapken
Als „Feindliche Ausländer“ in Ratingen.
Das Schicksal der englisch-deutschen Familien Cant und Miller im Zweiten Weltkrieg 158

Rose Ausländer
Trennung 161

Kurt Tappeser
Nachtrag zu meinem Artikel „Erinnerungen an Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene während des Zweiten Weltkrieges in Ratingen“ in der „Quecke“ Nr. 70 162

Eva Klöckner
Zwangsarbeiter bei der Maschinenfabrik Schulze & Biel am Voisweg in Ratingen 163

Kurt Ehrkamp
50 Jahre katholische Volks- und Grundschule an der unteren Minoritenstraße 165

Friedemann Bedürftig
Als Abiturienten noch (in der) Oberprima waren
Ein Reifeprüfling von 1960 erinnert sich an seine Ratinger Schulzeit 170

Dietrich Uebing/Helga Heber
Gedanken zur 50. Wiederkehr des Abiturs am Gymnasium in Ratingen 178

Herbert Eulenberg
Kaiserswerth 180

Werner Beutling
Schattenbild eines Dichters 181

Uta Asher
Requiem für einen Baum 183

Helga Engelhard
Wer hat schon Rehe im Vorgarten und Schlangen im Teich 184

Werner Wassenberg
70 Jahre Adolf-Clarenbach-Kirche in Hösel 186

Christoph Heuter
„Die harmonischen Formen begeistern uns sehr“ – Das Spätwerk des Architekten Emil Fahrenkamp in Ratingen 189

Ina Wibbels / Walburga Dörrenberg
Die Zeit des ersten Lintorfer Baubooms – Zur Erinnerung an den Architekten Heinz Hassel 198

Hartmut Kraemer
Straßen in Lintorf 200

Heinz Goltz
Der MGV „Eintracht 02 Lintorf“ feiert im nächsten Jahr sein 100jähriges Bestehen 201

Willi Haufs
Eine Katholische Jugendgruppe vor 50 Jahren 203

Joachim Zeletzki
50 Jahre Kolpingsfamile Lintorf 207

Manfred Buer
„Aus dem Glauben heraus“
Die Gemeinde St. Anna und St. Johannes in Lintorf feierte mit ihren Geistlichen Primiz und 40jähriges Priesterjubiläum 211

Maria Molitor
En wietgereste Uhr 212

Lorenz Herdt
Lengtörper Kall 214

Erika Münster
Sprachgeschichte am Beispiel Ratingen –
Ein Duisburger Forschungsprojekt zur Entstehung der deutsch-niederländischen Sprachgrenze 215

Christian Dörrenberg
Die Modelleisenbahn-Freunde Angerland 217

Thomas van Lohuizen
Archäologischer Report 2001 219

Novalis
Bergmannsleben 231

Michael Lumer
„Lintorf hat viel Wasser, aber auch viel Erz“
Die letzten Jahre des Lintorfer Bergbaues unter der Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke 232

Michael Lumer
Kleines Wörterbuch der Bergmannssprache 250

Volker Wrede, Wilfried Rosendahl, Dierk Juch
Die Höhle „Friedrichs Glück“ in Ratingen-Lintorf 253

Hado Heckmann, Udo Harms, Eberhard Klein
Die Mineralführung des dolomitisierten Kohlenkalks im Baustellenaufschluß Rehhecke/Friedrichs Glück in Lintorf 257

Manfred Buer
In eigener Sache 264

Chris Aarts
Totenrede für Christine Herdt 266

Manfred Buer
Wilfried Bever 267

Manfred Buer
Jean Oberbanscheidt 267

Buchbesprechungen:

Bastian Fleermann
Ratingen. Geschichte von 1780 bis 1975 268

Andreas Preuß
Ratinger Straßennamen 269

Andreas Preuß
Von der Lateinschule zum Klick ins Internet.
Sieben Jahrhunderte Ratinger Schulgeschichte 270

* * *

Wolfgang Borchert
Abendlied 271

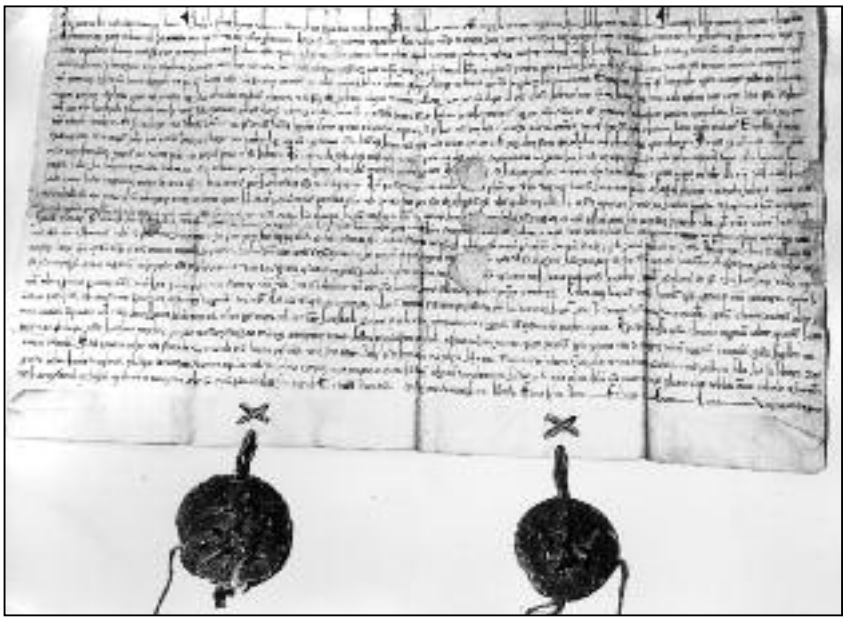
Bildnachweis 272

Die Stadterhebung Ratingens 1276 und die Jubiläumsfeiern

Im Jubiläumsjahr 2001 wurde von zahlreichen Festrednern und –schreibern betont, daß Ratingen 12 Jahre eher zur Stadt erhoben wurde als die heutige Landeshauptstadt Düsseldorf. Zudem sei es in der glücklichen Lage, noch die originale Stadterhebungsurkunde aus dem Jahr 1276 zu besitzen.

Die schöne Urkunde ist in der Tat der größte Schatz des Ratinger Stadtarchivs, die dort, dunkel, kühl und staubfrei, sorgfältig aufbewahrt wird.

Bei den Archivführungen anläßlich des Jubiläumsjahres waren die zahlreichen Besucher ehrfürchtig erstaunt, ein 725 Jahre altes Dokument aus Pergament, mit Siegeln aus Wachs, in einem so guten Zustand zu sehen.



Stadterhebungsurkunde von 1276

1. Zur Geschichte der Stadt

Die Stadterhebungsurkunde von 1276

Was aber besagt diese Urkunde, und was bedeutet eigentlich die Erhebung zur Stadt?[1)]

Die Urkunde, in lateinischer Sprache abgefaßt, sicherte der neuen Stadt Ratingen zu, daß ihre Bürger von allen Steuerlasten frei sein sollen. Doch gleichzeitig mußten alle in der Stadt und im Kirchspiel wohnenden Bürger jährlich eine Abgabe, die Herbstbede, an die Pfarrei leisten. Zudem wurde ihnen im gesamten Herrschaftsgebiet der Grafen von Berg Zollfreiheit gewährt, allerdings mußten sie ihm einmal im Jahr für alle zugestandenen Privilegien eine Abgabe von „zehn Mark gesetzlicher und guter Kölnischer Denare, zwölf Solidi die Mark gerechnet", entrichten. Jeder Unfreie, der in die Stadt kam und dort Jahr und Tag blieb, wurde frei, wenn er nicht in der Zwischenzeit von seinem Herrn zurückgefordert wurde.

Umfassende Regelungen betrafen die Gerichtsbarkeit: Das Stadtgericht sollte aus acht Schöffen bestehen, die nach Vorschlag durch die Bürger durch den Landesherrn bestätigt werden mußten. Außerdem wählten die Bürger einen Fronboten, der auf dieses städtische Recht schwören mußte. In Zweifelsfällen sollten die Schöffen – ein solcher Rechtszug war allgemein üblich - die ältere bergische Stadt Lennep konsultieren. Zwar spricht die Stadterhebungsurkunde lediglich von den gerichtlichen Funktionen der Schöffen, allerdings kann bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts davon ausgegangen werden, daß damit die Verwaltung der Stadt insgesamt in ihren Händen lag, ein Auftrag allerdings, den sie auf Veranlassung der Bürgerschaft übertragen bekommen hatten. Darum mußte er in einer Urkunde des Landesherrn nicht eigens erwähnt werden. Erst nach 1340 wurden neben den Schöffen Bürgermeister und Rat in der Überlieferung erwähnt, womit eine erste Phase der Entwicklung der Stadtverfassung abgeschlossen zu sein scheint.

Ein Marktrecht ist in der Stadterhebungsurkunde nicht festgelegt – vermutlich deshalb, weil ein Markt sich schon seit längerer Zeit an der Stelle etabliert hatte, wo er auch heute noch stattfindet: an der Kreuzung der alten Straßen, die heute Düsseldorfer Straße, Oberstraße, Lintorfer Straße und Bechemer Straße heißen. Denn schon lange vor der Erhebung zur Stadt hatte es in Ratingen eine Siedlung gegeben, die verkehrsgünstig gelegen war.

In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts – eine genaue Jahreszahl läßt sich nicht ermitteln – schenkten ein Willebald und seine Nichte

Schöffensiegel des Bürgers Heinrich Malderbroit, der 1380 auch als Bürgermeister erwähnt ist. Die Glocke kann als Symbol für öffentliche Bekanntmachungen gedeutet werden, die Rose als ein Symbol der Aufrichtigkeit und der Stern für das Glück

1) Die Urkunde ist u.a. abgedruckt in: Otto R. Redlich, Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte. Bergische Städte III. Ratingen, Bonn 1928, S. 55-58.

dem Kloster Werden die Berechtigung, 60 Schweine zu weiden. Es handelte sich hier um die Eichelmast im Wald. Der Name der Siedlung ist für diese Zeit als „Hretinga“ oder „Hratuga“ überliefert, im 11. Jahrhundert als „Ratingon“. Die Pfarrkirche Sankt Peter und Paul wurde erstmals 1165 urkundlich erwähnt, hat aber schon längst vorher existiert. Auch von einer Stadtbefestigung ist in der Stadterhebungsurkunde noch nicht die Rede, Ratingen wurde allerdings schon zwei Monate später, im Jahr 1277, durch Graf Adolf von Berg zugestanden, eine Akzise zu erheben, um diese auszubauen: „Firmata autem et edificata civitate sua quod ab hospitibus accipitur ratione telonii nos comes de Monte accipere possumus, quam diu nobis placuerit.“ Diese Urkunde ist als eine wichtige Ergänzung zur Stadterherbungsurkunde anzusehen.

Daß 1283 auch schon eine Ratinger Lateinschule existiert haben soll, wie es in einer anläßlich des Stadtjubiläums erschienenen Publikation über das Ratinger Schulwesen behauptet wird, ist unzutreffend.[2)]

Das Wirtschaftsleben: Stadt und Land

Die Beziehungen zwischen Ratingen und seinem Umland waren sehr eng. So gab es eine Anzahl von Bürgern, Außenbürger genannt, die nicht in der Stadt wohnten. Da der Mauerring Ratingens niemals in großem Maße erweitert wurde, blieb innerhalb der Umfriedung kaum Platz für Neuansiedlungen.

Die Außenbürger profitierten von den städtischen Privilegien. So erteilte der Landesherr einzelnen Bürgern immer wieder die Erlaubnis, Teile der großen Waldungen in der Ratinger Mark zu roden, die sich im Umkreis der Stadt befanden. Diese gingen dann in ihr Privatgut über. Auch die Stadt erhielt weitere Rechte, die Mark zu nutzen. So beurkundete 1358 Graf Gerhard von Berg, daß das Erlenbruch, welches das Tiefenbroich genannt werde, geteilt und trockengelegt werden dürfe.

Von unschätzbarem wirtschaftlichem Nutzen waren die Flüsse in der Region, insbesondere Anger und Schwarzbach. Hier konnten Wassermühlen errichtet werden, die als Energieerzeuger von unschätzbarem Nutzen waren. So erhielt die Stadt Ratingen 1343 durch den Grafen von Berg das Recht, eine Mühle an der Anger zu nutzen, die, direkt vor den Toren der Stadt gelegen, die Hauptgrundlage der städtischen Einnahmen bildete, denn sie war mit einem Mahlzwang belegt. Jeder Bürger mußte sich bereits in seinem Bürgereid dazu verpflichten, nirgendwo sonst sein Korn mahlen zu lassen. Diese monopolartige Stellung erlaubte es der Stadt, hohe Gebühren für das Mahlen zu erheben. 1466 gelangte mit der Schimmersmühle noch eine zweite Mühle in die Verwaltung der Stadt.

Wichtige Fernhandelsstraßen begünstigten die wirtschaftliche Entwicklung: In der Nähe verliefen die Kölner Straße von Essen über Werden Richtung Köln sowie der von Duisburg Richtung Dortmund führende Hellweg, nicht zu vergessen der Rhein als wichtige Wasserstraße.

Vor allem die städtischen Handwerker leisteten einen entscheidenden Beitrag für den Wohlstand der noch jungen Stadt, die über etwa 1100 Einwohner verfügte.

Jüngeres großes Stadtsiegel, 1442.
Es zeigt das Ratinger Stadtwappen und die Kirche St. Peter & Paul

Bereits im Stadtbuch von 1362 lassen sich zahlreiche Handwerke nachweisen, an erster Stelle die „Sliper“, Schleifer. 1439 versuchte z. B. Essen, Scherenschleifer aus Ratingen abzuwerben, um eine eigene Produktion aufzubauen, was offensichtlich kurzfristig auch gelang. Aber auch die „faber“,

Schöffensiegel Johann ther Stratens, Bürgermeister 1511. Die Kugeln, möglicherweise Kanonenkugeln, können einmal als Symbol für zielgerichtetes Handeln gewertet werden. Zum anderen können sie auch auf das Schmiedehandwerk verweisen

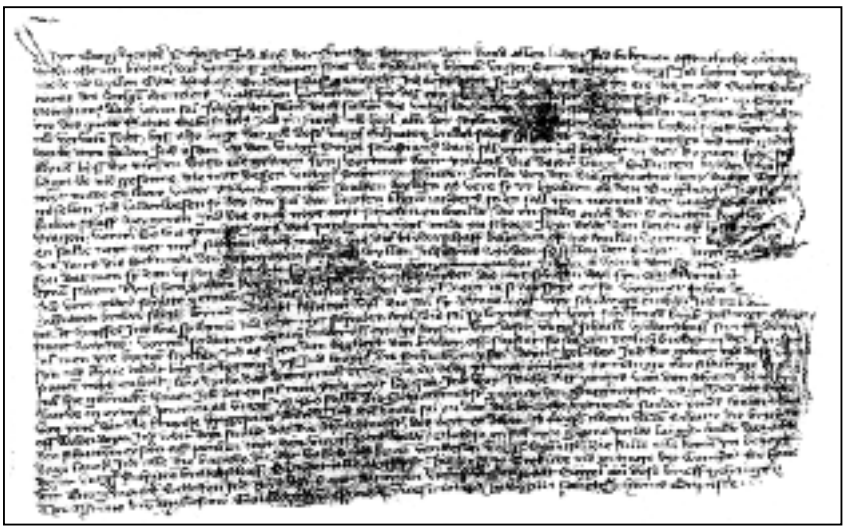
Schmiede, sind häufig genannt, später auch Büchsenmacher, Kesselflicker und Hufschmiede. Die verschiedenen Zweige des Schmiedegewerbes bilden in zahlreichen Urkunden die Hauptnennungen. Bereits im 14. Jahrhundert hatten sich Schmiede und Schleifer zu Zünften zusammengeschlossen, denn das Stadtbuch von 1362 nennt die Bruderschaft der Schmiede und die Aufseher über die Einkünfte der Schleifkotten. Das Schwergewicht des Ratinger Schmiedegewerbes muß in der Waffenproduktion gelegen haben, denn 1390 bereits bezog Essen Donnerbüchsen aus Ratingen, und 1433 wurde ein Büchsenmacher in Ratingen durch den Landesherrn besoldet.[3)]

Stadtbefestigung und Stadtverteidigung

Schon bei der Erhebung Ratingens zur Stadt hatten militärstrategische Gründe eine entscheidende Rolle gespielt. Als Zentrum

2) So Richard Baumann, Von der Lateinschule zum Klick ins Internet. Siebenhundert Jahre Ratinger Schulgeschichte, Ratingen 2001, S. 7-9. Selbst in größeren Städten tauchten Lateinschulen erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts, also etwa hundert Jahre später als behauptet, auf.

3) Siehe zu den vorhergehenden Ausführungen mit allen Quellenbelegen: Erika Münster-Schröer, Stadt und Land. Der Raum Ratingen-Rhein-Ruhr in Mittelalter und Früher Neuzeit, in: Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte 4/1995, S. 37-64.



Stiftungsbrief der Schützen-Bruderschaft, 1433. Den Schützen war der Schutz der Stadt anvertraut, wenn es auch die Pflicht eines jeden Bürgers war, zur Verteidigung beizutragen

des großen Reichsguts, das zwischen Rhein, Ruhr und Wupper lag, auch als Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft zu bezeichnen, kann bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts die Kaiserpfalz in Duisburg angesehen werden. Durch den Aufbau der Pfalz Kaiserswerth durch die Salier und deren Ausbau durch die Staufer wurde Duisburg schließlich zurückgedrängt und Kaiserswerth ein neues Zentrum. Nach 1150 zerfiel die Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft, und die Kölner Erzbischöfe, insbesondere Philipp von Heinsberg (1167-1191), drangen in diesen Raum ein. Sie versuchten, unter Ausübung ihrer Herzogsgewalt eine eigene Landesherrschaft auszubauen. Letztendlich waren aber ihre Konkurrenten, die Grafen von Berg, die Gewinner. Mit Ratingen gab es für sie eine eigene, befestigte Stadt in der Nähe Kaiserswerths.[4]

Jeder Bürger Ratingens wurde durch seinen Eid verpflichtet, eine Waffe zu haben und Wachdienst zu leisten. Die Zunftmeister mußten mit einem Harnisch ausgerüstet sein. Dies wurde in den Briefen der Zünfte niedergelegt. Auch konnten sie jederzeit vom Landesherrn zum Kriegsdienst herangezogen werden, und die Honschaft Bracht mußte ihnen Wagen, Pferde und Knechte aufbieten, um das Kriegsgerät zu fahren.[5]

Eine wichtige militärische Bedeutung hatten auch die beiden Schützenbruderschaften, die den hl. Sebastian bzw. den hl. Georg als Patron verehrten. Sie bekamen daher auch eine finanzielle Unterstützung von Seiten der Stadt, die ihnen Teile der eingenommenen Brüchtengelder (= gerichtlich verhängte Bußgelder) zukommen ließ.[6]

Der Mauerring der Stadtbefestigung wurde, wie den Stadtrechnungen seit 1437 zu entnehmen ist, weiter verbessert. Auch die Vordörfer wurden befestigt. Der Aufstieg Düsseldorfs zur Residenz des Landesherrn, der etwa gleichzeitig anzusetzen ist, begünstigte schließlich den Ausbau der dortigen Festung. Letztendlich flossen die Landesmittel nun nach Düsseldorf, und Ratingen hatte aus eigenen Geldern nur noch die Kraft, dem allzu großen Verfall seiner Stadtmauern vorzubeugen. Auch wirtschaftlich konnte Ratingen um 1500 nicht mehr mit Düsseldorf konkurrieren. Die Stadt hatte zu dieser Zeit eine etwa 200 Jahre dauernde Prosperität zunächst einmal hinter sich, und es sollte über 300 Jahre dauern, bis es wieder bergauf ging.

Daß Ratingen über die Stadtrechte verfügte, wurde noch einmal sehr wichtig: in den Jahren nach 1808, dem Ende des Ancien régime. Es gab zu dieser Zeit heftige Auseinandersetzungen um die Kommunalverfassung, die sich bis 1845 hinzogen. Sie beruhten nicht zuletzt auf einer scharfen Trennung zwischen Stadt und Land. Die Kommunalordnung der Landgemeinden bot den Bürgern wesentlich weniger Mitsprechrechte, als dies in der Stadt der Fall war. So konnte Ratingen sich glücklich schätzen, nachweisen zu können, daß es bereits seit 1276 über die Stadtrechte verfügte.[7]

2. Die Jubiläumsfeiern

1926

Die hier geschilderten historischen Zusammenhänge boten den Anlaß für die Feiern des Stadtjubiläums, die in Ratingen vor 75 Jahren erstmals begangen wurden. Der Grund ist weniger in der weit zurückliegenden Vergangenheit zu suchen, sondern es war die mittelalterliche Geschichte, die 1926 die Phantasie der Menschen anregte, sich zu kostümieren und Theater zu spielen.

Gewichtige politische und gesellschaftliche Gründe lassen sich dafür anführen: Die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg gab nicht nur in Ratingen den Anlaß, in Festen an bessere Zeiten in der Geschichte zu erinnern. Die Jahrtausendfeiern der Rheinlande und weitere Stadtjubiläumsfeiern wie z .B. in Lübeck zeugen von diesem Bedürfnis. Insbesondere die Linksparteien KPD und SPD sahen darin den Versuch, das untergegangene Kaiserreich zu restaurieren. Immerhin fehlten nun, nach 1918, die zahlreichen nationalen Feiertage wie der Sedanstag, an welche die junge Weimarer Republik anknüpfen konnte.

Daher war die Ausgestaltung der Feier des Ratinger Stadtjubiläums umstritten. Die Sozialdemokraten wandten ein, es werde viel Geld für prunkhafte Feste ausgegeben – Geld, das ihrer Ansicht nach besser für soziale Zwecke zur Verfügung gestellt werden sollte.

---

4) Sönke Lorenz, Kaiserswerth im Mittelalter. Genese, Struktur und innere Organisation königlicher Herrschaft am Niederrhein, Düsseldorf 1993, insbes. S. 17 ff und S. 29 ff.

5) Redlich, Quellen, S. 32 und S. 43 ff.

6) Johann Hubert Kessel, Geschichte der Stadt Ratingen mit besonderer Berücksichtigung des Amtes Angermund, Bd. 2: Urkundenbuch, Köln und Neuß 1877, S. 76-69.

7) Siehe dazu Eckhard Bolenz, Vom Ende des Ancien régime bis zum Ende des Deutschen Bundes (ca. 1780-1870, S. 39 ff, in: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege e.V. (Hg.), Ratingen. Geschichte 1780 bis 1975, Essen 2000, S. 11-82.

Historischer Festzug von 1926, Gruppe in Phantasiekostümen

In Zusammenhang mit dem Stadtjubiläum wurde durchaus Bleibendes geschaffen wie das Stadion, die Badeanstalt, ein Kriegerdenkmal auf dem Ehrenfriedhof und die Jubiläumssiedlung an der Eschbachstraße. Der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege, der bereits 1925 zur Vorbereitung des Stadtjubiläums gegründet wurde, gab zusammen mit der Stadt eine Stadtgeschichte heraus und beteiligte sich an der Gründung des Heimatmuseums.

Den Höhepunkt des Jubiläumsjahres 1926 bildeten zweifellos die beiden Festwochen im September 1926, verbunden mit einem großen historischen Festumzug, an dem sich viele Ratinger Bürger und Vereine beteiligten. Germanen und Ritter, Burgfräulein und Prinzessinnen, Graf Adolf von Berg und seine Gefolgschaft, Ratinger Bürger, Handwerker oder Revolutionäre der Revolution von 1848 zogen im Festumzug einträchtig nebeneinander her. Die linksorientierte „Volkszeitung“ dagegen machte sich über den Festzug lustig, der als bürgerliches und unkritisches Geschichtskonstrukt angesehen wurde. Vorgeschlagen wurde unter anderem , am Rathaus ein Plakat anzubringen mit der Aufschrift: „Hier ruhen 650 Beamte“, und zwei Lieder wurden gedichtet. Das eine, dem Bürgermeister und seinen Freunden gewidmet, trug den Titel „Wir halde fest und treu zusammen“, und auch die Polizei wurde nicht verschont. Das Lied, das ihnen zugedacht war, hieß „Immer feste druff.“[8)]

Trotz aller Kritik konnte der Hauptfesttag des 650jährigen Stadtjubiläums mit historischem Umzug nur als Erfolg gewertet werden, denn viele Gäste kamen mit Eisen- und Straßenbahn aus Düsseldorf und anderen Orten in der Nähe angereist. Die Begeisterung über die geschmückten Straßen und die farbenfrohen Kostüme ließ alle Kritiker verstummen. Dennoch zeigen die Auseinandersetzungen um die Feier des Stadtjubiläums von 1926, wie tief die weltanschaulichen Gräben zwischen Linken und Rechten, Bürgertum und Arbeitern waren. Sie waren die Vorboten weit schlimmerer Konflikte, auf die auch das Ratingen der Weimarer Republik zusteuerte.

1951

Das 675-jährige Stadtjubiläum von 1951, sechs Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges und der NS-Diktatur, bot wiederum Anlaß, sich an vergangene, bessere Zeiten zu erinnern. Wiederum gab es im Programm Musik- und Sportveranstaltungen, eine Ausstellung im Heimatmuseum mit dem Titel „Alt-Ratingen“, eine große Illumination der Innenstadt und eine „lebende Schachpartie“ auf dem Marktplatz. Der Höhepunkt war ein Theaterspiel: Historische Ereignisse des 15. Jahrhunderts wurden im Sommer 1951 an drei aufeinanderfolgenden Tagen vor dem Bürgerhaus aufgeführt. Fast 11 000 Zuschauer wurden dabei insgesamt gezählt. Fotos zeigen schmalgesichtige, ernste Menschen, die dicht gedrängt und erwartungsvoll dieser eher bescheidenen Aufführungen harrten. Die Schauspieler waren Ratinger Bürger, und wie Zeitzeugen berichten, hatten sie ebenso viel Spaß wie die Zuschauer. Inwieweit Flüchtlinge bei den Aktivitäten einbezogen wurden, ist bisher für Ratingen noch nicht untersucht. Die Träger der Veranstaltungen waren wohl eher die „Alteingesessenen.“ Aber unter den Zuschauern waren sicherlich zahlreiche neue Bürger Ratingens zu finden, die nach dem Ende des Krieges durch die großen Bevölkerungsbewegungen hierher gekommen waren. Und der eine oder die andere hat

8) Volker van der Locht, Zwischen Krieg und Krise – Ratingen in der Weimarer Republik (1918-1933), in: Ratingen: Geschichte, S. 83-326, S. 201-209.

Zuschauer auf dem Marktplatz 1951.
Sie sehen die Aufführung eines Historien-Theaterstücks

sicherlich an jene gedacht, die nicht mehr dabeisein konnten, weil sie tot waren. Die Feier des Stadtjubiläums von 1951 kann daher als ein wichtiges kulturelles und für die Stadt identitätsstiftendes Ereignis der Nachkriegszeit angesehen werden.[9)]

1976

1976, ein Jahr nach der Kommunalreform, die Ratingen einen wesentlichen Einwohner- und Gebietszuwachs gebracht hatte, bot sich mit dem 700-jährigen Stadtjubiläum eine gute Möglichkeit, erstmals auch alle neuen Stadtteile in die Festaktivitäten einzubeziehen. Die Feiern erstreckten sich über das ganze Jahr, getragen von vielen Vereinen. Der Wirtschaftsboom dieser Zeit, Wohlstand, Kaufkraft und städtisches Selbstbewußtsein sind in Berichten und Fotos deutlich wahrnehmbar. Anläßlich des Schützenfestes im Sommer wurde ein prachtvoller Umzug in historischen Kostümen veranstaltet. Erstmals wurde vom 10. bis 12. September 1976 das City-Fest durchgeführt, das seitdem alle zwei Jahre stattfindet; insofern ist eine verstärkte Kommerzialisierung festzustellen.

Ratingens Innenstadt wurde herausgeputzt: Nach einem eigens entwickelten Farbkonzept hatten viele Häuser in der historischen Altstadt einen neuen Anstrich erhalten. Auch vor kräftigen Farben schreckte man, dem Geschmack der Zeit entsprechend, nicht zurück. Leerstände von Ladenlokalen gab es damals in der Innenstadt noch nicht.

Sibbehondert Johr sind et alt her,
datt se dech ne Name hant gegewe.

Die Ziede wore manchmol schwer,
doch trotzdem bös du noch am leve.

Du hielts met Reit de Uhre stief
on dech domet dor Döüvel vom Liev.

(Diesen Sechszeiler schrieb Jean Oberbanscheidt zum 700jährigen Stadtjubiläum im Jahre 1976)

Auch die Geschichte spielte eine wichtige Rolle: Stadtarchiv und Landschaftsverband Rheinland gestalteten eine Archivalienausstellung im Rathausfoyer unter dem Titel „700 Jahre Stadt Ratingen – Dokumente zur Stadtgeschichte“. Eigens dafür waren die Urkunden des Archivs restauriert worden. Stadtmuseum und Stadtarchiv wurden weiter ausgebaut.

2001

Das 725-jährige Stadtjubiläum zu Beginn des neuen Jahrtausends war ein bunter Reigen von verschiedensten Veranstaltungen, das einen Höhepunkt in der Festwoche vom 14. bis 24. Juni hatte. Hochglanzbroschüren, Prospekte und Zeitungsbeilagen hatten den Eventcharakter deutlich herausgestellt. Auf dem Marktplatz, dem Schauplatz der Theateraufführungen von 1951, waren dieses Mal die weißen Gourmet-Zelte dicht belagert, die zeigten, daß es nicht nur Kaviar sein mußte: Auch Champagner und Edelfisch, im Zeichen von BSE sehr beliebt, fanden guten Absatz. Ein internationales Mehrkampf-Meeting im Stadion hatte vor begeisterten Zuschauern Sportler aus der ganzen Welt zu Gast. Der Flughafen vor der Haustür, das dichte Autobahnnetz garantierten eine schnelle und bequeme Anreise. Ein internationaler Tag mit Folklore und internationalen Spezialitäten auf dem Marktplatz bewies einmal mehr die Gastfreundlichkeit der Stadt.

Ein offizieller Festakt in der Stadthalle mit über 1000 geladenen Gästen, moderiert von Fernsehmoderator Heribert Faßbender, ließ keine Langeweile aufkommen. Die Festansprache von Dr. Wolfgang Kaden „Gestern – heute – morgen: Die Welt im Geschwindigkeitsrausch“ bot Anlaß, sich mit Globalisierung und Veränderung, aber auch der Notwendigkeit des Innehaltens auseinanderzusetzen.

Die „Carmina Burana“, deren Aufführung in der Ratinger Eissporthalle das musikalische Highlight des Jubiläums war, haben ihre Ursprünge im Mittelalter. Zur Zeit der Ratinger Stadterhebung entstanden diese Lieder im Kloster Benediktbeuren in Bayern. Erst viele Jahrhunderte später, im Jahr 1935, wurden sie von Carl Orff vertont.

Das erste der Lieder handelt vom Glück, seiner Großmächtigkeit und seiner Vergänglichkeit: Fortuna imperatrix mundi.

Viel Glück also für die Zukunft, Ratingen, zu Deinem, zu unserem Geburtstag.

Dr. Erika Münster

Das Stadtarchiv zeigte anläßlich des Stadtjubiläums 2001 eine Fotoausstellung mit dem Titel „Die Stadtjubiläen des 20. Jahrhunderts“. Im Vordergrund Otto Samans, der als Zeitzeuge und Mitwirkender der Jubiläen von 1926, 1951 und 1976 durch die Ausstellung führte

9) Joachim Schulz-Hönerlage, Ratingen zwischen Wiederaufbau und Neuanfang (1945-1975), in: Ratingen. Geschichte, S. 329-385, S. 381 f.

*Bis auf den letzten Platz besetzt war die Stadthalle, als die Stadt Ratingen am Sonntag, dem 17. Juni 2001, in einer Festmatinee an die Verleihung der Stadtrechte durch den Grafen Adolf von Berg vor 725 Jahren erinnerte. Etwa 1000 geladene Gäste, darunter die Vertreterinnen und Vertreter der Ratinger Partnerstädte in aller Welt und eine Abordnung des Ratinger Patenschiffes der Bundesmarine „Wiesel", konnte Bürgermeister **Wolfgang Diedrich** zu Beginn der Veranstaltung begrüßen. Als nette Geste der Stadt waren auch alle Ratinger eingeladen worden, die am 11. Dezember, dem Tag der Verleihung der Stadtrechte, geboren sind. Nach einem unterhaltsamen Streifzug des Bürgermeisters durch die Ratinger Geschichte überbrachte Regierungspräsident **Jürgen Büssow** die Grußworte der Landesregierung.*

Der Ratinger Kinder- und Jugendchor

*Daß der Festakt in der Stadthalle als offizieller Höhepunkt der Jubiläumsfeierlichkeiten recht kurzweilig wurde, dafür sorgten der Moderator **Heribert Faßbender,** Leiter der WDR-Sportschau und gebürtiger Ratinger, der mit netten Anekdoten durch das Festprogramm führte, und zwei wichtige Institutionen des Ratinger Kulturlebens, die für die musikalische Umrahmung sorgten: das im Jahre 1949 gegründete **Collegium Musicum** unter der Leitung von **Ulrich Cyganek**, das mit dem „Frühling" aus Vivaldis „Vier Jahreszeiten" brillierte (Solovioline: Philipp Bohnen), und der **Ratinger Kinder- und Jugendchor** unter der Leitung von **Werner Schürmann,** assistiert von seiner Frau **Brigitte Falke-Schürmann** (Klavier) und unterstützt durch **Lutz Kniep** (Trompete). Der bejubelte Auftritt der jugendlichen Sänger begann mit dem „Ave verum" von Mozart, das genau 210 Jahre vorher, am 17. Juni 1791 niedergeschrieben wurde, und endete mit der Tritsch-Tratsch-Polka von Johann Strauß.*

Antii Isotalus, Stadtdirektor unserer finnischen Partnerstadt Kokkola, sprach stellvertretend für alle Ratinger Partnerstädte und übermittelte deren Grüße und Glückwünsche

*Der Stadtdirektor von Kokkola, der finnischen Partnerstadt Ratingens, **Antii Isotalus,** übermittelte in hervorragendem Deutsch stellvertretend für alle die Grüße und Glückwünsche der Ratinger Partnerstädte. Ratingen sei eine schöne Stadt mit großer Anziehungskraft, die er lieben- und schätzen gelernt habe. Städtepartnerschaften seien wichtige Bausteine für ein friedvolles Zusammenleben in aller Welt, so meinte er, bevor er der Stadt alles Gute für die nächsten 725 Jahre wünschte.*

*Unbestrittener Höhepunkt der Veranstaltung war der Festvortrag von **Dr. Wolfgang Kaden,** dem früheren Chefredakteur des „Spiegel" und jetzigen Redaktionsleiter des „Manager Magazins". Wie Heribert Faßbender ist Dr. Kaden gebürtiger Ratinger und legte vor rund 40 Jahren am damaligen Städtischen Neusprachlichen Gymnasium Ratingen sein Abitur ab. Er hat seitdem die Kontakte zu seiner Geburtsstadt nie abreißen lassen. Seine Ausführungen zu dem aktuellen Thema*

Gestern, heute, morgen: Die Welt im Geschwindigkeitsrausch

werden hier im Wortlaut wiedergegeben:

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Diedrich,
sehr geehrter Herr Regierungspräsident Büssow,
meine Damen und Herren,
liebe Ratinger!

Sie werden es mir wahrscheinlich nicht glauben, aber ich kann mich noch gut erinnern an die Feier zum 675. Stadtjubiläum. Ich war elf Jahre alt, und ich weiß noch, wie ich mich bemühte, irgendwie diese Zahl von 675 Jahren einzuordnen. Und dass ich mich in diesem grauen Nachkriegs-Ratingen über die vielen bunten Fahnen freute. Ansonsten wird das wohl eher ein bescheidenes Fest gewesen sein, damals 1951. Nun also - 50 Jahre später - das 725-jährige Stadtjubiläum. Ich habe mich sehr gefreut, zu diesem bemerkenswerten Datum zu Ihnen sprechen zu dürfen. Herzlichen Dank für die Einladung. Ich bin zwar seit dem Abitur kein Ratinger Bürger mehr. Aber die Verbindung ist immer geblieben. Meine Eltern haben bis zu ihrem Tod - meine Mutter starb vor zwei Jahren - hier in der Schützenstraße gelebt. Meine Frau kommt aus Ratingen. Und da ist, nicht zuletzt, das Ratinger Gymnasium, das mich, wie so viele andere, nachhaltig geprägt hat. Das meine ich durchaus im positiven Sinne: Diese Penne, damals noch in der heutigen Poststraße, war eine verdammt gute Schule, auch wenn ich in der Obertertia sitzen geblieben bin, und Heribert Faßbender, der anfangs in meiner Parallelklasse war, deswegen ein Jahr früher Abitur gemacht hat.

Nun aber, die Zeit ist knapp, zu meinem Thema: „Gestern, heute, morgen: Die Welt im Geschwindigkeitsrausch“.

Warum dieses Thema? Warum zu diesem Anlass?

Das hat natürlich mit dem historischen Bezug zu tun: Ratingen, das mit Cromford die erste mechanische Baumwollspinnerei, also das erste Industrieunternehmen auf dem europäischen Kontinent beherbergte und heute in seinen Stadtgrenzen soviel Hightech-Industrie aufweist, dieses Ratingen steht quasi symbolhaft für den industriellen Strukturwandel. Das Thema hat aber auch einiges mit meiner persönlichen Beziehung zu dieser Stadt zu tun. Seit ich von Ratingen weggezogen bin, war ich regelmäßig hier zu Besuch, in unterschiedlichen zeitlichen Intervallen. Dieser Abstand ließ mich die Veränderungen, die eine Industriestadt wie diese erfuhr, quasi wie im Zeitraffer erleben, ein Zeitraffer über Jahrzehnte hinweg.

Dr. Wolfgang Kaden

Ich erfuhr, wie sich die Stadt immer weiter ausdehnte. Vor allen Dingen im Westen, in Eckamp, mit dem Wohngebiet und dann mit dem Gewerbegebiet, das sich praktisch bis zum Flughafen ausdehnt. Ich erlebte, wie neue Straßen entstanden, ein neuer Park, neue Brücken, wo früher Bahnschranken runtergingen.

Wie Industrieunternehmen, beispielsweise die Eisengießerei Pulch oder die Eisenhütte, verschwanden, wie neue, moderne Industrie sich ansiedelte.

Ein Wunder fast, dass es die Calor Emag , wo mein Vater einst als Ingenieur gearbeitet hat, noch gibt, wenn auch nicht mehr an der alten Stelle.

Also: Ratingen als Mikrokosmos, an dem ich über meine Lebensjahrzehnte hinweg erfuhr, mit welch ungeheurer Geschwindigkeit sich unsere Welt verändert. Eine Selbstverständlichkeit, dieser Wandel im Sauseschritt? Mitnichten.

Hunderte von Jahren ist eine Stadt wie diese früher nicht über ihre Stadtmauern hinaus gewachsen. Für die Menschen blieben die äußeren Umstände ihr ganzes Leben hindurch praktisch gleich. Ein für uns heute schwer vorstellbarer Zustand.

Wir leben in einer Ära, in der die Beibehaltung eines einmal erreichten Wohlstandsniveaus als Rückschritt begriffen wird - und sei dieses Niveau auch noch so hoch; in einer Zeit, in der wirtschaftliches Wachstum die alles beherrschende Kennziffer für den Zustand des Gemeinwesens ist und nicht die Qualität der Lebensumstände (Frieden, Freiheit, Bruttosozialprodukt).

Ich möchte Ihnen dieses Phänomen des immer schnelleren Wandels kurz beschreiben und sodann einige kritische Anmerkungen machen. Motor der Veränderung ist, wie sollte es anders in dieser durch und durch ökonomisierten Welt sein - Motor ist die Wirtschaft. Der Wandel ist zum Dauerzustand geworden, der Grundsatz für Unternehmen, frei nach Descartes, lautet: „Ich verändere mich, also bin ich.“

Das gilt für die internen Abläufe wie auch für die Beziehungen zu Kunden und Lieferanten. Eine fest gefügte Struktur in den Unternehmen, innerhalb derer die Menschen für längere Zeiträume arbeiten, gibt es kaum noch.

Das gilt aber auch für die Wirtschaftsstruktur. Nie zuvor in der Geschichte hat sich die Unternehmensszene so schnell verändert wie gegenwärtig. Am Mannesmann-Hochhaus in Düsseldorf, über Jahrzehnte für die Menschen dieser Region Symbol industrieller Prosperität und Beständigkeit, lesen wir jetzt den Schriftzug VODAFONE!

Im Frankfurter Stadtteil Hoechst gibt es heute kein Unternehmen mehr, das diesen einst so stolzen Namen trägt.

In Dortmund ging vor wenigen Wochen der letzte Hochofen von Hoesch aus.

Drei Beispiele von vielen.

Ein Internet-Jahr, so werden wir belehrt, entspricht sieben alten Jahren. Die Zeit ist zum entscheidenden Wettbewerbsfaktor geworden. Preis oder Qualität sind untergeordnete Kriterien. Überall wurden die Entwicklungszeiten drastisch verkürzt. Toyota bringt inzwischen in 14 Monaten ein neues Auto auf den Markt. Was, meine Damen und Herren, steht hinter diesem Temporausch? Es sind mehrere Ursachen. Da ist einmal das, was die Amerikaner Hyperwettbewerb nennen. Karl Marx hatte ja noch die These vertreten, der Kapitalismus werde am Ende nur noch aus Monopolen bestehen und an diesem Zustand zugrunde gehen. Das war falsch, wie so manches andere an seiner Theorie. Wir erleben derzeit eine ungeahnte Verschärfung im Kampf um die Kunden. Zweiter Grund: Die sogenannte Globalisierung: nationale Handelsgrenzen fallen, die ganze Welt ist ein einziger Markt, jeder bekämpft jeden.

Ein weiterer Beschleuniger sind, drittens, die globalen Finanzmärkte. Wer Kapital haben will, muß sich auf die Bedingungen der Aktienmärkte einlassen. Die wollen hohe Renditen sehen und treiben die Vorstände mit ihren Gewinnforderungen vor sich her. Hyperwettbewerb, Globalisierung, Druck der Finanzmärkte - dies sind drei miteinander eng verflochtene Treiber.

Der in meinen Augen wichtigste Beschleuniger zum Schluss: Es ist die Halbleiterindustrie, die mit ihrem Innovationstempo praktisch allen Wirtschaftszweigen dieses aberwitzige Tempo aufzwingt.

Ich will Ihnen jetzt an diesem Sonntagmorgen nicht mit den gern verwendeten Zahlen aus der Chipentwicklung kommen. Aber Moores Gesetz kann ich Ihnen nicht ersparen.

Der spätere Mitbegründer von Intel, dem weltgrößten Chiphersteller, formulierte vor 35 Jahren eine Gesetzmäßigkeit, die bis heute weitgehend gilt: Die Rechengeschwindigkeit der neuesten Chip-Generation lässt sich alle 18 bis 24 Monate verdoppeln.

Einkauf, Produktion, Verkauf, die Produkte selbst - alle Bereiche der Unternehmen sind heute, direkt oder indirekt, dem Tempo ausgesetzt, das die Halbleiterindustrie vorgibt. Also: immer schneller, ein Ende ist nicht abzusehen. Was ist die Konsequenz dieser zunehmenden Beschleunigung, dieser immer schnelleren Veränderung?

Um hier weiterzukommen, muss der Ökonom den Philosophen bemühen. In diesem Fall Hermann Lübbe. Er hat sich mit unserem Sujet befasst und spricht von einem „verkürzten Aufenthalt in der Gegenwart“, oder, ganz knapp von: Gegenwartsschrumpfung.

Gegenwartsschrumpfung - was ist gemeint? Nun, eine relativ schlichte Beobachtung: Je größer die Menge der Neuerungen in einer Zeit ist, um so kürzer ist der Zeitraum, in dem unsere Lebensverhältnisse konstant bleiben.

Oder anders herum: Was heute noch als unsere Gegenwart empfunden wird, das ist, weil schnell soviel Neues hinzukommt, morgen schon wieder Vergangenheit. So ist es: Alles muss immer schneller geschehen, die Zeit wird auf diese Weise von uns Gegenwartsmenschen gleichsam verdichtet. Und dieses Phänomen ist ja keineswegs auf die Unternehmenswelt beschränkt. Der Geschwindigkeitsbazillus ist längst von der Wirtschaft auf alle Bereiche der Gesellschaft übergesprungen.

Wer ist heute noch bereit, einen längeren Artikel zu Ende zu lesen? Die Kirchen bieten Zehn-Minuten-Andachten, zum Wochenende macht man sich auf zu einer Städte-Kurz-Reise. Wer „in“ ist, der besucht samstagabends nicht nur eine Party, sondern drei Parties. Zu Ihrer Beruhigung: Festansprachen dürfen nicht länger dauern als 20 Minuten.

Zivilisationskritiker wie Peter Busch sprechen von einer Sucht. Der Mensch könne sich nicht damit abfinden, dass sein Leben begrenzt sei in Raum und Zeit. Er versuche, diese Begrenzung aufzuheben, indem er die Zeitabschnitte seiner räumlichen Gebundenheit kürzt.

Alles Mumpitz, dieses Gejammere über den Geschwindigkeitsrausch, hält dem Peter Glotz entgegen. Die Langsamkeitskultur sei eine Halbschwester der deutschen Innerlichkeit. Glotz weist darauf hin, dass die Kritik an der Beschleunigung so neu nicht ist. Die Entschleuniger feierten letztlich nur das, was Marx und Engels den „Idiotismus des Landlebens“ genannt hätten.

Und er empfiehlt gegen all die, wie er schreibt, altbekannten Formeln romantischer Kulturkritik den Humor der Berliner: „Jeh in dir, Mensch“, empfiehlt da einer. Antwort: „War ick schon, is ooch nischt los“.

Ich habe die Kritik von Peter Glotz ganz bewusst vorgetragen, weil ich nicht den Eindruck erwecken will, ich hielte hier ein Plädoyer gegen jedwede Veränderung.

Wandel muss sein, sonst wäre das Leben ja doch verdammt langweilig. Ich lasse mich auch viel zu sehr von technischen Innovationen faszinieren, als dass ich hier pauschal jenen Zivilisationskritikern das Wort reden möchte, die da von einem Wettlauf der Besessenen reden.

Nicht hinter jeder technischen Neuerung steckt gleich die Apokalypse. Aber ich halte schon die Frage für legitim, ob der Mensch denn tatsächlich dieser neuen Welt gewachsen ist, die wir da geschaffen haben und täglich schaffen.

Das Unbehagen an dieser Entwicklung lässt sich auch von den Geschwindigkeitsberauschten nicht bestreiten. Wie anders wäre sonst der Erfolg eines Buches wie Nadolnys „Entdeckung der Langsamkeit“ zu erklären?

Wie sonst der allentalben zu beobachtende Rückzug ins Private? Es gibt inzwischen nicht mehr nur Fastfood, sondern auch eine Slowfood-Bewegung; und in Amerika, das ja immer vorne weg ist, gibt es die Slobbis - Abkürzung für „Slower, but better working people“.

Wir erleben einen erstaunlichen Aufschwung des Museumswesens. Überall entstehen neue Museen als Mittelpunkte des kulturellen städtischen Lebens. Und die Museen sind voll, auch voll mit jungen Menschen. Hermann Lübbe sieht in diesem Trend eine Antwort der Menschen auf das erhöhte Veränderungstempo: Die Dynamik unserer Zivilisation, schreibt er, erzwingt Herkunftsvergegenwärtigung. Herkunftsvergegenwärtigung: Solche Wörter fallen eben nur Philosophen ein.

Soll heißen: Die Menschen suchen in den Museen Sicherheit darüber, woher sie kommen. Diese Sicher-

heit über die eigene Herkunft macht sie erst fähig für die Modernität, für eine zunehmend kürzere Gegenwart.

Beschleunigung, Entschleunigung: Wie, meine Damen und Herren, geht es weiter? Wird das Tempo der Veränderung noch zunehmen?

Wir als Deutsche, als Europäer, sind, Stichwort Globalisierung, eingebunden in eine Weltwirtschaft, die mit ihren Gesetzmäßigkeiten das Tempo diktiert. Längst lautet in dieser Wirtschaft das Motto nicht mehr, dass die großen Unternehmen die kleinen fressen, dass also Größe das entscheidende Kriterium ist.

Die aktuelle Erkenntnis lautet: die Schnellen fressen die Langsamen. Speed-Management heißt das Postulat; ein, zwei Monate später am Markt, und du kannst dir die Kugel geben, dann war aller Entwicklungsaufwand umsonst.

Also: Ein Ausklinken aus dem globalen Hyperwettbewerb ist natürlich illusorisch.

Deutschlands Wirtschaft ist eine Hightech-Wirtschaft, wie kaum eine andere Volkswirtschaft ausgerichtet auf die Weltmärkte. In Ratingen lässt sich das gut besichtigen. Wir müssen, wenn wir nicht auf einen Gutteil unseres Wohlstandes verzichten wollen, das globale Rennen mitmachen.

Was bedeutet das für die Menschen? Ich bekam kürzlich ein Buch mit dem Titel „Das Prinzip Risiko“ zugesandt, das von zwei US-Management-Gurus geschrieben wurde und das in den USA ein Riesenerfolg sein soll. Auf dem Klappentext war der Inhalt kurz zusammengefasst mit folgender Botschaft: „Das Zeitalter der Sicherheit ist für immer zu Ende - auf dem Markt, im Unternehmen, bei der Karriereplanung, privat. Das Prinzip Risiko wird unser Leben in Zukunft beherrschen, unvermeidlich und als riesige, neuartige Herausforderung“.

Sieht sie also so aus, unsere schöne, neue Welt?

1) Es wird in dieser Welt, so wird uns mit Heilsgewissheit verkündet, keine Spielregeln mehr geben, weil die Regeln dauernd gebrochen werden.
2) Es wird keine Planung mehr geben, weil jeder Plan morgen schon überholt ist.
3) Es wird kein Gleichgewicht mehr geben, weil ständig explosionsartig neue, miteinander wetteifernde Lebensformen entstehen.

Sieht unsere Welt bald so aus? Na ja, ich bin mir bei solchen Prognosen und Handlungsanweisungen nicht so sicher. Wir sollten bescheiden sein und feststellen:

Das Thema eignet sich nicht für Prognosen. Es sind allzu viele unterschiedliche und unkontrollierbare Kräfte, die die industrialisierte Welt in den Geschwindigkeitsrausch getrieben haben. Da gibt es keine schlichten Antworten.

Globalisierung, Hyperwettbewerb, Internet, Shareholder-Value-Denken - vieles ist da in den vergangenen Jahren zusammengekommen, teils in Zusammenhang stehend, teils in eigenständiger Entwicklung. Womöglich gesellen sich in den nächsten Jahren noch weitere Tempomacher hinzu. Möglich aber auch, dass ein solches Zusammentreffen mehrerer Antreiber - finanzwirtschaftlicher wie technologischer - ein Zufall der Wirtschaftsgeschichte war, dass auf diese Phase der Höchstgeschwindigkeit eine Ära mit verlangsamtem Tempo folgt.

Möglich auch, dass die Akteure, also wir alle, sich irgendwann doch diesem allgegenwärtigen Zeitdruck entziehen - einfach deswegen, weil der Mensch nicht gebaut ist für eine so rasche Abfolge von Veränderungen. Viele, die heute das Rennen mitmachen, haben dies, rein materiell gesehen, gar nicht (mehr) nötig.

Immerhin: 80 Prozent der Bundesbürger meinen, alles verändere sich zu rasch. In den USA wurde bereits der Begriff Hurry Sickness geprägt, Geschwindigkeitskrankheit.

Es bleibt jedenfalls die Hoffnung, dass sich irgendwann rumspricht: wer schneller lebt, der lebt nicht unbedingt besser.

Das gilt ja selbst für Unternehmen. Speed, speed, speed, hieß das Leitmotiv von Jürgen Schrempp, als er Chrysler übernahm. Heute wissen wir, er hätte besser daran getan, sich etwas mehr Zeit zu nehmen und in Detroit genauer hinzusehen.

Manches, was da heutzutage in den Unternehmen unter dem Diktat der Geschwindigkeit läuft, erinnert mich an den neuen Hoteldirektor in dem Film „A night in Casablanca“. Befragt, was er denn in seiner neuen Position so alles ändern werde, antwortet er: „Mehr Tempo. Die Vier-Minuten-Eier werden in drei Minuten gekocht, die Drei-Minuten-Eier in zwei. Und wer ein Ein-Minuten-Ei verlangt, bekommt das Huhn.“

Vielleicht lernen die Menschen doch zu unterscheiden: Wo Schnelligkeit unabdingbare Voraussetzung für den Erfolg ist. Und wo Ruhe und Gelassenheit womöglich eher zielführend sind, als dem Geschwindigkeitsrausch zu verfallen.

Vielleicht lernen die Menschen, dass Beständigkeit und Langsamkeit hilfreich sind, um die Balance zu finden in dieser Welt der Chips und des Internet. Jeder, denke ich, hat die Möglichkeit, seine Welt ein wenig zu entschleunigen.

Momente wie dieses Stadtjubiläum können bei einer solchen Übung durchaus hilfreich sein. Der Blick zurück auf Jahrhunderte bewegte Geschichte, wie sie Ratingen erlebt hat und wie sie der Bürgermeister eben kurz skizzierte, dieser Blick zurück ist eben auch, um nochmal auf Hermann Lübbe zurückzukommen, ein Stück Herkunftsvergegenwärtigung.

Eine solche Stadt ist ja für sich zugleich auch ein Museum, ein Museum der verschiedensten Epochen unserer Geschichte bis hin zu einem Museum der Gegenart, der modernsten Gegenwart.

Wer sich in dieser Geschichte umtut, und das Stadtjubiläum, das Sie so ausgiebig feiern, lädt dazu ein, der wird in dieser tempoverrückten Zeit innehalten und feststellen, wie Lübbe schreibt, dass unsere „sogenannte Identität… das Resultat unserer jeweiligen Herkunftsgeschichte ist“.

Meine Rede begann mit Ratingen, und sie endet mit Ratingen: eine Stadt, die sich als bewundernswert zukunfts- und wandlungsfähig erwiesen hat.

Ich beglückwünsche Sie, die Bürger dieser schönen und vitalen Stadt zu diesem Jubiläum und wünsche Ihnen für die Zukunft Ihrer, und das möchte ich sagen dürfen, meiner Heimatstadt alles, alles Gute.

Bereits im Frühjahr schickte uns der 76jährige „Quecke“-Leser Peter Neisen aus Ratingen-Mitte einen kleinen Beitrag zur Stadtjubiläumsausgabe unseres Jahrbuches. Er schrieb dazu: „Ich habe heute gelesen, daß die Bürger sich zum 725. Stadtjubiläum beteiligen können. Ich sende Ihnen deshalb dieses Gedicht.“

Wir veröffentlichen es gerne:

Zum 725. Stadtjubiläum

Ratingen - 725 Jahre Stadt
das heißt nicht - wer hat, der hat.
Unsere Stadt soll weiterleben,
allen eine Zukunft geben.
Wir hoffen - vor allen Dingen -,
daß diese Pläne gelingen.
Ratingen soll sich entfalten.
Was versprochen wurde - muß man halten.
Wir wissen, daß unsere Stadt
auch viele fremde Gäste hat.
Aus aller Welt sind sie gekommen,
auch sie heißen wir willkommen.
Zusammen leben - zusammen stehn,
dann bleibt Ratingen immer schön.

Peter Neisen

Rückblick auf „Ratingen international“ am 24. Juni 2001

Als nach 25 Jahren am 24. Juni 2001 wieder ein „internationales Fest“ im Rahmen unseres Stadtjubiläums auf dem Marktplatz stattfand, waren in der Woche danach alle Besucher, die Presse und auch die Beteiligten des Lobes voll.

So hieß es z.B.: „Der Marktplatz war Treffpunkt der verschiedenen Kulturen, und es wurde eindrucksvolles Zeugnis darüber abgelegt, dass alle Beteiligten integrativer Teil der Stadt sind.“

Das letzte internationale Fest auf dem Marktplatz fand zur 700-Jahrfeier statt. Es ist mir noch deutlich in Erinnerung. Der Marktplatz voll mit Griechen, Jugoslawen und Türken, und außen an den Geschäften schauten damals viele Deutsche Abstand haltend zu.

Internationale Feste hatte es in Ratingen in kleinerem Rahmen schon oft gegeben. Ebenso oft wurde aber auch schon aufgrund der politischen Situation in anderen Ländern auf ein solches Fest verzichtet.

Der Krieg in Jugoslawien hatte in den vergangenen Jahren auch viele aus dieser Region stammende Familien in Ratingen nicht unberührt gelassen, und der Zeitpunkt für ein Fest in diesem Jahr war daher glücklicherweise günstiger als früher.

Von der Planung für einen Tag, in den außer der alteingesessenen Bevölkerung möglichst viele Gruppen eingebunden waren, versprach man sich natürlich viel, konnte er doch in einer Stadt von der Größe Ratingens zumindest eine verbindende Bedeutung bekommen.

Man stand nebeneinander am Stand oder an der Bühne, konnte - ohne große Hürden überwinden zu müssen - über das Programm und die Darbietungen plaudern, konnte neugierig nach der Zubereitung fremd aussehender Gerichte fragen oder gar mit Spaniern, Griechen oder Türken tanzen, wie man es vielleicht im Urlaub bereits gelernt hatte.

Auch wenn hieraus selten längere Beziehungen erwachsen, der andere Umgang miteinander stimmt heiter und entkrampft – auf beiden Seiten.

Aber war es denn eigentlich ein „internationales Fest“?

Ich meine, genau genommen waren es ja – bis auf die Akteure – alles Ratinger, die zum Teil schon seit 30 oder 40 Jahren in unserer Stadt leben und die hier eine neue Heimat gefunden haben. Ausländer ist doch eigentlich im juristischen Sinn der, der „seinen Lebensmittelpunkt“ im Ausland hat.

Ob es Türken, Griechen, Spanier, Jugoslawen, Makedonen, Marokkaner oder Kroaten sind, die Sprecher der verschiedenen Herkunftsstaaten kennen sich seit langen Jahren und von Dutzenden Veranstaltungen. Ihre Kinder kennen sich aus der Schule oder aus den Jugendzentren.

Ihre Kontakte untereinander verlaufen genauso glatt oder auch weniger reibungslos wie die zur Mehrheitsgesellschaft. Man diskutiert und streitet heftig, aber man feiert auch miteinander. Auch wer 40 Jahre hier ist – seine ethnischen Wurzeln hat er nicht aufgegeben – ebenso wenig wie der Deutsche in Australien, der Bayer in Hamburg oder der Aussiedler an der Wolga. Warum soll man dies auch machen und wie soll es funktionieren, wenn man die Türkei heute so schnell erreichen kann wie früher die Kreisstadt.

Es gibt viele Beispiele für die vielfältigen Besonderheiten der Kommunikation zwischen Angehörigen verschiedener Kulturen. Ihre Weltbilder, Wertvorstellungen, sozialen Normen, Sitten und Gebräuche unterscheiden sich oft erheblich.

Nehmen wir nur einige Kleinigkeiten: Hält man bei uns im Gespräch einen gewissen Abstand, so sucht man in arabischen Ländern und auch in der Türkei die Nähe zum anderen.

In vielen afrikanischen Ländern schaut man dem Gesprächspartner aus Achtung und Respekt nicht direkt in die Augen. Bei uns sagen wir schon den Kindern: „Schau mich an, wenn ich mit dir rede!“

Das Schütteln des Kopfes heißt bei uns „Nein“, in vielen asiatischen Ländern aber „Ja“ usw. usw.

Fremdes macht deshalb auch unsicher, Zugewanderte ebenso wie Einheimische. Ängste, Befürchtungen und Vorurteile bauen sich auf und können sich über Generationen festsetzen.

Ausländer - Heimat - Deutsche
Köln, Augsburg, Trier, Bonn, vor zwei Jahrtausenden wurden unsere ältesten Städte gegründet – von Fremden. Soldaten siedelten sich hier ebenso an wie Händler aus Syrien und Nordafrika, Judäa und Griechenland. Juden und Hugenotten aus Frankreich haben den deutschen Staaten Fortschritt gebracht.

Techniker aus England und Belgien haben uns den Umgang mit Stahl, Dampfmaschine und Eisenbahn gezeigt.

Baumeister und Künstler aus Italien haben uns großartige Schlösser und Kirchen geschaffen. Polnische Arbeiter haben manche Industrieregion bei uns mitgeprägt.

»Gastarbeiter« haben in den letzten Jahrzehnten unseren Wohlstand vermehrt. Wirtschaftlicher Aufstieg, soziale Verbesserungen und kulturelle Anregungen – vielerorts waren Ausländer und Fremde aus anderen Teilen Deutschlands die Schrittmacher. Und wir selbst?

Wer hat keine Fremden unter Eltern, Großeltern und Urgroßeltern?

Immer wieder wurden Fremde bei uns Deutschen heimisch. Was die Menschen hier gut, schön oder nützlich empfanden, wurde fest übernommen. Welcher Schützenverein denkt schon heute daran, das der vorangetragene große Schellenbaum von den Osmanen stammt.

Es gibt viele solcher Beispiele.

Vorbereitung und kleine Hürden
In Ratingen leben aktuell Menschen aus über 120 Ländern. Die meisten werden gar nicht als Ausländer wahrgenommen wie Holländer, Franzosen oder Engländer, sie treten ja auch kaum in Erscheinung.

Trotzdem gibt es viele ausländische Einwohner, die in 16 Vereinen organisiert sind und sich auch fast alle mit einem Stand oder einer Gruppe beteiligen wollten.

Die zur Verfügung stehende Zeit, ein Fest von 14 bis 22 Uhr, war für die vielen Interessierten aber einfach zu knapp. Es mussten also Absagen erteilt werden, ohne dass dies gleich zu einem kleinen „ethnischen Konflikt“ führte.

Eine türkische Folkloregruppe

Auch zeigte sich schnell, dass die Vorbereitung neben der weiter laufenden täglichen Arbeit nicht ganz so einfach war.

Sollten oder konnten die Aleviten mit ihrem Stand neben dem Türkisch-islamischen Verein oder die Makedonen neben den Jugoslawen (Serben) stehen? Wer hatte ansehnliche Pavillons für die Stände? Die Vereine hatten keine. Konnte man sie kostengünstig mieten oder sollte man sie besser gleich kaufen. Was war mit den Getränken? Wer sollte das Recht zum Ausschank erhalten, denn dies war bei anderen Veranstaltungen oft ein Streitpunkt gewesen.

Lediglich die griechische und die jugoslawische Folkloregruppe kamen aus Ratingen, die anderen mussten von außerhalb „eingekauft“ werden. Das hieß – langes Handeln um jede Mark, denn die Gruppen hatten auch ihre Kosten für z.T. lange Anfahrten aus Köln, München oder Berlin und zudem für die Reinigung der Kostüme.

Welche Altersgruppen sollten angesprochen werden? Mehr die Jugendlichen, die aber überwiegend deutsch sind und z.T. nur noch ihren ausländischen Pass haben? Oder das Übliche: ein bisschen Folklore, Döner und Fladenbrot? Das konnte es doch auch nicht sein!

Gelder mussten bereitgestellt werden für die Bewirtung der Künstler und Ehrengäste. Also musste ein Sponsor gefunden werden. Da insgesamt zwar akzeptiert wird, dass wir „multikulinarisch“, aber nicht multikulturell sind, sollten da nicht auch Informationen her? Und wenn ja, sollten politische Aussagen zur Flüchtlings- oder gar Einwanderungspolitik kommen, wo wir doch noch dringende Hausaufgaben aus früheren Jahren zu erledigen haben?

Oder haben viele Menschen (Neu- wie Altbürger) langsam die Nase voll von dem Aufzeigen so vieler kleiner und großer Probleme und wollen einfach nur miteinander feiern?

Wir entschieden uns für die letztgenannte Aussage.

Nach 40 Jahren Migration hat jeder schon einmal auf Schul-, Sport- oder Stadtteilfesten Folkloregruppen gesehen. Die Neugierde ist da nicht mehr groß. Das erste Fest auf dem Markt vor 25 Jahren war da einfacher zu gestalten. Es entsprach jedoch nicht mehr der jetzigen „Ausländerlandschaft“.

Nein, wir wollten mal etwas anderes bieten als das, was wir schon kannten und was wir in Ratingen nicht haben. Türkische Pop-Musik, Mariachi-Band, Breakdance und Zigeuner-Jazz im Stile Django Reinhardts, das sollten die Höhepunkte sein.

Bis Mitte Mai lief alles trotz vieler Bemühungen relativ schleppend, und die Leiterin des Kulturamtes,

Frau Langguth, als Hauptverantwortliche der Festwoche, fragte immer häufiger unruhig: „Herr Naber, wie sieht's denn aus?"

Ich beruhigte sie oft mit den Worten, dass alles schon klappen würde, und trotz vieler kleiner Hürden ging dann auch alles wirklich recht schnell.

Die Situation zum Rederecht war im Rat geklärt und Kritiker des Festes besänftigt. Das Konzept des Tages stand ebenso wie der Plan für die Anordnung der Bühne und der Stände.

Da für den Wirt des Bürgerhauses am Marktplatz an diesem Tag kein Recht auf Außenbewirtung vorgesehen war, holten wir ihn mit ins Boot. Die Besucher hätten sich ohnehin auf die Treppe vor den Eingang gestellt. Es hätte Reibungen und Ärger erzeugt, und es ist immer besser, etwas mit dem Nachbarn zu machen als gegen ihn.

Obwohl sie hierdurch kleinere finanzielle Einbußen befürchten mussten, wurde die Lösung auch von allen Vereinen akzeptiert.

Der „Rahmen"

Der Marktplatz wurde von den sechs Ständen umrahmt. Aleviten standen neben den Spaniern, Griechen neben den Makedonen, daneben die Philippiner und dann die Jugoslawen. Es folgten die Türken des Islamischen Vereines und auf der gegenüberliegenden Seite, an der Stirnwand des Bürgerhauses, der syrische Stand. Alle hatten sich große Mühe bei der Auswahl und der Vorbereitung der Speisen gegeben.

Yıldırım Denizli, Künstler in Ratingen, hatte einen früher in Ost-Anatolien gebräuchlichen Erd-Ofen aus Ton nachgebaut und von außen isoliert. Am alevitischen Stand sollte der Ofen mit Holzkohle auf die richtige Temperatur gebracht werden, um dann den Brotteig von innen an die Ofenwände zu werfen. Das alles funktionierte nur bei der richtigen Temperatur und Wurftechnik. Und wie das immer so geht bei alten Traditionen, fast wäre alles schief gegangen, denn es fand sich niemand, der noch diese Kenntnisse besaß.

So musste der Künstler dann selbst üben, bis er es konnte und wurde aber noch glücklicherweise von einer Frau unterstützt, die sich „erinnerte".

Eine mexikanische Mariachi-Gruppe aus München

Und die Künstler...

Die tamilische Kindertanzgruppe, sonst schon allein aufgrund ihrer farbenprächtigen Gewänder sehenswert, war leider wegen einiger Erkrankungen nur mit zwei Kindern erschienen. Trotzdem erhielt sie viel Applaus.

Viel Applaus erhielten auch die Ratinger Frauen, die ursprünglich einmal von den Philippinen stammten und mit Lichtertanz und Bambus dafür sorgten, dass die Zuschauer begeistert schnell näher an die Bühne heran rückten.

Die Mariachi-Band kam aus München und der Rest der mexikanischen Truppe aus anderen Teilen Deutschlands. Ich beschloss, sie zusammen auftreten zu lassen. Wie sich herausstellte, klappte alles – auch ohne Probe – bestens.

Maria, stellv. Leiterin des Jugendzentrums in Ratingen-West und selbst aus Mexiko stammend, übernahm die Betreuung der Gruppe. Diese, wie auch die anderen Gruppen, mussten sich ja mehrfach umziehen, brauchten Räume, Spiegel und Getränke. Gleichzeitig ergab es sich ebenfalls, dass Nikolaus Knille, Sohn mexikanisch-deutscher Eltern, die Moderation mehrsprachig übernehmen konnte. Seine Heiterkeit und sein fröhliches Wesen steckten am Festtag nicht nur mich an.

Micha stellte die jugoslawische Truppe des Vereins „Buducnost" (Zukunft) und außerdem kurzfristig aus Köln die Weltmeister von 1999 im Breakdance. Sie bestand aus Jugendlichen mit türkischer, deutscher und jugoslawischer Abstammung, und Muharrem sponserte „Musti POP", einen jungen türkisch-deutschen Popsänger der Spitzenklasse.

Ein Jahr zuvor hatte ich ihn anlässlich einer türkischen Hochzeit erlebt. Ich war begeistert und hatte mir schon damals seinen Auftritt am 24. Juni zusichern lassen.

Die griechische und die türkische Folklore-Gruppe aus Ratingen und dem Kreis Mettmann waren dann wieder eine Darbietung der traditionellen Kunst. Leichtfüßig und in prächtigen Gewändern schienen die Gruppen über die Bühne zu schweben.

Das Rigo Winterstein Swingtett mit ihrer Musik im Stile Django Reinhardts war eigentlich größere Gagen gewohnt. Sie kamen nur aufgrund guter Kontakte zu Freunden, die wiederum gute Freunde hatten. Wie das nun mal so ist bei „uns Ausländern". Wie sich später herausstellte, war die für sie vorgesehene Zeit von 45 Minuten einfach zu kurz, um nach „Zigeuner Art" richtig in Fahrt zu kommen. Leider gab es hier auch die einzigen technischen Probleme des Tages.

Volkan Erik von den „Westhäkchen" sagte spontan zu, und ich

Volkan Erik von den „Westhäkchen“

bedauerte, dass ich ihn nicht schon früher einmal gehört hatte.

Als ich rein zufällig hinter ihm auf der Bühne stand, sah ich auch viele der älteren Generation der Türken lauthals über ihn lachen. Sicher haben sie in Volkans Auftritt sich, ihren Nachbarn oder auch Freund wiedererkannt.

Als dann als letzter Punkt des Tages die Gruppe „Senjam“ mit wohlklingenden afrikanischen Rhythmen aufspielte, war es schwer einen Abschluss zu finden. Schuld war aber weniger der Alkoholkonsum des Publikums als dessen Begeisterung und der stete Wunsch nach Zugaben. Die „schwarz-weiße“ Gruppe aus dem Senegal und Deutschland fand einen Zugang zu den Herzen der Ratinger wie an diesem Tag keine andere Gruppe.

Zugegeben – wir hatten Glück mit dem Wetter und es stimmte an diesem Tag einfach alles.

Bühne, Technik, Essen und Getränke, die Akteure an den Ständen und viele Helfer, die zusätzlich mit einsprangen.

Die vielen Ratinger, die uns an diesem Tag besuchten – es kamen im Laufe des Tages sicher einige Tausend mit oder ohne deutschen Pass – sie alle feierten miteinander. Der internationale Tag ermöglichte Begegnungen mit vielen Menschen, anderen Kulturen und Mentalitäten. Viele Ratinger sind ausländischer Herkunft. Sie sind aus dem Stadtbild nicht mehr weg zu denken und haben einen Teil der 725 Jahre mit geprägt.

Der Platz wurde zur Bühne, zur Tanzfläche, zum internationalen Büfett und zum Treffpunkt für Gespräche – kurz zum Schauplatz eines fröhlichen Festes.

Wir ließen uns treiben von Gerüchen und Klängen, von Schritten und Rhythmen, mit denen wir den Abschluss der Festwoche in Ratingen feierten.

Vielleicht regt es auch zur Nachahmung an, etwa in der Nachbarschaft als Straßenfest oder im einzelnen Stadtteil. Wir werden immer mit Einwanderern zusammen leben. Dies ist nicht mehr umkehrbar, und je besser wir die Zukunft zusammen gestalten, um so schöner für uns alle.

Falls Sie am 24. Juni nicht kommen konnten, sehen wir uns ja vielleicht beim nächsten „Internationalen Fest“.

Mein Team, Karlheinz Rösnick, Hartmut Meyer und ich würden uns freuen.

Ihr
Franz Naber,

Ausländerbeauftragter der Stadt Ratingen

Ideen für Ihre Raumgestaltung
kompetent aus einer Hand

Korb
Raumausstattung
& Malerbetrieb

Gardinen Stoffe Tapeten Farben Bodenbeläge
Lamellenanlagen Rollos Markisen
Durchführung sämtlicher Maler- und Tapezierarbeiten
Aufarbeiten und Anfertigen von Polstermöbeln

korb

Konrad-Adenauer-Platz 15
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon: (0 21 02) 3 18 17
Telefax: (0 21 02) 89 34 69

Luegallee 9
40545 D-Oberkassel
Telefon: (02 11) 55 787 11
Telefax: (02 11) 55 787 11

Birkenstraße 97
40233 D-Flingern
Telefon: (02 11) 66 29 16
Telefax: (02 11) 66 12 49

„Ratinger sehen ihre Stadt“

Eine Fotoausstellung des FORUM FOTOGRAFIE des Katholischen Familienbildungswerkes zum Stadtjubiläum

Es war schon eine etwas andere Ausstellung, die von Juni bis September 2001 im Medienzentrum unserer Stadt präsentiert wurde. Es war eine Hommage von Ratingern für Ratinger und gleichzeitig ein Geburtstagsgeschenk an unsere Stadt. Wie kam es dazu? –

Als gelernte Fotografin leite ich seit vielen Jahren fotografische Kurse und Workshops im Katholischen Familienbildungswerk in Ratingen. Besonders ambitionierte Teilnehmer/innen, die schon die gängigen Kurse absolviert haben, finden seit einigen Semestern mit dem FORUM FOTOGRAFIE ein Kursangebot, um sich intensiv bildgestalterisch fortzubilden und miteinander die Freude an der Fotografie zu teilen.

Mit Blick auf das 725-jährige Stadtjubiläum und in Absprache mit dem Kulturamt der Stadt Ratingen entschlossen wir, die 16 Teilnehmer/innen und ich, uns bereits 1999, ein fotografisches Stadtporträt zu erstellen, um es in einer Ausstellung im Jubiläumsjahr zu präsentieren.

Bekanntes, Vertrautes, aber auch Neues und Ungewohntes wurde mit fotografischen Mitteln zusammengetragen und zeigte in Einzelfotos, Serien, Collagen und Kaleidoskopien die ganz individuelle Handschrift der einzelnen Bildautoren.

Das Begutachten und Auswählen der auszustellenden Fotografien wie auch die parallel laufende inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Thema „Ratingen“ war ein lebendiger, spannender Prozess, der sich über viele Kursabende hinzog.

Als Ergebnis dieses Prozesses konnten wir ab Anfang Juni im Medienzentrum 80 Exponate ausstellen, die ein vielschichtiges, facettenreiches Stadtporträt ergaben.

Unterteilt waren die Arbeiten in vier Themengruppen:

- **Der historische Kern**
- **Das moderne Ratingen**
- **Ratinger Stadtteile und Landschaften** und
- **Leben in Ratingen** – Arbeit und Freizeit, Brauchtum und Kultur, Feiern und Erinnern.

Die begrenzte Auswahl der in diesem Heft abgedruckten Fotografien aus der Ausstellung war ausschließlich getragen von dem Wunsch, alle **Ratinger Stadtteile** zu repräsentieren.

Wir, die Teilnehmer/innen des FORUM FOTOGRAFIE freuen uns, dass auf diesem Weg ein kleiner Ausschnitt unserer Ausstellungsarbeiten in der „Quecke“ vorgestellt wird und über das Jubiläumsjahr hinaus „im Blick“ bleibt.

Anke Jensen-Giehler

Jürg Schnetter, Breitscheid

Annegret Mainka, Ratinger Hauszeichen

„Zu den Drei Königen“
Düsseldorfer Straße 1

„In der Crone“
Lintorfer Straße 2

„Zum Schwartzen Adler“
Oberstraße 30

„Zum Goldenen Pflug“
Düsseldorfer Straße 15

„Im Roten Löwen“, Markt 3

Ute Schäfer, Ratingen-West

Werner Köhler, Tiefenbroich

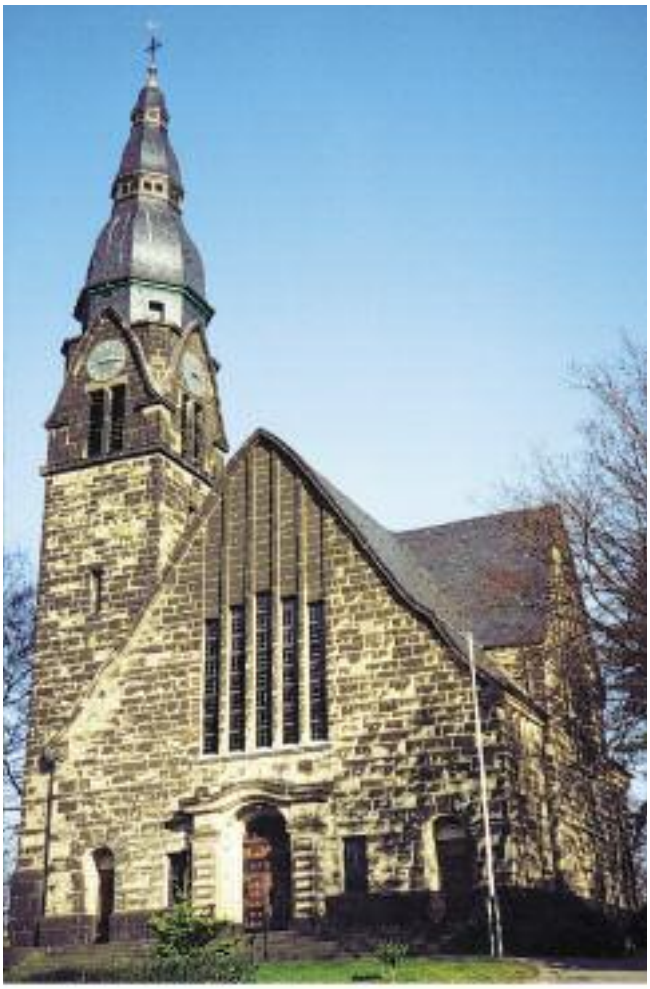
Hans Jörg Frey, Lintorf, Orgel St. Anna

Irmgard Schmitz, Ulenbroich

Anke Jensen-Giehler, Hösel, Jüdischer Friedhof

Anke Jensen-Giehler, Eggerscheidt

725 Jahre Stadt Ratingen



Jutta Köhler, Durchblick zum Markt

Marlu Weber, Homberg, Christuskirche

Kokkola, die finnische Partnerstadt Ratingens

Finnland, das Land der 188.000 Seen, gehört zu den nordischen Staaten. Mit seiner Fläche von 338.145 km² ist es das siebtgrößte Land Europas. Die Ausdehnung des Landes von Nord nach Süd beträgt 1.160 km, die von West nach Ost 540 km. Finnland hat rund 5,2 Millionen Einwohner, von denen 92,7% Finnisch und 5,7% Schwedisch als Muttersprache sprechen. In Finnisch-Lappland leben noch etwa 1700 samischsprachige Einwohner. Finnland ist ein Land zwischen Ost und West und bietet für Kultur- und Naturenthusiasten ein abwechslungsreiches Programm.

Die Stadt Kokkola wurde am 7. September 1620 vom schwedischen König Gustav II. Adolf gegründet. Sie befindet sich in der Mitte des Landes am Bottnischen Meerbusen, rund 480 km nordwestlich unserer Hauptstadt Helsinki und 420 km südlich von Rovaniemi, der Hauptstadt Lapplands am Polarkreis.

Kokkola hat 36.000 Einwohner, die auf einer Fläche von 378 km² leben. Die Stadt ist das Zentrum der Region Mittel-Österbotten (finnisch: Keski-Pohjanmaa) und gleichzeitig die nördlichste zweisprachige Stadt an der Westküste. 18,6% der Einwohner Kokkolas sprechen Schwedisch als Muttersprache. Am 1. Januar 1977 wurde die Gemeinde Kaarlela (schwedisch: Karleby) in die Stadt Kokkola eingemeindet. Der schwedische Name der ganzen Stadt Kokkola ist seitdem Karleby.

Das 1842 erbaute alte Rathaus von Kokkola

Während ihrer fast 400jährigen Geschichte war die Stadt Kokkola eines der wichtigsten Handelszentren am Bottnischen Meerbusen. Sie ist es noch heute. Im 17. und 18. Jahrhundert waren der Teerhandel, der Schiffsbau und die Schifffahrt von großer Bedeutung. Im 20. Jahrhundert kamen die Leder- und Textilindustrie sowie die moderne Großindustrie (z.B. Zink- und Kobaltproduktion) hinzu. In letzter Zeit wachsen auch die IT-Industrie und der Bootsbau in Kokkola. Heute werden 30% der Arbeitsplätze von der Industrie gestellt, 65% der Arbeitnehmer arbeiten im Dienstleistungsgewerbe, und nur 4% leben von der Landwirtschaft.

Der Hafen war die Voraussetzung für die Entwicklung Kokkolas. Seine Fahrwassertiefe beträgt 13 m. Aufgrund dieser tiefen Fahrrinne können auch die größten Schiffe des Bottnischen Meerbusens im Hafen abgefertigt werden. Import und Export verschiedener Waren und Materialien sorgen für einen Umschlag von 3 Millionen Tonnen jährlich, so dass Kokkola einer der wichtigsten Häfen Finnlands ist.

Der Hafen von Kokkola am Bottnischen Meerbusen ist einer der wichtigsten Häfen Finnlands

Der Flugplatz Kokkolas befindet sich 22 km außerhalb des Zentrums und bietet tägliche Direktflüge Helsinki – Kokkola – Helsinki. Außerdem gibt es Charterflüge. Die Zugverbindungen von Kokkola nach Helsinki sind ebenfalls gut. Der Intercity benötigt für die Strecke von 480 km ca. 4½ Stunden. Die Fahrt von Kokkola nach Rovaniemi (420 km) dauert mit der Bahn etwa 5 Stunden.

Kokkola ist sehr gut in das Straßennetz integriert. Die Reichsstraße 8 verbindet Kokkola mit Turku (450 km) und Oulu (200 km), die Reichsstraße 28 geht nach Kajaani (247 km) und die Reichsstraße 13 führt nach Jyväskylä (240 km).

Die Straße Isokatu führt zum Bahnhof von Kokkola.
In der Sommerzeit ist sie ein Paradies für Fußgänger

Leuchtturm und Gästehaus auf der Insel Tankar

Das Historische Museum befindet sich in einem der ältesten Holzhäuser Finnlands (1696)

Die Landschaft um Kokkola ist sanft. Es gibt hier keine Berge. Der Bottnische Meerbusen, die Schären, die Sandstrände, die Felder undd Wälder liegen unweit des Zentrums. Die echte Natur ist ganz nah. Ein besonderes Phänomen ist die Landhebung aus dem Bottnischen Meerbusen seit der Eiszeit vor 9.000 Jahren um ca. 8 mm pro Jahr.

In Kokkola gibt es vier Jahreszeiten: den Winter (Dezember bis März), den Frühling (April/Mai), den Sommer (Juni bis August) und den Herbst (September bis November). Jede Jahreszeit hat ihren besonderen Reiz. Im Sommer sind die Nächte in der Gegend von Kokkola von Mitte Mai bis Mitte Juli ganz hell. Man kann in der Nacht die Tageszeitung ohne Licht lesen.

An der Küste gibt es bei Kokkola tausende Sommerhäuser, in denen die Einwohner von Kokkola den ganzen Sommer verbringen. Der Schluss der Sommerhausperiode wird jedes Jahr am letzten Augustsamstag mit dem sogenannten „Venezianischen Wochenende“ gefeiert. Das ist in Kokkola bereits eine hundertjährige Tradition. Mit hunderten von Feuern an den Ufern entsteht in der dunklen Augustnacht eine Zauberlandschaft.

Im Sommer ist die Leuchtturminsel Tankar in der Schärenlandschaft von Kokkola ein beliebtes Ausflugsziel. Auf der Insel gibt es viel Natur für die Besucher. Man kann auch die alte Fischerkirche oder das Seehunde-Jagdmuseum besuchen. Vom Yachthafen Mustakari fährt man mit dem Motorschiff „Elbatar“ hinüber zur Insel. Erwähnt werden sollte, dass sich auf der Insel Tankar einer der ältesten Yachtclubs der Welt befindet. Kokkola hat mehrere Badestrände und ein modernes Freizeitzentrum. Oder interessieren Sie sich für Golf oder Reitsport? Kokkola bietet auch für diese Aktivitäten gute Möglichkeiten. Der Fußball hat für Kokkola große Bedeutung. In der dritten Woche im Juni spielen 280 Juniormannschaften aus vielen Ländern um den Kokkola Cup. In der Nähe der Stadt gibt es viele Wanderrouten und während der Winterzeit beleuchtete Skiloipen. Das Meer ist vom Dezember

Die evangelisch-lutherische Kirche von Kaarlela stammt aus dem Jahre 1550

bis April zugefroren, und das Skilaufen auf dem Eis ist ein besonders beliebtes Hobby.

An Sehenswürdigkeiten fehlt es in dieser Stadt nicht. Der Plan der Altstadt, Neristan, stammt aus dem 17. Jahrhundert. In den 12 Holzhausvierteln spürt der Besucher die Geschichte. Hier finden sich einige Restaurants und Antikläden. In Kokkola gibt es zahlreiche Museen: z.B. das Kunstmuseum von K.H. Renlund in einem prächtigen Bürgerhaus vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Das Historische Museum ist in einem ehemaligen Schulgebäude von 1696 untergebracht. Kokkola hat ein sehr schönes Naturmuseum und eine wertvolle Mineraliensammlung. Auf dem Kirkonmäki in Kokkola stehen u.a. die mittelalterliche Kirche von Kaarlela (Baujahr 1550), das Pfarrhaus (Baujahr 1736), das Heimatmuseum mit einem Bauernhaus aus dem Jahr 1853, einer Scheune, einer Schmiede, einer Rauchsauna, einer Gerberei und vielen anderen Gebäuden.

Die Stadt Kokkola bietet ein umfassendes Kulturprogramm. Insbesondere die Konzerte mit klassischer und moderner Musik genießen einen guten Ruf. Das Ostrobottnische Kammermusikorchester aus Kokkola zählt zur Zeit zu den besten Kammermusikorchestern Europas.

Die Partnerschaft zwischen Ratingen und Kokkola wurde offiziell im Jahre 1989 begründet. Es ist eine aktive Partnerschaft. Mit diesem kurzen Bericht gehen herzliche Grüße aus Kokkola an unsere 725jährige, schöne Partnerstadt Ratingen. Wenn Sie mehr Informationen über die Stadt Kokkola und Finnland haben möchten, dann wenden Sie sich bitte an unser Verkehrsamt.

Fremdenverkehrsamt der Stadt
Kokkola
Mannerheiminaukio
FIN-67100 Kokkola
FINNLAND
Tel. +358-(0)6-8311 902
Fax +358-(0)6-8310 306
Gsm +358-(0)40-591 3349
arto.jokela@kokkola.fi

Arto Jokela
Tourist Officer

Die moderne Bibliothek von 1999

Gasthof
Gut Porz

Unsere Öffnungszeiten:

Mo. – Sa. 17.00 – 1.00 Uhr
Küche von 18.00 – 22.30 Uhr

An Sonn- und Feiertagen
sind wir ab 11.00 Uhr
durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

Besuchen Sie unseren Wintergarten!
– Gesellschaften bis 60 Personen –

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon 0 21 02 / 93 40 80

Dumeklemmer-Sage

Gen Köllen, Rees und Xanten,
Een och nach Neederlanden,
Do het de hil'ge Suitbert
De Heiden woll all bekiart.

Gen Ratingen kwam he ock fürbaß,
Well do nach ken Chrestendom was.
Doch wuat he nitt guet opgenômen.
Dat Volk het sech für Portz gestemmt,
On het em bluedig den Dûmen geklemmt;
Et het em geschmieten Stên op et Hôpt,
Dat he bedrüeft davon es lopt.
He äwwer rief engremmichlich:
„Dat Volk es hatnäckiglich;
De Nâm, de sall em bliewen,
Well et mech het verdriewen.

Das mittelniederdeutsche Gedicht dürfte um 1500 entstanden sein.
Ursprung und Verfasser sind unbekannt.

Immer wieder erhalten die Ratinger Heimatvereine oder das Stadtarchiv Anfragen von interessierten Bürgern, die wissen möchten, wie die Dumeklemmer-Sage entstanden ist und wie es um ihren Wahrheitsgehalt steht, wo es doch erwiesen ist, daß es zur Zeit der Missionstätigkeit des hl. Suitbertus in Ratingen noch gar keine Stadttore und Mauern gab. Andererseits können doch nicht im Ernst alle geborenen Ratinger darunter zu leiden haben, daß im Mittelalter einigen Übeltätern bei Gericht der Daumen zerquetscht wurde.

Schon vor einiger Zeit schrieb der bekannte Ratinger Bürger ***Ferdi Werner*** *den folgenden Brief an die „Quecke"-Redaktion, um endlich Klarheit in die nebulöse Angelegenheit zu bringen:*

Dumeklemmer-Sagen-Frage

Wenn ech dorch de Oberstroß jonn,
bliev ech me-ist am Dumeklemmer-Brunne stonn.

Kick ech dann no de Dume von de drei Jonges hin,
spür ech, dat ech he jebore bin.

Dobe-i falle mech dozu de Sagen en, un ech frog mech:
„Wie mag dat nu werklech jewese sinn?"

Et jöwt Jeschichtsschriewer, die behaupten vehement,
de Ratinger hädden dem hillije Suitbertus de Dume enjeklemmt.

Denne Ratinger kom de Relijon vom Suitbertus komisch vor,
on do hädden sech e Jerangel afjespillt am Lengtörper Tor.

Angere Jeschichtsschriewer stellden fest,
ne hiesije Scharfrichter hädden no sinnem Recht
denne Sünder et Jeständnis met en Schruwzwing erusjequetscht.

Et wuhd schon sovöll dodröwer jeschriewe,
äwwer noch kinner hätt sech för de een oder angere Version entschiede.

Als Ratinger Bürjer we-iß mer intösche weder hüh noch hott,
un mer erwt desweje me-istens mer Spott.

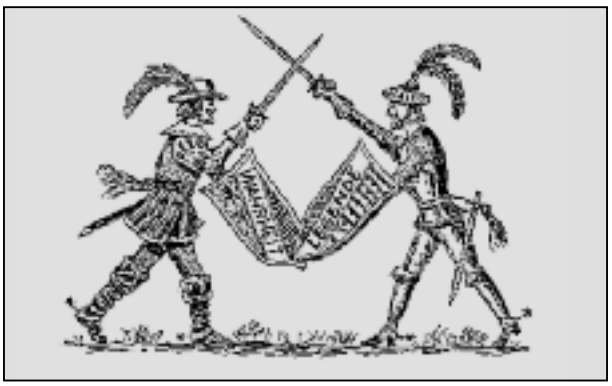
Ech wünsch mech, e-ines Dages doch noch de Antwort op de Frach zu bekomme:
„Wie sinn mir Ratinger denn nu werklich op unsere Name „DUMEKLEMMER" jekomme?

Übrigens hat **Hanni Schorn,** mit der Ratinger Mundart bestens vertraut, dem Briefeschreiber beim Reimen ein wenig unter die Arme gegriffen.

Nach jahrelangem Suchen fanden wir durch Zufall im Nachlaß des 1991 verstorbenen Heimatforschers **Theo Volmert** die Lösung des Problems. In einer „wissenschaftlichen" Arbeit gelang es dem Ratinger **Alfred Remmel** bereits in den 1980er Jahren, die historische Wahrheit zu entschlüsseln. Herr Remmel schrieb die Ereignisse seiner Forschungen in Mundart auf und schenkte Theo Volmert seine Arbeit zum 85. Geburtstag. Gott sei Dank gelang es gerade rechtzeitig zum 725. Geburtstag der Stadt Ratingen, diese wichtige Arbeit wiederzuentdecken und allen Ratinger Bürgern zugänglich zu machen:

Ratenger Jeschä-ichte, so, wiese sech werklech zujedrare hant

Däm Theo Volmert zujedaacht vom Alfred Remmel, de och die Beldches jemalt hätt.



Et es hütt janett-eso e-infach, bei so aale Jeschäichte klohr ze erkenne, wat es wohr, wat hantse verjesse, un wat hantse met dor Zied dozojedischt. So woud döckes ut manch wohr Bejebehei-it dörch Widderverzelle von Jeneration zu Jeneration dämm tatsächlesch Ereischnis entweder wat Utschmöckendes oder och wat Verwerfleches anjehängt. Un wat hütt dann so verzälld wühd, kammer nur noch als Sare oder Lejende beze-ichne. So jeht dat och met unser aale Ratenger Jeschä-ichte, di meest so en zwe-i, dre-i Sätz doherverzällt wede. Nemmer doch nur de Jeschä-icht vom Switbätes un dämm jequetschde Dume, wodörsch mir Ratinger bes heutejendaachs de Spetznome ‚Dumeklemmer' hant. We-il äwer de Jeschä-icht, di jo heh jedds Kenk kennt, och emmer so flöck verzellt wühd, un be-i der de Ratenger unjerechterwe-is ärsch schleit weckkoume, fies an de hestorisch Wohrhe-it vorbe-i jeht, sollt mor sare, et wör ens endlech an dor Ziet, de janse Bejebehe-it esu, wiese sech werklech zujedrare hätt, ens reschdesch un en alle Enzelhe-ide, versteht sech, fastzehaale. Von Aanfang bes Eng. Domet dat ens endlesch klor es,

e-in för allemohl!

Switbätes un de platte Dume

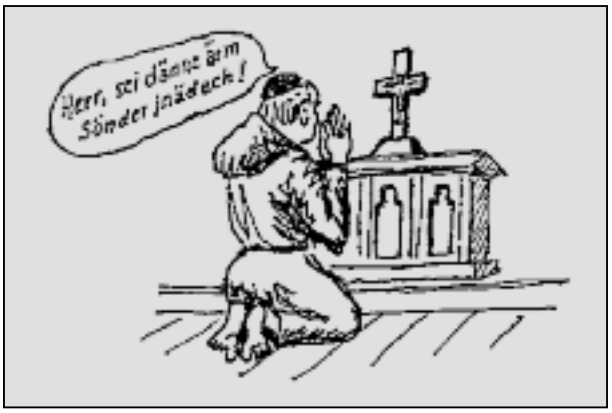
Oder: Wie de Ratenger ze ehre Spetznohme koume

Verdanke dommer jo die Anwesehet von däm Switbätes be uns denne streitlustije Sachse, die de Benediktiner be sinner Missionstätigket be denne Bruktere us demm Land zwische Ruhr un Lippe kurzerhang verjaachden. Dat fromm Plektrudis mott sinnerziet förchterlich jeflennt hann, als et dat erfuhr. Ihre Jemahl, Pippin der Mittlere, Hausmeister der Franke, de sinn Plektrud' um et verrecke nit hülle sinn kunnt, schenkden doroffhin dem Wanderbischoff als son Art Trostplättche dat Werth Rhinhusen, dat heutije Kieschweth, waten Zicklang zur Ehr von dem hillijen Mann och Switbertswerth jenannt wouden.

Un so soß he dann also an enem Owend, wieesu oft, öwer de Kaht vom Berjische Land jeböckt, um sinn Tour vör der nächste Daach zu öwerläje. Un wie e so kiek, feel sinne Bleck op de jans in de Nöh liejende Siedlung Hratuga -

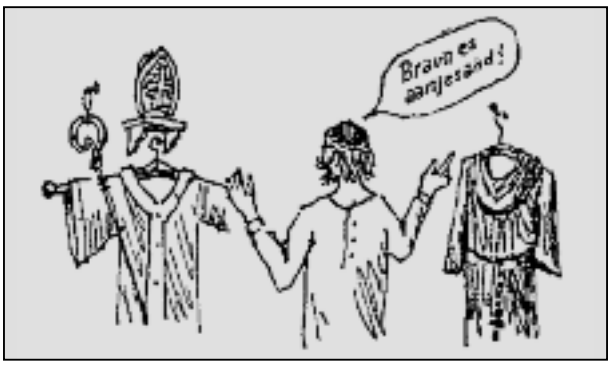
so heeß nämlisch domols Ratengen - un e schläht sech met de Hank vör de Dätz, dattedatt bes hütt, obwohl jans in de Nöh, jlatt öwersenn hätt. „Freut ösch, morje stonn esch op

de Matt“, reepe us, un beschloß, jlich angerendaachs hinzujonn.



De heidnische Ratenger schloß he och jlisch en se Owendjebett en un lähden sech en dämm beruhijende Jefüll, be denne Ratenger e offe Uhr

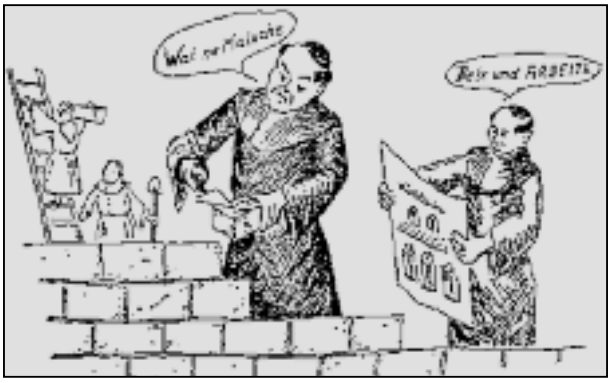
vör sinn Heilslehr ze fenge, schloofe. He wollt sech alls fröh op dor Wech maache. „Wat



aantrecke“ wor sinne ieschde Jedanke am angere Morje. Trocke sinn prächtisch Bischofsornat aan oder sinn enfach braun Mönchskutt? „Hütt jonn ech en braun“, entschloß he sech, we-il he menden, för so enfach Lütt wie de Ratenger wör och en enfach Kle-idung dat Beste.

He hing sech dat Krütz öm, klemmden sech de Bibel onger der Ärm un trock loss. He verafschiededen sech noch von sin Mönsch, die schonn hatt am wirke wore. Kerch un Kloster wor bedds no ärsch prowesorisch un moßden no jebaut werde, ut festem Jestein, versteht sech.

Schlisslich mot sonne Bischoff nit nur zur Ehre Jottes, sondern och för sech un sen Mönschkes e aanständech un standesjemäß Daach öwer dor Kopp hann. He erte-ilden sinn Lütt zum



Afschitt dor Sejen un säht noch „Haut ordentlech eren, Bröder, ech well wat senn, wenn esch no Huss komm.“ Eja, bede un arbede wor jo ehre Ordensjrundsatz, äwer för lauter Arbet bliev zem Beede wennisch Zied. „So hädden se sech dat Klosterläwe net förjestellt“, hürde mer se meckere! Nu, dä Switbätes wor schonn e jot Stöck vörannjeko-ume.

Et wor schön Wedder, un he hatt joude Laun un summden fröhlech „Wemm Jott well reechde Junst erwe-ise“ vör sech hen. Länger wie en Stund wööte be de Schritt, de e hatt, bes Ratenge net bruche. –

Ratenge, jo wat wor dat domols? Wie soh et do us, un wat woren dat för Lütt? Völl wor dat nadörlech net. E paar Hüskes öm ene Platz eröm, un öm all dat eröm ene kräftije Zung, dat de Weldfärkes us em nahe Busch oder anger räuberisch Viehzeuch net an de Hönner jenge oder de Vorrät aanknabbere diede. Törkes zum Erenn- un Erutjonn wore nadörlich drin. De Ratinger selfs woren reechschaffene Lütt, die in Ruh ehr Arbet nohjenge, och wennse als öfters e Päuske make däte. En der damalisch Ziet jowet jo kinn Ongernehmer, Jewerkschaaft oder

sojät, also kinne, de enem sare dät, wie lang mer ärbede dörv oder mösst, wann Bejinn oder Eng, oder wann Zied vör e Päuske wör. Äwer opmerksam worense. E-in oder zwe-i lusterten ständich, wat öm se eröm vörjeng, un so sohen se denn och schon von wiedem de Fremdling, de sech dem Dörp nöherden. De mot met sinn lang braun Kutt jet fremdartisch utjesenn hann, so datt de Henken, de met dem Dreis tesame hütt oppasse dät, utriep: „Auwei, do kütt äwer en ärsch düstere Jeschtalt.“! Aam Pöötzke aanjekoume, woudte wi jede Fremde zenächs emol aanjehalde. De Dreis hof sinne Dreschflejel un riep: „Hault, weh do?“ „Esch heeß Switbert un verkündije ösch dat Chrestendum“, erwidderden dä. Die en de Nöh stonge oder am werke wore, kome als nach un nach

aan, onger ehne och Claes, de Dorpäldesde, dä däm Switbätes fründlich opfordere dät, erennzukomme. Von dämm, wat hütt so en der leidejen Jeschä-icht verzappt wöüd von wejen dem unfründleche Emfang, es jo ki Stärweswörtje wohr. Ledechlech dat Styn, dat wie de meeste

Wiewer wat flöck met de Schnüss wor, saden ze ehrem Nölles: „Mann, jaach doch de Kääl fott“.

Äwer mer hürden däm Switbätes aandächdesch zu, wennjlich dat, wattedo verkünde dät, von däm Chrestendum unnesu, von dänne Ratenger nur ens schwor zu verstonn wor. De Köpp rauchden ehne, un se frochten sech emmer un emmer widder: Chrestendum, ja wat es dat ejentlech?

Nur als he sahden: „Liebet ösch ongerenanger“, steßen sech dat Gretke und de Woulter aan und minden, dat wör emol en joude Boot-

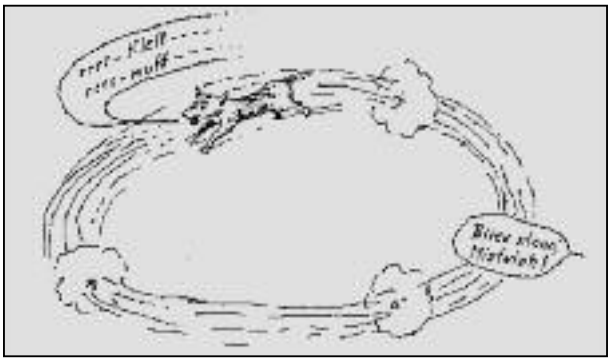
schaaft. Nujo, se woren bidds no ärsch jung, un dat Gretke e rösesch Mensch. Rönderöm jesaht, de Ratenger, wiese do stonge, wore för die Botschaaft, die ene de Switbert brenge dät, noch net riep. Heh wor ene am jähne, ne Angere

minden, de Bätes häuden ärsch om Putz, un de Blare wouden als onöselech. Letzlech jow et och sprochlech Schwerechkedde. De Switbert wor Engländer un hadden be de Friese, di jo e jans ähnlech Kauderwelsch kalle, met Erfolch messjone-irt. Äwer no der kott Ziet en Rhin-

husen wor et woll met der hiesije Mundart schleit bestellt. So es et och zu verstonn, dat he en Äußerung von dem Claes, die demsinnen kleenen Honk, dem „Strolch“ jalt, op sech betrock. De fiese Möppes trock däm Claes wie jekisch am Kiddel eröm, worop de Claes zu dem Vieh jet ärjerlech: „Hau av, Strolch“, sahden!

Manoman, woud de Switbätes jetz äwer kibitzisch, he rollden jefährlich sin Oore, riß Ärm en den Hüh und schreiden laut: „Jottloss Volk, der Düwel soll ösch allesamt zu sech holle!“

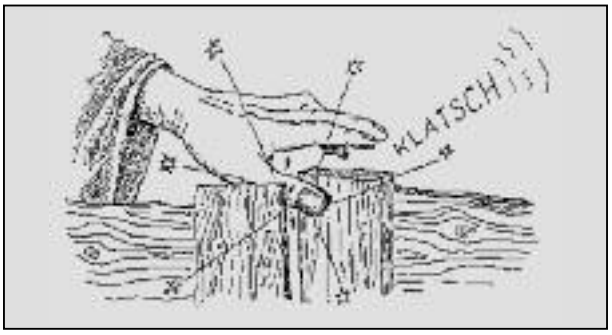
Ut dem Bleckwenkel von dem kleene Strolch mot dat woll ärsch bedrohlisch utjesenn hann, denn de rannden wie von en Tarantel jestoche onger lautem Jekläff wie rammdösesch em Kreis



öm de Switbert eröm. „Bliev stonn, Mistvieh!“ versöckten de Claes em ze beruhije, doch he krech sech nimmi in.

Von jetz aan spetzden sech de Ereischnes dramatesch zu. Claes, de alles donn wollt, um de fromme Jast vör de wüdije Honk ze schütze,

trock dem am Ärm henger dat Pötzke un klappden dat dann flöck widder zu, öm de Strolch utzusperre. De Switbätes mott sech hebe-i woll jet dusselech aanjestellt hann, denn sinne Dume woud dobe-i zweche dat Pötzke jet unsanft enjeklemmt.



Dene Ratenger taat de Vörfall schrecklesch le-id, un se versöckten jlich, „Ieschte Hilfe“ ze le-iste. Kinnesfalls wollden se de lädierte Switbätes, de sech anschecke dät affzuhaue, so jonn

losse. „Du bloots jo wie en Ferkel“, säht de Claes noch, un de Sani kom och jlich met de Bahr aanjefe-ich. Äwer nix wie weg, kehrden de

dene diepbesorchde Ratenger de Rögge zu un lehnden jechlech jodjeminde Hülf av. He mott woll jans schön em Brass jewest sinn, alße de Röckzoch aantrot. Ne Schrett hatte am Liev,

als wöre de Sachse henger em her. He riep dene Ratenger och noch so einijes zu, wat hä äwwer net widderhollt wäde soll, we-il et enem künftije Hillije net jout aansteht. Von owen kom äwer prompt e kräftisch Donnerwedderr erav, un zwesche de Bletz un dene opjerissene düstere Wolke grollden en deepe Stemm: „Öwerlech dech nur jo, watte säß!“

E-ijentlech es de Jeschä-icht he am Eng. Die Ratenger hedden de denkwüedeje Donnerschdach met dor Zied verjesse, so wie de Switbätes dat Janze mem Nohlosse von de Dumeping verjeete hätt. – Wenn de Vörfall net noch e Nachspell jehatt hädden. –

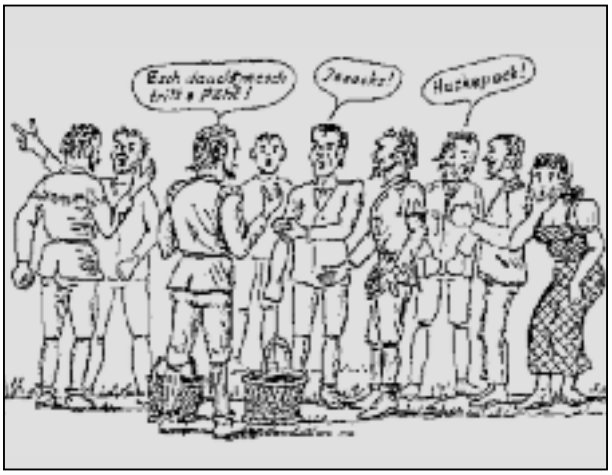
Und dat koum so:

Do trof en Woch späder de Hendrik, dä av un aan met Jemös ut sinnem Jaade und Hönner oder sons wat ze tousche ging, op Fescher ut Düsseldorp, dene he schon emol Fesch jejen sen Ware affnohm. Die ärm Düsseldörper, die sech mie schleit als reit vom Feschfang ernähre däte, woren op son Touschjeschäft drengend aanje-

wiese. Wejen der Wärm wollden de Hendrik äwwer kenne Fesch un sahden, bes ze Hus wör de Fesch schleit. Die Düsseldörper, als se merke diede, dat ke Jeschä-ift ze make wor, fenge aan, de Hendrik zu beschenge, repe „Dumeklemmer“ un lauter son Wöth.

Be-i der Schängere-i, vör allem be-i däm Woth „Dumeklemmer“, däten se de Hendrik ärsch schmörmelesch aanjrense un sech jejense-idesch aanstouße wie Blare, die över erjendjett en jroute Freud hant. De Hendrik wor jans perplex

un wollt wesse, wat dat alles ze bedüdde hätt. Un nu lähten se äwwer loss un verzappten de foljend Jeschä-ischt: „Tja, dat weeß doch als jedds Kenk, dat ehr dämm Switbätes, als he be ösch Enloß bejehrden, de Pootz vör de Plautz jeknallt un em de Dume dobe-i fies jeklemmt haet, datte jebloot hät. Utjeschängt hadderem och noch un Steen op dor Däätz jeschmesse, datte flöck aufhaue mout. Äwwer de Strof hadder als weck, de Nome „Dumeklemmer“ soll ösch ewesch bliewe, un künftech kommese be ösch all meddene platte Dume op de Welt!“

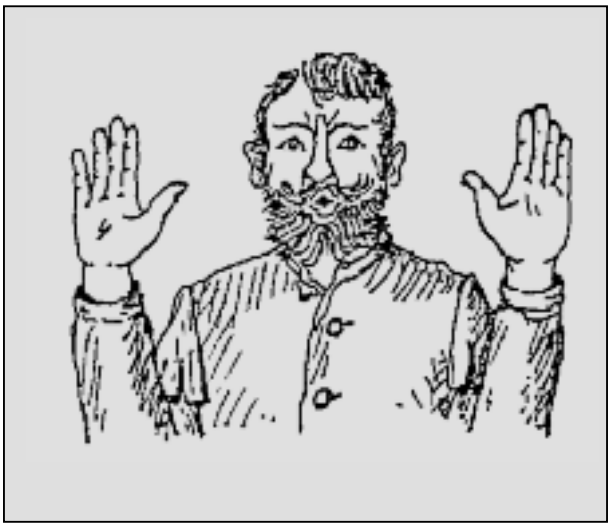


Tja, jenauso hant se dat verzällt! – Do kammer widder emohl senn, wie en harmloss Bejebeheit dörch Wiggerverzälle en kotter Zieht vedrieht wühd. – Mor kann sech le-ich vörstelle, wat loss wor, als de Hendrik de Jeschä-ischt no sinner Röckkehr ut Düsseldorp te Hus verzällden. „Esch dacht, mech trett e Pähd“, reepe us un wor emmer jans opjerä-icht …

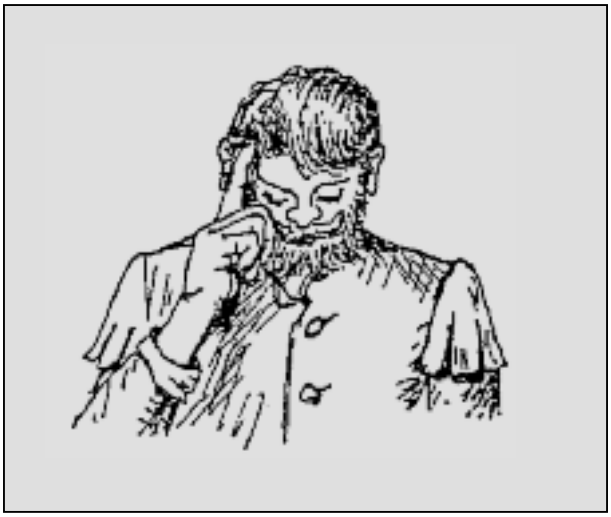
De Ratenger wollden dat, wat de Hendrik do ut Düsseldorp metbrahden, zenächs överhoppt net jlöwe, so datt he de Jeschä-icht e paarmohl widderholle mout. Schlesslech driewe se doch

Hangel metenanger, op de de Düsseldörper völl mieh aanjewiese wohre als de Ratenger, de jo newen dor Landwertschaaf un dör Viehzucht sech och Fesch ut dor Anger holle konnde. Se konnden sech kenne jesche-ite Re-im op dat janße Jeschehe make un menden e-inhellech, mer mößt jejen son böswellesch Verleumdung wat ongernehme, bevör dat am Eng no wiehder en dor Jejend erömverzellt wö-ud. De Ratenger

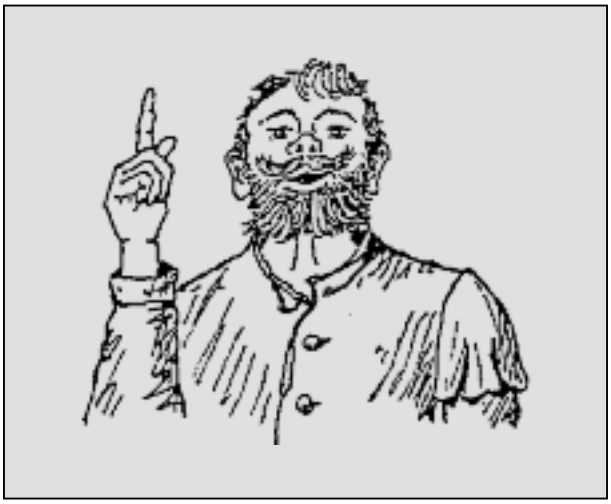
Kähls ballden de Fü-üst von wejen der verlogenen Jeschä-icht un wollden et denne Heckenpennesse ze-ije. Et wouhd hen un her deskedehrt, un de Stemmung he-izden sech dobe-i emmer mieh op. Do jommer dereck hen un verkloppe dem Jesocks dat dreckeleje Lüjemaul, hürtemer. Am beste met de jans Bajasch en dor Rhing erenn, säht ene. Do jont jo de Fesch kapott, drop der angere. Mansch unbedaach Wouht fe-il be-i dene sons so besonnene Ratenger. Nur Claes, de Dorpäldesde, blev ruhesch, un behield als enzejer de Nerwe. –



He hoof senn Häng und säht: „Sett ruhesch, Lütt!“



Dann daache lang un annjestreng noh,



und dät net jans ohne Schtolz dene verdutzte Ratenger sen we-itsechdesch we-ise Entsche-idung verkünde:

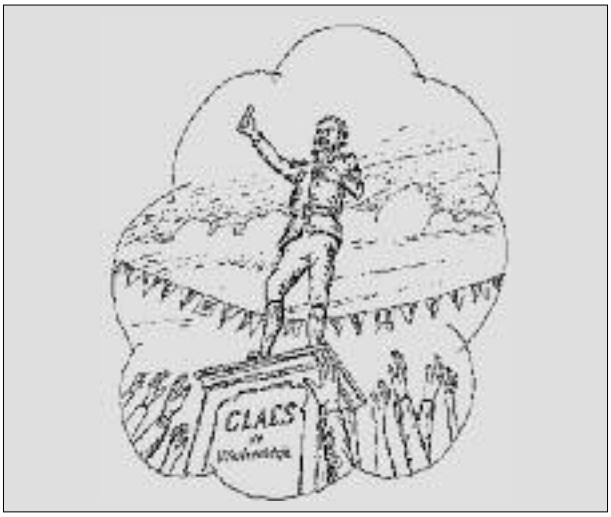
*„Do maache mer janix. – Losse mor die dat ruhesch vorzelle. Un wenn uns ener drop aansprech, verzappe mer em – äwer met e verschmetzt Jrense – die jle-isch Jeschä-icht. Mer hant jo e reen Jewesse un wesse wie et sech werklech zujedrare hätt. De Dume ze-ije mor äwer dobe-i, dat es jot för uns Immetsch!“**

**Immetsch, dat wor üvrejens so Woht, dat de Claes jehn bruche dät un sovöll bedüdde died wie: „Zeich wer de bis, wat de has, wat de kanns“, un woll von de Friese oder Sachse stammden.*

Un so hätt sech dann also – dörch de We-itbleck von dämm Claes, de wußt, dat jejen en umlaufend Jerücht schleit wat ze make es –de Jeschäicht bes op dor heuteje Daach erhalden.

Dene aule Ratenger kammer naachdrächlech nur zu sonne Mann wie däm Claes jratolere, de domols met Kluchhe-it un We-itbleck de Jescheck senner Jeme-inde jelenk hätt. – Oder?

Un so wolle mer dann
de Claes hochlewe losse,
un em op ne Sockel heewe.



Von Anfang an in der AOK:
Weil der Startvorteil entscheidet!
Mehr gibt´s unter Tel.: 0 20 51 - 940-217,
E-Mail: christiane.otto@rla.aok.de
oder www.jobfit.de

Gerade auf dem Sprung ins Berufsleben? Dann fängt das Leben jetzt richtig an - vor allem mit den richtigen Entscheidungen. Zum Beispiel für die eigene Krankenversicherung. Bei der AOK sind Sie von Anfang an bestens aufgehoben. Die ist immer in Ihrer Nähe - mit persönlicher Betreuung, unbürokratischer Abwicklung und einem Service, den Sie sonst erst einmal finden müssen. Denn die Entscheidung für die AOK ist die Entscheidung für die Sicherheit - von Anfang an.
Also: jetzt in die AOK wechseln!

Gutschein

Ja, ich will den entscheidenden Startvorteil der AOK nutzen. Bitte schicken Sie mir:

☐ Job Start, das Berufsstarterpaket

☐ Campus Kompaß, die Info-Zeitung für Studienbeginner

☐ Infos über eine eigene Krankenversicherung bei der AOK Rheinland

☐ Job Start - Die CD-ROM für Berufseinsteiger

Name, Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Telefon

Die AOK darf meine Adresse zu Servicezwecken nutzen.

(Unterschrift)

AOK Rheinland - Die Gesundheitskasse
Regionaldirektion Kreis Mettmann
Fachservice Marketing
Friedrich-Ebert-Str. 123
42549 Velbert

Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile

VI. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. zu Duisburg und zum angrenzenden Reichsforst (16. Oktober 1065)

Mit König Heinrich IV. (1056-1106) betreten wir wieder das Feld der großen mittelalterlichen Politik, das wir bisher nur aus dem Diplom König Ludwigs des Kindes (900-911) kennen gelernt haben. In dem weiten Zeitraum zwischen diesem spätkarolingischen Herrscher und dem Salier Heinrich IV. hat sich nun das politische Gebilde ausgeformt, das wir das mittelalterliche (ostfränkisch-) deutsche Reich nennen und das wir mit der Abfolge der Königsdynastien der (Spät-) Karolinger (bis 911), Ottonen (Sachsen) (919-1024) und Salier (1024-1125) in Verbindung bringen können. Einer größeren politischen Organisiertheit von „Staat“ unter den Karolingern folgte dabei die „Herrschaft ohne Staat“ der ottonischen Herrscher Heinrich I. (919-936), Otto I. (936-973), Otto II. (973-983), Otto III. (984-1002) und Heinrich II. (1002-1024), denen im 10. Jahrhundert aber gleichwohl die Konsolidierung und Ausweitung ihres Machtbereichs gelang, u.a. durch die Einbeziehung Nord- (Reichs-) Italiens, die Einflussnahme in Mittel- und Süditalien, auch auf das Papsttum, und den Erwerb des Kaisertums (962); der erste salische König Konrad II. (1024-1039) konnte sich zudem in den Besitz des Königreichs Burgund setzen (1033). In die Zeit des 10. und beginnenden 11. Jahrhunderts gehört auch die Ausbildung der sog. ottonisch-salischen Reichskirche, d.h. jener Kirchenordnung, die dem jeweiligen König Einfluss auf Bischofskirchen und Abteien sicherte. Der König war der nach der damaligen Auffassung im Gottesgnadentum wurzelnde „Stellvertreter Christi“ (vicarius Christi) und damit mehr als ein Laie, er verfügte im Rahmen des servitium regis (des „Königsdienstes“) über einen Teil der wirtschaftlichen Erträge „seiner“ Kirchen und Klöster, er setzte Bischöfe und Äbte ein (Investitur). Das Reichskirchengut, der Besitz der Bistümer und Reichsabteien, trat neben das Königs- oder Reichsgut, den Großgrundbesitz der Könige, denn königliche Besitzschenkungen an Kirchen kamen wiederum – über den Königsdienst – den Herrschern zugute. Bischöfe und Äbte bildeten ein wirksames politisches Gegengewicht zum weltlichen Adel, zu den Mächtigen, den Herzögen und den Grafen.

Gerade in einer Zeit geringer königlicher Macht musste dieses Herrschaftssystem in eine Krise geraten. Die langdauernde Unmündigkeit König Heinrichs IV., der 1056 seinem Vater nachfolgte und nach fränkisch-ribuarischem Recht im Frühjahr 1065 im Alter von zwölf Jahren mündig wurde, war sicher nicht dazu angetan, die Stellung des Königtums zu stärken, zumal der Kaiserin Agnes von Poitou (†1077), der Mutter Heinrichs IV., als Regentin (1056-1062/65) mitunter politisches Durchsetzungsvermögen fehlte. Ein Tiefpunkt königlicher Macht war sicher erreicht, als der achtjährige Heinrich in seiner Pfalz auf der Rheininsel (Düsseldorf-) Kaiserswerth von Erzbischof Anno II. von Köln (1056-1075) Anfang 1062 entführt wurde. Heinrich wandte sich danach zunehmend seinem Freund und Berater, dem Erzbischof Adalbert von Bremen-Hamburg (1043-1072) zu. Der Reichskirche eben dieses Adalbert übertrug am 16. Oktober 1065 der König mit der nachstehenden Urkunde ausgedehntes Königsgut, d.h.: den Hof Duisburg sowie einen Forst mit königlichem Bann zwischen Rhein, Ruhr, Düssel und der „Kölner Straße“. Hof und Forst sind aber wohl nicht lange der Kirche von Bremen-Hamburg verblieben. Das Reichsgut unterstand danach wieder dem Grafen der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft, der es im Rahmen einer sog. Reichsgutvogtei verwaltete.

Der Wortlaut der lateinischen Urkunde – sie ist übrigens nur als Abschrift aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts überliefert – lautet nun übersetzt:

Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit. Heinrich, durch göttliche Milde begünstigt, König.

Weil das Recht, allen zu dienen, eine königliche Würde ist, werden vornehmlich aber die kirchlichen Rechte von uns beachtet, weil, wenn diese fehlen, dies [zwar] erträglicher dem Menschen als Gott ist, wenn diese jedoch nicht fehlen, wir um so ehrerbietiger Gott als dem Menschen gehorchen. Wir jedenfalls wünschen, die Art der Vorfahren nachzuahmen, und wollen die kirchlichen Güter vermehren, das Vermehrte bewahren und - soviel wir können - unserem Schutz übergeben, insoweit unser jugendliches Leben, das nach mannhafter Kraft lechzt und hofft, darin unterstützt zu werden, wenn sie sich offenbart haben mag, sowohl die Ehre des Gebens in Gott bekommt als auch die Gnade nicht verliert, das zwischen den Menschen Gegebene zu bekräftigen. Daher wollen wir, dass allen unseren und Christi Getreuen, den zukünftigen und den gegenwärtigen, [das Folgende] bekannt gemacht werde: Wir belohnen geziemend die erzbischöfliche Kirche Hamburg, die zu Ehren des Herrn, unseres Erlösers und dessen unbefleckter Mutter Maria sowie des seligen Apostels Jakobus und des heiligen Märtyrers Vitus erbaut ist, und geben und übergeben zu Eigentum dem verdienten Adalbert, dem Erzbischof von Hamburg, unseren Hof namens Duisburg, im Ruhrgau in der Grafschaft des Pfalzgrafen Hermann gelegen, mit allem Zubehör; das ist: Hörige beiderlei Geschlechts, Flächen, Gebäude, Höfe, Weingärten, Wiesen, Saatfelder, Weideland, Wälder, Forste, Forstaufseher, Jagden, kultivierte und nicht kultivierte Flächen, stehende und fließende Gewässer, Mühlsteine, Mühlen, Fischteiche, Sterbegelder und Erträge, Wege und unwegsames

Gelände, abgesteckt und vermessen, auch Münzen und Zölle im ganzen Distrikt. Wir fügen darüber hinaus einen Forst mit unserem Bann der vorgenannten Kirche hinzu, und zwar im Dreieck der Flüsse mit Namen Rhein, Düssel und Ruhr gelegen und so bestimmt, dass er sich entlang der Ruhr aufwärts bis zur [Essen-] Werdener Brücke erstreckt und von da aus entlang der Kölner Straße bis zum Fluss Düssel, dann gemäß dem Herabfließen dieses Flusses zum Rhein und entlang des Flussbettes des Rheins bis dahin, wo die Ruhr in den Rhein fließt. Dies gemäß dieser nämlichen Entscheidung, dass der genannte Adalbert, der Erzbischof des Bischofssitzes, und seine Nachfolger darüber - wie bei sonstigen gesetzlich erworbenen Gütern ihrer Kirche - frei verfügen können und die Macht haben, dies zu besitzen, zu tauschen, zu verleihen oder was sie auch immer zum Nutzen ihrer Kirche damit machen wollen. Und damit diese unsere Schenkung fest und unerschüttert die ganze Zeit hindurch bleibe, befehlen wir, diese Urkunde aufzuschreiben, durch eigene Hand zu bekräftigen und durch den Eindruck unseres Siegels zu kennzeichnen.

Siegel des Herrn König Heinrich IV.

Ich, Kanzler Sieghard, habe anstelle des Erzkanzlers Siegfried rekognisziert.

Gegeben an den 17. Kalenden des November, im Jahre nach der Geburt des Herrn 1065, Indiktion 3, auch im 11. Jahr nach der Krönung des Herrn König Heinrich IV., im 9. Jahr seines Königtums. Gegeben in Goslar; im Namen Gottes gesegnet und amen.

Der Hof (curtis) Duisburg und der angrenzende Reichsforst (forestis) waren Teil von Besitz und Rechten des Königtums im Raum zwischen Rhein, Ruhr und Wupper: Die königlichen Pfalzorte Duisburg und Kaiserswerth mit dem umliegenden Reichsgut und die amtsrechtlich organisierte Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft standen neben den königsunmittelbaren geistlichen Gemeinschaften in Werden und Kaiserswerth. Der Königshof in Duisburg war, wie wir unschwer aus seinem in der Urkunde mitgeteilten Zubehör erkennen können, Zentrum einer (königlichen) Grundherrschaft mit ihren abhängigen Leuten, den Ländereien aus eigenbewirtschaftetem und Leiheland, den Sonderbereichen wie Mühlen, Forsten, Weingärten und Fischteichen sowie diversen Rechten und Einnahmen. Näheres ist aus der zu allgemeinen Charakterisierung des Königshofes und seiner Grundherrschaft leider nicht zu erfahren.

Duisburg, der (ein) Vorort der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft, im Ruhrgau gelegen, war im früheren Mittelalter ein Zentrum königlicher Macht am Niederrhein. Die historische Forschung vermutet die Existenz eines Königshofes an der Einmündung der Ruhr in den Rhein schon für das 8. Jahrhundert. Im Winter 883/84 lagerten Normannen in Duisburg, bis sie im darauf folgenden Frühjahr von dort vertrieben werden konnten. Zum Jahr 893 ist eine friesische Kaufleutesiedlung bezeugt. Spätestens im 10. Jahrhundert war Duisburg Pfalzort der ostfränkisch-deutschen Könige; Heinrich I. hielt hier 929 eine Kirchensynode ab, Aufenthalte in der Pfalz sind für Otto I. (955, 966), Otto II. (973, 976, 979), Otto III. (985, 986, 993, 1001) und Heinrich II. (1002, 1005, 1009, 1016) überliefert. Zusammen mit Kaiserswerth wurde Duisburg und das umliegende Reichsgut nach 1016 an den rheinischen Pfalzgrafen Ezzo (996-1034) verschenkt; um 1045 gelangte diese Schenkung wieder zurück an das Königtum. Heinrich III. und – wie wir gesehen haben – Heinrich IV. hielten sich jedoch in der Folgezeit überwiegend in der neuen salischen Pfalzanlage in Kaiserswerth auf, Duisburg geriet zunehmend ins politische Abseits.

Ein wesentlicher Bestandteil königlicher Rechte und Güter im Gebiet zwischen Ruhr und Wupper bildete nun der Duisburg umgebende Reichswald. Vielleicht war die unmittelbar rechts des Rheins gelegene Waldzone ursprünglich als vorgelagertes Glacis des römischen Limes römisches Staatsland gewesen, bevor es in die Hand der fränkischen Merowingerkönige kam und von dort über die Karolinger als Reichsgut an die ostfränkisch-deutschen Herrscher gelangte. Der Reichsforst, soweit Heinrich IV. ihn verschenkte, lag nach unserer Urkunde zwischen Rhein, Ruhr, Düssel und „Kölner Straße“, war mithin Teil des südlich der Ruhr gelegenen Wenaswaldes. Forst bedeutet dabei ein durch königliche Einrichtung und Abgrenzung, durch „Einforstung“, entstandenes Gebiet aus Wald und Ödland, in dem Jagd und Fischfang dem König vorbehalten, Rodung, Holzgewinnung und Eichelmast eingeschränkt waren. Diese Rechte waren zusammengefasst im sog. Forst- und Wildbann; Aufseher (forestarii, „Förster“) überwachten dessen Einhaltung. Es bleibt noch das Offensichtliche zu erwähnen, dass der Reichsforst auch den Ratinger Raum umfasst hat.

Unsere Urkunde erwähnt erstmalig eine „Werdener Brücke“ und eine „Kölner Straße“. Dies soll auf die Frage führen, welche Straßen die weitere Umgebung Ratingens im hohen Mittelalter durchquert haben. Leider unterrichten uns die früh- und hochmittelalterlichen Quellen nur in wenigen Fällen konkret über die Existenz von Straßen und Wegen. Die „Kölner Straße“, die strata Coloniensis – so die Urkunde –, verlief im Osten des Ratinger Raums in Nord-Süd-Richtung, mindestens von Köln nach [Essen-] Werden, wobei sie einmal – am südöstlichen Eckpunkt des Forstes - die Düssel überquerte, zum anderen – an der nordöstlichen Ecke des Reichswaldes – beim Benediktinerkloster Werden auf die Ruhr traf; die „Werdener Brücke“, eine Holzkonstruktion, wie man aus den Urbaren des Ruhrklosters weiß, überspannte dort den Fluss.

Weitere Straßen, die wir uns im übrigen als ein den jeweiligen (Witterungs-) Verhältnissen angepasstes Wegesystem vorstellen können, waren im Ratinger Raum: der 875 erstmals in den Quellen belegte Hilinciueg („Heiligenweg“), der vom Düsseldorfer Raum, vielleicht Kaiserswerth, über Ratingen ins Niederbergische nach Heiligenhaus, Velbert und Hattingen führte; eine westlich des Ratinger Raums parallel zum Rhein von Köln nach Duisburg verlaufende Straße; eine am Kaiserswerther Rheinübergang beginnende Straße, die über Angermund nach Werden lief. Im Raum zwischen

Duisburg und Werden bzw. Essen trafen dann die von Süden kommenden Kölner Straßen auf das Straßensystem des west-östlich orientierten Hellwegs von Duisburg nach Magdeburg.

Beleuchten wir zum Abschluss unserer Urkundenanalyse noch das weitere Schicksal König Heinrichs IV.! Der hatte in den 70-er und 80-er Jahren des 11. Jahrhunderts vehemente Widerstände gegen sein Königtum zu überwinden. Die hauptsächlich sächsische und schwäbische Opposition verband sich dabei während des Investiturstreits (1075-1122) mit der päpstlichen Reformpartei. Im Investiturstreit, den wir in einem engen Zusammenhang mit der Kloster- und Kirchenreform des 10. und 11. Jahrhunderts sehen müssen, ging es insbesondere Papst Gregor VII. (1073-1085) um die Zurückdrängung weltlichen Einflusses auf die Kirche – hier sind Simonie (Kauf kirchlicher Würden), Laieninvestitur (Einsetzung von Geistlichen durch Laien) und Nikolaitismus (Priesterehen) zu nennen – bei kirchlicher Zentralisierung hin zu einer Papstkirche. Die päpstliche Partei im Investiturstreit meinte nun mit dem Laien, der sich in die Belange der Kirche einmischte, auch und gerade den deutschen König. Das System der ottonisch-salischen Reichskirche war gefährdet, wenn der König nicht mehr die Einsetzung von Bischöfen und Äbten in seinem Sinne beeinflussen konnte. Aber auch Exkommunikation und Gang nach Canossa (25.-27. Januar 1077), das Gegenkönigtum Rudolfs von Rheinfelden (1077-1080), die Aufstände seiner Söhne Konrad (1093) und Heinrich (1105) bedrohten die Herrschaft Heinrichs IV., der sich trotz allem immer wieder im König- und Kaisertum (1084) behaupten konnte. Erst unter seinem Sohn Heinrich V. (1106-1125) endete mit dem Wormser Konkordat vom 23. September 1122 der Investiturstreit.

Literatur: Die Urkunde Heinrichs IV. ist ediert bei: Lacomblet, T. (Bearb.), Urkundenbuch für den Niederrhein, Bd.I, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrhUB I 205, in den Monumenta Germaniae Historica: Die Urkunden Heinrichs IV., hg. v. D. von Gladiss und A. Gawlik (= MGH, Diplomata. Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Bd.6), 1941-1952, Ndr Hannover 1959-1978, DHIV 172 und bei: Bergmann, W., Budde, H., Spitzbart, G. (Bearb.), Urkundenbuch Duisburg, Bd.1: 904-1350 (= Duisburger Geschichtsquellen, Bd.8), Duisburg 1989, Nr.7. Zur Urkunde vgl. noch: Bötefür, M., Buchholz, G., Buhlmann, M., Bildchronik 1200 Jahre Werden, Essen 1999, S.44, zu König Heinrich IV. siehe: Boshof, E., Die Salier (= Urban Tb 387), Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1987, S.161-175, 188-266. Die Bedeutung des mittelalterlichen Waldes stellt heraus: Semmler, J., Der Forst des Königs, in: Semmler, J. (Hg.), Der Wald in Mittelalter und Renaissance (= Studia Humaniora, Bd.17), Düsseldorf 1991, S.130-147, die Rolle des Reichsforstes zwischen Rhein, Ruhr und Düssel schildert zuletzt: Buhlmann, M., Ratingen bis zur Stadterhebung (1276). Zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte Ratingens und des Ratinger Raumes, in: Ratinger Forum 5 (1997), S.5-33, hier: S.15f. Ebd., S.23f bietet einen Einblick in die früh- und hochmittelalterlichen Straßen in und um Ratingen; zu den vorgeschichtlichen und mittelalterlichen Straßen vgl. aber noch: Krumme, E., Der Mauspfad zwischen der Ruhr und der Itter und seine Parallelstraßen, in: Romerike Berge 10 (1960/61), S.145-158; Krumme, E., Die kölnischen Straßen im niederbergischen Raum, in: Romerike Berge 11 (1961/62), S.68-80; Krumme, E., Straßenübergänge im Flußdreieck Rhein/Ruhr, in: Romerike Berge 12 (1962/63), S.59-73; Krumme, E., Alte Verbindungsstraßen im Innern des niederbergischen Raumes, in: Romerike Berge 14 (1964/65), S.29-40. Das Duisburg des früheren Mittelalters wird u.a. geschildert in: Heid, L., Kraume, H.-G., Lerch, K.W., Milz, J., Pietsch, H., Tromnau, G., Vinschen, K.-D., Kleine Geschichte der Stadt Duisburg, Duisburg 1983, S.37-40.

VII. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. für die Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft (29. Dezember 1071)

Die sich im 11. Jahrhundert als Kanonikerstift darstellende geistliche Gemeinschaft in (Düsseldorf-) Kaiserswerth steht im Mittelpunkt der nachstehend aufgeführten Urkunde König Heinrichs IV. (1056-1106). In dem lateinischen Originaldiplom – mit Chrismonzeichen (C.), Hochschrift, Monogramm (M.) und aufgedrücktem, aber fast zur Hälfte zerstörtem Wachssiegel (SI.) - schenkt Heinrich den Kanonikern zur Vermehrung ihrer festtäglichen Brotrationen, der Brotpräbende als Teil des Unterhalts, Besitz in der näheren und weiteren Umgebung von Kaiserswerth. Im Gegenzug wurden die Kleriker verpflichtet, täglich für das Seelenheil Heinrichs und seiner Familie, der Lebenden wie der Verstorbenen, zu beten. Die Königsurkunde lautet:

(C.) Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit. Heinrich, begünstigt durch göttliche Gnade König. Wenn wir den Kirchen Gottes Ehre erweisen und dafür sorgen, sie zu erweitern und hervorzuheben, so haben wir sowohl die sichere Hoffnung als auch den Glauben, dass daraus Festigkeit dem Königreich erwächst, uns aber Heil in diesem wie auch im zukünftigen Leben. Daher wollen wir, dass überall in unserem Königreich verkündet und veröffentlicht wird, dass wir [das Folgende] veranlasst haben für die Kaiserswerther Kirche zu Ehren Gottes und des heiligen Bekenners Suitbert, der in dieser Kirche und den Teilen ruht und Wunder wirkt: Unser Kaplan Siegfried, der Propst dieses Ortes, sprach nämlich demütig und ehrerbietig die Majestät unserer Thrones an und forderte von unserer Gnade für seine Brüder, die dort dienen, an den einzelnen Festtagen ein halbes Brot mehr. Wir versprechen aber, seine Bitte zu erfüllen, zumal unsere geliebte Königin Bertha sich dafür eingesetzt hat, und schenken mit Unterstützung auch unserer Getreuen, nämlich des Kölner Erzbischofs Anno, des Hamburger Erzbischofs Adalbert, des Bischofs Eppo von Zeitz, des Osnabrücker Bischofs Benno, des Bischofs Adalbert von Worms, des Bischofs Heinrich von Speyer, des Straßburger Bischofs Werner, auch der Herzöge Rudolf von Schwaben, Welf von Bayern und Otto von Sachsen, an die besagte Gemeinschaft des heiligen Suitbert zur Vermehrung der Pfründe der Brüder das, was Guntram, der Dienstmann unseres Vaters, hatte als Lehen in der Grafschaft des Pfalzgrafen Hermann und in den Orten [Duisburg-] Mündelheim, Rheinheim, [Mülheim-] Serm, [Düsseldorf-Unter-] Rath, Mettmann, [Solingen-] Wald, Scheven [bei Ratingen-Homberg] [und] [Krefeld-] Oppum. Wir geben [dies] aber gemäß königlicher Sitte zu dauerndem Eigentum mit allem Zubehör - das ist: Hörige beiderlei Geschlechts, Grundstücke, Gebäude, Abgaben und Einnahmen, bebautes und unbebautes Land, Wege und Unwegsames, Äcker, vermessen und ausgesucht, Weiden, Wiesen, stehende und fließende Gewässer, Mühlsteine, Mühlen, Fischereien, Wälder – und

mit all dem Nutzen, der in jeder Hinsicht auftreten oder vorkommen kann. [Dies geschieht] unter der Bedingung, dass dort an jedem Tag eine Messe gelesen werde für die Seelen unserer Vorfahren, unseres Großvaters Konrad [II.], unseres Vaters seligen Angedenkens, des Kaisers Heinrich [III.], und nicht zuletzt unserer Mutter Agnes, und wegen unseres ewigen Heils. Damit also diese unsere königliche Schenkung in jeder Zeit fest und unveränderlich bleibt und sie auch den Späteren zur Kenntnis gelangt, haben wir befohlen, das Schriftstück zu beurkunden und dieses, mit eigener Hand bekräftigt, durch den Eindruck unseres Siegels zu bestätigen und zu unterzeichnen.

Zeichen des Herrn Heinrich IV. (M.), des unbesiegbarsten Königs.

Ich, Kanzler Adalbero, habe statt des Erzkanzlers (Sl.) Siegfried rekognisziert.

Gegeben an den 4. Kalenden des Januar im Jahr der Fleischwerdung des Herrn eintausend 72, Indiktion 10, aber im 18. Jahr der Einsetzung des Herrn König Heinrich, im 16. Jahr aber des Königtums; geschehen zu Worms; im Namen Gottes selig; amen.

Beginnen wir mit der Datierung am Schluss der Urkunde! Das Tagesdatum bestimmt sich nach dem römischen Kalender mit den zentralen Tagen Kalenden, Nonen und Iden im Monat. Und zwar fallen die Kalenden eines Monats immer auf den Monatsersten, im Januar, Februar, April, Juni, August, September, November und Dezember die Nonen auf den 5., die Iden auf den 13. des Monats, im März, Mai, Juli und Oktober die Nonen auf den 7., die Iden auf den 15. Wie schon an anderer Stelle erwähnt, rechnet man von den zentralen Tagen unter Mitzählung des Anfangs- und Endtages zurück. Bei den „4. Kalenden des Januar“ der Urkunde müssen wir also vom 1. Januar einschließlich vier Tage zurückzählen: 1. Januar, 31., 30., 29. Dezember. Wir erhalten als Tagesdatum den 29. Dezember.

Nun kann mitunter die Datierung von Urkunden, die am Ende (oder in den ersten Monaten) eines Jahres ausgestellt wurden, hinsichtlich des Ausstellungsjahres Schwierigkeiten bereiten. Es gilt nämlich, verschiedene Jahresanfänge zu berücksichtigen. Aus dem Mittelalter kennen wir den Nativitätsstil (Jahresanfang: Weihnachten, 25. Dezember), den Circumcisionsstil (Jahresanfang: Neujahr, 1. Januar), den Annunciationsstil (Jahresanfang: Mariä Verkündigung, 25. März) und den Osterstil (Jahresanfang: Ostersonntag). Welcher Stil wurde also in der königlichen Kanzlei bei der Urkundenausstellung verwendet? Nur beim Nativitätsstil erhalten wir den 29. Dezember im damaligen Jahr 1072, was gemäß unserer Jahreszählung mit Jahreswechsel am 1. Januar dem Jahr 1071 entspricht. Bei einem anderen Jahresstil müssten wir das Diplom in das Jahr 1072 setzen. Vom Jahresanfang her können wir hinsichtlich des Ausstellungsjahres der Urkunde also keine Entscheidung treffen. Doch enthält das Diplom neben der Inkarnationsrechnung, d.h. der Einordnung des Jahres nach Christi Geburt, noch weitere Jahreszählungen: Indiktion und Zählung nach Jahren der Ordination bzw. nach Regierungsjahren. Die Indiktion (Römerzinszahl, kaiserliche Zahl) gibt die Zahl an, die ein Jahr in einem aus spätrömischer Zeit stammenden 15-jährigen (Steuer-) Zyklus einnimmt. Da im Mittelalter verschiedene Indiktionsanfänge benutzt wurden – etwa der 24. September bei der bedanischen oder der 25. Dezember bzw. 1. Januar bei der römischen Indiktion -, können wir auch von der Indiktion her nicht entscheiden, ob nun das Jahr 1071 oder 1072 mit der urkundlich genannten „Indiktion 10“ gemeint ist. Es bleibt noch die Zählung nach den Jahren der Ordination (Einsetzung zum König) und nach Regierungsjahren. Kaiser Heinrich III. (1039-1056) ließ Anfang November 1053 in der Triburer Pfalz (südlich von Frankfurt a.M.) seinen Sohn Heinrich (IV.) als Nachfolger ins Königtum wählen; der Wahl folgte am 17. Juli 1054 in Aachen die Weihe und Krönung. Das 18. Jahr seit der Ordination begann also mit dem 17. Juli 1071 und endete am 16. Juli 1072. Das erste Regierungsjahr Heinrichs IV. begann mit dem Tod seines Vaters am 5. Oktober 1056, das 16. am 5. Oktober 1071. Damit liegt – der Datierung im Diplom entsprechend - der 29. Dezember 1071 im 18. Ordinations- und im 16. Regierungsjahr Heinrichs. 1071 ist also das Jahr der Urkundenausstellung, und der Nativitätsstil fand damals als Jahresanfang in der königlichen Kanzlei Verwendung.

Kommen wir zum regionalgeschichtlichen Aspekt der Königsurkunde! Die an das Kaiserswerther Stift verschenkten Güter des Ministerialen (Dienstmannes) Guntram liegen – wie das Diplom betont – im Amtsbereich des rheinischen Pfalzgrafen Hermann (1061-1085). Wir können darunter linksrheinisch (wegen des erwähnten Oppum) die Grafschaft des Gellepgaus, rechtsrheinisch die von uns schon an anderen Stellen besprochene Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft verstehen, hatten doch die damaligen Pfalzgrafen eine Reihe niederrheinischer Grafschaften inne, auch wenn damals der Kölner Erzbischof Anno II. (1056-1075) den pfalzgräflichen Einfluss am Niederrhein spürbar zurückdrängen sollte. Scheven wird durch die Urkunde lokalisiert als ein zur Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft gehörender Ort. Nun kennen wir im Raum rechts des Rheins zwischen Ruhr und Wupper zwei Scheven. Im Scheven zwischen (Essen-) Werden und (Essen-) Kettwig am Südufer der Ruhr hatte das Kloster Werden umfangreichen Besitz; hingegen sind hier Güter der Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft zu keiner Zeit durch Quellen dokumentiert. Den Hof Scheven rund zwei Kilometer südlich von Ratingen-Homberg, gelegen in einer Quellmulde am Rande des Mettmanner Lössgebietes, können wir dagegen in Verbindung bringen mit dem Reichsgut um Mettmann, wie es etwa die Königsurkunde für Kaiserswerth vom 3. August 904 erkennen lässt; Scheven selbst muss als Lehen des königlichen Ministerialen Guntram ebenfalls Reichsgut gewesen sein. Die Namenkunde interpretiert das Toponym „Scheven“ - Sceueno heißt es in der Urkunde - als „Steg, Holzbrücke (über einen Bach)“ (hier das von der Quellmulde in den Krumbach fließende Gewässer). Über das Lehen Guntrams in Scheven ist nichts weiter bekannt, doch dürfen wir eine oder mehre-

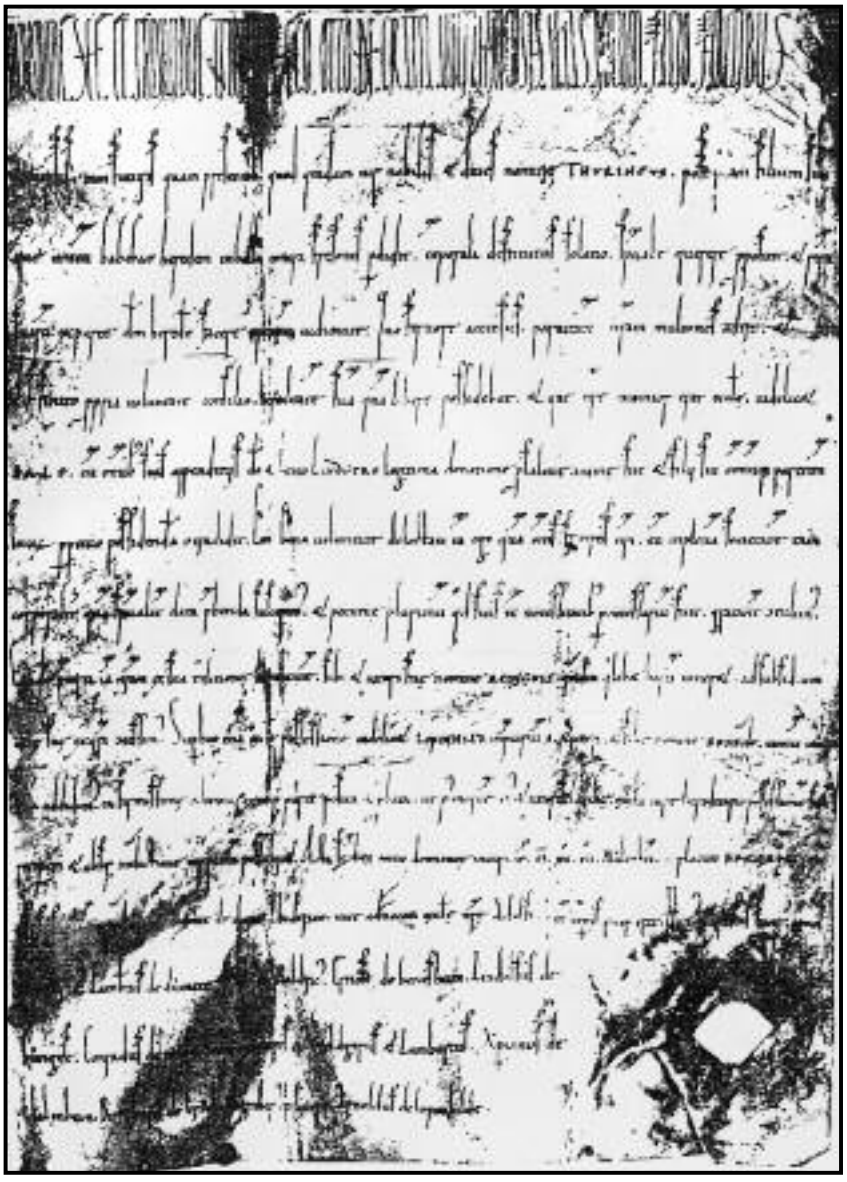
re dort gelegene Mansen voraussetzen. Die grundherrschaftliche Zubehörliste lässt darüber hinaus erkennen, dass der Besitz von „Hörigen beiderlei Geschlechts“ (mancipia) bewirtschaftet wurde. Die Erträge aus den Gütern kamen dem königlichen Ministerialen und seinen militärischen Verpflichtungen zugute, mithin auch der Verpflegung, Ausrüstung und Bewaffnung von Reiter und Pferd. Nicht zuletzt erkennen wir anhand unserer Urkunde, wie weit verbreitet Königsgut im niederbergischen Raum des früheren Mittelalters gewesen war. In unserem Fall ist aus dem als Lehen ausgetanen Reichsgut durch königliche Schenkung Reichskirchengut geworden; die Verfügung des Königs über Kirche und Kirchengut blieb aber im Rahmen der ottonisch-salischen Reichskirche bestehen. Noch nahm - am Vorabend des Investiturstreits (1075-1122) - das Papsttum keinen Anstoß an dieser Vermengung von Kirche und Welt.

Literaturverzeichnis: Die Urkunde ist ediert bei: Lacomblet, T. (Bearb.), Urkundenbuch für den Niederrhein, Bd.I, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrhUB I 216; Die Urkunden Heinrichs IV., hg. v. D. von Gladiss und A. Gawlik (= MGH, Diplomata. Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Bd.6), 1941-1952, Ndr Hannover 1959-1978, DHIV 247; Rheinisches Urkundenbuch. Ältere Urkunden bis 1100 (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde LVII), Bd.2: Elten - Köln, St. Ursula, bearb. v. E. Wisplinghoff, Düsseldorf 1994, RhUB II 193. Zu Aufbau und Datierung einer Königsurkunde siehe etwa: Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904), in: Die Quecke 69 (1999), S.91-94. Das Standardwerk zur mittelalterlichen (und neuzeitlichen) Zeitrechnung ist immer noch der „kleine Grotefend“: Grotefend, H., Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, Hannover 1991. Der Ortsname „Scheven“ ist erklärt bei: Dittmaier, H., Siedlungsnamen und Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes (= ZBGV 74), Neustadt a.d. Aisch 1955, S.93.

VIII. Eine Grafengerichtsurkunde über den Erwerb des Hofes Dahl durch das Werdener Kloster (1093)

Eine lateinische, im Original erhaltene Gerichtsurkunde aus dem Jahr 1093 – das aufgedrückte Wachssiegel (SI.D.) ist abgefallen und fehlt - hat eine Gütertransaktion des Klosters Werden zum Inhalt. Im Jahre 1093 trat in Mülheim das Grafengericht unter Vorsitz des Grafen Bernher, des Stellvertreters der rheinischen Pfalzgrafen in der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft, zusammen, um die Übertragung des Hofes Dahl (Dale; in Schuir bei Essen-Werden) an das Ruhrkloster zu beurkunden. Der Adlige Thuringus vollzog dabei die Schenkung des Hofes wegen des Todes seines Sohnes „aus freiem Entschluss“ und „für sein, seines Sohnes und aller seiner Vorfahren Seelenheil“. Abt Otto I. von Werden (1080-1104) wiederum nahm ihn „in die volle leibliche und geistliche Gemeinschaft“ des Klosters auf und sicherte ihm, seiner Frau und seiner Tochter durch die (Rück-) Überlassung des Dahler Hofes und eines Kirchenguts auf Lebenszeit „ein festes Einkommen“:

Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit. Ich, Otto, von Gottes Gnaden Abt von Werden, tue allen zukünftigen wie gegenwärtigen Gläubigen kund, dass ein edler und begüterter Mann mit Namen Thuringus, nachdem er seinen einzigen Sohn und Erben im Kampf gegen die Friesen verloren hat, Gott zum Erben eines Teils seiner Güter zu machen für das Beste hielt, um von irdischem Beistand verlassen sich geistlichen Trost zu verschaffen. Von diesem heftigen Wunsch beseelt, wandte er sich viele Male an unsere Wenigkeit und übertrug Gott und dem seligen Luidger in einer rechtmäßigen Schenkung aus freiem Entschluss sein freies Eigentum, das



unserer Kirche ziemlich nahe liegt, nämlich Dahl, mit all seinem Zubehör für sein, seines Sohnes und aller seiner Vorfahren Seelenheil zu ewigem Besitz. Erfreut über seine gute Absicht, habe ich wie auch alle unsere Brüder ihn in die volle leibliche und geistliche Gemeinschaft aufgenommen, indem wir ihm ein festes Einkommen gesichert und damit den überwiegenden Teil der Mittel, die für seine Lebensführung unumgänglich sind, dankbar gewährt haben. Jenen nun folglich aus seiner Schenkung schon uns übertragenen Besitz haben wir ihm und seiner Frau Reinguiz, solange beide leben, zum Unterhalt ihres Lebens aus Dankbarkeit überlassen. Darüber hinaus haben wir ihm, seiner Frau und seiner Tochter mit Namen Bertrade, allerdings nur auf Lebenszeit, einen Kirchenbesitz zu Nutznieß erteilt, nämlich Laupendahl, unter der von beiden Seiten fest zugesicherten und bestätigten Bedingung, dass die Kirche nach seiner, seiner Frau und seiner Tochter Tod ihren Besitz nach Erbrecht zurückerhalten und ohne Widerspruch für immer besitzen solle.

Dies geschah im Jahr der Geburt des Herrn 1093. Mülheim, im Gericht des Grafen Bernher, wobei Graf Dietrich von Kleve die Schenkung anstelle unseres Kirchenvogtes Adolf, der zu dieser Zeit noch ein Knabe war, angenommen hat. Zeugen dieses Vorgangs sind: Graf Dietrich, Lambert von Dümpten und sein Sohn Balderich, Ernst von Binsheim, Ludolf von Hünxe, Konrad von Mülheim und seine Brüder Weldger und Lambert, Christian von Dalenheim, Burkhard von Broich, Werner von Linnep, Arnold von Laupendahl. (SI.D.)

Irgendwann vor 1115 müssen Thuringus und seine Frau gestorben sein; deren Tochter war vielleicht verheiratet oder ebenfalls tot. Jedenfalls besaß der Werdener Abt Liudbert (1112-1119) gemäß einer abschriftlich auf uns gekommenen Urkunde aus dem Jahr 1115 nunmehr die alleinige Verfügung über den Dahler Hof. Der Klostervorsteher verwendete die Dahler Erträge für sein anniversarium und für das Jahrgedächtnis seiner Vorgänger Otto I., Rudolf I. (1104-1105) und Rudolf II. (1105-1112): „Wir haben dies angeordnet und aufs Sorgfältigste bestimmt, damit durch unseren frommsten Eifer zu unserem Jahrgedächtnis Wachskerzen für alle Altäre angezündet werden und damit das vortrefflichste Brot, guter Fisch und auch der beste Wein allen unseren Brüdern und Geistlichen eine große Erquickung sei und die Sorge um alle Armen, woher sie auch immer kommen, mit freigebiger Hand und heiterer Seele geschehen werde; dadurch soll unser Gedächtnis gefeiert werden in der Gunst sowohl Gottes als auch der Menschen. Wir befehlen aber, dass in dem Fenster, das sich bei unserem Grab befindet, jede Nacht eine Kerze sei, nicht allein für unser Gedächtnis, sondern auch für das unserer Vorgänger, die wir oben nannten; dem wird hinzugefügt eine Wachskerze, die immer während der Matutin dort auf dem Tisch oder bei der Bibel zu finden ist.“

Unser Interesse findet noch die Stelle in der Gerichtsurkunde von 1093, in der es heißt, dass „Graf Dietrich von Kleve die Schenkung anstelle unseres Kirchenvogtes Adolf, der zu dieser Zeit noch ein Knabe war, angenommen hat.“ Man könnte nun aufgrund des Leitnamens „Adolf“ den Werdener Klostervogt als einen Angehörigen der Herren von Berg, mithin den „Knaben Adolf“ (puer Adolfus) der Urkunde mit Graf Adolf II. von Berg (1115-1160) identifizieren und aus der Tatsache, dass dieser Adolf noch ein Kind war, die Erblichkeit der Werdener Kirchenvogtei im ausgehenden 11. Jahrhundert konstatieren. Doch ist bei solchen Zuweisungen im Allgemeinen Vorsicht geboten; zu dürftig ist die Quellenbasis, zu häufig der (Leit-) Name „Adolf“ in den Genealogien der damaligen niederrheinischen Grafen- und Adelsgeschlechter. Während uns also die Gerichtsurkunde von 1093 hinsichtlich der Identität des puer Adolfus im Unklaren lässt, tritt in der Urkunde für den Dahler Hof von 1115 ein Adolf, nämlich der eben genannte Berger Adolf II., als Kirchenvogt zusammen mit seinem Bruder Eberhard auf („Adolf, unser Vogt, war anwesend, dessen Bruder Eberhard, [...]“). Nimmt man nun noch den Sachverhalt hinzu, dass kurz nach 1160 infolge der bergischen Erbteilung die Klostervogtei über Werden an die Grafen von Altena kam, so sind immerhin für das 12. Jahrhundert Besitz und Erblichkeit der Werdener Vogtei beim bergischen Grafengeschlecht gesichert, also bei der Adelsfamilie, die bestimmend werden sollte für die Ratinger Geschichte.

Abschließend müssen wir noch auf das eingehen, was die Urkunde von 1093 hinsichtlich der Geschichte des Ratinger Raums unmittelbar interessant macht: auf den als Urkundenzeugen erwähnten Werner von Linnep. Hier begegnet uns erstmals ein Vertreter der Familie, die damals wohl eine Burganlage in Linnep bewohnte. Die Befestigung war der Vorläufer des heutigen Hauses Linnep, der bei (Ratingen-) Breitscheid am Hummelsbach gelegenen Wasserburg. Da die Familie de Linepe – so unsere Urkunde – die Ratinger Geschichte in den folgenden Jahrhunderten des Mittelalters begleiten wird – es sei nur erinnert an Konrad von Linnep, erwähnt in der Werdener Kaufurkunde des Hofes Anger von 1148 -, sollen an dieser Stelle im Wesentlichen nur ortsnamenkundliche Hinweise folgen. Hochmittelalterlich sind dann die Toponyme: Linepe (1093, 1148), Linepo (um 1100), Linnepe (1150), Linnefe (1142/56, 1218) oder Lennefe (ca.1165/69), Lennepe (1172/78, 1217) sowie Linnephe, Lynnephe und Linefe (ca.1205/14, 1218). Der Ortsname „Linnep“ hat den Gewässernamen –apa als Grundwort, dem ein linn- für „lau, matt“ vorangestellt ist: „Linnep“ bedeutet also „laues Wasser, lauer Bach“. Über ein höheres Alter von Namen und Ort als das durch die Urkunde angegebene können wir nichts aussagen. Dass neben einer Burganlage aber noch eine bäuerliche Siedlung vorhanden war, beweist eine später vorzustellende Urkunde des Kaiserswerther Stifts aus der Zeit um 1100. Zudem hat man in Linnep aus dem Hochmittelalter 157 Scherben Breitscheider Ware Pingsdorfer Art gefunden. Und wenn wir nochmals zu Werner von Linnep zurückkehren, so finden wir unseren Urkundenzeugen

auch in einem Stiftungsverzeichnis des Klosters Werden, das u.a. Schenkungen aus der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts aufzählt. Dort heißt es: „Es übergab Werner von Linnep beim Klostereintritt [in oblatione] seiner Söhne Heribert [und] Rikbert 2 Schillinge in Eppinghofen bei Mülheim." Vorstellbar wäre also eine – bei Benediktinerklöstern auch noch des hohen Mittelalters mögliche – „Oblation" („Weihe", „Gabe", „Übergabe") der zwei Kinder Werners als (zukünftige) Mönche des Klosters Werden (pueri oblati).

Literatur:

Die Urkunde des Grafengerichts von 1093 ist ediert bei: Lacomblet, T. (Bearb.), Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd.I, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrhUB I 247; Schubert, H., Urkunden und Erläuterungen zur Geschichte der Stadt Mülheim a.d. Ruhr, Bonn 1926, Nr.19. Die Urkunde liegt in der obigen Übersetzung vor bei: Alemann-Schwartz, M. von, „... geschehen im Jahr des Herrn 1093, Mülheim, im Gericht des Grafen Bernher ..." Die Gerichtsurkunde von 1093 und ihre Hintergründe, in: 900 Jahre Mülheim a.d. Ruhr (1093-1993) (= Zeitschrift des Geschichtsvereins Mülheim a.d. Ruhr 66), Mülheim a.d.Ruhr 1993, S.12-65, hier S.13f. Die hier nur teilweise herangezogene zweite Werdener Urkunde von 1115 findet sich u.a. bei: Lacomblet, T. (Bearb.), Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd.IV, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrhUB IV 617. Das Werdener Stiftungsverzeichnis mit der Stiftung Werners von Linnep ist enthalten in: Kötzschke, R. (Hg.), Die Urbare der Abtei Werden a.d. Ruhr (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XX: Rheinische Urbare), Bd.2: A. Die Urbare vom 9.-13. Jahrhundert, hg. v. R. Kötzschke, Bonn 1908, Ndr Düsseldorf 1978, S.152-167, hier: S.165. Zum durch die Urkunde beschriebenen Rechtsakt siehe noch: Bötefür, M., Buchholz, G., Buhlmann, M., Bildchronik 1200 Jahre Werden, Essen 1999, S.45f, zur Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft und zu ihren Grafen vgl.: Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904), in: Die Quecke 69 (1999), S.91-94. Zu den frühen Grafen von Berg verweise ich auf die Darstellungen: Kraus, T.R., Die Entstehung der Landesherrschaft der Grafen von Berg bis zum Jahre 1225 (= Bergische Forschungen, Bd.16), Neustadt a.d. Aisch 1980; Milz, J., Die Vögte des Kölner Domstiftes und der Abteien Deutz und Werden im 11. und 12. Jahrhundert, in: Rh-Vjbll 41 (1977), S.196-217 und: Schmale, F.-J., Die Anfänge der Grafen von Berg, in: Geschichte in der Gesellschaft. Festschrift Karl Bosl, hg. v. F. Prinz, F.-J. Schmale und F. Seibt, Stuttgart 1974, S.370-392. Hinsichtlich Linnep siehe: Ferber, H., Die Rittergüter im Amte Angermund, in: DJb 7 (1893), S.100-119, hier: S.111ff. Der Ortsname ist erläutert bei: Dittmaier, H., Siedlungsnamen und Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes (= ZBGV 74), Neustadt a.d. Aisch 1955, S.160, die Toponyme sind entnommen aus: Gysseling, M., Toponymisch Woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (vóór 1226), 2 Teile (= Bouwstoffen en Studien voor de Geschiedenes en de Lexicografie van het Nederlands VI,1-2), Tongern 1960, Tl.1: A-M, S.621f, der Scherbenfund ist beschrieben im Fundbericht der Bonner Jahrbücher: BJbb 195 (1995), S.476. Zu den pueri oblati möchte ich auf den Artikel im Lexikon des Mittelalters verweisen: Oblate (puer oblatus, nutritus), bearb. v. A. Rüther, in: LexMA, Bd.6: Lukasbilder - Platagenét, 1993, Ndr Stuttgart-Weimar 1999, Sp.1336f.

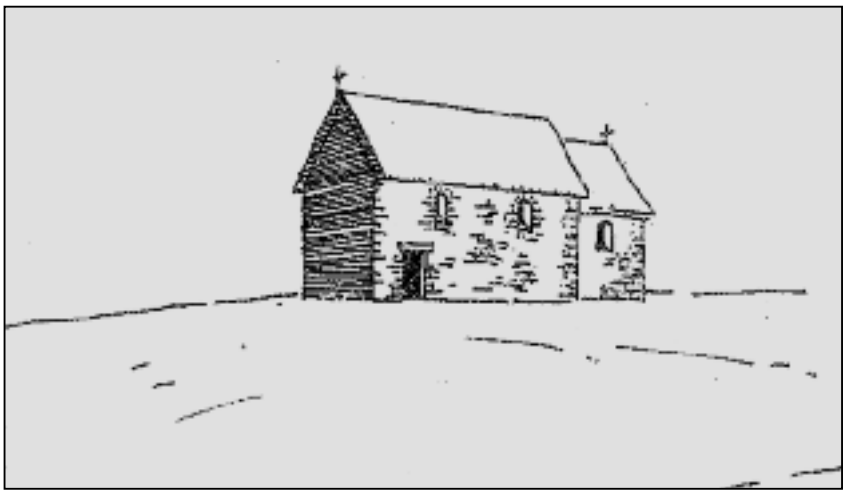
Michael Buhlmann

Die Pfarrkirche St. Peter und Paul

Beispiele für eine Kirchengeschichte vor Ort

1. Seit 1250 Jahren Kirche „mitten im Dorf“, mitten in der Stadt

Wenn die Stadt Ratingen in diesem Jahr einen „runden“ Geburtstag feiert, dann hat damals vor 725 Jahren einerseits etwas Neues begonnen, aber andererseits war natürlich auch schon etwas da. Das Dorf Ratingen gab es schon lange, und mitten im Dorf stand bereits die Kirche - immerhin schon rund 500 Jahre lang. Wer sich der Stadt nähert, dem fällt sofort die herausragende Stellung der Pfarrkirche im Stadtbild auf. In früheren Zeiten war dieser Mittelpunkt des Gemeinwesens noch stärker herausgehoben, da das eigentliche Stadtgebiet durch die Stadtmauern begrenzt war und der mächtige Baukörper der Kirche über die kleinen Häuser hinausragte. Die zentrale Lage der Pfarrkirche innerhalb des alten Stadtplans ist unübersehbar und gehört zum Konzept der Gesamtanlage der Stadt. Wie die Grundstruktur der alten Stadt über die Jahrhunderte hinweg erkennbar geblieben ist , obwohl die Zeiten und Menschen Veränderungen brachten und notwendig machten, so hat auch St. Peter und Paul in einer langen Baugeschichte charakteristische Merkmale bis heute beibehalten, obwohl der Bau in seinem äußeren Erscheinungsbild und als liturgischer Raum für den Gottesdienst im Laufe der Zeit mehrfach umgestaltet wurde.



Vielleicht sah so die erste Kirche Ratingens aus. (Rekonstruktionsversuch von Pfarrer Günther Ernst, früher einmal Kaplan an St. Peter und Paul

Der Westturm von St. Peter und Paul aus der 1. Hälfte des 13. Jh. mit seiner barocken Turmhaube ist weithin sichtbar und bestimmt das Stadtbild

Eine lange Baugeschichte

Mit der Baugeschichte der Kirche eng verbunden ist die Frage: Wann und durch wen sind die Ratinger eigentlich zum Christentum geführt worden.

Der heimatbewusste Ratinger liebt die Vorstellung, dass der hl. Suitbertus (gestorben 713), aus Kaiserswerth kommend, die Vorväter missioniert habe. Mit dieser Missionsbewegung verbindet sich dann die Legende vom „Dumeklemmer“, die aber zweifellos nicht aus der Zeit dieses Heiligen stammt, sondern erst viel später entstanden ist. Trotz der langen Tradition, dass der hl. Suitbertus der Glaubensbote der Ratinger sei, sagen die Historiker eigentlich etwas anderes, dass nämlich die Ratinger Kirche eine Gründung Kölns sei. Einig ist man sich nicht so ganz, ob die Kirchengründung im 8. Jahrhundert oder bereits im 7. Jahrhundert erfolgte.

Vor einigen Jahren gab es in St. Peter und Paul die seltene Gelegenheit, im Kirchenraum Grabungen durchzuführen. 1973 wurde der alte Fußboden der Kirche herausgenommen, um ein neues Heizungssystem zu installieren. Das war die Gelegenheit, um auf Grund von Bodengrabungen Zeugnisse aus der Baugeschichte zu finden, weil andere Quellen schweigen bzw. nur begrenzt interpretierbar sind.

Der Bericht über die Ausgrabungen kommt zu dem Ergebnis, unsere Vorfahren hätten bereits im 8. Jahrhundert eine so genannte Saalkirche, einen kleinen flachgedeckten Versammlungsraum gebaut. Von jetzt an habe dann ungefähr alle hundert Jahre eine Veränderung an diesem Bauwerk stattgefunden, wie aus den Fundamentresten abzulesen sei. Die Um- und Erweiterungsbauten ergaben sich aus den veränderten Ortsverhältnissen, die Kirche wurde z.B. zu klein, oder aus den Erfordernissen der Liturgie. Auch mag der „Zeitgeschmack“ eine Rolle mitgespielt haben, wie wir aus den Veränderungen der nachfolgenden Jahrhunderte besser erkennen können, und der bis heute den Kirchenbau sichtbar mitbestimmt.

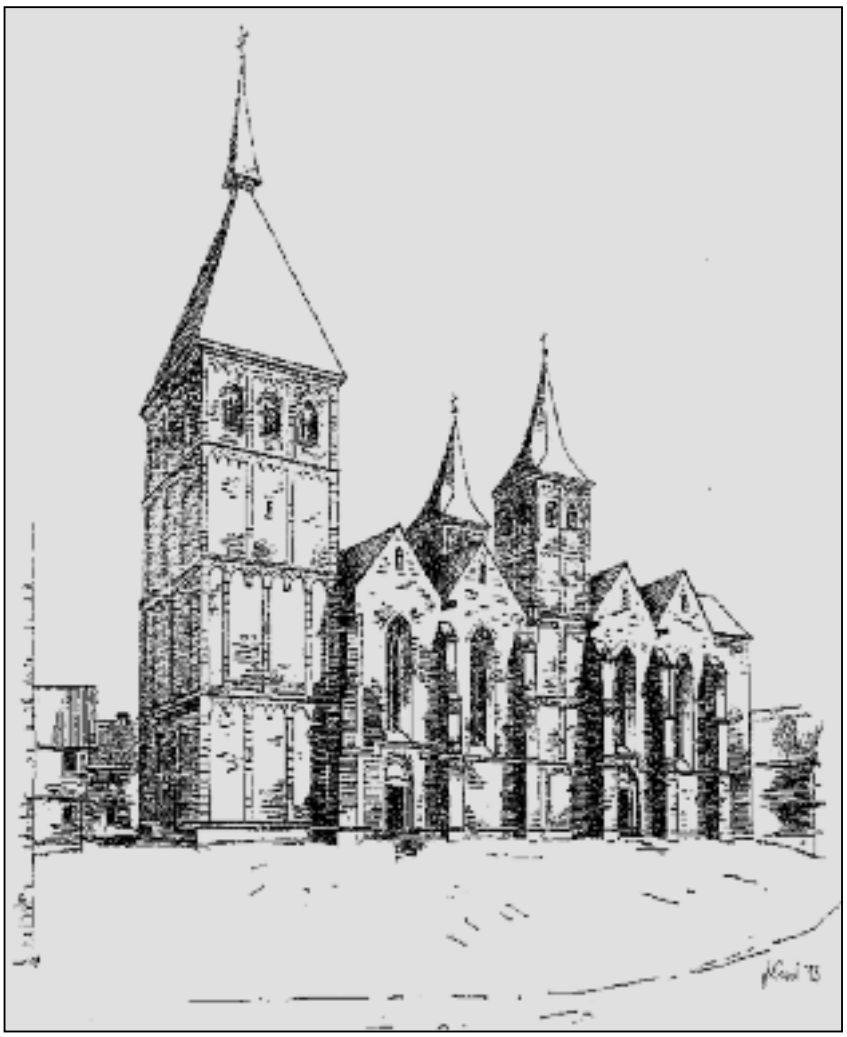
Aus der Zeit um 1150 ist heute noch ein wesentlicher Bauteil der Kirche zu erkennen, und zwar die beiden Türme, die damals - so die durchgehende Meinung - die Kirche nach Osten hin zusammen mit einem Chorabschluss begrenzten.

Die große Kirche entsteht

In den Jahren zwischen 1220 und 1250 – also noch vor der Stadterhebung - errichteten unsere Vorfahren den heutigen mächtigen Westturm, das Wahrzeichen der Stadt. Auch hier ist die Frage erlaubt, warum die relativ kleine romanische Kirche einen so auffällig großen Turm bekam. Mehrere Gründe mögen hier eine Rolle spielen. Ein wichtiger Grund ist sicherlich der, dass der Turm das einzige befestigte Bauwerk in der Stadt war. Er bot sich also bei Gefahr als „letzte Zuflucht“ an. Hier konnte man sich sowie sein Hab und Gut in Sicherheit bringen. Die Michaelskapelle auf der 1. Etage des Turms war möglicherweise liturgischer Raum und Ort für Versammlungen der weltlichen Gemeinde. Die berühmte „Kiste“ mit den Urkunden der Stadt – Vorläuferin des heutigen Stadtarchivs – konnte hier sicher aufbewahrt werden. Letztlich war der Turm Ort für das Geläut. Glocken riefen die Menschen zu Gottesdiensten, gaben aber auch „Signale“ für das tägliche Leben in der Stadt.

Vom Jahr der Stadterhebung an bis 1300 entstand die gotische Hallenkirche. Die Kirche wurde mit für die damalige Zeit hohem technischen Aufwand über das romanische Turmpaar hinaus nach Osten erweitert. Sobald diese Erweiterung fertig gestellt war, wurde auch die alte Kirche dem neuen Stil angeglichen. Seit dieser Zeit stehen die beiden kleineren Türme etwa in der Mitte der Kirche. Der jetzt entstandene „Neubau“ entsprach wahrscheinlich mehr dem gewachsenen Selbstbewußtsein der Bürger einer „neuen“ Stadt als das kleine romanische Kirchlein. Auch war die Pfarrkirche in ihrem Grundriss und Baustil sowie von den liturgischen Erfordernissen her gesehen auf dem Stand der Zeit des ausgehenden 13. und Beginn des 14. Jahrhunderts - also hoch aktuell und „modern“.

Die Bauzeit ist damit noch nicht zu Ende. Die Gemeinde des 15. Jahrhunderts baute eine neue Sakristei und die St. Anna-Kapelle (an der heutigen Oberstraße). In dieser Kapelle befand sich früher ein Bilderzyklus über das Leben und Wirken des hl. Suitbertus. Leider sind die Bilder verschollen.



Die Kirche am Ende des 13. Jh. Aus dem ursprünglich romanischen Gotteshaus war eine gotische Hallenkirche geworden (Zeichnung: Günther Ernst)

Im 18. und 19. Jahrhundert mussten zahlreiche Beschädigungen repariert werden. Unter anderem erhielt der Westturm seinen charakteristischen barocken Turmhelm (1779-1780), nachdem der alte Turmhelm 1774 durch einen Sturm vernichtet wurde. Auch wurde die gesamte Dachform verändert. Die Kirche bekam das große Schleppdach anstelle von Giebeldächern. Wahrscheinlich wurde diese Veränderung aus Gründen der Kostenersparnis durchgeführt. Fast wären in dieser Zeit die kleinen Türme dem Zwang zu sparen zum Opfer gefallen. Doch Gemeinde und Stadt wehrten sich vehement gegen die grundlegende Veränderung des Stadtbildes.

Bis 1892 blieb die mittelalterliche gotische Hallenkirche im wesentlichen erhalten. Jetzt erfolgte in den Jahren 1892-1894 der letzte Erweiterungsbau durch den Baumeister Heinrich Wiethase. Die Kirche erhielt den Grundriss und die äußere Gestalt, wie sie das Stadtbild heute prägen.

Im Zweiten Weltkrieg wurde die Kirche durch Fliegerbomben stark zerstört, und so erfolgten nach 1945 der allmähliche Wiederaufbau und die Restaurierung der noch erhaltenen Bausubstanz.

Eine „ewige“ Baustelle

Die Arbeiten an dem altehrwürdigen Bauwerk gehen bis in unsere Tage. Eine große Renovierung und Restaurierung des Innenraumes und der Außenfassade wurden in den 70er Jahren durchgeführt. Der Umbau im Inneren berücksichtigte vor allem neue liturgische Vorstellungen, wie sie das 2. Vatikanische Konzil (1961-1965) formuliert und gefordert hatte.

Vom Februar 1995 bis Ostern 1998 sah es dann in der Pfarrkirche schon wieder wie in einer Bauhütte des Mittelalters aus.

Denn wiederum mussten dringende Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten durchgeführt werden. Diesmal ging es um die Sicherung eines der beiden kleinen Türme, des Westturmes, des Daches und des Kirchengewölbes. In dieser Zeit konnte man über Leitern und Gerüste, die den Kirchenraum ausfüllten, hoch bis unter die Gewölbe steigen. Ein besonderes Erlebnis war es, die Rosetten und andere Details der Fenster oder die verschiedenen Blätter der Säulenkapitelle ganz nahe vor Augen zu haben, die sonst weit entfernt kaum zu erkennen sind. Unten in der Kirche waren Altar und Kanzel, Taufstein und Weihwasserbecken wohl verpackt hinter einer Holzverschalung. Auch das Bodenmosaik und der gesamte Kirchenboden wurden zu ihrem Schutz mit Hartfaserplatten abgedeckt. Schließlich bekam die Kirche auch wieder den Mittelgang zurück, der bei den Umbauten in den 70er Jahren weggefallen war. Damit rückte die theologische Grundaussage der mittelalterlichen Kirche wieder in die „Mitte“, nämlich auf das eigentliche „Zentrum der Kirche zuzugehen“.

Ein Stück Himmel auf Erden

Der Künstler Hans Lünenborg, der die großen Glasfenster im Kirchenschiff entworfen hat, charakterisierte seine Arbeiten treffend mit dem Satz: Ich wollte zeigen, wie mitten in dieser wirren Welt die Hoffnung nicht tot zu kriegen ist. Vielleicht kennzeichnet dieser Satz auch die Kirche St. Peter und Paul in ihrer Gesamtheit. Die Anfänge liegen verborgen im Boden. Wir können aber viele hundert Jahre Geschichte der Pfarrkirche zurückverfolgen. Unsere Vorfahren haben begonnen, ein Haus zu bauen, das mehr sein wollte als ein profanes Wohnhaus. Zeichen der Hoffnung sollte es sein, Zelt Gottes unter den Menschen von Ratingen. Als nach dem Krieg 1945 viele Heimkehrer die Pfarrkirche wiedersahen, war sie zwar schwer beschädigt, aber sie stand noch als Zeichen der Hoffnung mitten in einer weitgehend zerbombten Stadt und einer verwüsteten Umwelt. Die Kirche St. Peter und Paul hat über die Jahrhunderte bis heute „ein Stück Himmel“ in unsere Stadt hinein geholt.

2. Zelt Gottes unter den Menschen

Die letzte große Erweiterung der Pfarrkirche am Ende des 19. Jahrhunderts fällt in eine Zeit, in der sich die Stadt Ratingen aus einem kleinen Landstädtchen zu einer Stadt mit viel neuer Industrie entwickelt und entsprechend die Bevölkerungszahlen stetig zunehmen. Die alten Stadtgrenzen werden überschritten, um Platz zu schaffen für neue Arbeitsplätze und Wohnungen. Die Kirche muss sich den geänderten Verhältnissen anpassen und für die vielen neuen Mitglieder der Gemeinde Platz schaffen.

Der Erweiterungsbau und die Gestaltung des Innenraumes in den Jahren 1892 bis 1894 hat der mittelalterlichen Kirche ein wesentlich neues Gesicht gegeben. Aus der klar gegliederten dreischiffigen Hallenkirche wurde eine Kirche mit angedeuteten Querschiffen und einem vom übrigen Kirchenraum deutlich abgetrennten Hochchor, wobei gerade dieser neu geschaffene Raum für den Altarbereich eine vertiefte theologische Deutung fordert. Die Interpretation soll hier stellvertretend für andere (frühere oder spätere) Umbaumaßnahmen stehen, da hier ein Gesamtkunstwerk geschaffen wurde, das den Geist der Epoche widerspiegelt.

Quam * Dilecta * Tabernacula * Tua * Domine * Virtutum („Wie liebevoll sind deine Zelte, o Herr der Mächte“) Dieser lateinische Satz aus dem Psalm 84 steht auf der Stufe am Übergang vom Kirchenschiff zum Hochchor.

Das Volk Israel sprach vom „Zelt Gottes unter den Menschen“ und lebte aus diesem Bewusstsein. Hier im Zelt - mitten unter den Menschen, in ihrem Lebensraum - war er anwesend, ihr Gott, der die Geschicke und die Geschichte des Volkes bestimmt. Hier im Zelt wohnte der, der alles gemacht hatte: der Schöpfer und Herr aller Mächte, der Herr der ganzen Welt.

Der Satz steht wie ein Programm an dieser Stelle des Gotteshauses. Wer die Stufen überschreitet, betritt das Zelt Gottes, die Wohnung Gottes unter den Menschen hier und heute: den Tabernakel Gottes.

Heinrich Wiethase, der Architekt, hat durch die Erweiterung des mittelalterlichen Bauwerks diesen Raum geschaffen und durch die Art der Gestaltung und durch die künstlerische Ausgestaltung - vom Grundriss bis zum Gewölbe - die Besonderheit hervorgehoben: Zelt Gottes unter den Menschen zu sein und zwar mitten in der Stadt Ratingen.

Bestimmend für den äußeren Bau ist ein sechseckiger Grundriß nach oben hin überwölbt.

Der sechseckige Grundriss wiederholt sich in den Außenlinien eines Bodenbildes, einem Bodenmosaik von der Erschaffung der Welt. In dieses Sechseck hinein ist ein Kreis gelegt, der aus Mauern, Zinnen und Türmen besteht und damit in idealer Form einen Bereich umschließt, abrundet, nach außen

Eine Restauratorin bei der Arbeit im Gewölbe

Bodenmosaik im Hochchor: Die Erschaffung der Welt (Detail)

hin sichert: die Schöpfung Gottes, das Paradies. In die Mauern sind große Fenster eingelassen, die den Blick in die einzelnen Tage der Schöpfungstat freigeben. Sechs Mauerdurchbrüche ermöglichen es, einen Blick in den Anfang der Geschichte Gottes mit der von ihm erschaffenen Welt zu tun, wie es der erste Schöpfungsbericht der Bibel im Buch Genesis erzählt.

Das Sechseck und der Kreis sind nicht voll erkennbar. Über die Hälfte ist abgedeckt (so scheint es) durch die große „Insel“ des Hochaltars. Hier findet der 7. Tag statt, der Tag, an dem Gott ruhte. Der 7. Tag ist nicht mehr bildlich dargestellt. Er erfüllt sich in dem, was hier am Altar geschieht.

Drei Stufen führen von den Schöpfungsbildern hoch in das weitere Heilsgeschehen des Alten und Neuen Bundes. Der Alte Bund findet seinen bildlichen Ausdruck u.a. im unteren Teil des Altartisches: das Paschamahl vor dem Auszug der Israeliten aus Ägypten ist hier dargestellt. Im Altaraufsatz finden sich zwei aus Holz geschnitzte Bilder, die auf das Geschehen am Gründonnerstag hinweisen: die Fußwaschung und das letzte Abendmahl. In der Mitte zwischen diesen Bildern ist das eigentliche Zelt Gottes in dieser Kirche: der Tabernakel. Engel verkünden die Botschaft von der Anwesenheit Christi im Brot, das hier aufbewahrt wird.

Der Altar erhebt sich weiterhin in die Höhe zu einem „Kalvarienberg“, auf dessen Spitze das Kreuz steht: als unübersehbares Zeichen über die Schöpfung gestellt. Dieser Altar ist in seiner eindeutigen Aussage und seiner klaren Gliederung ein gutes Beispiel für den Kunststil der Neugotik.

Die drei Chorfenster, in den Jahren 1949/50 von Walter Benner entworfen als Ersatz für die im Krieg zerstörten Fenster, ergänzen konsequent die Aussagen über das Heilsgeschehen, an das die Gesamtheit des Raumes erinnert. Sie zeigen die Geburt, die Kreuzigung und die Auferstehung Christi.

Wir haben einen Raum betreten, der in seinem Bildprogramm Himmel und Erde umspannt. Raum und Bild erinnern in ihrer Gesamtheit daran, was die christliche Gemeinde hier feiert: Tod und Auferstehung des Herrn Jesus Christus. Das geschieht nicht losgelöst in einer für uns unnahbaren Sphäre, sondern mitten in der Welt, mitten in unserem eigenen Menschsein. Indem wir das Bodenmosaik betreten, stehen wir mitten im Schöpfungs- und Heilsgeschehen.

Das Besondere dieses Raumes liegt aber darin, dass er das Heilige, das hier geschieht, deutlich vom übrigen Gemeinderaum, vom Kirchenschiff abtrennt. Gerade hier spiegelt sich die Theologie des 19. Jahrhunderts wieder. Die Gemeinde, der einzelne Christ kann das Geheimnis Gottes unter den Menschen nur von Ferne beobachten, aus der Distanz daran teilhaben. Unser Jahrhundert wird (mit dem 2. Vatikanischen Konzil) eine andere Vorstellung zum Tragen bringen: die Gemeinsamkeit Gottes mit den Menschen wird betont und darum wird der Altar (die mensa) als Tisch mitten in die Gemeinde hineingestellt, die sich um diesen Tisch versammelt. Der Umbau des Kirchenraumes in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts ist aus diesem Gedanken heraus geschehen.

3. Kunst aus Licht und Farbe

Ein weiteres Beispiel soll verdeutlichen helfen, dass der Bau einer Kirche den Veränderungen der Zeit unterliegt, auch wenn er uns oft zeitlos vorkommt. Dieses Beispiel ist auch Ausdruck dafür, wie sich Menschen des 20. Jahrhunderts mit moderner Kunst im kirchlichen Raum auseinandersetzen und auseinandersetzen müssen.

Nach den Zerstörungen des letzten Krieges an der Kirche trugen die meisten Fenster jahrelang eine „Not-Verglasung“. Daher hatte sich die Gemeinde die Aufgabe gestellt, die Fenster durch künstlerisch gestaltete Arbeiten zu erneuern.

Mit Beginn der Fastenzeit 1990 wurden die letzten Fenster nach den Entwürfen des Kölner Malers Hans Lünenborg (er starb am 1. April 1990, nachdem das Werk an der Kirche in Ratingen vollendet war) gestaltet und in das gotische Maßwerk eingesetzt. Ausgeführt wurden die Arbeiten durch die Firma Hein Derix in Kevelaer.

Durch Farbe und Licht wirken diese Fenster auf den Betrachter und durch die großflächige Anlage der Themen. Die vier großen Fenster in den Seitenschiffen (zur Oberstraße und zur Kirchgasse hin) thematisieren Grundfragen menschlichen Lebens. Zwei Fenster sind den Kirchenpatronen Petrus und Paulus gewidmet. Das „Petrusfenster“ fällt durch das große Fischernetz auf: Der Mensch würde abgrundtief stürzen, wenn ihn nicht die Liebe Gottes halten würde. Das „Paulusfenster“ zeigt die Enthauptung des Völkerapostels: Sein Martyrium steht stellvertretend für das Unrecht, das zu allen Zeiten an Menschen geschieht. Das dritte Fenster thematisiert die Frage „vom Leben über den Tod hinaus“: Aus dem Tod wächst neues Leben. Auffällig an diesem Fenster sind einmal die Totenköpfe im unteren Teil und die goti-

Eines der vier großen Seitenfenster des Kölner Malers Hans Lünenborg aus dem Jahre 1990: Die Enthauptung des hl. Paulus

schen Architekturelemente, die das himmlische Jerusalem symbolisieren. Das vierte Fenster ist in seiner Leuchtkraft besonders beeindruckend. Die Welt des Paradieses, das Menschen sich erhoffen, ist in vielfältig leuchtenden Früchten und Blüten dargestellt. Mittelpunkt ist die Rose, ein Symbol der Liebe Gottes.

Die übrigen Fenster zeigen nur in den Rosetten bildliche Darstellungen. Und zwar hat Hans Lünenborg Bilder von Heiligen entworfen, die in Ratingen eine besondere Verehrung erfuhren und deren Altäre früher in der Kirche standen. Dargestellt sind die Heiligen Sebastian und Georg, Nikolaus und Martin, Katharina und Barbara sowie Antonius und Hubertus. Verbunden mit den bildlichen Darstellungen sind Attribute (z.B. Stab, Rad, Kelch, Mitra), die die Heiligen näher kennzeichnen und Hinweise auf ihr Leben und Sterben geben.

Mit den Fenstern hat der Künstler ein abgeschlossenes Bildprogramm geschaffen, das den Kirchenraum in seiner Gesamtwirkung mitbestimmt. Wer die Fenster lange und immer wieder betrachtet, der macht die Erfahrung, dass sie durch Farbe, Licht und Gestaltung hindurch zu „sprechen“ beginnen. Sie „sagen“ und „zeigen“ etwas von der Hoffnung, die der christliche Glaube vermitteln möchte.

4. Die Märch ist nicht zu überhören

Wie die Türme der Pfarrkirche unübersehbar das Stadtbild kennzeichnen, so sind die Glocken im Turm unüberhörbar. Wer denkt aber schon daran, wenn er sie hört, dass sie eine Botschaft an die Menschen in der Stadt verkünden, und das seit Jahrhunderten:

„Sent peter und pauwels heisschen ich, in die ere gotz lüdden ich, den boesen geist verdrieven ich, die levendigen roiffen ich, die doiden beclagen ich.“ So lautet in niederdeutscher Sprache die Botschaft der St. Peter und Paul-Glocke, die seit über 450 Jahren im Turm der Pfarrkirche hängt und die Menschen auffordert, Gott die Ehre zu geben. Übersetzt in unsere heutige Sprache heißt die Inschrift: „Sankt Pe-

Die Marienglocke („Märch“) von 1498 (Detail): Die Prophetenköpfe an der Krone der Glocke

ter und Paul heiße ich, zur Ehre Gottes läute ich. Den bösen Geist vertreibe ich. Die Lebendigen rufe ich. Die Toten beklage ich.“ Weiterhin gibt die Inschrift Auskunft darüber, wer die Glocke gegossen hat und wann sie den ersten Ton von sich gab: „Johannes von Neuß und Reinhard sein Sohn gossen mich. Im Jahre des Herrn 1523.“ Die St. Peter und Paul-Glocke ist 155 cm hoch und hat einen unteren Durchmesser vom 165 cm. Der Ton klingt auf „des“. Das Gewicht wurde mit 2.960 kg berechnet. Die Glocke zeigt u.a. mehrere Reliefs mit Szenen aus dem Leben Christi.

Die älteste Glocke im Turm von St. Peter und Paul ist die Katharinenglocke. Sie trägt keine Jahreszahl. Man nimmt aber an, dass sie um das Jahr 1300 gegossen wurde. Sie stammt demnach aus der Zeit, als Ratingen Stadt wurde. Die Glocke ist, wie alle Glocken im Turm der Kirche, aus Bronze. Ihre Höhe beträgt 177 cm, der untere Durchmesser 115 cm. Sie wiegt 890 kg. Ihr Ton klingt auf „ges“.

Die berühmteste Glocke ist zweifellos die Marienglocke, im Volksmund als „Märch“ oder „Mergen“ bekannt. Ihre Weihe an die Mutter Gottes geht auch aus der lateinischen Inschrift hervor: „Benedicat me deus pater, custodiat me deus filius, protegat me deus spiritus sanctus. O Maria mater die, memento nostri. AD MCCCCXCVIII. Ioannes de Venlo cum fratre suo me fecit.“ Die Übersetzung lautet: „Es segne mich Gott der Vater, es behüte mich Gott der Sohn, es beschütze mich Gott der Heilige Geist. Oh Maria, Mutter Gottes, gedenke unser. Im Jahre des Herrn 1498. Johannes von Venlo mit seinem Bruder hat mich gemacht.“ Die Märch ist 175 cm hoch, besitzt einen unteren Durchmesser von 182 cm und wiegt 3.920 kg. Ihr Ton ist das „b“.

Um die mit Bildwerken geschmückte Märch ranken sich eine Reihe von Sagen; so ihr Auffinden durch den Ratinger Schweinehirten im nahen Junkersbusch oder ihre Wertschätzung durch die Kölner, die sie unbedingt in das schöne Geläut des Domes einreihen wollten.

Die Glocken haben über die Jahrhunderte die Menschen zum Gottesdienst gerufen und ihren Lebensweg begleitet. Sie waren aber auch in Kriegen als Material für Kanonen begehrt. Dieses Schicksal erlitten die übrigen Glocken im Turm von St. Peter und Paul. Am 20. August 1910 wurden drei Glocken geweiht, die aber bereits 1917 - während des Ersten Weltkrieges - abgeliefert werden mussten. Zehn Jahre später erhielt die Kirche einen vollgültigen Ersatz. Die Weihe dieser Glocken fand am 6. November 1927 statt. Während des Zweiten Weltkrieges wurden sie wiederum beschlagnahmt und mussten 1943 abgegeben werden. Am 14. Dezember 1958 feierte St. Peter und Paul erneut Glockenweihe für drei neue Glocken. Sie haben die Namen „Christkönig“, „St. Franziskus von Assisi“ und „St. Anna“. Alle drei tragen neben dem Namen und der Jahreszahl A. D. 1958 eine Inschrift in lateinischer Sprache: „FUROR BELLI INGENTIS BIS ME VORAVIT / BIS ME REGENERAVIT FIDEI VIRTUS“ – „Die Furie des Krieges hat mich zweimal aufgefressen. Zweimal hat mich die Tugend (Treue) des Glaubens erneuert.“ Die Franziskus-Glocke trägt darüber hinaus den Hinweis auf das Priesterjubiläum des damaligen Pfarrers Franz Rath: „ANNO IUBILAEI SACERDOTALIS PAROCHI.“

Die jüngste und siebte Glocke in der Glockenfamilie von Peter und Paul: „Edith Stein“ (1995)

Auch an den Glocken nagt der Zahn der Zeit

Im Zuge der letzten Sanierung der Kirche wurden auch die Glocken und der Glockenstuhl untersucht. Für mehrere Monate war es darum still im Turm. Denn die drei ältesten Glocken traten eine lange Reise an. Im schwäbischen Nördlingen wurden sie von einer Firma, die sich auf das Restaurieren alter Glocken spezialisiert hat, genau unter die Lupe genommen. Früher vorgenommene Änderungen an der Aufhängung wurden anschließend rückgängig gemacht.

Viele Zuschauer hatten sich um den Turm versammelt, als „Peter und Paul“, „Katharina“ und „Maria“ von einem schweren Autokran aus dem Turm gehievt wurden. Denn für viele hundert Jahre hatten sie den Turm bis zu jenem Tag nicht mehr verlassen.

Ostern 1995 kamen sie dann wieder zurück - zur Freude der Gläubigen und aller Ratinger, die in der Osternacht genau hinhörten, ob es der gewohnte festliche Klang war, der da vom Turm die Auferstehung des Herrn verkündete. Etwas anders tönten sie schon, wie einige zu hören glaubten. Der etwas andere Klang kam daher, dass die drei „Alten“ eine kleine neue Glocke mitgebracht hatten: Nummer sieben im Turm der altehrwürdigen Pfarrkirche. Dieses jüngste Kind der Glockenfamilie bekam den Namen „Edith Stein“, in Erinnerung an die „Märtyrerin mit Judenstern“, die am 1. Mai 1987 von Papst Johannes Paul II. in Köln seliggesprochen wurde.

Die Sanierungsarbeiten im Turm hatten auch zur Folge, dass der alte eiserne Glockenstuhl durch einen hölzernen ersetzt wurde. Die Glocken hängen auch nicht mehr wie früher auf „einer Etage“. Drei

Glocken haben auf der unteren Ebene Platz gefunden. In der Mitte die „Märch“, wie es ihrer Größe und Würde entspricht. Auf der zweiten Ebene hängen die vier kleineren Glocken.

Für die sieben Glocken gibt es eine Läuteordnung. Zum Beispiel werden die Glocken an hohen Festtagen in einer anderen Reihenfolge als an einem gewöhnlichen Sonntag geläutet. 33 Variationen sind im Laufe des Kirchenjahres möglich, um so ein wahres Glockenkonzert zum Klingen zu bringen.

5. Mit allen Engeln und Heiligen

Bilder und Zeichen, die auf uns überkommen sind, sind Zeichen der Zeit. Die Vorstellungen der Menschen werden hier erkennbar.

Von den zahlreichen liturgischen Geräten und Kunstwerken aus alter und neuer Zeit ist die 600 Jahre alte Monstranz ganz ohne Zweifel der kostbarste Schatz, der auch heute noch am Fronleichnamsfest durch die Straßen der Stadt getragen wird, um das eucharistische Brot zu verehren. Stellvertretend soll sie daher hier vorgestellt werden. 1394 hat der damalige Pfarrer Bruno Meens die Monstranz seiner Gemeinde gestiftet. Das Kunstwerk ist ein Zeichen dafür, dass Ratingen Teil hat an den verschiedenen Strömungen der Zeit. Zunächst ist die Monstranz ein bedeutendes Beispiel für die Goldschmiedekunst des 14. Jahrhunderts im Rheinland. Zum anderen bringt der Stifter große Politik mit an seine neue Wirkungsstätte.

Die Ratinger Monstranz (Detail):
Die hl. Katharina, eine der Patronatsfiguren der Monstranz

Ein gotischer Kirchturm im Kleinformat

Die „Ratinger Monstranz“ ist vom Typ her eine Turmmonstranz. Sie besteht aus einem Fuß, dem Griff und dem Aufbau. Sie hat eine Gesamthöhe vom Fuß bis zum Kruzifix an der Spitze von 89 cm. Davon entfallen 34 cm auf das Unterteil (vom Fuß bis zur unteren Plattform). Der gesamte Aufbau umfasst 55 cm, wobei sich die Strebepfeiler des größeren Architektursystems über 27,5 cm erheben und die des kleineren über 17,5 cm.

Diese auffallend großzügigen Maße werden noch durch die gotische Vertikalrichtung unterstrichen. Im Gegensatz zur Höhe ist die Monstranz in der Breite eher schlank. Der Durchmesser des Fußes beträgt 38,5 cm. Das Fundament des Aufbaus (die Plattform) hat nur einen Durchmesser von 21 cm. Der Abschluss des eigentlichen Schaubehälters und damit die Basis des kleineren Architektursystems erreicht lediglich 11,5 cm. Ihr Gewicht beträgt immerhin 9 kg. Sie ist aus Silber und mit Ausnahme einiger kleinerer Teile vergoldet.

Engel und Heilige

Besonderes Kennzeichen der „Ratinger Monstranz“ ist der reiche Figurenschmuck: Im Kreis um die Kristallkuppel stehen elf Apostel und der hl. Johannes der Täufer als Ganzfiguren. Sie sind an ihren Symbolen zu erkennen. In direkter Nachbarschaft zum Bergkristallzylinder - hier wird das eucharistische Brot in einer lunula (Mönd-chen) eingesetzt - stehen in vier großen Bögen Engel mit den Leidenswerkzeugen vom Karfreitag. An vier Strebepfeilern musizieren vier Engel. In Türmchen erkennen wir zwei männliche Gestalten, geschmückt mit Krone und Schwert,

und zwei weibliche Gestalten mit Krone und Palme.

Die „Krönung“ der Monstranz erhebt sich in vier Stockwerken (wie eine vierstöckige Tiara). In Nischen an den vier Seiten des ersten Geschosses befinden sich die vier „Patrone“ der Monstranz: Der hl. Petrus (als Patron der Ratinger Pfarrkirche), der hl. Viktor von Xanten (am Stift in Xanten war der Pfarrer der Kirche, der die Monstranz gestiftet hat, gleichzeitig Kanonikus), die hl. Katharina (die u.a. in Ratingen eine große Verehrung erfuhr) und die hl. Helena (die nach alter Überlieferung die Kirche von Xanten gegründet hat).

Auf der nächsten Etage sind in zwei Nischen die Mutter Gottes mit dem Kind und eine hl. Jungfrau mit Buch und Palme (die hl. Barbara ?) zu sehen. Sie sind fast ganz hinter gotischen Architekturteilen versteckt. Die beiden nächsten Etagen tragen keinen Figurenschmuck. Sie sind durch kirchliche und weltliche Architekturmerkmale gekennzeichnet. Auf der Spitze des Turmes erhebt sich das Kreuz mit dem Heiland.

Noch eine Gruppe musizierender Engel sollte Beachtung finden. Der aus dem Fuß aufstrebende sechsteilige Aufsatz zeigt in Öffnungen unter Zinnen kleine Engel als meisterhaft gearbeitete Halbfiguren. Fünf von ihnen spielen Instrumente, einer - der Sänger - hält ein Spruchband mit der Inschrift „Ave“. 43 Figuren sind es insgesamt, die die Monstranz zieren und die Gläubigen auffordern, mit ihnen zusammen die Eucharistie zu verehren.

Durchgestaltet bis ins Detail

Dieses reiche Figurenprogramm wird von einer sehr detaillierten gotischen Baustruktur eingerahmt. Sie ist gekennzeichnet durch Türme, Türmchen, Tore, Durchlässe, Fialen, Querverstrebungen, Krabben (Kriechblumen zur Verzierung der Zierleisten), kleine Nischen und Kapellen, Fenstermaßwerk und Fortifikationstürmchen: Bauarchitektur, wie wir sie aus dem kirchlichen und weltlichen Bereich des 14. Jahrhunderts kennen. Hinzu kommen Blumen, die am Fuß der Monstranz wie zur Prozession hingestreut wirken. Ranken, Rosetten und Blattwerk sind über das ganze Bauwerk verteilt. Silber und Gold sind die Grundmaterialien, die einen Hinweis darauf geben, dass der eigentliche „Inhalt“ der Monstranz jenseits der irdischen Welt zu denken ist.

Silbernes Rauchfass von 1750

Der Stifter Bruno Meens

Über den Stifter der Monstranz gibt eine Inschrift am Fuß in typisch niederrheinischer Sprache Auskunft: „bid vor den priester, de dit cleynod al up bereyt gegeven heet deser syner kyrken to Ratinghen der eren des heyligen sacraments. Anno d(omi)ni MCCCXCIIII.“-„Bete für den Priester, der dieses Kleinod gerne seiner Kirche zu Ratingen geschenkt hat zur Ehre des heiligen Sakraments. Im Jahre des Herrn 1394.“

Bruno Meens stammte aus Duisburg. Daher heißt sein eigentlicher Name in den Urkunden „Bruno de Duysborgh, genannt Meens“. In einer Urkunde des Jahres 1371 heißt es, dass ihm Papst Gregor XI. als Subdiakon und Schreiber des päpstlichen Supplikenregisters die Ratinger Pfarrstelle übertägt. In der gleichen Urkunde lesen wir, dass er auch Kanonikus am St. Viktorstift in Xanten ist. Als Schreiber des Supplikenregisters sammelt Bruno Meens alle Bittstellungsgesuche, die an den Papst gerichtet werden. Noch heute werden umfangreiche Bände dieses Registers im Archiv des Vatikans aufbewahrt. Sein „Arbeitsplatz“ war bei dieser Tätigkeit der päpstliche Hof in Avignon. Als Pfarrer von St. Peter und Paul stiftete er dann 1394 die kostbare Monstranz. Um 1398 verließ Bruno Meens aber Ratingen bereits wieder, um in das Kartäuserkloster in Köln einzutreten. Hier verstarb er 1411. Die Stiftung zeigt, dass Bruno Meens in hohem Maße Christus in der Gestalt des Brotes verehrt hat, eine Frömmigkeitsform, die im 13. Jahrhundert durch das Fronleichnamsfest und die Fronleichnamsprozession weite Verbreitung gefunden hat.

Ein Blick in den Tresor

Ich habe die Monstranz im Sinne des Exemplarischen dargestellt. Zahlreiche andere Gegenstände aus dem liturgischen Gebrauch kommen hinzu – hier aber mehr summarisch, ohne auf Details einzugehen. Das soll an anderer Stelle geschehen.

Kelche:

Der Zeitgeschmack kommt gerade bei den Kelchen, die in St. Peter und Paul überliefert werden, stark zum Ausdruck

- Zwei Kelche aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts in spätgotischer Form sind in ihrer schlichten Form besonders beeindruckend.
- Ein Beispiel aus dem Spätbarock (um 1800) ist gekennzeichnet durch Wappen und Kreuz.
- Reichhaltig geschmückt sind die Kelche des ausgehenden 19. Jahrhunderts bzw. vom Anfang des 20.Jahrhunderts: von Pfarrer Weyers (1888), Pfarrer Jansen (1892) und Pfarrer Max Hilbing (1905).

Petrus, Detail aus dem neugotischen Hochaltar des Düsseldorfer Bildhauers Josef Reiß

Ciborien:

- Mehrere Ciborien – Kelche, die zur Aufbewahrung und Austeilung des eucharistischen Brotes benutzt werden - stammen aus den Jahren um 1800, 1875 und dem Ende des 19. Jahrhunderts.
- Besonders auffällig ist das Ciborium, das eine Ratingerin im Jahre 1913 der Pfarrgemeinde gestiftet hat. Es ist ein Gefäß, das eine Reihe von Bildwerken mit biblischen Themen und Darstellungen von Personen aus der Bibel und der Kirchengeschichte zeigt. Auffällig viele Gestaltungsmerkmale kennzeichnen diesen Kelch.

Wichtig ist bis auf unsere Tage ein Silberbecher aus der Zeit um 1650. Er ist verziert mit Medaillons, in denen Maria mit dem Kind, Petrus und der Evangelist Johannes dargestellt werden. Der Letztere hat dem Gefäß auch den Namen gegeben: Johannesbecher. Er wird heute noch den Brautpaaren bei der Eheschließung gereicht, um auf die Liebe Gottes zu den Menschen hinzuweisen.

Eine Ratinger Familie hat 1891 anlässlich ihrer Silberhochzeit ein kostbares Altarkreuz gestiftet. Einige Jahre (1901) später erfolgt von der Ehefrau eine weitere Stiftung: ein Rauchfass in Form eines Kuppelreliquiars.

Ein silbernes Rauchfass stammt aus dem Jahre 1750. Hierzu gehört auch ein Schiffchen aus dem Jahre 1775, das die Sankt Sebastianus-Bruderschaft in diesem Jahr (so die Inschrift im Deckel) aus Schützensilber für die Pfarrgemeinde anfertigen ließ.

Messpollen (das sind Gefäße für Wein und Wasser) mit Teller stammen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Bemerkenswert ist ein Reliquienostensorium – ein Aufbewahrungsort für Reliquien, das aus unterschiedlichen Epochen stammt.

St. Peter und Paul:
Säulen am Hauptportal im Westturm

Der Fuß ist barock, während das Kreuz aus dem Jahre 1891/92 stammt. In der Mitte der Kreuzarme befinden sich hinter Glas Partikel des Kreuzes Christi. Die Echtheit bestätigt eine Urkunde aus dem Jahre 1727. Die Urkunde im Fuß des Kreuzes sagt weiterhin, dass die Reliquie 1892 nach Ratingen gekommen ist. Bestätigt wird sie durch den damaligen Erzbischof von Köln, Philipp Kremenz.

Ein Vortragekreuz geht seit ungefähr 1900 an der Spitze jeder Prozession. Ein Prozessionsstab erinnert durch das Gnadenbild an die Wallfahrt nach Kevelaer.

Nicht im Tresor, aber in den Sakristeischränken werden die Paramente aufbewahrt.

- Es sind u. a. aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zwei Kaseln (Messgewänder) von 1617 bzw. 1621, die die Kreuzigung Christi darstellen,
- und eine Reihe von Messgewändern aus der Zeit um 1900 und aus dem 20. Jahrhundert.

Schließlich sei noch eine Monstranz in neugotischer Form vom Ende des 19. Jahrhunderts erwähnt.

Einige sakrale Gegenstände, die nach der Auflösung des Minoritenklosters in den Besitz der Pfarrkirche gelangt waren, wurden den „Töchtern“ geschenkt, so z.B. eine „Sonnen“-Monstranz aus dem 17. Jahrhundert oder ein Ciborium von 1669.

Zum Kirchenschatz gehört auch die Einrichtung des Kirchenraumes. Es handelt sich hierbei ebenfalls um Gegenstände, die aus unterschiedlichen Zeiten stammen.

- Die Kreuzigungsgruppe in der unteren Turmkapelle stammt aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts.
- Etwas älter ist die „Madonna mit der Traube“, die um 1500 am Oberrhein entstanden ist.
- In der Marienkapelle befindet sich das beeindruckende Bild der Pietà aus dem 17. Jahrhundert.
- 1631 wurde der Taufstein aus „Ratinger Marmor“ gestaltet. Die Weihwasserbecken aus dem gleichen Material in der Zeit um 1800. Sie variieren das Muschelmotiv.

- Der hl. Sebastian stammt aus dem 18. Jahrhundert.
- Die Pfarrpatrone Petrus und Paulus aus dem Jahre 1737 haben eine lange „Wandergeschichte“, bis sie ihre endgültigen Plätze in der Pfarrkirche eingenommen haben.
- Die „Beweinung Christi“ von Anton van Dyck aus dem 17. Jahrhundert gehört seit gut hundert Jahren zum „Schatz“ der Kirche.
- Die Neugotik schuf den Hochaltar (Bildhauer Josef Reiß aus Düsseldorf, 1896), die Kanzel (Bildhauer Ferdinand Hachenberg aus Mülheim bei Köln, 1895 nach Entwürfen von Heinrich Renard), die Kommunionbank von August Niewiedzoe aus Gelsenkirchen, den Josefsaltar ebenfalls von Josef Reiß.
- Wichtig für die Gestaltung der Pfarrkirche im 19. Jahrhundert ist auch das Bodenmosaik im Hochchor, das in sechs „Fenstern“ die Schöpfungsgeschichte darstellt.

Auch unsere Zeit hat ihre Spuren in der Kirche hinterlassen:

- 1962 schuf der Ratinger Bildhauer Johannes Tefert die 14 Kreuzwegstationen.
- Altarmensa und Ambo schuf 1974 Karl Mathäus Winter. Die Eucharistie hat er dabei thematisiert.
- Vom gleichen Künstler stammt auch der Deckel für den Taufstein.

Wichtige und auffällige Spuren für den „Schatz“ in der Kirche sind vor allem auch die Fenster im Hochchor, im Kirchenschiff und in der unteren Turmkapelle in den Entwürfen von Walter Benner, Hans Lünenborg und A. Sperling.

6. Fundstück auf dem Speicher

An einem weiteren Beispiel wird nochmals deutlich, dass Ratingen und die Kirchengemeinde nicht am Rande der Weltgeschichte stehen, sondern dass Revolutionen und Kriege vor den Mauern der Stadt nicht Halt machen:

Am 3. Juni 1903 war im „Anzeiger für Ratingen und Umgebung“ zu lesen: „Die katholische Pfarrkirche hat zu Pfingsten wieder einen neuen Schmuck erhalten in dem durch den Maler Aschenbroich in Düsseldorf renovierten, früheren Altarbilde, einem van Dycken Oelgemälde: die Kreuzabnahme darstellend.“ Am 15. Juli 1903 heißt es dann weiter: „Nachdem unsere Ausführungen (vom 3. Juni) schon von verschiedenen Zeitungen übernommen worden sind, finden wir in der ‚Rhein.-Westf. Zeitung‘ folgende Abhandlung: ‚Der neue van Dyck in der Pfarrkirche zu Ratingen: Als vor einigen Tagen die Nachricht von einem unbekannten Gemälde van Dycks, das in dem hübschen Landstädtchen Ratingen unweit von Düsseldorf jüngst entdeckt wurde, durch Zeitungen und Kunstzeitschriften ging, wird sie nicht geringes Aufsehen in Kunstkreisen hervorgerufen haben...‘“

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts zweifellos eine Sensation, dass in Ratingen ein „van Dyck“ gefunden worden war. Wie war das Bild nach Ratingen gekommen? Nach der Überlieferung musste die Äbtissin des Zisterzienserinnen-Klosters in Herkenrode (Belgien) zusammen mit anderen Stiftsdamen vor den französischen Revolutionstruppen flüchten. Sie fanden zeitweise Unterkunft in Ratingen. In ihrem Gepäck hatten sie Reliquien und andere Wertstücke, unter anderem den „van Dyck“, eben ein Gemälde des berühmten flämischen Barockmalers Anton van Dyck, dessen 400. Geburtstag 1999 gefeiert wurde. Dieses Bild scheint den Nonnen so wichtig gewesen zu sein, dass sie es mit aus ihrem Kloster auf die weite Reise nahmen. Warum sie es nicht wieder mit nach Belgien zurückgenommen haben, ist ungeklärt. Jedenfalls verblieb es zunächst in Privatbesitz und landete unbeachtet auf dem Speicher eines Ratinger Hauses. Später schenkte es

Eingang zur Marienkapelle an der Oberstraße

dann der Besitzer der Pfarrkirche St. Peter und Paul. Hier war das Gemälde zeitweise als Retabel am Hochaltar angebracht. Nachdem die Pfarrgemeinde im Zuge des Erweiterungsbaus auch einen neuen Hochaltar angeschafft hatte, bekam das Bild seinen neuen Platz im Seitenschiff, wo es noch heute zu bewundern ist.

7. Die Mutter und ihre Töchter

Über viele Jahrhunderte war St. Peter und Paul die einzige Pfarrkirche für Ratingen und das Umland. Das änderte sich, als die Stadt größer wurde und sich über die alten Stadtmauern hinaus deutlich ausdehnte. So wurden im Laufe des 20. Jahrhunderts von der „Mutterpfarre“ neue Pfarrgemeinden gegründet.

Der Wunsch der Tiefenbroicher z.B. ein eigenes Gotteshaus zu besitzen, war schon sehr alt, weil der Weg nach Ratingen zur Kirche – vor allem bei Wind und Wetter – weit und beschwerlich war. 1904 wurde daher ein Kirchbauverein gegründet. 1917 konnte der Ratinger Pfarrer zum ersten Mal die hl. Messe in einem leerstehenden Raum der Schule feiern. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde dann vor allem durch Selbsthilfe die alte Tiefenbroicher Kirche St. Marien gebaut (Grundsteinlegung 1923). 1952 wurde das bisherige Rektorat zur selbstständigen Pfarrei erhoben. Entsprechend den seelsorglichen Aufgaben entstanden jetzt die neue St.-Marien-Kirche und weitere Einrichtungen für das Gemeindeleben. Architekt Kurt Schweflinghaus aus Ratingen schuf einen viel beachteten modernen Kirchenbau, der den neuen Vorstellungen in der Liturgie, Gemeinde als Gemeinschaft zu erleben, entsprach. Der Kirchenraum stellt sich als unregelmäßiges Fünfeck mit einem Zeltdach dar, durch das drei Stahlpfeiler stoßen und nach außen den charakteristischen Glockenturm bilden. Die Kirche wurde darüber hinaus mit künstlerisch wertvollen Kunstwerken ausgestattet.

Im Ratinger Osten wurde auf Anregung des damaligen Pfarrers von St. Peter und Paul 1912 ein Kirchbauverein gegründet. Auch hier verzögerten der Erste Weltkrieg und die nachfolgende Inflation ein schnelles Fortschreiten der Pläne. 1928 war dann der erste Spatenstich zur „alten“ Herz-Jesu-Kirche, die von dem bekannten Architekten Hans Herkommer als pfeilerlose Basilika mit modernen Baumaterialien konzipiert wurde. Wegen baulicher Mängel am Stahlskelett wurde diese Kirche abgerissen und durch den heutigen Bau ersetzt. 1970 wurde die neue Herz-Jesu-Kirche eingeweiht. In den 50er Jahren war Herz-Jesu zur eigenen Pfarrei erhoben worden und löste sich damit aus den Verflechtungen mit der „Mutterpfarre“.

Die Geschichte von St. Josef in Eckamp (Ratingen-West) begann nach dem Ersten Weltkrieg, als man sich Gedanken darüber machte, die Arbeit der Stadtpfarrei weiter zu entflechten. 1927 wurde die Filialkirche St. Josef errichtet, die weiterhin von St. Peter und Paul aus betreut wurde. Architekt dieses eigenwilligen Kirchleins war der Ratinger Architekt Karl Granderath. Erst rund ein viertel Jahrhundert später löste sich die „Tochter“ von der „Mutter“. 1959 wurde St. Josef selbständige Pfarrei. Der Bau von Ratingen-West als neuer Stadtteil machte den Neubau eines Pfarrzentrums und einer größeren Kirche notwendig. Architekt Kurt Schweflinghaus aus Ratingen konzipierte in der Grundform eines Siebenecks den mit einer Grundfläche von 650 Quadratmetern großzügigen Kirchenraum, der sich von außen wie der Bug eines Schiffes vor den Hochhäusern erhebt. 1974 konnte die neue Kirche „Heilig Geist“ eingeweiht werden. Einige Tage vorher wurde das Kirchenzentrum für die evangelische und katholische Gemeinde in Ratingen-West der Öffentlichkeit übergeben: „Wir haben eine neue Heimat gefunden und wissen nun, wo wir unser Leben entfalten können“, schrieben die beiden Pfarrer, Karl Napp und Dieter Bruch, im Programmheft.

Die Stadt Ratingen hat sich auch in Richtung Süden ausgedehnt. So entstand in den 30er Jahren der Wunsch nach einer „Filialkirche“. Der Zweite Weltkrieg machte alle Pläne zunichte. Anfang der 50er Jahre konnte dann endlich mit dem Bau der St. Suitbertus-Kirche nach den Plänen des Architekten Kurt Schweflinghaus begonnen werden. 1955 zogen die Patres und Brüder des franziskanischen Minoritenordens in das an die Kirche angebaute Kloster ein. 1959 wurde St. Suitbertus selbstständige Pfarre. Der Grundriss der Kirche ist, nachdem in späteren Jahren Seitenschiffe angebaut wurden, das lateinische Kreuz. Nach einer erneuten umfangreichen Sanierung in den letzten Monaten steht die Kirche seit Mitte des Jahres wieder für die Gottesdienste zur Verfügung. Mit den Minoriten an der Schützenstraße lebte auch eine alte Ratinger Tradition wieder auf, denn bis Anfang des 19. Jahrhunderts bewohnten Mönche dieses Ordens das alte Kloster am Marktplatz und vorher bereits seit Mitte des 15. Jahrhunderts ein Kloster der „Minderbrüder“ in der Oberstraße. Bis zur Auflösung des Klosters in der Säkularisation am Anfang des 19. Jahrhunderts erfüllten die Mönche eine wichtige seelsorgliche und karitative Aufgabe in Ratingen. Nach Schließung des Klosters diente es noch einige Jahre als „Alterssitz“ für Mönche aus der Umgebung, die ihre klösterliche Gemeinschaft verloren hatten. Seitdem hat das Haus an der Lintorfer Straße, das noch heute in seiner Anlage als Kloster gut zu erkennen ist, verschiedenen Zwecken gedient.

Die „Töchter“ stehen jetzt alle „auf eigenen Füßen“. Trotzdem sind die Kontakte zur „Mutter“ nicht abgerissen. Die historischen Bezüge sind auch heute noch an vielen Stellen zu erkennen, was die Zusammenarbeit im Stadtgebiet von Ratingen oftmals kennzeichnet. Die personelle Situation in den einzelnen Pfarrgemeinden fordert darüber hinaus ein intensiveres Zusammengehen der historischen Pfarrgemeinden. So bilden St. Peter und Paul, Herz-Jesu, St. Suitbertus und St. Jakobus d.Ä. in Homberg seit einiger Zeit einen Pfarrverband, um den seelsorglichen Erfordernissen der Zeit besser gerecht werden zu können. Ebenso sind die Pfarrgemeinden in Ratingen-West und Tiefenbroich (St. Josef und St. Marien) näher zusammengerückt. Ähnliche Entwicklungen sind auch in Lintorf (St. Anna und St. Johannes) bzw. in Hösel und Breitscheid (St. Bartolomäus und St. Christopherus) vollzogen worden.

Hans Müskens

Ratingen und seine Bevölkerung im Jahre 1673

Eine Steuerliste aus dem Jahre 1673

Zu den wenigen Quellen des 17. Jahrhunderts, die Einblicke in das Leben, die Berufe und die Bewohner der Stadt Ratingen geben, gehören zwei Kopfsteuerlisten von 1663 und 1673. Diese befinden sich im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Abteilung Bergische Landstände V 34 I.

Kopfsteuern waren eine Ergänzung zu den übrigen Steuern, sie wurden nur für eine bestimmte Zeit gewährt und meist zu Reichszwecken verwandt. Die Steuer wurde am Wohnort für den dort liegenden Besitz erhoben. Diese Steuern wurden nur in bestimmten Fällen von den Landständen, die das Land gegenüber dem Landesherren vertraten, gebilligt. Einmal im Jahr trafen die Landstände sich auf dem Landtag; ihre Hauptaufgabe bestand darin, über Steuern zu beraten bzw. diese zu bewilligen. Der Beschluß des Landtages wurde „Landtagsabschied" genannt. Daher sprechen wir heute noch von der Verabschiedung eines Gesetzes.

Die Kopfsteuer wurde von Männern und Frauen, Söhnen und Töchtern (über 15 Jahre), Knechten und Mägden erhoben. Die Steuerpflichtigen wurden nach ihrer Leistungsfähigkeit in Klassen eingeteilt. 1663 war diese Einteilung noch ganz grob: der Haushaltvorstand war mit 1 Reichstaler, die Ehefrau, Söhne und Knechte mit ½ Reichstaler und Töchter und Mägde mit ¼ Reichstaler veranlagt. Soldaten, arme Einwohner und Geistliche waren von der Steuer befreit, letztere zahlten dafür eine Art Rentensteuer.

1673 wurden die Steuerpflichtigen nach Vermögen und Beruf, der in den Listen angegeben wird, zu verschiedenen Klassen zusammengefaßt. Dadurch ähnelt sie einer Einkommensteuer. Im Landtagsabschied vom 12.8.1673, Bergische Landstände X 6, werden die Berufe und die zu zahlende Steuer genau aufgelistet. Es heißt dort:

	Reichstaler
Referenten, registratoren, rechenmeister	2
Bürger, scheffen, rhatspersonen	2
fürstliche hoffcanzley und rechencammerscribenten[1]	1½
cantzley und rechencammerdiener	1
dorfschultheißen, statthalter und bürgermeister	2
dorfscheffen	1½
advocati, medici, gerichts- und stattschreiber	3
procuratores[2], notary	2
apotheker	2
rentierer ad arbitrium der obrigkeit[3], jedoch ohne verschlag	6
landgerichtsschreiber und stattbotten	1
fürstliche vögte, schultheißen, dinger[4], item landschreiber, wehrmeister[5], forstmeister, burg- und stiegmeister, rhytmeister, pompenmeister, kupfermeister, burggraffen, zöllner, admodiatoren[6], jeder	3
ahn mineralien belehnter	3
vie- und früchtenhändler, maltzmacher, löhrer[7], weißgärber, lederreider[8], vapfenschmidt[9], müllermeister, herbergirer[10] und würte[11], jeder	2
allerhandt müller von ihren digenen?, müller von einem umblauff	2
von mehr umbläuff, so im gang sein, jeder	1
müllerpfechter[12] von1 umblauff	1½
von mehr umbläuff nach advenant[13] wüllenlaeckenfarber, groß winckelierer[14], roß- und viehandler, jeder	2
landtmeßer, wundartzen, balbierer[15], mähler[16], goltschmit, bildthewer[17], schreiner, sadtler, wüllenweber[18], vaßbinder, leinenfarber, schmit, schwertfeger[19], schlößer, schröder[20], derpeler[21], schneider, schuster, arßir, glasmacher, hutmacher, buchbinder, zimmerleuth, maurer, pflisterer[22], früchtenmeßer, haueners, kannengießer, fleischhacker[23], keßelschlager[24], röder[25], pfannen- und strohdecker, strohschneider[26] und fort alle andere handtwercksleute, jeder	1½
alle andere in den stätten und affm platten landt wohnendt, welche in obgeml.[27] nit begriffen sein, sollen geben jeder	1
jede fraw gibt ihres mans taxa halb jeder sohn, so 14 jahr alt undt in seiner eltern brot ist, gibt seines vaters taxa im vierten theil jede tochter, welche 14 jahr alt, gibt ihrer mutter tax daß ihr vierter theil ein judt	2
deren weiber halb wittib, wan sie das mans hantrung[28] treibt, solle geben des mannes tax	¾
für sich selbst aber freybleiben knechte und mägde den 20. Theil ihres lohns, welches die herrschaften einhalten und bezahlen sollen	

Im dem folgenden Aufsatz habe ich die Steuerliste von 1673 transkribiert. Sie ist die aussagekräftigere der beiden Listen, da in den meisten Fällen die Berufe mit angegeben werden. Daraus ergibt sich, daß der am häufigsten ausgeübte Beruf der des Wirtes war. 24 Bewohner gingen dieser Tätigkeit nach, gefolgt von den Tagelöhnern (15). Es folgen die Schneider und die Gerber oder Loher (8). Dann gab es u.a. 5 Branntweinbrenner, 6 Schnitzler (Schreiner), 4 Faßbinder, 4 Leinenweber, 6 Wollweber, 2 Weber, 1 Hufschmied, 1 Leinenfärber, 2 Korbmacher, 1 Winkelierer, 1 Zimmermann, 1 Schuhmacher, 1 Maurer, 1 Radmacher, 1 Leydecker[29], 1 Schlosser, 1 Nagelschmied, 2 Bäcker, 1 Barbier, 2 Wundärzte, 1 Hebamme, 1 Stadtmüller, 1 Notar und 1 Scharfrichter.

Den höchsten Steuersatz, nämlich 3 Reichstaler, zahlten der Richter Niegelgen, der Zöllner Alf von der Bracht, der Gerichtsschreiber Johann Erlewein und der Stadtschreiber Johann Claut.

Quellen:

H. Croon: Stände und Steuern in Jülich-Berg im 17. und vornehmlich im 18. Jahrhundert. Bonn 1929

Wasmansdorff, E. Alte deutsche Berufsnamen und ihre Bedeutung. Limburg. 2.Aufl. 1988

E. G. Zitzen: Scholle und Strom. Bonn 1948

HSTAD, Berg. Landstände V 34 I

HSTAD, Berg. Landstände X 6

---

1 Scribent = Schreiber
2 = Anwalt
3 = Rentiers nach Beschluß der Obrigkeit, ohne Versammlung
4 = Vorsteher des Dings (Gerichtsversammlung)
5 = Forstmeister (besonders im Raum der Rur so genannt)
6 = Verwalter, Pächter
7 = Gerber
8 = Lederbearbeiter
9 = Waffenschmied
10 = Herbergegeber
11 = Wirte
12 = Müllerpächter
13 = nach Belieben
14 = Ladenbesitzer
15 = Barbier
16 = Maler
17 = Bildhauer
18 = Wollweber
19 = Schwertschleifer
20 = Arbeiter, der zerkleinert, schrotet
21 = macht die Türschwellen (Dörpel)
22 = Anstreicher
23 = Fleischer
24 = Kesselschmied
25 = verm. Reider: Messerschmied
26 = Häckselschneider
27 = oben genannt
28 = Handlung, Gewerbe
29 = Schieferdachdecker

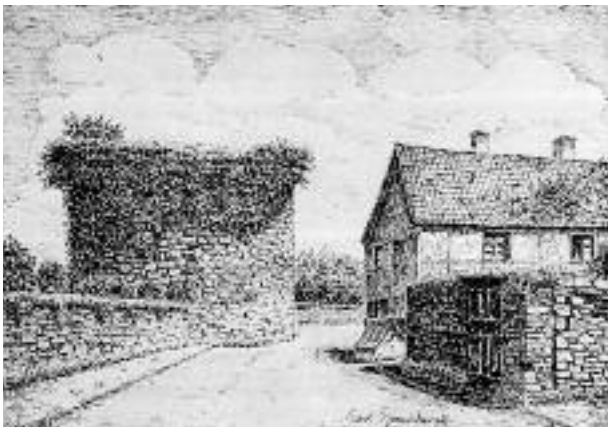
Steuerliste Ratingen 1673, HSTAD, Berg. Landstände V 34, I, S. 305

Capitation gelder der ein und außwendiger burgerschafft der haubttstatt Rattingen

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Herr Matthiaß Steinhaußen, zeittlicher burgermeister	2		
deßen haußfraw Catharina		1	
deßen knecht Peter, verdienet an geltlohn 12 Rt.		48	
deßen magt Margareth, verdienet 7 Rt		28	
deßen magt Maghdalehn, 5 ½ Rt		22	
die magt Leisbeth 2 ¼ Rt		9	
Evert vom Muhlenkempgen	2		
deßen fraw Agnes	1		
deßen sohn Johannes		40	
noch deßen sohn Dahem		40	
noch deßen magt Stein, verdienet ahn lohn 2 ½ Rt		10	
Derrich der stieffsohn, so lamb ist		40	
Wilhelm Moß, schnitzler	1	40	
deßen fraw Stingen		60	
deßen sohn Matthieß, studiosus bey den H. Patribus in Dußeldorff	-	-	
die magt Stingen, verdienet ahn lohn 2 Rt	-	8	-
Johan Moß taghlohner	1	-	-
Jacob Neusers, wirth	2		
deßen hausfraw	1		
deßen sohn Johannes, studiosus bey den H. patribus societatis[3] in Dußeldorff	-	-	-
die magtt Maria, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Johan Breidtheck, ins dritte jahr bettlegerich und lamb, so mitt einem schlagh von statt versehen	-	-	-
deßen hausfraw	-	60	-
deßen sohn Symon	-	30	-
deßen dochter Margareth	-	15	-
Hieronymus Coßmas, so das becker ambacht[4] ihnner 14 tagen gewinen wolle	1	40	-
Johannes Coßmas, ihm dienst von Ihr Ehrw.Durchlaucht von Munster, wullenweber	-	-	-
deß fraw Margareth	-	60	-

1 = Reichstaler
2 = Weißpfennig
3 = Jesuiten
4 = Handwerk

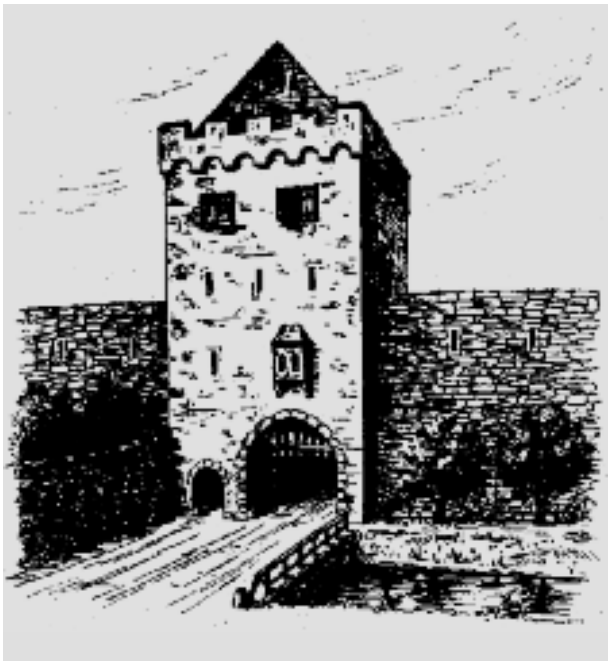
	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Hinrich Froetzheim, brandenweinzepper	1	40	-
deßen fraw Leisbeth	-	60	
Margaret, uf einer cammer wohnendt, der almoßen lebendt	-	-	-
Henrich Meutter, brandenweinbrenner	1	40	-
deßen hausfraw Entgen, sinnloß, und ahn einer ketten geschloßen	-	-	-
deßen magt Christin, verdient ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Pauluß Schlipperth, wirth	2	-	-
deßen fraw Adrian	1	-	-
deßen dochter Maria Elisabeth	-	20	-
deßen magt Christine 2 ½ Rt	-	10	-
Burhart Meuters, wirth	2	-	-
deßen hausfraw Anna Lisbeth	1	-	-
deßen knecht Peter, verdienet ahn lohn 8 Rt.	-	32	-
die magt Elßgen 2 ¾ Rt	-	11	-
der knecht Henrich Draunendahl, 10 Rt ahn lohn	-	40	-
Hermannus Noetten[5], schneider	1	40	-
deßen haußfraw Gierdrutt	-	60	-
Mergh, die fraw, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Friederich Friedthoff, schneider	1	40	-
deßen sohn	-	30	-



Dicker Turm um 1930. Zeichnung von Karl Granderath

Rutger ahm dicken torm, taglohner	1	-	-
Nell, Rutgers schwester, der almosen lebendt	-	-	-
Agnes auß dem Holt, gleichfalls der almosen lebendt	-	-	-
Gerhardt Koppenschaadt, wirth	2	-	-
deßen haußfraw Anna Girdrutt	2	-	-
deren magt Stein, ahn lohn 3 ¼ Rt	-	13	-
Anna wittib schomechers velbereidersche, ihres mans sohn handtrung dreibent	1	10	-
ein schiepers, in der cammer wohnent	-	40	-

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Christine Hanen, wittib Balthasar vom Angeren	-	40	-
Mergh Hannen, verdient ahn lohn 2 ½ Rt	-	10	-
Behel aus dem Roloffskotten, der almoßen lebendt	-	-	-
deßen dochter Ceilgen, gleichfals der allmußen lebendt	-	-	-
Christian Goerths, Lansbergischer gerichtsbott	1	-	-
deßen dochter Christine	-	10	-
Hermann von Bottbergh, taglohner	1	-	-
deßen fraw Girdrutt	-	40	-
wittib Kettners, brandenweinbrennersche	1	10	-
Alff Frommes, schloßmecher	1	40	-
deß fraw Stin	-	60	-
deßen tochter Cäcilia	-	15	-
Peter von Gaddumb, taglohner	1	-	-
deßen fraw Christin	-	40	-
Elßgen, die magt, ahn lohn 2 ½ Rt.	-	10	-
Jacob Clumb, leinenweber	1	40	-
deß fraw Anna	-	60	-
Christian Stock, hoeffschmitt	1	40	-
deßen fraw Leisbet	-	60	-
deßen lehrjungh, ahn lohn 3 Rt	-	12	-



Obertor, Rekonstruktion. Erwähnt 1362. Niedergelegt 1813

Henrich Blohmer, soldat in Dußeldorff	-	-	-
deßen fraw Girdrutt	-	-	-
Johan von Crevell, portzner uf der oberpfortzen	1	-	-
deßen fraw Catharin	-	40	-

5 = oder Ventten

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Johan Schwartzferber, leinenferber	1	40	-
deßen fraw Maria	-	60	-
deßen sohn Johan	-	30	-
Rutger Schluchtt als wirth	2	-	-
deßen fraw Margareth	1	-	-
Derich Levenhamacher, loher	2	-	-
deßen fraw Margareth	1	-	-
deßen sohn Johan	-	40	-
Johann Nolden, schnitzeler	1	40	-
deß fraw	-	60	-
eine fraw Margareth, uf einer cammer wohnhafft	-	40	-
Henrich ihm Feltt, wirth	2	-	-
deßen fraw Behel	1	-	-
Alff Bachman, wullenweber	2	-	-
deß fraw Christin	1	-	-
deßen stieffsohn Abraham	-	40	-
deßen knecht Gerhardt, verdienet ahn lohn 9 Rt	-	36	-
deßen knecht Johan, gleichfalls ahn lohn 9 Rt	-	36	-
die magt Ihrmgen, verdienet ahn lohn 3 Rt	-	12	-
deßen lehrjungh Merten	-	20	-
deßen lehrjungh Jacob	-	20	-
Gierhardt Brunckes, schneider	1	40	-
deßen dochter, so sinnloß ist	-	-	-
Barbar, uf der cammer wohnendt, taglohnerin	-	40	-

Der Bütner.

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Carnelist Steinhawer, soldat in Dußeldorff	-	-	-
deßen fraw Margareth	-	-	-
Merten Jansen, taglohner	1	-	-
deßen fraw Margareth	-	40	-
Johannes Nocker, vaßbender	1	40	-
deßen fraw Margareth	-	60	-
Johan Neersman, wirth	2	-	-
deßen fraw Christin	1	-	-
deßen magt Eva, 1 ½ Rt	-	5	-
deßen magt Conn, ahn lohn 5 R ort[6]	-	5	-
Goswein Schliegen, wirth	2	-	-
deß fraw Catharin	1	-	-
Goswin Neuser, ahn lohn 5 Rt	-	20	-
deß magt Odilia, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Godtfried Niegelgen, richter der embter Angermundt und Lansbergh	3	-	-
deßen knecht Henrich, verdienet ahn lohn 12 Rt	-	48	
deßen magt Agneß, verdienet ahn lohn 9 Rt	-	36	-
die vehmagt margareth, an lohn 5 ½ Rt	-	22	-
Johan Brinckman Roskamp	2	-	-
deßen fraw Leisbeth	1	-	-
deß knecht Derich, ahn lohn 8 Rt.	-	32	-
deß magt Entgen, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Adloff Geirpp, loher	2	-	-
deßen fraw Agnes	1	-	-
deßen dochter Christine	-	60	-
deßen knecht Swibertus, ahn lohn 10 Rt	-	40	-
deßen magt Christin, 2 ½ Rt	-	10	-
Caspar Becker, korbmecher	1	40	-
deßen fraw	-	60	-
deßen sohn	-	30	-
Gerhardt Schopen, pauper[7]	-	-	-
Peter Bischoff, soldat unter obristen freyherr von Spee	-	-	-
deßen fraw	-	-	-
Leefgen, uff einer kamer wohnend, pauper	-	-	-
Isaack Blart, winckelierer[8]	2	-	-
deßen haußfraw Christine	1	-	-
deßen magt Margareth, ahn lohn 3 ½ Rt	-	13	-
deß knecht Peter, ahn lohn 10 Rt	-	40	-
Christine Wolff, wittib	-	40	-
Helene Martell, wittib	-	40	-
deßen sohn Godtfriedt	-	20	-
Jacob Judt	2	-	-
deßen fraw Gudtgen	1	-	-
Johan Kohman	2	-	-
deßen dochter	-	20	-
deßen sohn	-	40	-
deßen knecht Jacob, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
deß magt Girdrut, 2 Rt	-	8	-

6 = Reichsort, ist der vierte Teil des alten deutschen Reichstalers
7 = arm
8 = Ladenbesitzer, Krämer

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Daniel Claases, wirth	2	-	-
deßen fraw Agnes	1	-	-
deßen magt Trin, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Peter Flack[9], wirth	2	-	-
deßen fraw Catharin	1	-	-
deßen magt Anna Margaretha	-	20	-
deßen knecht Alff, verdint ahn lohn 10 Rt	-	40	-
die magt Gierdrut, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
die magt Christin, 3 1/2 Rt	-	14	-
Wittib Heystermans	-	40	-
deßen dochter Margareth	-	10	-
deßen dochter Maria	-	10	-
deßen dochter Anna Margaretha	-	10	-
Adolf Moß, schnitzler	1	40	-
deßen fraw Eva	-	40	-
die magtt Feichen, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Caecilia de Kochs, junffer	-	40	-
Catharina Buschl, uff einer camer wohnhafft	-	40	-
Jacobus Haack, jungesell	1	40	-
Rutger Nettescheun	2	-	-
deßen hausfraw Anna Leisbeth	1	-	-
Goerth Schroetten, drieseler	1	40	-
deßen fraw Tringen	-	60	-
deßen dochter Catharin	-	15	-
Johan Kirchheller, wirth	2	-	-
deßen fraw Grietgen	1	-	-
deß sohn Johannes	-	40	-
deßen magtt Behl, 2 1/2 Rt	-	20	-
Rutger Fremen, druchschehrer	1	40	-
deßen fraw Anna	-	60	-
deßen jungh Hermannus	-	20	-
Hans Frederich Wolff, reutter unter dem Freijherrn von Lanspergh compaignia	-	-	-
deßen fraw Catharina Elisabeth	-	-	-
Christian Breydtheck, wirth	2	-	-
deßen magt Margareth, verdient ahn lohn 3 Rt	-	12	-
deßen magt Catharin, ahn lohn 2 3/4 Rt	-	11	-
Burchardt Clanses, wirth	2	-	-
deßen fraw Oletgen	1	-	-
die magtt Melchior, ahn lohn 1 Rt	-	4	-
Wittib Vogels	1	40	-
deßen sohn Herman Adahm	-	40	-
deßen sohn Johan Diederich	-	40	-
noch deßen sohn Gerhardt Wolfgangh	-	40	-
deren dochter Maria Elisabet	-	30	-
Eva Charlotta, die dochter	-	30	-
die magt Maria, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Johan Peters, korbmecher	1	40	-
deßen fraw Gierdrutt	-	60	-

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Johan Than Oeffen, wirth	2	-	-
deßen fraw Agnes	1	-	-
die magt Ursell, ahn lohn 5 Rorth	-	5	-
Margareth Loesen, wittib	-	40	-
Schimmerwirths fraw, pauper	-	-	-
deßen sohn, arbeiter	1	-	-
Niclas Stoffels, zimmermann	1	40	-
deßen fraw Christin	-	60	-
die magt Mergh, ahn lohn 11 Rort	-	11	-

Der Zimmermann.

Herman Berks, leinenweber	1	40	-
deßen fraw Trin	-	60	-
Peter Altena, wirth	2	-	-
deßen fraw Maria	1	-	-
deß magt Entgen, ahn lohn 8 Rort	-	8	-
Rheinhardt Rungen, pauper	-	-	-
deßen fraw, pauper	-	-	-
deßen sohn Constantinus, ahn lohn	-	20	-
deßen dochter Irmiken	-	20	-
Jan ufm Panbeffen, arbeiter	1	-	-
deßen fraw Mergh	-	40	-
Johannes Schroer, hawer	1	40	-
deßen fraw Agnes	-	60	-

9 = oder Flock

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Rutger Steinhaus, wullenweber	1	40	-
deßen fraw Nees	-	60	-
Johan Derichs, deßen fraw Anna { pauperes	-	-	-
Arnt Kruckers, soldat unterm obristwachtmeister deßen fraw Mergh	-	-	-
Wittib Stinshoff, brandenweinbrennersche	1	10	-
Alff Karendreifer, der stattdiener, so die muhlenkahn fuhrt, ahn lohn 9 Rt	-	36	-
deßen fraw	-	18	-
deßen dochter Aletgen	-	4	-
Johan von Anmelen, burgerstattbott	1	-	-
deß fraw Catharin	-	40	-
deßen schwagerin Christin, sinloß et pauper	-	-	-
deßen schwester Margaret, lamb et pauper	-	-	-
Peter Cremer, schomecher und loher	2	-	-
deßen fraw Clara Anna	1	-	-
deßen sohn Oestwalt	-	40	-
deßen dochter Margareth	-	20	-
deßen dochter Maria	-	20	-
Johan Jansen, miles[10] zu Keyserschwehrt	-	-	-
deßen fraw Margareth	-	40	-
Johan Nagelschmitt, miles zu Kayserschwehrt	-	-	-
deßen fraw Catharin	-	-	-
Mattheiß Richrath, Bechemer pfortzer	1	-	-
deßen fraw Gierdruth	-	40	-

Bechemer Tor. Nach einer Federzeichnung von G.A. Fischer. Abgerissen 1815

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch

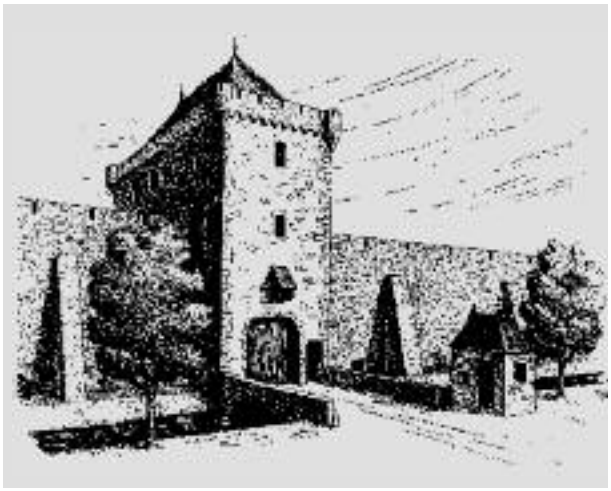
Der Schlosser.

Mechtel Kochs, heebam	-	40	-
deren dochter Leisbeth, pauper, wittib	-	-	-
Druitgen Karendrifer, pauper	-	-	-
Johan Neusers, schnitzler	1	40	-
deßen fraw Mergh	-	60	-
deßen knecht Jurgen, ahn lohn 6 Rt	-	24	-
die magt Helen, 5 Rort	-	5	-
der lehrjungh Francich minorensis	-	-	-
Servas Brack, leinenweeber	1	40	-
deßen fraw Margareth	-	60	-
Johan vom Anger, schloßer	1	40	-
deßen fraw Catharina	-	60	-
deßen knecht Johannes, 4 ½ Rt	-	18	-
Mattheis Muhrer, soldat unterm obristwachtmeister Horst	-	-	-
deßen fraw Gierdrut		40	-
Wilhelm Cronenbergh, schnitzler	1	40	-
deßen fraw Margareth	-	60	-
Paulus Embrich, pauper und krencklich	-	-	-
Trin, ein fraw, so seiner warthet, gleichfalls pauper	-	-	-
Wilhelm Lewers, taglohner	1	-	-
deßen fraw Catharina	-	40	-
deßen dochter	-	10	-

10 = Soldat

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Henrich Doppenbergh, wirth	2	-	-
deßen fraw Ursula	1	-	-
deßen dochter Catharina	-	20	-
deßen magt Christin, ahn lohn 2 ½ Rt	-	10	-
Peter Schollen, nagelschmitt	1	40	-
deß fraw Maria	-	60	-
Hans Welsche Jan	1	-	-
deßen fraw Mechtel	-	40	-
deßen sohn Peter	-	20	-
deßen dochter, lamb und krencklich, pauper	-	-	-
Lutgen Steinhaus, wirth	2	-	-
deßen fraw Gierdruth	1	-	-
die schwiegermutter Alff Flock	-	40	-
Herman Dovuns, becker	1	40	-
deßen fraw Margareth	-	60	-
deßen dochter Maria	-	15	-
die dochter Christin	-	15	-
Alff, der stattdiener und nachtswechter	1	-	-
deßen fraw Hill	-	40	-
Daniell Haffman, loher	2	-	-
deßen fraw Feichen	1	-	-
Wilhelm von Reichrath, burger stattlauffender bott	1	-	-
deß fraw Trinn	-	40	-
Wilhelm Reichrath, der junger taglohener	1	-	-
deßen fraw Girdruth	-	40	-
Wittib Schwers	-	40	-
deßen sohn Frantz	-	20	-
Jacob Mertens, arbeither	1	-	-
deßen fraw Cathrin	-	40	-
Liesbeth Scharffs, uff der cammer wohnhafft, pauper	-	-	-
Entgen, uf der cammer wohnendt	-	-	-
Arnoldt Sturfelt, scheffen	2	-	-
deßen dochter Margareth	-	20	-
deßen dochter Maria	-	20	-
deßen stiefsohn Johannes	-	40	-
deßen stiefdochter	-	20	-
der knecht Philips, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
deß magt Gierdritt, so keinen lohn verdinet, pauper	-	-	-
Wilhelm Schmits, loher	2	-	-
deßen fraw Agnes	1	-	-
deßen magt Ihrm, ahn lohn 3 ½ Rort	-	3	-
Wilhelm von Deuren	2	-	-
deßen hausfraw Catharina	1	-	-
deßen dochter Anna Catharina	1	-	-
deßen sohn, studiosus in Collen	-	-	-
die magt Gierdrutt, ahn lohn 10 Rort	-	10	-
Claudius Durandus, jungesell	-	40	-

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch



Düsseldorfer Tor. Rekonstruktion. Erwähnt 1362. Niedergelegt 1813

Wittib Claudius Durandi als scheffensche	1	-	-
die magtt Catharin, 3 Rt ahn lohn	-	12	-
Merten Schutten, taglohner	1	-	-
deßen fraw Trin	-	40	-
Johan Bercks, brandenweinbrener	1	40	-
deßen fraw Mergh	-	60	-
deßn sohn Johannes	-	30	-
Gerhardt Berck, schneider	1	40	-
deßen dochter Mechtel	-	15	-
Mergh Bestern, uff der cammer wohnendt	-	40	-
Tilman von Blanharts, wirth	2	-	-
deßen fraw Margareth	1	-	-
deßen knecht Johan, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
deßen Blanharts schwester, sinloß	-	-	-
Goswin Burgell	1	-	-
deßen fraw Leisbeth	-	40	-
Giertt Krukens, uff der Dußeldorffer pforten pfortzersche, pauper	-	-	-
Johan Erlewein, Friedberger gerichtsschreiber	3	-	-
deßen haußfraw Catharin	1	40	-
die magt Catharin, ahn lohn 6 Rt	-	24	-
Hans then Oeffen, taglohner	1	-	-
Henrich Brinck, loher	2	-	-
deßen fraw Mechtel	1	-	-
Johan Steinhawer deßen fraw Leisbeth } pauperes	-	-	-
Daniel Heinen, becker	1	40	-
deßen fraw Catharin	-	60	-
Johan Orttmans, schomecher	1	40	-
Alff Bercks, schneider	1	40	-
deßen fraw Margareth	-	60	-

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Tringen Bercks, wittib	-	40	-
deßen sohn Johannes, misenlohenweeber	1	40	-
Tringen Bercks dochter Aletgen	-	10	-
deßen sohn Henrich, studiosus in Dußeldorff	-	-	-
Alf von der Brachtt, underzollner	3	-	-
deßen fraw Liesbeth	1	40	-
deßen sohn Wilhelm	-	60	-
die magt Christin, ahn lohn 6 Rort	-	6	-
die dochter Agnees zu Dußeldorff wohnend, ist aldahr angeschlagen	-	-	-
Adahm Wylich, reformirter custos	1	40	-
deßen fraw Druittgen	-	60	-
Gerhardt Engels, vaßbender	1	40	-
deßen magt Entgen, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Johan Clautt, stattschreiber	3	-	-
deßen fraw Catharina	1	40	-
deßen dochter Mechtell	-	30	-
deßen dochter Anna Margaretha	-	30	-
Andries Ordenbach, wirth	2	-	-
deßen fraw Maria	1	-	-
deßen sohn Henricus	-	40	-
deßen dochter Christine	-	20	-
deßen dochter Helene	-	20	-

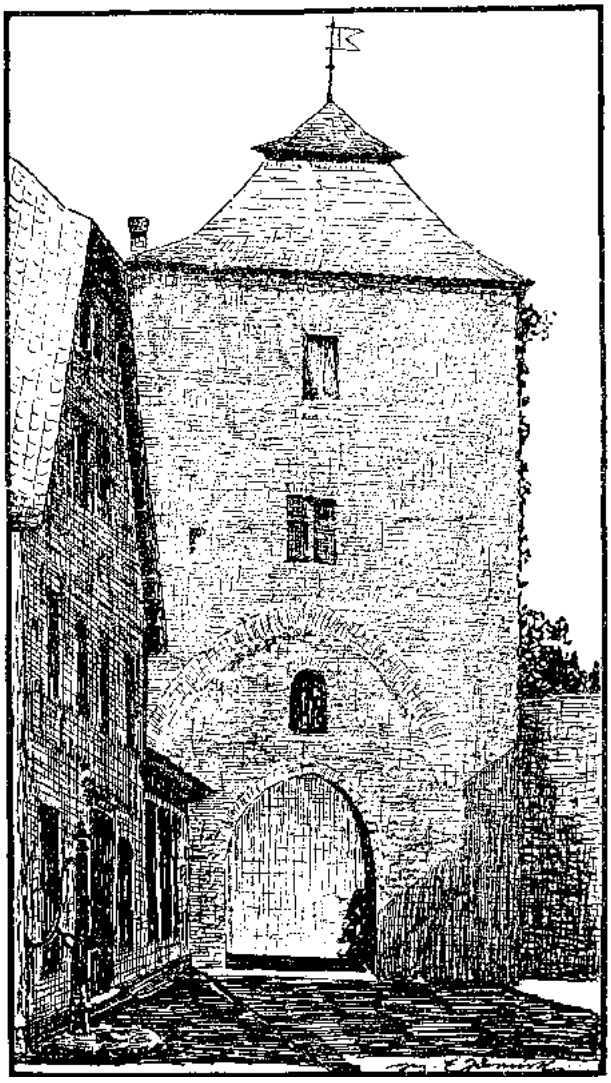
Der Weber.

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Alff Cosmos, wirth	2	-	-
deßen fraw Catharina	1	-	-
deßen magt Mahria, ahn lohn 6 Rort	-	-	6
Wittib Meutters	-	60	-
deßen magt Margareth, ahn lohn 2 ½ Rt	-	10	-
Peter Mohnen, schnitzler	1	40	-
deßen fraw Gierdruit	-	60	-
die schwiegermutter Anna Guysenkirchen, wittib	-	60	-
Burchardt von Dursten, leinenweeber	1	40	-
deßen fraw Tringen	-	60	-
die mutter Girdrut, wittib	-	40	-
Alff Braunns, wirth	2	-	-
deßen fraw Christina	1	-	-
Johan Schroeten, wirth	2	-	-
deßen fraw Olett	1	-	-
die magt Catharin, ahn lohn 1 Rt	-	4	-
Girttgen Paeß, wittib huettemechersche	-	60	-
deßen sohn Christoffel Heutmecher, jungesell	1	40	-
Christoffel Honnelich, steinhawer	1	40	-
deßen sohn Constantius	-	30	-
Wittib Constantini Neander	-	60	-
deßen sohn Arnoldus	-	30	-
deßen dochter Gierdrut	-	15	-
die magt Levert, ahn lohn 5 Rort	-	5	-
Peter vom Stein, scheffen	2	-	-
deßen fraw Christin	1	-	-
deßen sohn Adahmus	-	40	-
deßen dochter Catharina	-	20	-
deßen Knecht Gorth, ahn lohn 8 Rt	-	32	-
die magt Leisbeth, 3 Rt	-	12	-
Daniel Kemen, wirth	2	--	
deßen fraw Judith	1	-	-
die magt Helen, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Hans Wilhelm Cremer, loher	2	-	-
deßen Fraw Catharin	1	-	-
Hans Wilhelm, der knecht Gerhard, ahn lohn 6 Rt	-	24-	
Agnes wittib Brackelmans	1	-	-
der knecht Johan, ahn lohn 8 Rt	-	32	-
Johan Sontagh, leydecker	1	40	-
deßen knecht Johannes	-	20	-
Oberlendersche Ann, pauper	-	-	-
Tringen Schlucht, wittib	-	60	-
deßen sohn Johannes	-	30	-
Catharina Witten, wittib wirthe	2	-	-
deßen sohn Johannes	1	-	-
deßen fraw Agnes	-	40	-
die magt Nees, ahn lohn 2 ½ Rt	-	10	-
der jungh elterloß	-	20	-

Der Läderer.

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Johannes Breckelman, loher	2	-	-
deßen fraw Girdritt	1	-	-
der knecht Johan, ahn lohn 6 Rt	-	24	-
die magt Agnes, 2 ½ Rt	-	10	-
Johannes Berthrams, wirth	2	-	-
deßen fraw Girtgen	1	-	-
deßen lehrjung Herman	-	20	-
Frantz uff der Lintorffer pforten			
pfortzener { pauperes	-	-	-
deßen fraw {	-	-	-
Johan Grasthes, arbeiter	1	-	-
deßen fraw Christin	-	40	-
Margareth Frommes, wittib	-	40	-
deßen dochter	-	10	-
Feichen Heinen	-	40	-
Reformirter prediger	-	-	-
deßen magt Behel, ahn lohn 10 Rt	-	40	-
die magt Margareth, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Johan Nickemenn, wullenweeber	2	-	-
deßen fraw Helen	1	-	-
deßen knecht Herman, ahn lohn 5 ½ Rt	-	22	-
die magt Ihrmgen, 2 ½ Rt	-	10	-

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Gerhart Scholtheis, scheffen	2	--	
deßen fraw Cacilien	1	-	-
deßen sohn Wilhelmus, studiosus in Dußeldorff	-	--	
deßen dochter Maria	-	20	-
deßen dochter Anna Caecilia	-	20	-
deßen dochter Maria Margaretha	-	20	-
Valentin Schmits	1	-	-
deßen dochter Anna Margaretha	-	10	-
Adahm Kerpent, stattmuhller, ahn lohn 13 Rt	-	52	-
deßen fraw	-	26	-
deßen dochter Catharin	-	7	-
Merten Lefen, wullenweeber	1	40	-
deßen fraw	-	60	-
deßen lehrjungh Johannes, ahn lohn 2 ½ Rt	-	10	-
Margareth Bawloff, pauper	-	--	
deßen dochter Entgen, ahn lohn 2 ½ Rt	-	10	-
deßen dochter Maria Catharin, 2 Rt	-	8	-

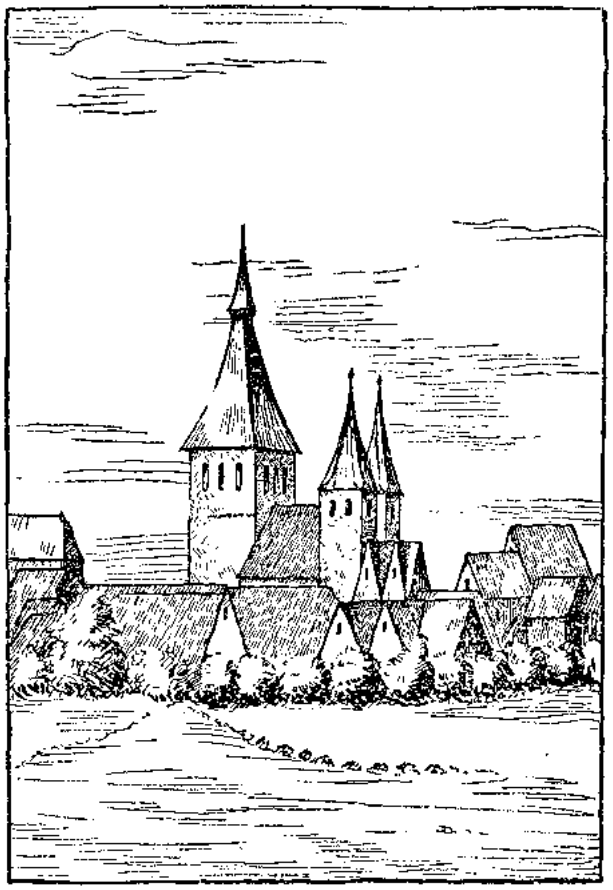


Lintorfer Tor, von der Stadt aus gesehen.
Zeichnung: Ernst Bierwirth

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Alff Broncker, wundarzt	1	40	-
deßen fraw Gierdrith	-	60	-
deßen lehrjungh Christoffel, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Adolff Bronckers schwester Gierdrut, ahn lohn 2 ½ Rt	-	10	-
Johan Schraem, vasbender	1	40	-
deßen fraw Margareth	-	60	-
Ihmbert von Wehel, wirth	2	-	-
deßen fraw Anna Magdalene	1	-	-
Wittib Gerhard Henck, balbiersche	-	60	-
deßen dochter Girdrit	-	15	-
Maria, ein metgen, so ihn die kost aldahr verthan	-	15	-
Johan von der Bracht, vaßbender	1	40	-
die magt Clara, ahn lohn 1 ½ Rt	-	6	-
Henrich Gaerningh, wullenweeber	1	40	-
deßen fraw Feichen	-	60	-
deßen knecht Wilhelm, ahn lohn 6 Rt	-	24	-
Frantz Muller, schneider	1	40	-
deßen fraw Catharin	-	60	-
Anthon Mullers, gerichtsschreiberschewittib	1	40-	
deßen magt Catharina, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
noch deßen magt Margareth, 1 ½ Rt	-	6	-

Der Balbierer.

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Adahm Nellen, custos hiesiger pfarkirchen			
deßen fraw Margareth	-	--	
deßen dochter Hedtwigh			
Gierdruth, uf der cammer wohnendt	-	40	-
Entgen, uff der cammer wohnendt	-	40	-
Catharin Mullers, wittib	-	40	-
Catharin Berks, pauper	-	-	-
Herman Holthausen, taglohner	1	-	-
deßen fraw Helen	-	40	-
Gierdritt aus den Braunshoeffen, lamb et pauper	-	-	-
Mechtell Eichbuschersche, pauper	-	-	-
Tohmes der sohn, verdienet ahn lohn 4 Rt	-	16	-
Cordula Pickerts, junffer	-	20	-
H. pastores magtt Anna	-	-	-
Johan Schaedt, gerichtsbott	2	-	-
deßen mutter Tringen	-	40	-
deßen bruder Tomaß, reuter unter obrist Lanspergh	-	-	-
deßen bruder Christian, ein rhaettmecher	1	40	-
die magt Catharin, ahn lohn 5 ort	-	5	-



Katholische Kirche um 1700.
Ausschnitt aus der Zeichnung von Ploennies (vergrößert)

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Wilhelm von Echt {	-	-	-
deßen fraw, { pauperes	-	-	-
Johan Crautscremer	1	-	-
deßen fraw Elsgen	-	40	-
deßen sohn Godtfriedt	-	20	-
Frantz Kleinen	1	-	-
deßen fraw Catharin	-	40	-
deßen dochter Hedtwigh	-	10	-
deßen sohn Peter	-	20	-
Radoffus Kaldenbach, notarius	2	-	-
deßen fraw Christine	1	-	-
deßen undermeister Johannes, verdient ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Kaldenbachs mutter Engell	-	40	-
Henrich Jansen, brandenweinbrenner	1	40	-
deßen fraw Catharin	-	60	-
Johan Diederich Marfell, scharffrichter und wundarzt deßen fraw Catharin referirt das frey seyn			

Außwendige Burgere

Jacob zu Graeshaus	1	-	-
deßen fraw Anna	-	40	-
der knecht Wilhelm, verdient ahn lohn 6 Rt	-	24	-
die magt Margareth, 1 ½ Rt	-	6	-
der jungh Adolff, ahn lohn 4 Rt	-	16	-
das hiertmedtgen Elsgen, 1 Rt	-	4	-
Goert ihm backhaus, taglohner	1	-	-
deßen hausfraw Catharin	-	40	-
Johan ihm hausgen zu Graeshaus gehorigh, taglohner	1	-	-
deßen fraw Helen	-	40	-
Johan zu Rittershaus	1	-	-
deßen fraw Maria	-	40	-
deßen schwester Elsgen	-	10	-
die schwester Feichen	-	10	-
die schwester Ihrmgen	-	10	-
der knecht Johan, verdient ahn lohn 9 Rt	-	36	-
Herman vom Deick, ein abspliß von Ritters, brandenweinbrenner	1	40	-
deßen hausfraw Mergh	-	60	-
Johan ahn Conenser Dieck, zu Ritters gehoerigh, taglohner	1	-	-
deßen fraw Beiell	-	40	-
Johan zu kleinen Kawhaus	1	-	-
deßen fraw Margareth	-	40	-
deßen sohn Adolff	-	20	-
deßen sohn Henrich	-	20	-
die magt Catharin, ahn lohn 2 ½ Rt	-	10	-
Johan im kleinen Bronckhoff	1	-	-
deßen fraw Mechtell	-	40	-
deßen sohn Jurgen	-	20	-
deßen dochter Feichen	-	10	-

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Hein zu Volhaus	1	-	-
deßen fraw Agnes	-	40	-
deßen knecht Hans Adolff, ahn lohn 9 Rt	-	36	-
der hierttjungh Evert, 2 ½ Rt	-	10	-
die dochter Odilia	-	10	-
die magt Gierth, 2 ¾ Rt	-	11	-
Heinrich in den Braunshoeffen	1	-	-
deßen fraw Jasper	-	40	-
deßen sohn Wilhelm	-	20	-
Jacob in den Dornen, rhaettmecher	1	40	-
deßen fraw Giertgen	-	60	-
die magt Gierdrautt, 1 ½ Rt	-	6	-
Merten uf Winkelhausengutt	1	-	-
die fraw Trin	-	40	-
die dochter Tringen	-	10	-
der knecht Rutger, ahn lohn 7 Rt	-	28	-
Claes uf Vicariengutt	1	-	-
deß fraw Barbara	-	40	-
Johan uff der Angerbruggen	1	-	-
deßen fraw Steingen	-	40	-
Johan ufm Sentgen	1	-	-
deßen fraw Cäcilia	-	40	-
deßen sohn Symon	1	-	-
deß fraw	-	40	-
der knecht Henrich, verdient ahn lohn 6 Rt	-	24	-
der hiertjungh Johan, 2 Rt	-	8	-
Hans Lennepers, kottner	1	-	-
deßen fraw Leisbeth	-	40	-
die magt Dreutgen, ahn lohn 1 ½ Rt	-	6	-
Peter zur Heyden	1	-	-
deßen sohn Jacob	-	20	-
deßen knecht Peter, ahn lohn 12 Rt	-	48	-
die magt Elsgen, 3 Rt	-	12	-
die magt Idgen, 3 Rt	-	12	-
Peter ufm Stamskotten	1	-	-
deßen fraw Agnes	-	40	-
Johan uf der Drengenburgh	1	-	-
deßen fraw Giert	-	40	-
deßen mutter Tringen	-	40	-
Hanss uff der Drengenburgh, weeber	1	40	-
deßen fraw Giertgen	-	60	-
Hans Georgh Heymesangh	1	-	-
deßen fraw Gierdrith	-	40	-
Wilhelm Kohierdt {	-	-	-
deßen fraw Barbar { pauperes	-	-	-
Clemens ufm Meinskotten, muhrer	1	40	-
deßen fraw Margareth	-	60	-
deßen dochter Agnes	-	60	-
Johan Kohlen	1	-	-
deßen fraw Tringen	-	40	-
deßen dochter Adelheit	-	10	-

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Merten ahm Schillingskotten	1	-	-
deßen fraw Margareth	-	40	-
deßen dochter Catharin	-	10	-
Michell, der eithumb[11], taglohner	1	-	-
deßen fraw Adelheitt	-	40	-
Grieth Beyermanskotten	1	-	-
deßen fraw Trin	-	40	-
Herman ufm Finckenkotten	1	-	-
deßen fraw Gierdrutt	-	40	-
Henrich ufm Schrienskotten	1	-	-
deßen fraw Steingh	-	40	-
deßen dochter Tringen	-	10	-
Wilhelm ufm Hoeffgen	1	-	-
deßen fraw Giert	-	40	-
deßen knecht Caspar, ahn lohn 6 Rt	-	24	-
Johan ufm Giehren, schneider	1	40	-
deßen fraw Gierdrutt	-	60	-
deßen sohn Crein	-	30	-
Alff ufm Heidtkam	1	-	-
deßen fraw Feichen	-	40	-
Johan uff der Schleipen	1	-	-
deßen fraw Gierdrut	-	40	-
deßen magt Gierdruth, ahn lohn 2 Rt	-	8	-
Peter ufm Rosenkotten	1	-	-
deßen fraw Agnes	-	40	-
deßen vatter Derich	1	-	-
deßen magt Margareth, ahn lohn 2 ¼ Rt	-	9	-
Alff ahm Cronenbergskotten	1	-	-
deßen fraw Trin	-	40	-
deßen magt Giert, 2 Rt	-	8	-
Conrath in der Hutten	1	-	-
deß fraw Agnes	-	40	-
deßen dochter Maria	-	10	-
deßen dochter Giertgen	-	10	-
der knecht, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Friederich zu Schonnenbeck	1	-	-
deß fraw Holl	-	40	-
der knecht Loß, ahn lohn 6 Rt	-	24	-
die magt Tringh, 3 Rort	-	3	-
Jurgen in Schonnenbecks backhaus	1	-	-
deßen fraw Entgen	-	40	-
noch ein frawennsche ihm backhaus zu Schonnenbeck Jaspar	-	40	-
Johan zum Holt	1	-	-
deßen fraw Els	-	40	-
Dieth uff der Ketzburgh	1	-	-
deß fraw Gierth	-	40	-
Henrich uff der Goltbergh wittib	-	60	-
die magt Gudtgen, ahn lohn 2 Rt	-	8	-

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Corstgen uf Bauscherhoff	1	-	-
deßen fraw Ann	-	40	-
deßen knecht Peter, ahn lohn 11 Rt	-	44	-
deßen knecht Johan, 8 Rt	-	32	-
noch ein jungh, 6 Rort	-	6	-
die magt Margareth, ahn lohn 4 Rt	-	16	-
die magt Agnes, 4 Rt	-	16	-
Hans in der Weltersbruggen	1	-	-
deßen fraw Stin	-	40	-
deßen knecht Tonniß, ahn lohn 6 ort	-	6	-
die dochter Mechtell	-	10	-
Rutger in der Obristen Bruggen	1	-	-
deßen fraw Trin	-	40	-
deßen magt Behell, ahn lohn 3 Rort	-	3	-
Johan in der Neesenbruggen	1	-	-
deßen sohn	-	20	-
deßen magt Steingh, ahn lohn 6 Rort	-	6	-
Herman ufm Kellersdeick	1	-	-
deßen fraw Irmgen	-	40	-
Henrich ufm Vahrekotten	1	-	-
deßen fraw Catharin	-	40	-
Ihnund ufm Vahrenkotten, in der cammer wohnendt	1	-	-
deßen fraw Maria	-	40	-
Jan Pix zu Eggerscheidt, schneider	1	40	-
Friederich, sein eithumb, miles zu Keyserschwehrt	-	-	-
deßen fraw Els, bey dem vatteren wohnhaft	-	40	-
Henrich ahm Scheivendupell	1	-	-
deßen fraw Feichen	-	40	-
Wilhelm in der Bircken	1	-	-
deß fraw Irmgen	-	40	-
deß magt Behel, ahn lohn 6 Rort	-	6	-
deß magt Tringen, 2 ½ Rt	-	10	-
Johan ahm Henck, weeber	1	-40	-
deßen fraw Maria	-	60	-
deßen sohn Johan, lamb und krenklich	-	-	-
Conradt Nolden	1	-	-
deßen fraw Entgen	-	40	-
Jacob Noldenkotter	1	-	-
deßen fraw Giertgen	-	40	-
der knecht Jacob, ahn lohn 4 Rt	-	16	-
Gerhardt Klompenkotter	1	-	-
deßen fraw Lisbet	-	40	-
der knecht Robert, ahn lohn 4 Rt	-	16	-

11 = Schwiegersohn

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Rutger ihm Rolffskotten	1	-	-
deßen fraw Behel	-	40	-
deßen sohn Wilhelm	-	20	-
deßen sohn Alff	-	20	-
die magt Margareth, ahn lohn 2 1/2 Rt	-	10	-
die fraw, im backhaus wohnhafft	-	40	-
Jacob im Frommeskotten	1	-	-
deßen fraw Entgen	-	40	-
deßen sohn Herman	-	20	-
deßen dochter Nees	-	10	-
Giert, in der cammer wohnendt	-	40	-
Wilhelm in der Guhrsheiden	1	-	-
deßen fraw Liesbeth	-	40	-
die magt, ahn lohn 3 Rort	-	3	-
Behel in der Guhrsheiden	-	40	-
Wilhelm Behrenkotter	1	-	-
deßen fraw Margareth	-	40	-
der knecht Peter, ahn lohn 6 Rt	-	24	-
Lutgen ufm Koppenschandt	1	-	-
deßen fraw Feichen	-	40	-
Lutgen, im backhaus wohnendt	1	-	-
deßen fraw Ann	-	40	-
Johan uff der Ubelgun	1	-	-
deßen fraw Entgen	-	40	-

	Rt[1]	albus[2]	Colnisch
Johan ahm großen Rham	1	-	-
deßen fraw Sybill	-	40	-
deßen dochter Eva	-	10	-
deßen magt Behel, ahn lohn 3 Rt	-	12	-
Engel ihm Rosenthal	1	-	-
deßen fraw Stin	-	40	-
der knecht Herman, ahn lohn 5 Rt	-	20	-
die magt Behel, 3 Rt	-	12	-
der jungh Jacob 2 Rt	-	8	-
Arnt zu Neesen Volhaus	1	-	-
die fraw Gierdruit	-	40	-
der knecht Wilhelm, ahn lohn 5 Rt	-	20	-
die magt Merg, 2 Rt	-	8	-
Wilhelm ufm Peschl	1	-	-
deßen fraw Nees	-	40	-
der knecht Johan, ahn lohn 6 Rt	-	24	-
die magt Mergh, 7 Rort	-	7	-
Johan zu Scheivenhauß	1	-	-
deßen fraw Hill	-	40	-
der jungh Gerhardt, ahn lohn 1 Rt	-	4	-
Mewiß in der Bruggen	1	-	-
deßen fraw Trinn	-	40	-
Wilhelm Schimmers muhller, verdienet ahn lohn 13 Rt	-	52	-
deßen fraw Helen	-	26	-

Monika Degenhard

Haus am Noldenkothen. Niedergelegt 1956. Zeichnung: Fritz Feldbusch

Ratingen und die Sozialdemokratie im 19. Jahrhundert

Politische Parteien sind erst im 19. Jahrhundert entstanden. Dies geschah nicht auf einen Schlag, sondern entwickelte sich aus Vorläufer-Organisationen wie „Verbrüderungsvereinen" oder „Volksclubs".

Der erste politische Verein in Ratingen wurde im September 1848 gegründet. Der Kommandant der Bürgerwehr, Jakob Schlippert, wurde zugleich Vorsitzender des „Demokratischen Vereins". Dieser Verein hatte 171 Mitglieder und sah seinen Zweck in der Vorbereitung und Schaffung einer konstitutionellen Monarchie.

Ebenfalls in jene Zeit fällt im benachbarten Düsseldorf die Gründung des „Volksclubs", einer radikal-demokratischen Vereinigung mit deutlichem sozialem Programm. Der „Volksclub" hatte 900 Mitglieder. Bekannt sind Freiligrath, der „Trompeter der Revolution", und Ferdinand Lassalle.

Die Unterschicht in Ratingen hatte andere Interessen als der „Demokratische Verein". Es bestanden wegen des reaktionären preußischen Dreiklassen-Wahlrechts keine Möglichkeiten, politischen Einfluss zu nehmen. Mitglieder der Unterschicht schlossen sich allerdings im „Cromforder Sensencorps" zusammen. Wirklich sozialdemokratische Aktivitäten lassen sich - noch ganz vereinzelt - erst seit den 1880er Jahren feststellen. Als „Arbeiter" verstanden sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem Angehörige handwerklich geprägter Schichten. Dazu zählten Handwerksgesellen, Kleinmeister und Heimgewerbetreibende, die in Krisenzeiten gelegentlich bis an die Grenze des Verhungerns gerieten. Die Arbeiterschaft war heterogen und erkannte erst allmählich als große Gemeinsamkeit, dass sie abhängig und Lebensrisiken unterworfen war - Krankheit, Invalidität, Arbeitslosigkeit.

Statut

des

Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins.

§. 1.

Unter dem Namen

„Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein"

begründen die Unterzeichneten für die Deutschen Bundesstaaten einen Verein, welcher, von der Ueberzeugung ausgehend, daß nur durch das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht eine genügende Vertretung der sozialen Interessen des Deutschen Arbeiterstandes und eine wahrhafte Beseitigung der Klassengegensätze in der Gesellschaft herbeigeführt werden kann, den Zweck verfolgt,

auf friedlichem und legalem Wege, insbesondere durch das Gewinnen der öffentlichen Ueberzeugung, für die Herstellung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts zu wirken.

§. 2.

Jeder Deutsche Arbeiter wird durch einfache Beitrittserklärung Mitglied des Vereins mit vollem gleichen Stimmrecht und kann jeder Zeit austreten.

Ferdinand Freiligrath (1810 - 1876) um 1840. Zeitgenössischer Stahlstich

Die Begleiterscheinungen der Industrialisierung führten dazu, dass Vordenker-Persönlichkeiten sich der Sache der Arbeiterschaft annahmen. Besonders wichtig für die Sozialdemokratie sind Lassalle, Marx und Engels. Ferdinand Lassalle wirkte Jahre hindurch auf Schloss Kalkum, in dessen Park noch heute eine Bronzeplastik seiner gedenkt. Ob er in seinen politischen Aktivitäten auch mit Ratingen näher in Berührung kam, lässt sich nicht sicher feststellen. In seiner großen „Heerschau" durch das Rheinland 1863 reiste er von Stadt zu Stadt und hatte in Elberfeld 3.000 Zuhörer, in Solingen 5.000 im geschlossenen Raume. Ob während solcher Agigationsauftritte auch Ratinger anwesend waren? Jedenfalls gründete er 1863 den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (ADAV), dessen Präsident er auch bis zu seinem Tod im Jahre 1864 war. Im Jahre 1869 wurde in Eisenach die Sozialistische Deutsche Arbeiterpartei (SDAP) - wichtigste Politiker: Wilhelm Liebknecht und August Bebel - gegründet, die ebenfalls Interessenvertretung der Arbeiter

Ferdinand Lassalle (1825 - 1864)
auf einem zeitgenössischen Stahlstich
von 1848

war. Die Entwicklung lief auf einen Zusammenschluss von ADAV und SDAP hinaus, der dann 1875 in Gotha erfolgte („Vereinigungs-Parteitag"). Damit war die SPD gegründet.

Ratingen gehörte zu den vielen Städten im Reich, deren Bevölkerung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durch den Zuzug fremder Arbeiter stark anwuchs. Die Herrschenden im Reich versuchten, die Arbeiterschaft entrechtet zu lassen. Seit dem Gothaer Parteitag 1875 war die Gefahr aus Bismarcks Sicht noch größer geworden. Er verschärfte den Druck gegen die ohnehin Schwachen. Mit dem Sozialistengesetz vom 21. Oktober 1878 „Gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" wurde der Versuch unternommen, die Solidarisierung innerhalb der Arbeiterschaft zu zerschlagen. Sie wurde ständiger Bespitzelung, Beobachtung und Zensur ausgesetzt. Versammlungen mussten als Familienzusammenkünfte, Geburtstagsfeiern und ähnliches getarnt werden. Dennoch fanden immer wieder und allerorten Treffen statt, die jedoch nicht ungefährlich waren, weil die Teilnehmer mit Geld- und Haftstrafen zu rechnen hatten. Die Unterdrückung und Ausgrenzung durch Staat und bürgerliche Gesellschaft, Kirche, Schule und Militär erreichte das Gegenteil des eigentlich Beabsichtigten: die Arbeiterschaft rückte enger zusammen und radikalisierte sich. Ratingens Bürgermeister Esser musste nach den Wahlen 1878 zum preußischen Abgeordnetenhaus dem Landrat erklären, wieso der sozialdemokratische Kandidat 26 Stimmen erhalten hatte, während früher nur 16 abgegeben worden waren.

Das malerische Neandertal eignete sich für die eigentlich untersagten, politischen Treffen. Die Arbeiterschaft aus dem näheren und weiteren Umkreis - Gerresheim, Elberfeld, Hochdahl, usw. - scheint dort hin und wieder zusammen gekommen zu sein. Das Tal ist nach dem protestantischen Liederdichter Joachim Neander benannt, der dort gerne in Ruhe neue Lieder erdachte. Neander war Schulleiter in Düsseldorf. Auch Lassalle soll verschiedentlich im Neandertal gewesen sein. Die Situation während der Gültigkeitsdauer des „Sozialistengesetzes" ist gut festgehalten in den Unterlagen des Düsseldorfer Sozialistenprozesses von 1888 (sog. „Geheimbund-Prozess"). Dort berichtet zum Beispiel Bürgermeister Bender von Gerresheim über das große Sozialistentreffen vom 14. August 1887 im Neandertal. Über 400 Personen waren aus dem Einzugsbereich Düsseldorf, Elberfeld und Umgebung in das Tal gekommen. Namentlich bekannt sind der Abgeordnete Harm aus Elberfeld und Reichstagskandidat Belles aus Düsseldorf. Es kann vermutet werden, dass auch Ratinger dabei waren, denn noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts wurden An-

Joachim Neander (1650 - 1680),
reformierter Theologe und Kirchenliederdichter. Zeitgenössischer Stich

fang Mai gerne Tageswanderungen über Homberg, Metzkausen und die Stinder Mühle in das Neandertal unternommen. Um die preußische Polizei über den wahren, politischen Zweck des Treffens zu täuschen, sangen die Teilnehmer das „Neanderlied", womit das bis heute populäre Danklied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren..." gemeint sein könnte. Ein Polizeisergeant will eine „socialdemokratische Melodie" vernommen haben, ein anderer Zeuge spricht von dem Lied „Die Wacht am Rhein". Die Sozialisten zogen „rote Tücher schwenkend" fröhlich durch Lokale der Umgebung und verteilten rote Zettel. Es kam auch zu Lärm und Füßegetrampel. Dabei beschimpften die Frauen hin und wieder die misstrauisch äugenden Polizisten. Ihre Männer versuchten abzuwiegeln. In Hochdahl allerdings sollen sich die Sozialdemokraten „wie betrunkene Kirmesstrolche" aufgeführt haben. Ein Beamter bekundete, dass allerlei Unfug getrieben wurde, die Sozialdemokratie lebte hoch und rote Taschentücher wurden geschwenkt. Der Zeuge Wilhelm Thiemann, der „Hurrah" geschrieen hatte, wurde mit einer Strafe von 15 Mark belegt.

In dem Prozess berichtet Bürgermeister Esser, Ratingen, von einem Treffen Düsseldorfer Sozialdemokraten in Ratingen am 30. Januar 1887. Anscheinend waren die Düsseldorfer zu Fuß angewandert, um sich in Ratingen mit ihren Genossen zu treffen. Die Versammlung war angemeldet worden von einem Herrn Tietje. Auf Vorschlag eines gewissen Wittkop wurde einstimmig die Resolution angenommen, Rechtsanwalt Belles aus Düsseldorf als Kandidaten für die Reichstagswahl aufzustellen. Von den aus Ratingen anwesenden Personen soll während der Zusammenkunft niemand das Wort ergriffen haben.

Ein anderes Treffen in Kaiserswerth, als sommerliche Familienfeier getarnt, wurde von der Polizei aufgelöst, weil sie hineinplatzte, als gerade ein kleiner Junge ein Gedicht aufsagte und die Reime „Wenn die Reichen beim Champagner sitzen, müssen die Armen Blut schwitzen..." rezitierte. Sowohl an dem Gedicht als auch an

den roten Krawatten, die die meisten trugen, hatte der Wirt Oligschlaeger die Gesellschaft als Sozialdemokraten erkannt und flugs die Polizei benachrichtigt.

Die genannten wenigen Beispiele zeigen, mit welchem Aufwand und letztlich doch vergeblich die Obrigkeit versuchte, eine nicht aufzuhaltende soziale Bewegung zu unterdrücken. Einerseits lächerlich bis zum Grotesken, andererseits erschreckend sind die angewandten Methoden der Bespitzelung, Überwachung, ständigen Berichterstattung „nach oben", das Anlegen von Dossiers, Zensur, usw. usw. Es half alles nichts. Der Druck erzeugte den erforderlichen Gegendruck.

Benutzte Literatur:

Sozialistengesetz vom 21. Oktober 1878

Hauptstaatsarchiv Düsseldorf;
Reg. Düsseldorf, Nr. 30432

Der Geheimbunds-Prozeß gegen die Socialdemokraten Düsseldorfs oder Nichtgentleman aus Überzeugung
Elberfeld 1888; Druck und Verlag von Hermann Grimpe

Ratingen, Geschichte 1780 bis 1975
Hrsg: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.,
mehrere Verfasser, Essen 2000

Dowe, Dieter
Ferdinand Lassalle (1825 - 1864)
Ein Bürger organisiert die Arbeiterbewegung, Bonn 2000

Hüttenberger, Peter
Düsseldorf
Geschichte von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Band 3,
Düsseldorf 1988

Dr. Hans Kraft

Ratingen-Lintorf · Speestraße 37 · Telefon 0 21 02 / 3 57 50
Essen-Kettwig · Hauptstraße 109 · Telefon 0 20 54 / 38 39

Ratingen vor dem Ersten Weltkrieg

Die Ratinger waren zu Beginn des vorigen Jahrhunderts stolz auf die Entwicklung ihrer Stadt gewesen. Sie reichten am 6. Mai 1909 den Entwurf eines neuen Stadtsiegels ein, aus dem zu erkennen war, dass es sich um eine Stadt mit mehr als 10.000 Einwohnern handelte. Leider erhielt das Rad im Siegel eine falsche Speichenzahl, nämlich fünf. Dieser Fehler wurde erst vor der 700-Jahrfeier 1976 in einem neuen Siegel korrigiert.

Die Einwohnerzahl stieg von 1905 bis 1911 jährlich um etwa 3%, wobei die Geburtenziffer von 4,07 je hundert Einwohner auf 2,9 heruntergegangen war (1901 bzw. 1911). Genau waren es nun 13.594 Einwohner. Die Ratingen fast einschließende Bürgermeisterei Eckamp hatte am 31. 12. 1910 4.420 Einwohner: die Gemeinde Eckamp 1.548, Hösel 1.169, Eggerscheidt 683, Homberg 475, Bracht 396 und Bellscheid 149.

Die Bemühungen Ratingens, die Gemeinde Eckamp einzugemeinden, waren gescheitert. Am 24. Januar 1907 hatte man in diesem Sinne einen Beschluss gefasst. Dieser wurde am 26. August und am 10. Oktober noch einmal bestätigt und um Eggerscheidt und einzelne Höfe in Hubbelrath ergänzt. Diese Eingaben wurden abgelehnt und am 12. 1. 1910 eine neue Grenze zwischen Ratingen und Eckamp bekannt gegeben. Zwar kamen dadurch die Cromforder Weberei und Spinnerei, die Ratinger Papierfabrik, das Tonwerk (von Schwarzbach) nach Ratingen. Aber die Enklaven Kopperschall, Kellersdiek und Fahrenkothen gingen nach Eggerscheidt – Rosendahl, Kleinkauhaus, Ridders und Grashaus nach Schwarzbach, Hasselbeck und Crumbach nach Meiersberg.

Wie ein empörter Aufschrei klang am 1. April 1910 die Schlagzeile: „Das ganze Tiefenbroich wird nach Eckamp gehören!“

Hatte die Stadt mehr verdient? Im Juni 1910 schrieb der im Düsseldorfer Norden angesehene Schriftsteller Herbert Eulenberg in einem Wanderbuch über Ratingen:

„Der Ort selbst bietet heute nicht viel: Eine hübsche Kirche auf der Stadthöhe mit einem weithin sichtbaren Zwiebelturm, das hoch gelegene Amtsgericht mit der gegenüber liegenden, von den Referendaren noch mehr als das Amtsgebäude selbst geschätzten alten Weinkneipe von Eigen, das ist alles!“

Vermutlich hat sich Eulenberg zu lange in dieser Weinstube aufgehalten, so dass er die übrigen Sehenswürdigkeiten in der Stadt übersehen hat.

Doch auch die Ratinger Stadtväter waren mit der Situation in der Innenstadt keineswegs zufrieden. Schon lange klagte man über die Enge. „Ein beladener Heuwagen passt nicht einmal zwischen die Häuser der Bechemer Straße.“ Erweiterte Fluchtlinien waren längst beschlossen, doch mussten die Bürger mittun. Da wurde am 8. Mai 1911 bekannt, dass Wilhelm Thomas (Inhaber des Hauses Nr. 22 mit einem Fachgeschäft für Hüte, Mützen, Schirme und Pelzwaren) das Grundstück Nr. 23 von den

Das Eckhaus Marktplatz/Bechemer Straße, in dem sich der Ratinger Schuh-Bazar von Otto Gille und die Butter- und Käsehandlung von Bertha Hennes befanden. Heute steht dort das M&B-Haus. Federzeichnung von Theodor Sternberg aus dem Jahre 1911

Die Schreibwaren-, Galanteriewaren- und Spielwarenhandlung von August Wagner befand sich seit 1912 im Hause Oberstraße 12. Rechts daneben das ebenfalls im Jahre 1912 eingerichtete „Capitol“, das Kinematographentheater von Otto Höhndorf. Links das Fotogeschäft Buschhausen

Die frühere „Kronen-Apotheke“ an der Ecke Freiligrathstraße/ Bahnstraße. Das alte Haus von 1910 mußte modernen Neubauten weichen

Erben Löwenthal kaufen wollte. In diesem Haus betrieben Otto Gille einen Schuh-Bazar und Bertha Hennes eine Butter- und Käsehandlung. Da dieses Haus abgerissen werden sollte, bewilligte die Stadt einen Zuschuss, der dem Wert des Anteils entsprach, der Straße wurde. Bertha Hennes finden wir später in der Oberstraße Nr. 6 wieder; Sohn und Enkel von Otto Gille haben weiter oberhalb große Schuhgeschäfte betrieben. Wilhelm Thomas ließ in Nr. 22 einen Prachtbau errichten, der ein Wahrzeichen in der Innenstadt wurde – und uns heute große Sorgen bereitet. Sein Schwiegersohn, Franz Aufterbeck, hat nach dem Zweiten Weltkrieg das Nachbarhaus am Markt (Nr. 21) dazu erworben und in der Bechemer Straße angebaut.

Durch die Neubauten Markt Nr. 5 und 6 erhielt die Westseite des Platzes ebenfalls eine starke Veränderung.

August Wagner (Schreibmaterialien, Galanterie- und Spielwarenhandlung) war mit seinem Geschäft vom Markt 20 in einen großzügigen Neubau zur Oberstraße 12 gezogen (1912). Das Grundstück nebenan (Nr. 10) haben am 29. 6. 1912 die Herren Julius Mosel und Otto Höhndorf erworben. Sie schufen dort durch Neu- und Umbau ein „Kinematographen-Theater“.

Die Bechemer Straße wurde noch durch den folgenden Beschluss vom 7. 5. 1912 verändert: „Der Rat ist einverstanden, dass ein Teil der Gasse zwischen dem Besitztum von Zahn (Düsseldorfer Straße 1) und Cahn an den Düsseldorfer Consum-Verein, der die Gasse überbaut, (es muss sich um die Gasse vor dem Alten Steinhaus handeln) abgetreten wird. Dazu ist der Abschluss einen Vertrages notwendig.“

Die Bahnstraße hat Bürgermeister Jansen wohl immer besonders am Herzen gelegen: Am 3. Juni 1910 lässt er beschließen: „Das Haus Nr. 4 (seine Wohnung) wird verputzt, die angrenzenden Straßen erhalten Bürgersteige.“

Begrüßt wurde auch, dass das Haus Bahnstraße 1 (alte Post) durch Kauf in den Besitz des Drogeriebesitzers Richard Kleiber übergegangen war, der das Haus zu einem modernen Geschäftshaus umbaute. Schließlich erhielt die Bahnstraße auch eine Apotheke, die zweite in Ratingen war genehmigt. Anfang 1909 wurde dafür von den Erben Stinshoff ein Grundstück erworben. Am 10. März 1910 wurde hier die „Kronen-Apotheke“ durch den Apotheker Lüngen aus Gelsenkirchen eröffnet.

1911 erhielt dann die Bahnstraße durch die Eröffnung der Daag ihre entscheidende Belebung. Die „Deutsche Last-Automobil-Fabrik“ legte am 27. 1. 1912 ihren Bericht über das erste (erfolgreiche) Geschäftsjahr vor.

Bedeutend für das Stadtbild sind aber auch einige größere Bauten, die in jenen Jahren entstanden. So nahm am 2. 11.1907 die Justizverwaltung ein Terrain für ein neues Amtsgericht in Aussicht: An der Düsseldorfer Straße wurde auf

Das Gebäude der Luisenschule an der Friedrichstraße (heute Hans-Böckler-Straße) kurz nach der Fertigstellung zu Beginn des 20. Jahrhunderts

dem Gelände der Wwe. Adolf Pohlhausen zwischen der Villa Finmann und einer projektierten Straße (heute Pestalozzistraße) dieses neue Gerichtsgebäude errichtet. Das Bürgerhaus am Markt wurde für andere Zwecke frei.

Für die evangelischen Mädchen war eine „höhere Schule“ an der Friedrichstraße (heute Hans-Böckler-Straße) gebaut worden. Sie wurde als „Luisenschule“ am 24. 4. 1908 durch Herrn Pastor Kolfhaus feierlich eröffnet, Schulleiterin war Fräulein zu Nieden.

Für die katholischen Mädchen, die ja in der Grabenstraße 5 ihre eigene Schule hatten, gab es auch eine Änderung: Den „Schwestern Unserer Lieben Frau“ aus Mülhausen bei Grefrath wurde am 11. 9. 1909 die Genehmigung erteilt, in Ratingen ein „Haushaltungs- und wissenschaftliches Pensionat“ zu errichten. Dafür wurde im März 1911 mit einem Neubau begonnen, der nach dem Muster einer Anstalt in Ahlen/Westf. ausgeführt wurde.

Zu Beginn des Schuljahres 1912 konnte man in das neue Schulhaus einziehen, das am 7. August feierlich eingeweiht wurde.

Am 18. März 1907 war im Kreistag beschlossen worden, in Ratingen eine Landwirtschaftsschule zu gründen. Viele wollten sie nach Hilden haben, doch wurde am 3. November unter Leitung von Direktor Woebel der Unterricht als „Winterschule“ in einem auf der Schwarzbachstraße angemieteten Haus aufgenommen (Eigentümer Herr Kever).

Junge Landwirte, die wenigstens 16 Jahre alt waren, wurden aufgenommen. Am 3. November 1911 konnte das vom Landkreis Düsseldorf errichtete neue Schulgebäude an der Hauser Allee eröffnet werden. Das vierte Semester begann in diesem Neubau. Am 4. November 1912 konnte man befriedigt feststellen: Bisher sind im Schnitt 25-30 Schüler unterrichtet worden, 50 haben bisher das Abgangszeugnis der Schule bekommen.

Übrigens wurde für die Hauser Allee die vorgesehene Straßenbreite von 12 auf 21 m erweitert. Schon am 8. Mai 1911 war also diese Straße als Allee geplant!

Am 25. März unterrichtete die Ratinger Zeitung die Bürger von einer Veränderung vor den Toren der Stadt: „Der Verein ‘Mädchenschutz‘ zu Düsseldorf errichtet in Gemeinschaft mit der Provinzial-Verwaltung hierselbst an der Provinzialstraße Düsseldorf – Ratingen gegenüber dem ‘Höltgenhof‘ ein Zufluchthaus. Die Anstalt soll Unterkunft für 114 Mädchen bieten“. Am 3. Juni 1912 wurde dieses „Fürsorgeheim“ eingeweiht. Vor einigen Jahren wurde es abgerissen, ein Neubaugebiet entstand.

Neben der Schule an der Graf-Adolf-Straße plante man am 7. 5. 1912 eine Turnhalle. Für insgesamt 57.000 Mark konnten darüber noch drei Klassenräume gebaut werden, die zunächst für die gewerbliche Berufsschule vorgesehen waren. Am 9. 7. 1913 war die „Kaiser-Wilhelm-Halle“ wohl fertig. Sie wurde dem Katholischen Jünglings-Verein (später DJK), dem Turnverein Ratingen und der Turnerschaft Ratingen jeweils für zwei Abende von 8½ – 10½ Uhr für 80 Mark jährlich zur Benutzung vermietet.

Eine besondere Bereicherung für die Stadt war zweifellos eine Entscheidung von Anfang 1908: „In Ratingen wird ein Lehrerseminar und eine Präparandenanstalt errichtet.“

Das Lehrerinnenkollegium der Luisenschule im Jahre 1927. Die alte Dame in der Mitte (sitzend, zweite von links) ist die Schulleiterin Helene zu Nieden

Die Rückseite des 1912 errichteten „Mädchenheims“ an der Düsseldorfer Straße in den 1980er Jahren. Rechts in der kleinen Holzhütte befand sich der Ziegenstall, links mit dem Schornstein ist die Wäscherei zu erkennen

Die Wäscherei des „Mädchenheimes“ im Jahre 1912

Ab 27. März 1908 wurden diese vorläufig im Haus Kronprinzenstraße 3 (das war hinter der neuen Post) untergebracht. Am 24. April 1908 zog man mit 33 Seminaristen und 39 Präparanden in die Gebäude an der Graf-Adolf-Straße ein.

Lehrer an dieser Anstalt war u.a. seit 24. 4. 1909 Heinz Büter aus Essen, der in Ratingen später als Heimatforscher bekannt wurde.

Am 15. 9. 1909 nahm man für den Ankauf eines Grundstückes für die Errichtung des Lehrerseminars ein Darlehen über 32.000 Mark auf. Doch bis zur Fertigstellung dieses Gebäudes mussten noch andere Zwischenlösungen gefunden werden: Auf der Nordseite des Hofes an der Minoritenstraße baute man ein zusätzliches Gebäude für die katholische Volksschule. Die Seminar-Übungsschule erhielt 4 Räume im Klostergebäude für 120 Kinder. Dies wurde 1910 verwirklicht. Gleichzeitig erhielt das vorhandene Gebäude an der „Schulgasse“ – so der damalige Name der oberen Minoritenstraße – einen Anbau für ein Rektorzimmer und eine Hausmeisterwohnung.

Am 30. Januar 1911 konnte man dann ein Grundstück der Erben Schlösser an der Mülheimer Straße erwerben. Dort errichtete man ein im wahrsten Sinne des Wortes herausragendes Gebäude, das im Lauf der nächsten Jahrzehnte noch vielfältige Verwendung fand und insbesondere am Ende des Zweiten Weltkrieges traurige Berühmtheit erlangte. Die Seminarschule konnte zu Ostern 1914 dort einziehen.

Das Progymnasium, das ja seit 1904 ein eigenes Schulgebäude hatte, erhielt 1910 auch die Anerkennung für den „Ersatzunterricht für das Griechische“. Dies wurde mit der ministeriellen Anerkennung am 8. 4. 1911 noch einmal bestätigt. Ein Übergang war jetzt auch auf ein Realgymnasium möglich. Als neuer Lehrer kam damals Oberlehrer Lachnitt (für Englisch und Französisch), der 1934 in Pension geschickt wurde.

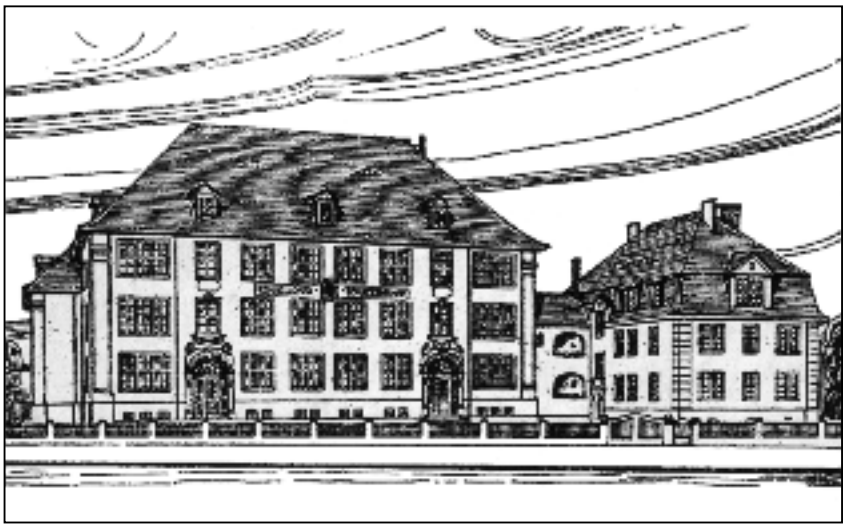
Doch strebten die Ratinger nach dem Ausbau zu einer Vollanstalt. Das Provinzialschulkollegium allerdings lehnte am 8. November 1911 die Befürwortung ausdrücklich ab.

Auch Bürgermeister Jansen ging auf diesen Wunsch ein, als er am 20. 2. 1912 auf verschiedene Anregungen und Anfragen einiger Ratsmitglieder antwortete:

Die gute Finanzlage sei der zeitigen Hochkonjunktur zu verdanken. Er halte aber eine vorsichtige Entfaltung für geboten. Der Rathausbau, für Jahrhunderte berechnet, erfordere größere Ausgaben. Den Ausbau des Gymnasiums halte er für sehr notwendig. Einen Ausbau der Badeanstalt könne sich die Stadt noch nicht leisten. Für ein Schlachthaus sei die Grundstücksfrage schwer zu lösen. Aber mit dem Bau solle dann auch ein Brause- und Wannenbad eingerichtet werden. Für eine Bedürfnisanstalt wolle die Firma Twyford die Einrichtung schenken.

Der Ausbau des Progymnasiums gelang vorläufig nicht mehr, er erfolgte erst ab 1929.

Mit dem Schlachthof schien es zu klappen, denn am 17. 11. 1913 wurde an der Kaiserswerther



Entwurf für die Gebäude des Königlichen Lehrerseminars an der Ecke Mülheimer Straße / Hauser Allee, das im Jahre 1914 eröffnet wurde

Straße für 11.000 Mark ein Grundstück des Edmund van Holtum gekauft. Am 5. Februar 1914 gab der Rat den Auftrag, nach den Plänen des Architekten Kleinert aus Wiesbaden einen Bau zu errichten.

Und das Rathaus? Nach langen Diskussionen über den Standort wurde am 30. Mai 1912 einstimmig beschlossen:

„Als Bauplatz für das zu erbauende Rathaus werden die zwischen der – Kirchstraße genannten – Gasse und der Turmstraße gelegenen Grundstücke bestimmt. Die Grundstücke von Fausten, Waller, Schlösser, Kirsch und Windeck werden enteignet."

Einige Grundstücke hatte man schon erworben, aber mit dem Enteignungsverfahren kam man nicht weiter. Der Antrag der Stadt war zwar von der Bezirks-Regierung befürwortet worden, wurde aber vom Ministerium des Inneren abgelehnt. Es sei nicht nachgewiesen, dass ein anderes Grundstück nicht gefunden werden könne.

Da bot Frau Wwe. Francken am „Kaiserplatz" ein 1 1/2 Morgen großes Grundstück an, wahrscheinlich, um den Wert des „Franckenviertels", in dem schon die neue Post und das Gymnasium standen, weiter zu erhöhen.

Nach einer eingehenden Diskussion, in der die Stadtverordneten Franz Kellermann, Jean Ruhland, Heinrich Keusen und Carl Pohlhausen weiter für einen Standort in der alten Innenstadt eintraten, wurde am 18. November 1913 ein neuer Beschluss mit 12 : 4 Stimmen gefasst: „Das Angebot der Frau Wwe. Theodor Francken zu Düsseldorf-Rath, die bereit ist, der Stadt für den Bau eines Rathauses und einer Dienstwohnung für den Bürgermeister (!) das Grundstück Ecke Kronprinzen- und Bismarckstraße gegen Zahlung von 12.000 Mark Straßenbaukosten lastenfrei aufzulassen, wurde angenommen." Innerhalb eines Jahres musste mit dem Bau begonnen werden. Schlossermeister Jean Ruhland und Wirt Johann Kaiser organisierten am 13. Dezember 1913 noch eine Protestversammlung, an der immerhin 120 Besucher teilnahmen. Das nutzte nichts mehr! Es wurde ein Architekten-Wettbewerb ausgeschrieben. Entwürfe konnten bis Ende März 1914 eingereicht werden.

Anfang April 1914 wurde über den Wettbewerb entschieden:

Bei 67 Entwürfen erhielten den 1. Preis (1500 Mark) die Architekten Verheyen und Stobbe in Düsseldorf, den 2. Preis (1000 Mark) die Architekten Pipping und Nilson in Düsseldorf, den 3. Preis (750 Mark) Dipl.-Ing. Wacht und Architekt Frey in Düsseldorf.

Der Kriegsbeginn im August 1914 bereitete solch örtlichen Vorhaben ein jähes Ende. Das Rathaus wurde – nach erneuten Auseinandersetzungen über den Standort – erst 60 Jahre später gebaut!

Für den Anfang des Jahrhunderts hatte ich festgestellt, dass nur etwa 3% der Gesamtbevölkerung für die Zusammensetzung des Stadtrates ein Wahlrecht hatten. 1909 waren es schon um die 6%. Maßgebend für das Wahlrecht war ja die Höhe der entrichteten Steuer. In drei Steuerklassen wurde alle zwei Jahre jeweils ein Drittel des Rates – für 6 Jahre – neu gewählt. Zur Wahl 1909 waren in der 1. Abteilung 58, in der 2. Abteilung 288, in der 3. Abteilung schon 1499 Bürger stimmberechtigt. Vom 5. Dezember 1911 liegt folgendes Ergebnis vor: In der 3. Abteilung wurden Brauereibesitzer Carl Strucksberg mit 546 und Bauunternehmer E. Schlösser mit 540 Stimmen gewählt. Nicht gewählt wurden die Kandidaten der Sozialdemokraten: Lagerhalter Karl Kleindick und Schlosser Ludwig Egenberger, die 263 bzw. 267 Stimmen erhielten. In der zweiten Abteilung wurden Kaufmann Jakob Buschhausen mit 127 und Wirt Heinrich Keusen mit 128 Stimmen, in der 1. Abteilung Dr. Einhaus mit 35 und Dr. Arnold Grabhorn mit 56 Stimmen gewählt.

Es galt ja damals nicht das Verhältnis- sondern ein Mehrheitswahlrecht. Auch bei der Wahl im Dezember 1913 setzten sich alle Kandidaten des Zentrums durch. Da Carl Strucksberg, der 34 Jahre dem Rat und zeitweise dem Kreistag angehört hatte, 1913 verstorben war, wurden jetzt in der 3. Abteilung drei Abgeordnete gewählt.

Das Ergebnis: 3. Abteilung: Gustav Holland 593, Theodor Raspel 591, Seminarlehrer Michael Klinkhammer 581 Stimmen – alle drei vom Zentrum. Von der sozialdemokratischen Partei: Ludwig Egenberger 362, Karl Kleindick 364, Karl Zöllig (!!) 358 Stimmen.

2. Abteilung: Heinrich Hempelmann 197, Jean Ruhland 197, beide Zentrum. Ludwig Egenberger und Karl Kleindick je 4 Stimmen.

1. Abteilung: Gutsbesitzer Heinrich von Holtum 38, Sägewerksbesitzer Carl Pohlhausen 38 Stimmen (beide Zentrum). Branntweinbrenner Wilhelm Schobbenhaus 14 und Rechtsanwalt Dr. Berckhoff 10 (beide Liberale) waren nicht gewählt.

Ich möchte zum Abschluss meines diesjährigen Berichtes zu einem Thema kommen, mit dem man sonst anfängt: zum Wetter. Aus den Jahren 1908 – 1913 sind uns in der Ratinger Zeitung nur die Anzahl der Tage mit oder ohne Niederschlag überliefert.

Niederschlagsfrei waren

1908 = 143 Tage

1909 = 157 Tage

1910 = 167 Tage

1911 = 145 Tage

1912 = 163 Tage

1913 = 148 Tage.

So groß wie man meinen könnte, waren die Unterschiede zu heute also gar nicht. Dass uns unsere Eltern das Jahr 1911 mit einem Rekord-Sommer überliefert haben, wird bestätigt: Im August gab es nur 4 Regentage. Dafür hatte es im Februar und im Dezember jeweils an 19 Tagen Niederschläge gegeben. In den anderen Jahren finden wir zweimal den Juli (mit 19) einmal den August (22), den März (20) und den April (20) als den Monat mit den häufigsten Regentagen. Der absolut trockenste Monat war der Oktober 1908 mit nur einem Regentag.

Zusammenfassend kann man sagen: Beständig am Wetter war schon vor 90 Jahren seine Unbeständigkeit.

Otto Samans

Die Liebfrauenschule in Ratingen

Die Liebfrauenschule – eine Schule mit Tradition und gewachsener Schulkultur – feiert im Jahr 2001 ihr 100-jähriges Jubiläum.

Im Schuljahr 2001/2002 besuchen 646 Schülerinnen die größte Realschule Ratingens. Im Lauf der letzten 100 Jahre ist die Liebfrauenschule in der Trägerschaft des Erzbistums Köln zu einem Markenzeichen in der Bildungs- und Schullandschaft der Stadt Ratingen geworden und aus ihr nicht mehr wegzudenken.

Sicherlich haben viele Ratinger Bürger persönliche oder Mitglieder im Familien- oder Freundeskreis in irgendeiner Weise Verbindungen oder Beziehungspunkte mit dieser Schule, entweder als Kindergartenkind, Schülerin der Haushaltsfachschule oder als ehemalige Schülerin der Realschule.

So gibt es eine Menge Berührungspunkte, Verbindungen und Erinnerungen mit dem Schulgebäude an der Schwarzbachstraße.

Diese hohe Akzeptanz wurde besonders auch innerhalb der Festwoche vom 5. bis 9. Juni 2001 deutlich; mehr als 5000 Besucher nahmen an der großen Geburtstagsfeier der Schule am 9. Juni 2001 teil. Man fühlt sich „seiner Schule“ verpflichtet und erinnert sich im Kreise Gleichgesinnter an die guten alten Zeiten unter den mehr als 800 ehemaligen Schülerinnen. Vielleicht schafft gerade die gute Tradition einer Ordensschule diese Verbindungen, die neben der Vermittlung von Fachwissen auch der Persönlichkeitserziehung eine entscheidende Bedeutung beimisst. So sollte es über die Jahre hinweg nie ein Gefühl der Anonymität im Schulalltag geben, daher stand immer die Persönlichkeit der einzelnen Schülerin im Mittelpunkt des pädagogischen Bemühens.

Trotz der ständigen Bewegung im Bildungsbereich hat die Liebfrauenschule nie den jeweiligen Zeitgeist unreflektiert aufgenommen, sondern hat im Laufe der letzten 100 Jahre stets die Botschaft Jesu Christi als Fundament ihres christlichen Bildungs- und Erziehungsauftrags wahrgenommen und wird – trotz aller Neuerungen – an diesem Grundauftrag auch im neuen Jahrhundert unbeirrt festhalten.

Das Gebäude der Liebfrauenschule im Jahre 1971

Jungen Menschen Orientierungshilfen für das eigene selbstverantwortete Leben zu geben, war und wird immer das oberste Erziehungsziel der Liebfrauenschule sein, so dass das spätere Leben der Schülerinnen in Gesellschaft, Kirche, Beruf und Familie gelingen kann. Aber dieses kann nur durch eine gute Kommunikation innerhalb der gesamten Schulgemeinde ermöglicht werden, wobei sich Schülerinnen, Eltern und Lehrer dieser Verantwortung bewusst sind und sie zu ihrem eigenen Lebenskonzept machen; dies schafft Identifikation mit der Schule und ein Miteinander wie in einer großen Familie. Darauf dürfen wir als Liebfrauenschule in Ratingen zu Recht stolz sein.

Geschichte der Schule

In diesem kurzen Abriss kann es nur darum gehen, in groben Zügen die Entwicklung der Liebfrauenschule in den letzten 100 Jahren nachzuvollziehen. Obwohl im Laufe der 100jährigen Geschichte der Schulname öfter wechselte, sind in der Ratinger Bevölkerung eigentlich nur zwei Namen bekannt: „Lyzeum“ und „Liebfrauenschule“. Diese Namensgebung wird auch im Neubaugebiet – im ehemaligen Park- und Gartengelände der Schwestern Unserer Lieben Frau – in Erinnerung gehalten. So lauten dort zwei Straßennamen „Am Lyzeum“ und „Liebfrauenweg“. Im Sommer 1900 gründete Pfarrer Weyers ein Kuratorium mit dem Ziel, eine katholische Mädchenschule zu errichten, und am 23. April 1901 wurde nach einem feierlichen Gottesdienst der Schulbetrieb mit 42 Mädchen und „einigen Jungen“ aufgenommen.

Die Schule bezog zunächst Räume in der Graf-Adolf-Straße, doch noch im gleichen Jahr er-

folgte der Umzug in die Grabenstraße 1.

In den Gründungsjahren machten immer wieder Geld-, Personal- und Raummangel Probleme, und so fand das Kuratorium in den „Schwestern Unserer Lieben Frau“ aus Mülhausen 1908 einen neuen Schulträger.

1910 kam es dann zur offiziellen Übernahme, nachdem die Schwestern von der Kirchengemeinde St. Peter und Paul ein stattliches Grundstück an der Schwarzbachstraße erworben hatten.

Lesezimmer der Frauenfachschule 1958

Schlafraum der Realschulinternatsschülerinnen im Jahre 1958

Am 2. Juli 1911 wurde der Grundstein für das heutige Schulgebäude gelegt und am 16. April 1912 wurde es fertiggestellt. In der Zwischenzeit musste der Schulbetrieb mit Ausweichquartieren vorlieb nehmen. Die Ratinger Zeitung vom 11. 5. 1912 beschrieb überschwänglich die Schule in allen Einzelheiten: „Der Eingang mit der großen, breiten Freitreppe, ein geräumiges Haus, freundlich, hell und luftig mit einfacher, aber solider Einrichtung – der Neuzeit in jeder Weise entsprechend“.

Die neue Schulleiterin Schwester Maria Corda konnte nun mit Optimismus der Zukunft ihrer Schule entgegenblicken; wären da nicht die schweren Zeiten des Ersten Weltkrieges gewesen, in denen das neue Gebäude teilweise als Kriegslazarett genutzt wurde und der Unterricht oft wegen Kohlenmangel ausfiel. 1919 wurde auch noch eine einjährige Frauenschule mit 16 Schülerinnen gegründet.

Noch schwieriger wurde die Zeit des Nationalsozialismus: konfessionelle Schulen wurden damals nicht geduldet, und so wurde das Lyzeum in den Jahren 1938/1940 schrittweise aufgelöst. Das Gebäude wurde von der Wehrmacht und einem Kriegsgericht belegt. Nach Bombardierung und Be-

Die alte Turnhalle in den 1950er Jahren

schuss des St. Marienkrankenhauses im März 1945 fanden bis 1947 viele Kranke mit ihrem Pflegepersonal Unterkunft in der Schule.

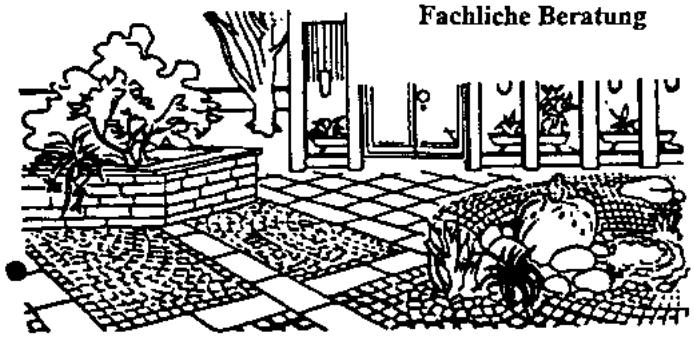
Erst 1947 ging es wieder aufwärts; 1948 konnte die Frauenfachschule wieder eröffnet werden. Der Wunsch der Ratinger Bevölkerung nach einer Mädchenrealschule wurde 1954 realisiert, und Schwester Ildefonse nahm zum Schuljahr 1954/1955 129 Schülerinnen auf; Damit war die heutige Realschule etabliert und stand in der Nachfolge des ehemaligen Lyzeums. Sie erhielt am 25. März 1955, am Fest Mariä Verkündigung, den Namen „Liebfrauenschule - private katholische Mädchenrealschule“ in der Trägerschaft der Schwestern Unserer Lieben Frau. Die starke Nachfrage nach Schülerplätzen machte in den Folgejahren immer wieder Um- und Erweiterungsbauten notwendig; so wurden unter Sr. Maria Bonifaza, die 33 Jahre Schulleiterin der Liebfrauenschule war, sowohl die beiden Schulpavillons als auch eine neue Doppelturnhalle errichtet. Aber neben den ständigen baulichen Veränderungen und dem Anstieg der Schülerzahl wurden auch inhaltliche Schwerpunkte gesetzt. 1993 ging Schwester Maria Bonifaza in den Ruhestand und Johannes Steggers wurde ihr Nachfolger.

Doch auch ein Trägerwechsel kündigte sich an. 1994 übergaben die Ordensschwestern – wegen Nachwuchsmangels – die Liebfrauenschule in die Hände des Erzbistums Köln als neuen Schulträger.

Die Geschichte der Ordensträgerschaft war zwar mit dem 1. August 1994 beendet, nicht aber die Präsenz der Ordensschwestern, die noch in einer Gemeinschaft von sieben Schwestern im Schulgebäude wohnen und sich nach wie vor „ihrer Liebfrauenschule“ verpflichtet fühlen und vielfältige Arbeiten im Haus dankeswerterweise übernommen haben und die Tradition der einstigen Ordensschule nicht in Vergessenheit geraten lassen.

Johannes Steggers

Alles für Haus und Garten



Wir liefern Baustoffe für den Hausbau · Außenanlagen · Gartenbau
Isolierung und Innenausbau
Naturstein + Beton · Pflaster und Platten

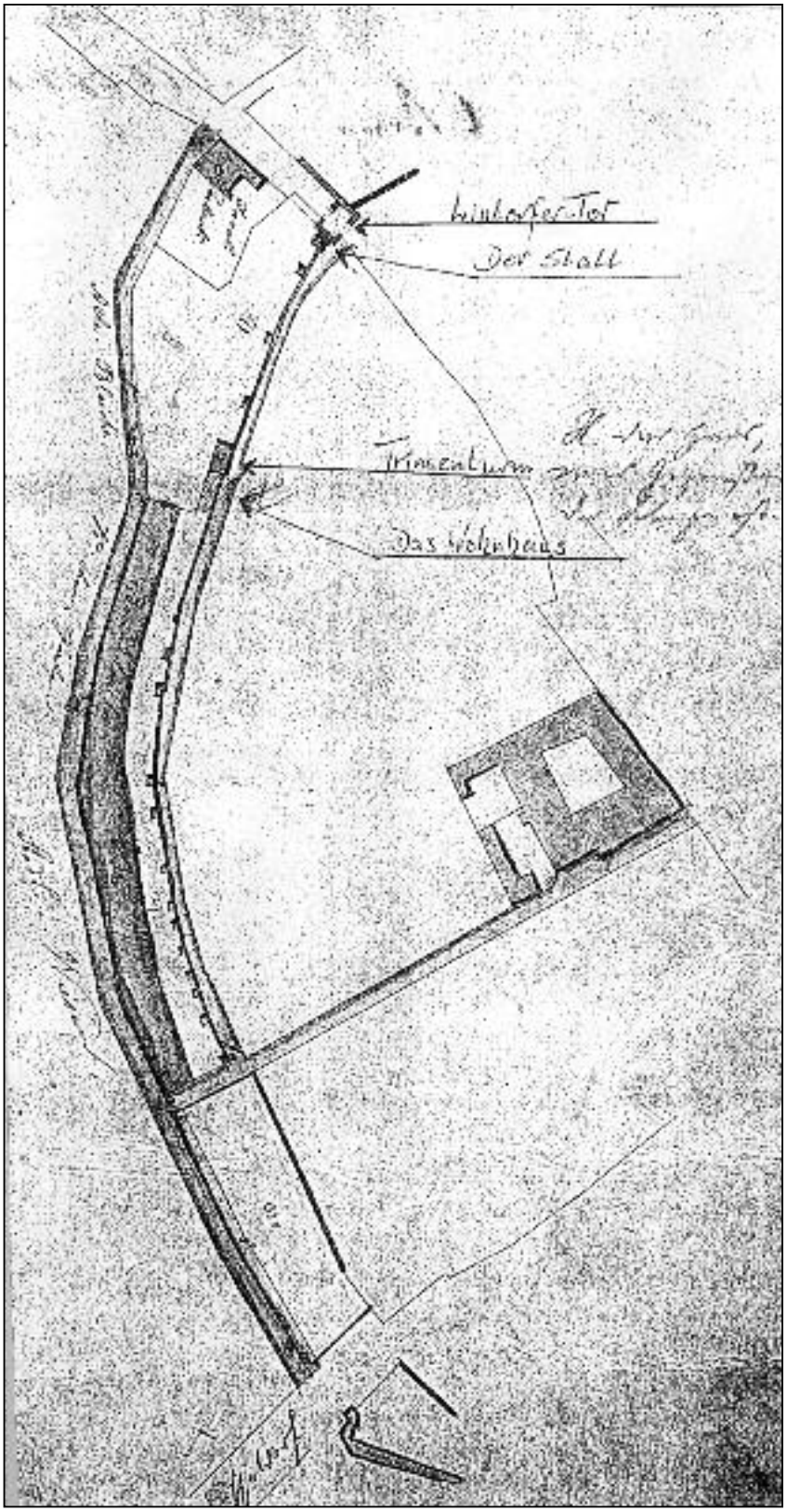
KÜPPERS BAUSTOFFE

Siemensstraße 33 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 9 36 90 · Fax 93 69 25
Internet: www.kueppers.com
Geöffnet Mo. bis Fr. 7.00 bis 17.00 Uhr, Sa. 8.00 bis 12.00 Uhr

Der Streit um den Schwarzbau des Constantin Braun an der Stadtmauer

Am Beginn des 19. Jahrhunderts befand sich die Ratinger Befestigungsanlage in einem beklagenswerten Zustand. Türme, Tore und Mauern drohten einzustürzen, und Geldmittel zur Sanierung waren nicht vorhanden. So blieb letztendlich nur die Alternative, die mittelalterliche Befestigungsanlage abzubrechen. Verbunden war damit auch der Glaube, zur Verschönerung der Stadt etwas Gutes zu tun. Das geschah nun sukzessive im Laufe der nächsten Jahrzehnte, bis im Jahr 1873 als letztes Bauwerk das Lintorfer Tor abgebrochen wurde. Neben den beiden Türmen, Dicker Turm und Kornsturm, blieb uns der Wehrgang mit dem Trinsenturm zwischen der Lintorfer Straße und der Klostergasse (später Schulgasse, heute Minoritenstraße) erhalten. Heute können wir es einen glücklichen Umstand nennen, daß der Erbpächter des Grabengrundstückes zwischen Lintorfer und Düsseldorfer Tor in ständige Streitigkeiten mit der Stadt Ratingen verwickelt war. Einem dieser Streitpunkte verdanken wir wahrscheinlich den Erhalt des Wehrganges.

Als Erbpächter der Stadt nach dem Erbpachtvertrag vom 10. September 1807 war „ausgethan“, wie es damals hieß: Constantin Braun, ein Kaufmann aus Düsseldorf, der dort auf der Kaiserstraße im Haus Nummer 10 wohnte. Heute befindet sich an dieser Stelle, nahe der Ecke Nordstraße, das Gebäude der Norisbank. Später im Jahre 1843 erwarb er auch ein Haus (heute Nr. 26 Café Bös) auf der Düsseldorfer Straße. Entsprechend dem Erbpachtvertrag war Braun zur wirtschaftlichen Nutzung des Stadtgrabengrundstückes zwischen der äußeren Stadtmauer und dem jenseits des Stadtgrabens verlaufenden Weg, der heutigen Grabenstraße, berechtigt. Nutzen konnte er das Grundstück als Garten, wobei ihm auch das Pflanzen von Obstbäumen und Weinstöcken an der Stadtmauer erlaubt war. Sicher war die Kleintier-



Die Planskizze aus den Prozessakten zeigt die Stadtmauer mit Wehrgang zwischen Lintorfer Straße und Düsseldorfer Straße in der Mitte des 19. Jh. Vor der Stadtmauer befinden sich ein Löschteich, Gärten und Wiesen. Das Lintorfer Tor war noch nicht abgerissen. Das große Gebäude rechts in der Zeichnung ist das Minoritenkloster

haltung, wie sie derzeit üblich war, auch einbegriffen. Besonders für Federvieh bot der Stadtgraben einen guten Lebensraum. Die Pflicht des Pächters war es, den Stadtgraben, welcher als Löschwasser- und Wiesenbeflößungs-Teich diente, sauber und instandzuhalten. Ferner galt es, die Stadtmauer zu erhalten, die in dieser Zeit bis auf die Höhe von dreieinhalb Fuß (ca. 1 m) abgebrochen wurde. Der Fußweg, der entlang des Stadtgrabens von der „Düsseldorfer Chaussee“ zur „Kaiserswerther Straße“ führte, war zu pflegen und durfte nicht breiter als zehn Fuß angelegt werden. Auch mußte er auf jeden Fall für Fuhrwerke öffentlich nutzbar sein und bleiben. So entstand die Grabenstraße.

Braun nutzte das Grundstück wohl recht intensiv, denn eines Tages gefiel es ihm, einen Stall zu bauen. Sicher um seine Gerätschaften und vor allem sein Kleinvieh unterzubringen. Angelehnt an die Südseite der Grundmauer des Lintorfer Tores und der äußeren Stadtmauer führte er sein Bauvorhaben aus. Die Genehmigung der Stadt hat er sich dazu nicht eingeholt. Das gab Anlaß zu heftiger Auseinandersetzung zwischen der Stadt und dem Erbpächter. Ob dieser Streit vor Gericht verhandelt wurde, ist nicht bekannt. Sicher ist aber, daß die Stadt den Abriß forderte, zu dem es aber nicht kam. Am 29. November 1851 schlossen die Streitparteien einen Vergleich. In einem Vertrag wurden alle Rechte und Pflichten der beiden Vertragsparteien noch einmal festgeschrieben.

Im § 4 heißt es da:

[…Derselbe (C. Braun) verpflichtet sich ferner, solange das Lintorfer Thor nicht abgebrochen wird, diesen Stall niemals zu Wohnungen einzurichten und zu benutzen, und überhaupt auf seinem erbpächtigen Grundstücke keine Wohnungen an die Stadtmauer anzubauen…]

Entgegen dieser Vereinbarung plante C. Braun den Bau eines Wohnhauses gegen die Stadtmauer und zwar im Stadtgraben, rechts unterhalb der Südseite des Trinsenturmes. In einem Schreiben vom 30. Juli 1863 an den Bürgermeister erwähnt er dieses Vorhaben mit der Begründung, daß die Wohnung für einen Wächter sei,

Der Trinsenturm mit dem angebauten Haus in den 1950er Jahren. Auf der Mauer im kurz vor dem Zweiten Weltkrieg angelegten Löschwasserreservoir erkennt man den „Dumeklemmer“ des Düsseldorfer Bildhauers Ernst Reiss-Schmidt

den er zur Wahrnehmung seiner Interessen über sein Grundstück dort und auch zur Verrichtung aller Arbeiten nötig brauche. Bürgermeister Bachem lehnte dieses Bauvorhaben ab mit dem Hinweis auf § 4 des Vergleichsvertrages.

Eine Einladung Brauns in seine Wohnung zu einer vertraulichen Besprechung der Angelegenheit lehnte der Bürgermeister ebenfalls ab und verwies dabei auf seine Bürostunden, zu denen er in der Regel zu sprechen sei. Außerdem möge Braun die evtl. Änderungen der Vereinbarungen schriftlich einreichen. In der Folgezeit entwickelte sich ein reger Schriftwechsel, zu dem C. Braun Rechtsbeistand durch den Ratinger Notar J. Hamm fand, ohne aber eine für ihn positive Änderung der Sachlage erreichen zu können. Ungeachtet der Auseinandersetzung mit dem Bürgermeister und auch der ungeklärten Sachlage errichtete C. Braun das Wohnhaus und stellte Bürgermeister und Stadt vor vollendete Tatsachen. Am 9. 3. 1864, der Bau war bereits vollendet und der Wächter hatte die Wohnung sicher schon bezogen, da verlangte der Bürgermeister von C. Braun eine notariell beurkundete Erklärung, […daß Sie die Stadtmauer nur precario benutzen ohne aus dem Bestehen jener Wohnung durch Verjährung ein Recht auf der qu Mauer herleiten wollen, daß Sie auch bei eventueller Abtragung der Mauer u. dadurch veranlaßter Beschädigung qu Wohnung kein Anspruch auf Entschädigung gegen die Stadt machen wollen…]

Diese Erklärung sollte C. Braun binnen acht Tagen beibringen. C. Braun weigerte sich, diese Erklärung gegenüber der Stadt abzugeben. Nun wird der Streit zum Tagesordnungspunkt der Stadtverordneten-Versammlung vom 11.4.1864. Im Versammlungsprotokoll heißt es: […Es wurde darauf beschlossen gegen qu Braun auf Beseitigung des Häuschens am kgl. Landgericht zu Düsseldorf die Klage anzustellen, … der Bürgermeister enthielt sich der Abstimmung.] Am Tag darauf wurde die Akte dem Advokaten Justizrat Kramer in Düsseldorf zugestellt. In dem Anschreiben heißt es: […Das Begehren der Stadt ist, daß Braun verurtheilt werde, das, auf der dem Vergleiche vom 24. Dezember 1851 (29. November 1851) beiliegende Karte mit Bleistift angedeutete, seit August 1863 erbaute Häuschen an der Stadtmauer abzubrechen…]. Begründet wurde der Antrag mit § 4 des Vergleichsvertrages. Zudem äußerte man Bedenken darüber, daß der aus dem zu niedrig angelegten Kamin austretende Rauch die hinter der inneren Stadtmauer liegenden Gärten belästigen würde. Zwischenzeitlich hatte man C. Braun unter Polizeistrafe genommen we-

gen der Errichtung einer nicht genehmigten Feuerstelle. Jetzt, wo die Angelegenheit zur Gerichtssache geworden war, versuchte C. Braun, sein Wohnhaus herunterzureden. Er machte das Wohnhaus zur Wärterbude. Er schrieb zu seiner Verteidigung: […Es ist dort vielmehr eine Wärterbude construiert, deren Errichtung zum Schutz der umliegenden Grundstücke absolut nothwendig war…]. Es kam nun zur Verhandlung vor dem kgl. Landgericht in Düsseldorf, und am 4. Januar 1865 erfolgte das Urteil, nach dem der Ratinger Friedensrichter Bruel drei Experten zu bestimmen hatte, die eine Expertise dahingehend erstellen mußten, welche darüber aussagte: […ob und wieweit die Stadtmauer zu dem fraglichen Bau benutzt sei, respektive, ob Letzterer an die Stadtmauer angebaut sei…]. Zu Experten ernannte, vereidigte und instruierte Friedensrichter Bruel:

[1. den zu Ratingen wohnenden Bauunternehmer Wilhelm Schlösser

2. den zu Ratingen wohnenden Bauunternehmer Johann Holzapfel

3. den zu Ratingen wohnenden Rentner August Prell…].

Am 10. März 1865 wurde die Expertise dem kgl. Landgericht in Düsseldorf eingereicht durch August Prell, den ehemaligen Ratinger Bürgermeister (und vormals Lehrer an der kath. Schule in Lintorf). Darin heißt es u.a.: […

Nachdem wir den questionierten Bau gehörig besichtigt und untersucht, haben wir folgendes gefunden:

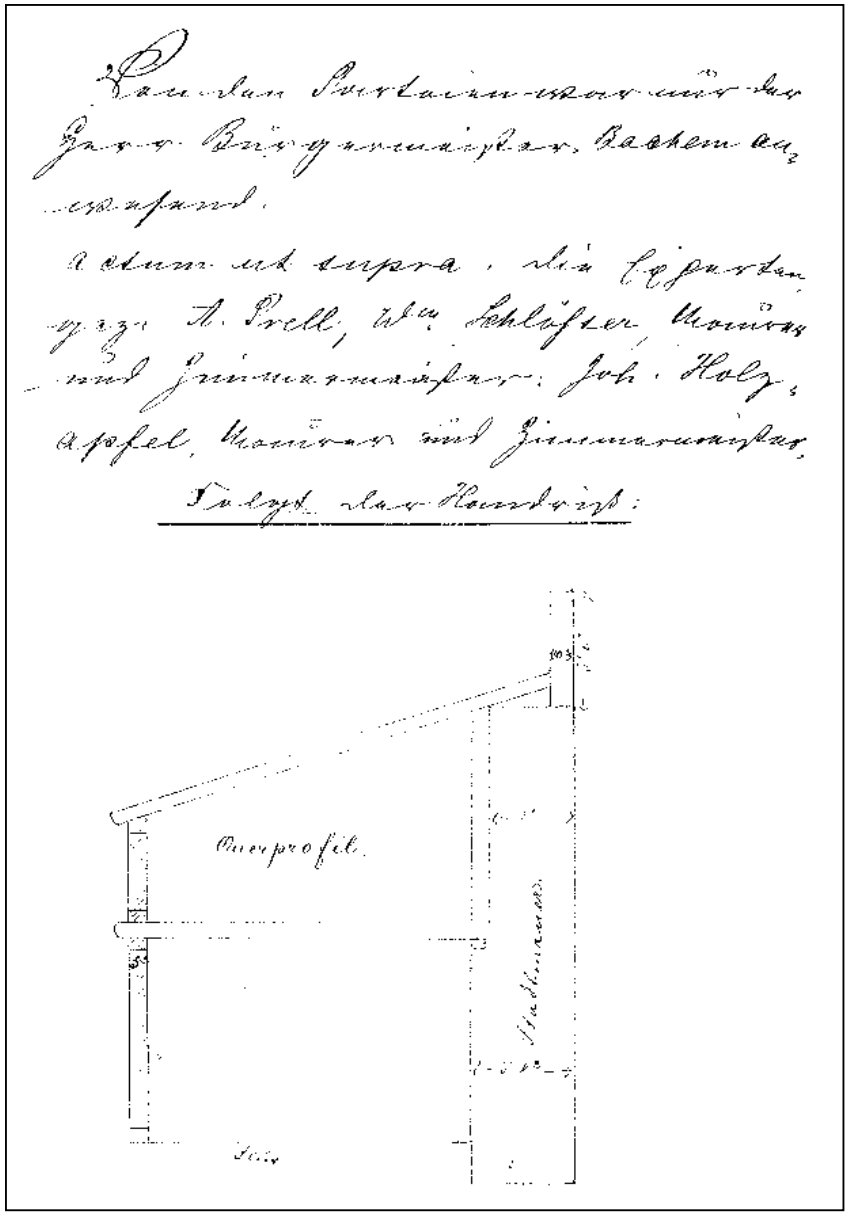
Der Bau besteht aus Erd- und Dachgeschoß und ist an die Südseite des Stadtthurmes unmittelbar und mit dem Erdgeschoß an die Westseite der Stadtmauer ebenfalls unmittelbar, mit dem Dachgeschoß aber mittelbar an dieselbe angebaut, indem zwischen dem Dachgeschoß und der Stadtmauer eine Mauer von einem halben Stein aufgeführt worden, welcher auf einem Absatze der Stadtmauer ruht, die Balken ruhen auf einem Abschnitt der Stadtmauer und die Dachsparren zwei Fuß auf derselben, und sind durch eine jüngst aufgemauerte, einen Stein starke Brüstungsmauer geschlossen.

Das Pliesterwerk ist an den Thurm ganz und an der Stadtmauer im Erdgeschoß ebenfalls unmittelbar und mit Dachgeschoß mittelbar angebracht worden. Ebenso ist der Kamin aufgeführt.

Unser Gutachten geht also dahin, daß die Stadtmauer zu dem fraglichen Bau benutzt, und derselbe an die Stadtmauer angebaut worden…]

In der Folge kam es dann am 25. April 1865 zur Verhandlung vor der „Ersten Civilkammer“ des kgl. Landgerichtes zu Düsseldorf. Die kam zu dem Urteil, daß das Haus an der Stadtmauer […binnen einer Frist von vierzehn Tagen, von der Zustellung des gegenwärthigen Urtheils an gerechnet abzubrechen sei…]. Die Gesamtkosten des Verfahrens hatte C. Braun zu tragen. Diese betrugen 54 Thaler und 22 Silbergroschen. Am 30. Juni erinnert der Justizrat Kramer den Bürgermeister Bachem noch einmal an den fälligen Abbruch des Hauses, indem er schreibt: […sollte derselbe (C. Braun) das Haus bis jetzt nicht beseitigt haben, so würde nunmehr die Gemeinde berechtigt sein, solches auf seine Kosten abbrechen zu lassen, da die gestellte Frist bereits verstrichen sei…].

Hier enden die Überlieferungen. Ein Schreiben vom 3. Februar 1867 erwähnt das Haus noch einmal. Es



Die Skizze mit dem Querprofil des Hauses zeigt, wie geschickt Braun die Stadtmauer als Rückwand seines Hauses nutzte. Sie ist Teil eines Gutachtens, das die Baumeister Wilhelm Schlößer und Johann Holzapfel sowie der frühere Lintorfer Lehrer und spätere Ratinger Bürgermeister August Prell für die Stadt anfertigten. Ihre Namen sind im Text oberhalb der Skizze erwähnt

Das Haus um 1970, kurz vor dem Abriß

schrieb ein Sohn des C. Braun […In der Nacht vom 30. auf den 31. v. M. wurde das mir jetzt zugehörige, im Stadtgraben neben dem sogenannten Helds-Thurm gelegene s.Z. von meinem Vater gebaute kleine Haus, dadurch beschädigt, daß ein ziemlich schwerer Stein aus dem Mauerwerk des genannten Thurms auf das Dach des Hauses fiel und ca. 20 bis 25 Dachziegel entzwei schlug. Da die Stadtgemeinde Ratingen als Eigenthümer mehrgedachten Thurms gesetzlich verpflichtet ist, dies Dach wieder herzustellen, so ersuche Euer Wohlgeboren ich hierdurch ergebenst, diese Herstellung gefälligst möglichst bald bewirken lassen zu wollen, damit größerer Schaden, der bei eintretendem Regenwetter entstehen könnte, vorgebeugt wird…]. Hat dieser Brief nun neue Differenzen ausgelöst und die Streitigkeiten wurden fortgesetzt? Tatsache jedenfalls ist, daß das Urteil nicht vollstreckt wurde, und es läßt sich letztendlich auch nicht mehr feststellen, warum die Vollstreckung ausblieb. Das Haus an der Mauer hat jedenfalls gut einhundert Jahre einer Anzahl Ratinger Familien als Wohnung gedient, bis es ungefähr 1970 im Zuge der Renovierung von Wehrgang und Stadtgraben abgerissen wurde. Auch hier glaubte man wiederum aus Gründen der Verschönerung (!) unserer Heimatstadt etwas Gutes getan zu haben. Oder glaubte man das Urteil vollstrecken zu müssen?

Quellenhinweis: StA – Rtg 1 – 112
StA – Rtg 1 – 112a
StA – Rtg NK2 – 94

Helmut Pfeiffer

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 1. und 2. Dezember 2001 vertreten.

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 71
Quecken Nr. 1 – 70
Quecke-Sammelbände

Lintorfer Dokumente Nr. 1 – 5
Foto-Motive aus Alt-Lintorf /
Postkartenheft „Spaziergang durch Alt-Lintorf“

Bücher von Theo Volmert:
„Lintorf – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte”
Bände 1 und 2

„Eine bergische Pfarrgemeinde” /
„Mehr Heiteres als Ernstes”

… und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland!

Der Klüngel

Diese segensreiche Erfindung stammt vermutlich aus dem Vorderen Orient und wurde der Überlieferung nach von einem römischen Legionär um das Jahr 10 in die Gegend von Köln gebracht. Der Legionär, ein aus der Provinz Syrien stammender Mann mit dem Namen „Nimmalles Kungulusum Klüngelarum“ kannte die Einrichtung, die man heute Klüngel nennt, aus seinem Heimatdorf auf den Höhen des Golan-Gebirges. Der geschilderte Legionär war so erfolgreich in der Anwendung des „Klüngels“, dass er nach vorgezogener Beendigung seiner Dienstzeit bei der Armee eine Taverna, ein Freudenhaus und einen Souvenirladen am Jupiter-Tempel besaß. (Heute in der Nähe des Domes).

Seine Kinder und Kindeskinder wendeten ebenfalls den Klüngel mit Erfolg an. So wurde der Klüngel schon bald der „Kluengulum Colonisiensis“, zu deutsch – der „Kölsche Klüngel“ genannt. Im Laufe der Jahrhunderte verbreitete sich der Klüngel über das ganze Gebiet am Rhein, dann über ganz Deutschland, Europa und zur heutigen Zeit über die ganze Welt. Man spricht jetzt vom „Globalen Klüngel oder wirtschaftlichen Zusammenschluss“.

Was ist Klüngel und wie wird er richtig genutzt?

Um erfolgreich am Klüngel teilnehmen zu können, muss man einem Klub, Clique, Partei, Verein oder ähnlichem angehören. Je mehr man in dieser Vereinigung zu sagen hat, um so größer sind die Aussichten auf einen erfolgreichen Klüngel. Man verschafft sich und den Angehörigen dieser Vereinigungen Möglichkeiten, die Angehörige außerhalb dieser Gruppen nie bekommen werden. Den größten Erfolg haben die Gruppen, die ein besonders einflussreiches oder reiches Mitglied in ihren Reihen haben, das über Dinge Bescheid weiß, die andere noch gar nicht wissen. Schon Adenauer soll gesagt haben „Man kennt sich“. Ein bekannter Name für diese segensreiche Einrichtung ist „Lobby“. Von großem Vorteil ist in den meisten Fällen der Besitz eines Parteibuches. Hierbei ist die richtige Farbe wichtig. Gute Klüngler sind in der Lage, schnell die Farbe zu wechseln. (Siehe die Wendehälse 1989/1990).

Welche Vorteile kann man durch Klüngeln erreichen?

Es sind praktisch alle Vorteile möglich, z.B. besondere Baugenehmigungen, billigere Landkäufe, besondere Geschäftszulassungen, aber auch lukrative Arbeitsplätze für sich oder seine Angehörigen oder Mitglieder aus der Gruppe und vieles andere mehr. Wer nicht am Klüngel teilnehmen kann, ist ein armer Hund. Darum haben Arme, Arbeitslose und nicht besonders organisierte Leute keine Lobby. Es gibt viele Arten von Klüngel: Den Kölschen Klüngel, den Rheinischen Klüngel, den Partei-Klüngel, den Familien-Klüngel und den in kirchlichen Kreisen beliebten „Helje Klüngel“.

Der Klüngel fängt schon in frühester Jugend an. Man erkennt ihn u.a. an folgenden Äußerungen: „Du darfst nicht mitspielen, du bist nicht unser Freund“ oder: „Du hast die falschen Sachen an“.

Hoffentlich gibt es beim lieben Gott keinen Klüngel! Manchmal könnte man es glauben, wenn man sieht, was sich einige zusammenklüngeln. Es scheint so, als hätten sich diese Leute das ewige Leben im Wohlstand und ohne sterben zu müssen erklüngelt.

Übrigens, der o.g. Legionär wurde überfallen, beraubt und erschlagen. Er war am Ende wohl doch im falschen Klub.

Edi Tinschus

Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf
Kögler
augenoptik
contactlinsen
Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf
Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

Ein Vater hatte sieben Söhne...

Geschichte der Ratinger Familie Tack nach einer Fotografie

Als der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege 1995 zum 100. Geburtstag des Ratinger Sohnes und Malers Hubert Tack im Medienzentrum eine Ausstellung veranstaltete, brachte einer seiner Neffen und Nachlassverwalter, Wolfgang Tack, zur Eröffnung eine alte Fotografie mit. Sie zeigt die Eltern Tack im Kreise ihrer sieben Söhne und wurde 1916 im Garten von Buschhausen, den die Familie gepachtet hatte, aufgenommen. Es war nicht allein die Zahl der sieben Söhne, die mich faszinierte und an alte Märchen von den sieben Raben oder sieben Schwänen, dem Wolf und den sieben Geißlein und Schneewittchen und den sieben Zwergen erinnerte, sondern es waren genauso die Kurzbiografien, die der Lehrer aus Remagen über die Angehörigen seines Vaters wusste. Damals war ich auf so viel spannende Ratinger Familiengeschichte nicht gefasst gewesen und kam deshalb auch nicht auf die Idee mitzuschreiben. Aber immer wieder einmal musste ich in den letzten fünf Jahren an dieses Foto und die Schicksale dieser sieben Söhne denken. So machte ich mich schließlich auf den Weg zu Wolfgang Tack nach Leubsdorf, ein stilles Rheindorf hinter Bonn, um diese fast märchenhafte Geschichte vor dem Vergessen zu bewahren.

Das Elternpaar Maria und Eduard Tack, die auf dem Foto von links nach rechts gesehen den 4. und 6. Platz einnehmen, besaßen in Ratingen ein Porzellangeschäft im Haus Oberstraße Nr. 9, wo sich heute eine Modeboutique befindet. In großen Regalen standen dort rechts und links die Wände entlang die Service aufgereiht. Es wurde vor allem hochwertiges Markenporzellan verkauft. Wolfgangs Eltern Jakob und Josephine geb. Haubrich aus Leubsdorf bekamen beispielsweise zu ihrer Hochzeit 1937 ein feines Hutschenreuther-Service geschenkt. Maria Tack geb. Buschhausen und ihr Mann Eduard wurden beide 1863 geboren. Die Tacks stammten ursprünglich vom Niederrhein, und in beiden Familien waren die Vorfahren überwiegend Kaufleute.

1 Der Sohn im Bild ganz links, Josef Tack (1898-1971), war zwar nicht der älteste, aber er übernahm das elterliche Geschäft. Er war als einziger von den sieben Brüdern technisch begabt, baute sich selbst das erste Radio und konnte im Haus die Stromleitungen verlegen. Laden und Wohnung hingen ja zusammen, das heißt, man konnte vom Geschäft in die Wohnung und ins Obergeschoss gelangen. Das Haus hatte auch einen Hinterausgang zur Kirchgasse, der heute noch existiert, und das war zugleich der direkte Zugang zum privaten Bereich. Josef heiratete Christel Weidenbusch. Die in der Familie vorherrschende musische Begabung hatte er aber ebenso mitbekommen. Er blies Horn und war bis fast zu seinem Lebensende Mitglied im Bläserverein Ratingen. Vor allem an seine Mitwirkung im Karneval können sich noch viele Bürger erinnern.

2 Hubert Tack (1895-1973), im Foto an Platz 2, war der bildende Künstler der Familie. Er studierte an der Kunstgewerbeschule und an der Kunstakademie Düsseldorf und ging, nachdem er noch die letzten 22 Monate des Weltkrieges mitmachen musste, als Kunsterzieher an ein Düsseldorfer Gymnasium. Später kam er an ein riesiges Mädchengymnasium nach Rheydt, wo er nach 27 Jahren 1961 als Verwaltungsoberstudienrat pensioniert wurde. Mehr als die Hälfte dieser Jahre machte er dort neben dem Kunstunterricht für rund 3000 Schülerinnen die Stundenpläne.

Als Maler hatte er immer postkartengroßes oder größeres Papier und Pinsel bei sich. Auch Rahmen und Passepartouts fertigte er meist selber an. Er reiste viel in Deutschland herum und hielt unterwegs die Landschaften und Sehenswürdigkeiten zeichnend und malend fest. Auf zahlreichen Fotos sieht man ihn in der typischen Haltung mit dem Block vor der Brust.

Wolfgang Tack fragte ihn als kleiner Junge einmal: „Woher kannst

Das Familienfoto aus dem Jahr 1916, das Auslöser dieser Geschichte war und dazugehört.

Das Tack'sche Elternhaus in Ratingen, Oberstraße 9. Wo heute Damenmode angeboten wird, befand sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Porzellangeschäft.

du das alles?", woraufhin der Onkel ausführte: „Kunst kommt von Können, und das setzt Fleiß und nochmal Fleiß voraus." Dass seine Bilder in den verschiedensten Maltechniken und Stilarten nicht nur im privaten Umfeld hochgeschätzt sind, beweist ein Einbruch bei Wolfgangs Bruder Anfang der 90er Jahre. Eduard-Willi Tack hatte 30 bis 35 Bilder seines Onkels vor allem in Flur und Schlafzimmer seines Hauses aufgehängt. Die Diebe müssen Profis gewesen sein, denn sie durchschnitten den Gartenzaun, drangen in das Haus ein und suchten aus den Ölgemälden ganz gezielt vier Werke aus Hubert Tacks bester Schaffensperiode um den Ersten Weltkrieg herum, im Stil ein wenig an Cezanne erinnernd, aus. Sonst wurde damals nichts gestohlen.

Da seine Ehe, die er 1923 schloss, kinderlos blieb, war er vor allem für Jakobs Söhne nicht nur der liebe Onkel, der gut malen konnte, sondern auch der Wohltäter. Es gab kein Weihnachten ohne Geschenke von ihm, und Wolfgang dünkte einmal eine Mundharmonika ein ganz besonderer Schatz. Vor allem im Zweiten Weltkrieg stand er der Familie seines jüngeren Bruders Jakob bei. „Auto fahren konnte er nicht", erzählt Wolfgang weiter, „und fand es dann toll, wenn ich ihn mit meinem Auto, das ich schon als junger Lehrer hatte, in Neuenahr abholte. Er öffnete immer gleich sein Portemonnaie und gab mir stets mehr als das Benzingeld."

In diesem Jahr zum 725jährigen Ratinger Stadtjubiläum haben auch einige wieder daran gedacht, dass Hubert Tack nicht nur 1923 die Entwürfe für das Ratinger Notgeld machte, sondern die Abbildung für die Fahne des Progymnasiums schuf, die während der 650-Jahrfeier der Stadt überreicht wurde, und zum 675jährigen Jubiläum 1951 die Titelzeichnung des Programmheftes anfertigte.

3 Der älteste Sohn, Eduard Tack (1891-1916), im Foto an dritter Stelle, wäre vielleicht ein berühmter Mann geworden, wenn der Erste Weltkrieg seinem Leben nicht ein allzu frühes Ende gesetzt hätte. Ratingens Stadtarchivarin Dr. Erika Münster hat ihm immerhin in ihrem neuen Werk „Stadtgeschichte 1780-1975" ein kleines

Den privaten Durchgang vom Haus Oberstraße 9 zur Kirchgasse gibt es noch heute.

Denkmal gesetzt. Eduard begann nach dem Abitur 1910 zunächst ein Philologiestudium mit den Fächern Mathematik und Musik an der Universität Bonn, deren Fakultät einen besonders guten Ruf hatte. Prof. Dr. Schiedermaier lenkte ihn jedoch ganz auf die Musik, so dass er 1913 „Über die Anfänge der vierhändigen Klaviermusik im 18. Jahrhundert" promovierte. Eduard Tack spielte auch selbst ausgezeichnet Klavier.

Im November 1914 wurde er zum Kriegsdienst eingezogen. Im September des folgenden Jahres wurde er verwundet und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Am 25. Mai 1916 musste er erneut an die Front und kam nach Osten. Weihnachten 1916 zerfetzte ihn eine russische Granate.

4 Der jüngste der sieben Söhne, Paul Tack (1905-1969), hatte nicht nur gleichermaßen besondere Talente, sondern er war auch eine auffallende Erscheinung. Auf einem alten Foto sieht er dem Filmschauspieler Gregory Peck verblüffend ähnlich, und in der Familie nannte man ihn immer nur den „hübschen Onkel". Als siebter Sohn wurde er Patenkind des Kaisers. Schon als Schüler ging er einem ungewöhnlichen Hobby nach: Er lernte Bücher und Dramen auswendig. Er konnte alles Mögliche aufsagen, unter anderem „Die Judenbuche" von Annette von Droste-Hülshoff, „Die Perser" von Aischylos, „Die schwarze Spinne" von Jeremias Gotthelf, Goethes „Hermann und Dorothea", „Der kleine Prinz" von Saint-Exupéry und mehreres von Rainer-Maria Rilke. Sein Neffe Wolfgang besitzt noch ein Tonband von ihm mit dem kompletten Borchert-Stück „Draußen vor der Tür".

Wolfgang Tack bewahrt in seinem Haus in Leubsdorf nicht nur interessante Erinnerungsstücke auf, sondern konnte von seinem Vater und dessen sechs Brüdern erzählen

Zusammen mit seinem Bruder Jakob, der den Klavierpart übernahm, veranstaltete er in jungen Jahren manchen Rezitationsabend, nicht nur im Familienkreis, sondern gegen Eintrittsgeld in der Öffentlichkeit. Er konnte sehr gut singen und trug auch Balladen vor. Ganz schön mutig war es, als er mitten in der Nazizeit einmal einen Vortrag hielt und aus den „Persern" zitierte: „Die ganze Welt wollt' er erobern, der Tor". Im Saal gab es betretenes Schweigen.

Als er im Zweiten Weltkrieg zweimal in Gefangenschaft kam, in Italien und Frankreich, scharte er jeweils einen Kreis von Kameraden um sich, die gegenseitig erfragten, was sie auswendig konnten. Gemeinsam wurden fehlende Textstellen ergänzt, und dann gab es auch dort Rezitationsabende, die vielen Gefangenen über die schlimme Zeit hinweggeholfen haben. Später war Paul Tack Vorsitzender der Theatergemeinde Bonn, die das Ziel hatte, den Menschen das Theater näher zu bringen.

Seinem ältesten Bruder folgend studierte auch er in Bonn, und zwar Germanistik und Phonetik und verbrachte mit einem Stipendium einige Semester in Kapstadt in Südafrika. Phonetische Übun-

gen waren sein Steckenpferd, und so wurde er dann Lektor für Sprecherziehung an der Universität Bonn. In dieser Funktion gab er sogar dem späteren Bundespräsidenten Heinrich Lübke Sprechunterricht. Unter Kardinal Frings hat er die ganze Bibel für Blinde auf Band gesprochen. Paul Tack war verheiratet - seine Frau Lilo lebt noch in Bonn-Holzlar - und hatte drei Töchter (eine verstarb als Kleinkind) und zwei Söhne und eine Reihe von Enkelkindern. Sein Sohn Thomas erbte das musikalische Talent, wurde aber Studienrat für Mathematik. Als Paul starb, trug ein Student noch am Grab Ausschnitte aus Rilkes „Duineser Elegien" vor, die der Onkel so geliebt hatte.

5 Rechts neben dem Vater steht der zweitjüngste Sohn Jakob Tack (1902-1986), der Vater unseres Erzählers. Er machte nach dem Abitur eine Volksschullehrer-Ausbildung, geriet damit aber in die schwierige Phase der Nachkriegs- und Inflationszeit, so dass er neun Jahre ohne Anstellung war. Zum Geldverdienen arbeitete er im Industriegebiet und vervollkommnete seine musikalische Ausbildung. Von den Rezitationsabenden mit seinem Bruder Paul war eben schon die Rede. Er war ein leidenschaftlicher Pianist und übte jeden Tag viele Stunden. Musik war sein Leben. Dennoch drängte er wie alle seine Brüder nie ins Rampenlicht. Auch seinem Maler-Bruder Hubert wurden die Ausstellungen mehr oder weniger aufgedrängt.

Ende der 20er Jahre bekam er schließlich eine Lehrerstelle in einem Dorf im Westerwald. Dort lernte er seine Frau kennen, die ebenfalls in den Westerwald geschickt worden war, und zwar als seine Nachfolgerin, als er 1937 nach Bad Hönningen versetzt wurde. Schon bei der ersten Begegnung müssen die beiden Feuer gefangen haben, und in der Übergabezeit wurde daraus eine so große Liebe, dass es sogar die Schulkinder merkten. Eines Tages nämlich fragte Wolfgangs Mutter, als sie schon allein den Unterricht hatte, die Kinder auf dem Pausenhof: „Was sollen wir spielen?" Da antworteten die frechen Gören: „Jakob, wo bist du!"

Die ganze Familie stellte sich heldenhaft gegen den Nationalsozialismus, hängte zum Beispiel die Kreuze in den Schulen nicht ab, und hatte dafür die Strafversetzung und manch andere Repressalien hinzunehmen. Jakob Tack musste auch ins Feld. Nach dem Krieg sollte er an die Pädagogische Hochschule nach Neuwied. Dabei geriet er jedoch mitten in das Ränkespiel zwischen deutschen und französischen Behörden. Da er dem Druck nicht gewachsen war, ging er 1947 doch wieder in den Schuldienst nach Neuenahr/Ahrweiler.

Seine letzten beiden Lebensjahre verbrachte er altersschwach bei seinem Sohn Wolfgang. Das Klavier konnte nicht gleich nach Leubsdorf transportiert werden, aber als es kam, lebte er nochmal auf. „Er war ein lieber Mann. Wir haben viele Gespräche über Erziehung geführt, und er wollte immer wissen, ob er bei uns alles richtig gemacht hätte", erzählt sein Sohn, der auch noch einen ganzen Stapel Tonkassetten vom 80. Geburtstag seines Vaters aufbewahrt. Sie enthalten den feierlichen Tagesablauf vom Hausgottesdienst bis zu interessanten Lebenserzählungen. Wolfgangs elf Jahre jüngere Frau war übrigens Schülerin des Vaters, und er lernte sie auf dessen Entlassungsfeier kennen, wo sie Theater spielte. Aus der Ehe entstammen drei Enkelinnen, der Bruder schenkte ihm einen Enkel.

6 Der zweite Sohn, der, wie es manchmal so scheinheilig verbrämt wird, „dem Vaterland geopfert wurde", war Wilhelm Tack (1893-1917). Er liebte die Musik wie seine Brüder und begann nach dem Abitur zunächst ein Studium in Freiburg. In dieser Zeit schickte er ungeheuer lange Briefe und mit kleinster Schrift gefüllte Postkarten nach Hause, in denen er in lebhaften Worten die Stadt Freiburg, ihre Umgebung und den Schwarzwald schilderte. Dann wechselte er in die philologische Fakultät nach Bonn. Wie sein älterer Bruder musste auch er in den Krieg. Er fiel als Unteroffizier am 25. November 1917 in Fourdrain bei Reims in Frankreich. Für die Eltern Tack war der Tod der beiden ältesten Söhne so schmerzhaft, dass sie gesundheitlich langsam verfielen und kurz nacheinander mit 65 und 67 Jahren in Ratingen starben.

7 Der erste Spross im neuen Jahrhundert war Albert Tack (1900-1971), der sich sogar in die Liste der Ratinger Bürgermeister einreihen konnte. Er studierte zunächst Jura und legte in Würzburg auch ein gutes 1. Staatsexamen ab. Aber dann stellten sich ihm zwei Tatbestände auf der Erfolgsleiter quer. Zum einen war er in einer Würzburger Studentenverbindung ans Trinken gekommen, zum anderen bekam er bei der Meldung zum 2. Staatsexamen zu spüren, dass die Rheinlande in Bayern nicht gut gelitten waren. Das Examen ging schief, und für einen neuen Versuch hatte er keine Lust. So kümmerte er sich mit seinem Bruder Josef in Ratingen um das elterliche Geschäft.

Nach vielen Junggesellenjahren fand er schließlich doch noch eine Frau, mit der er manche Interessen gemeinsam hatte. Thea Flammer brachte das „Hotel zu den drei Königen" und drei weitere Häuser in der Bechemer Straße in die Ehe ein, und Albert Tack sattelte auf Gastwirt um. Er war gesellig und beim Bier kein Kostverächter. Die vielen Kontakte brachten ihn am 15. November 1948 auf den Bürgermeisterstuhl, den er knapp vier Jahre innehatte. In seinem Lokal bestellten dann die Gäste mit Vorliebe einen „Tack-Tack" - so hieß ein Kräuterlikör auf der Getränkekarte. Doch der eigentliche Geschäftssinn fehlte dem Paar, der Besitz ging nach und nach verloren. Da die Ehe kinderlos blieb, gibt es in Ratingen heute von der Familie Tack keine direkten Nachfahren mehr.

Gisela Schöttler

Am Heiligenhäuschen

Du kennst das Häuschen unter hohen Linden.
Aus grauem Stein ist's schmucklos, schlicht erbaut.
Hast du verlangend schon hineingeschaut,
Was drinnen wohl zu finden?

O blicke durch des Tores Eisengitter:
Am Holzkreuz hängt dein Gott, der Menschensohn.
Er stieg herab vom lichten Himmelsthron
Zu Leiden groß und bitter.

Du siehst Maria unterm Schmerzensstamme,
Des Heilands Leichnam ruht in ihrem Schoß.
Ermiß die Qual, wie tief, „wie Meere groß"
Und glüh wie Feuerflamme.

Auch ich ging oft mit leichtem Gruß vorüber,
Doch heute, welch ein wehergreifend Bild;
Ein herbes Weib, dem Trän' auf Träne quillt,
Zur Mutter blickt hinüber.

Das Antlitz preßt sich an die kalten Stäbe,
Die Hände ringen, und die Lippe bebt,
Zur Schmerzensreichen sich das Herz erhebt,
Daß doch der Ferne lebe!

Ich wandte mich und dämpfte meine Schritte,
Ein Frevler, wer die heil'ge Andacht stört!
Der Ganze Himmel auf solch Flehen hört
Für dich in Feindesmitte.

Für dich, den draußen Not und Tod umlauert,
Für dich, der sich allein vergessen wähnt.
Verzage nicht! **Ein** *Auge brennt und tränt,*
Ein *Herze ruft und trauert.*

Anton Iseke

Gedicht und Zeichnung wurden erstmalig 1915, also mitten im Ersten Weltkrieg, in der Zeitschrift „Heimatklänge" veröffentlicht. Sie wurde herausgegeben von den katholischen Pfarrern Ratingens, Lintorfs, Hombergs und Hösels und trug den Untertitel „Den katholischen Kriegern aus den Seelsorgebezirken Ratingen, Lintorf, Homberg und Hösel als Gruß gesandt von ihren Geistlichen." Schriftleiter war **Prof. Arnold Dresen.** Gymnasiallehrer **Anton Iseke,** der Verfasser des Gedichtes, unterrichtete am 1900 gegründeten Ratinger Progymnasium. Sein Schwiegersohn **Hubert Tack** lieferte ihm die passende Zeichnung.

Die ältesten Bilder der Helpensteinmühle

Im Stadtarchiv Krefeld liegen Aufnahmen von 1891

Per Zufall kam die alte Krefelder Zeitschrift „Die Heimat“ ans Licht, in der sich ein langer und aufschlussreicher Artikel zum Mühlengut Helpenstein befindet. „Helfenstein bei Lintorf. Mitgeteilt von A. Ber.“ heißt der Aufsatz, in dem der Verfasser auf die mittelalterliche Geschichte des alten Sattelgutes Helpenstein (siehe Quecke Nr. 68/1998) eingeht. Das Buch „Die Heimat“ stammt aus dem Jahre 1922. Die beiden Abbildungen, die zu dem Text gehören, sind die ältesten erhaltenen Fotografien der Mühle und sollten gerade deswegen dem Quecke-Leser nicht vorenthalten werden. Das eine Bild aus dem Jahre 1891 zeigt die alte Akazienallee und ein Pferdefuhrwerk, welches zwischen Mühle und Fachwerkhaus hindurchfährt. Natürlich ist der Anbau der Mühle von 1949, den meine Großeltern nach dem Krieg bauen ließen und der heute den Eingangsraum der Mühle bildet, noch nicht zu sehen, und der Boden ist noch unbefestigt. Alles sieht noch sehr verwildert und romantisch aus.

Bevor die Familien Kräfter und Weber auf Helpenstein ansässig waren und im Jahre 1914 Johann Fleermann das Mühlengut erwarb, wirtschaftete dort die Familie Stockfisch, über die in der Quecke schon ausführlicher berichtet wurde. Auf dem anderen Bild erkennt man das Fachwerkhaus. Noch steht es ohne den geräumigen Backsteinanbau, der wenige Jahre später als Scheune entstanden sein muss. Dafür sieht man aber noch die alten Scheunen aus Fachwerk weit im Hintergrund des Hofes. Diese brannten 1903 ab – alte Lintorfer konnten sich noch an diesen großen Scheunenbrand erinnern. Vor dem Wohnhaus noch die alte Obstwiese, die auch in den Erinnerungen Carl Stockfischs auftaucht. Auf ihr sitzen zwei kleine Mädchen. Ob eines der beiden Mädchen Frau Terjung, geborene Stockfisch, ist, lässt sich nicht genau feststellen. Jedenfalls kam diese Dame später als letzte Stockfisch-Tochter von Worms nach Lintorf, um ihrem elterlichen Gut einen Besuch abzustatten. Vom Alter her könnte die Person identisch sein. Die Familie verließ Helpenstein etwa im Jahre 1894. Wie die beiden Fotoaufnahmen später dann in die Kreise der Krefelder Heimatforschung gelangten, ist unklar - für uns jedoch sind sie heute von hohem historischen Wert.

Bastian Fleermann

Fastelovend op em Dörp

Die Lengtörper hant immer jehn jefiert. Sie wohren immer fließich on sparsam, aver die paar Feste, die et em Dörp jo-ef, die wuden och metjenohme.

Et wohren em Dörp dree Danzsääl, de Saal vom Pitter Holtschnieder, de Saal am Kothe beim Uhme Mentzen on de Saal von Mecklenbeck. Dat wohr völl für die dumolije Tied. Wir hadden to der Tied en Lengtörp ohnjefähr 2500 Enwohner.

Et wor Fastelovend-Mondach. Wir Kenger hant us verkledd, do wud ke Jeld för utjejeve, aule Kleeder vonne Motter, oder e aul Kamesol (Jacke) vom Vatter, bonkte Dü-eker, die mer enne Fleckekest fongen, on watt Fantasie. Die Motter hatt för suwatt kenne Senn, die hatt et nit met Fastelovend, aver ech fong dat schü-en.

Op de Kommud, em Schloopzemmer vonne Eldere, loch en feine jehäkelte Deck. Die hatt et mech anjedonn. Ech nohm die Deck vonne Kommud on han se mech ömjehange, dann ben ech, ohne dat die Motter watt merkde, op de Stroot jeloupe. Angere Kenger liepen schon verkledd eröm, ech em jru-ete Houp met.

Die Gaststätte Walther Mentzen („Zum Kothen“) auf einer Postkarte von 1941. Rechts unten der legendäre Saal, in dem so manches rauschende Fest gefeiert wurde

Do kom en Nohbersfrau on sohr die Deck. „Du häß jo die Kommudsdeck ömhange, breng die flott noh Hus. Wenn dat din Motter süht, dann jöft et Schrüpp.“ Die Motter stong em Lade henger de Thi-ek on hätt nix jemerkt. Ech ben aver nit nach Hus jejange, ech ben met em jru-ete Tropp jeloupe. Wir liepen üver de Stroote on hadden us Spaß. Die Jonges hadden Rassele on mieken domet Krach, manche hadden oppjeblosene Ferkesbloose on schrabbten met de Fenger drüver. Als et anfing donkel te wede, ben ich nach Hus jeloupe, han die Deck op de Kommud jeleit on ben enne Köch jejange. Dann hätt die Motter Bu-ekweetepannekuke jebacke met Speckstöckskes dren, dann kom Muhrekrut drop, dat wor Fastelovends-Ete.

Et Nommedeis hiel be Doppstadts för de Dür ne Platouware, do soeten die Dörper Heere drop, dat wor de Kegelklub „Nette Lütt“.

Die woren all am lache on schwadroniere, dann jingen se enne Wietschaft eene drenke. Su fuhren se alle Wietschafte en Lengtörp aff. To juder Letz hadden se alle eene em Koffer, dat wor damals nit su schlemm, dat Peed woßt de Wech alleen noh Hus.

Als ech dann jrötter wud, durft ech et ieschte Mol op Fastelovend met danze jonn. Et wor e Kappefest vom Kirchenchor „Cäcilia“ em

Rosenmontag 1952 in der Gaststätte „Bürgershof“. Links der stellvertretende Vorsitzende des Lintorfer Heimatvereins und spätere Bürgermeister Ferdinand Fitzen, rechts Rektor Emil Harte

Mentzens Saal. Min twei Brüder songen em Chor. Vatter on Motter jingen met on min Schwester.

De Saal wor fein met Jirlande jeschmöckt, de janze Saal wor rabbelvoll. Et wohren lange Döschrehe. Die Kapelle Mentzen spelden tom Danz op, dat wohren die Brüder vom Schniedermeester Fritz Mentzen.

Dann wuden Papierkappe verdeelt, jieder satt sech en Kapp op. De eene schräch, de angere jrad, de eene op em Hengerkopp, de angere enne Stien. Dat sohr doll ut, min Eldere hatt ech noch nie en son Kapp jesenn. Dann wud jesonge on jeschunkelt, on wir songen all datt Lied vom treuen Husar. Dann wuden all die Lieder vom Willi Ostermann jespellt un dann wud en Polonäse jemackt.

Et wud och „Be Palms do es de Piep verstoppt“ opjeführt. En aule Frau met en Schloopmötsch op stong am Fenster on song immer: „Kutt erop, kutt erop, be Palms do es de Piep verstoppt“.

En vürjeröckter Tied spelden die Mentzen: „Schäflein, Schäflein, kni-e dich, fall zu meinen Füßen, ich erlaube mir das Recht, deinen Mund zu küssen“. Dann wud op de Danzfläch ne jru-ete Krees jemackt, Jonges on Weeter. Ne Jong stong enne Medde on fiel vör nem Weet op de Knie on durft et dann bütze. Als ech dat et ieschte Mol metjemackt han, wor ech janz opjerecht, wenn mech do eene vör alle die Lütt jebützt hätt, dat wöhr mech peinlich gewese. Jottseidank kom kenne. Met dem Danze, dat klappden schon, Schieber wor janz einfach, aver met dem Walzer, dat wor schon schwerer.

Die Danzfläch wor su voll, do merkt et kenne, mer wud mähr jeschubst. Für mech wor et e schün Fest.

Als nu de Kriech vorbei wor, noch för de Währung, wollten wir och Fastelovend fiere. Dat wor am Kothe em Saal. Wir hadden jo Johre lang mähr Angst on Sorch jehatt, nu wollten wir ens richtich fiere. De Saal wor bes op der letzte Platz jerammelt voll. Wir soten op de Bühn. (Do wud fröher Theater jespellt.)

Die twei iesere Kanuneöves wohren am jlühe, et wor heet em Saal. Te drenke jo-ef et Kunstbier, dat schmeckden überhaupt nit. We en Fläsch Wing metbreit, moßt Korkjeld betahle. Et wud aver och völl Knolli-Bolli jedronke, dat wor selverjemacke Erpelsschnaps. De Fläsch stong ongerem Dösch, die durft kenne senn.

Et wor en fürchterliche Hetz em Saal, die jlühende Kanuneöves, de Knolli-Bolli, die volle Danzfläch, Jubel, Trubel, Heeterkeet an alle Ecke. Ech sohr opemol, wie Dröppkes en mie Wingjlas fielen. Ech kiek no de Deck, do sohr ech, wie Kondenzwater vonne Deck dröppelten.

Die meestjesongene Karnevalsschlager wohren: „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien“ on „Hotte-Hü, Hotte-Ha, schmeckt prima us Amerika.“ Dat wohr dat Peedsflesch, wat wir en Büchse ut Amerika kräjen. Et wor en Stimmung em Saal, suwatt jöft et hütt nit mieh. Die Lütt wohren utjehongert nach Verjnüje.

Maria Molitor

Wir haben die optimale Lösung für Ihr Bad!

Ratingen-Lintorf
Konrad-Adenauer-Platz 26
Eingang Duisburger Straße
Telefon 0 21 02 / 89 31 89
Telefax 0 21 02 / 89 31 80

KREATIV BÄDER
exklusive Badausstellung
CIVELEK GmbH

- **Installations-Meisterbetrieb**
- Installation und Heizung
- Bäderrenovierung
- Sanitäranlagen
- Neu- und Umbau
- Kundendienst

Eine Zeit mit großem Geldverlust

Wirtschaftliche Pleiten in den Jahren 1928-1930

Im Jahre 1928 lieferte mein Vater Johann Fleermann (1885-1961) als Getreidehändler etwa 30 Tonnen Getreide an die Großmühle Rosini in Duisburg. Dieses Geschäft wurde wie üblich über einen Makler, Herrn M., abgewickelt. Laut der damaligen Verordnung mussten Getreiderechnungen innerhalb von acht Tagen bezahlt werden. Als M. nach fast vier Wochen aber das Geld immer noch nicht bezahlt hatte, wandte sich mein Vater an die Mühle Rosini und bat diese um Überweisung des Rechnungsbetrages. Doch schon bald flog der Schwindel auf: Die Firma Rosini hatte schon vor über drei Wochen alles vollständig bezahlt, und zwar an den Makler M.

Das Geld blieb nach wie vor aus. M. machte meinem Vater den Vorschlag, ihn zu seinen Kunden zu begleiten, die ihm noch Geld schuldeten. So bestellte Johann Fleermann schließlich ein Taxi, denn ein eigenes Auto hatten wir noch nicht. Überhaupt konnte man zu dieser Zeit die Lintorfer Kraftwagen an einer Hand abzählen. Das Taxi der Firma Poensgen wartete auf den windigen Makler, auf Herrn H. von der Sparkasse Lintorf und meinen Vater. Die „Reise“ begann in Lintorf. Das erste Ziel brachte keinen Erfolg. Auch die Schuldner in den nächsten Städten und Dörfern, in die das Taxi die drei Männer brachte, waren nicht aufzufinden. Alles vergebens! Gegen 17 Uhr, die Dämmerung hatte schon eingesetzt, landeten sie in Neuss. Der dort wohnende angebliche Schuldner kam jedoch erst gegen sechs Uhr nach Hause, wie eine Nachbarin verriet. Hunger und Durst trieben die drei in ein Lokal in Neuss. Während Sparkassenmitarbeiter H. und mein Vater Abendbrot aßen, musste der Makler auf die Toilette - er kam nicht zurück. Der Betrüger, der obendrein ein leidenschaftlicher Spieler war, hatte sich durch ein kleines Fenster davongemacht und war nach Holland geflüchtet. Johann Fleermann hatte nun nicht nur das Geld für die 30 Tonnen Getreide verloren, er hatte auch noch für das Taxi und das Abendbrot aufzukommen. Erst nach über einem Jahr kam M. aus Holland zurück und erhielt eine Gefängnisstrafe. Das Geld hat mein Vater jedoch nie gesehen.

Die Weltwirtschaftskrise, die nach dem „schwarzen Freitag“ an der New Yorker Börse ihren verheerenden Lauf nahm, war auch in Lintorf deutlich zu spüren. Der Händler Sieckmann aus Duisburg-Wedau war der größte Großhandels-Kunde von Fleermann. Sieckmann sorgte nicht nur für regelmäßigen Absatz von Futtermitteln, er bezahlte auch durchgehend verlässlich und sofort bei Lieferung. Nach dem Zusammenbruch der Börsen wurde auch seine Bank finanziell ruiniert und er stand urplötzlich zahlungsunfähig da. Das schlug sich natürlich auch negativ auf uns aus.

Und noch ein anderer Fall aus dieser Zeit war für manchen Lintorfer eine böse Pleite: Zigarrenfabrikant Peter Welters baute um 1928/29 auf der Duisburger Straße, rechts neben der heutigen Bäckerei Vogel, ein luxuriöses Haus. In diesem geräumigen Haus wohnte Welters und ließ dort auch seine Zigarren produzieren. Seine Lebensart war üppig und großzügig. Er beschäfigte einige Leute

Peter Welters als Soldat im Ersten Weltkrieg. (Feldpostkarte vom 19. Juli 1917 an den Lintorfer Pfarrer Johannes Meyer)

für seine Tabakwaren-Produktion und sogar einen Fahrer für seinen Wagen. Welters gehörte zu den ersten Lintorfern, die zu dieser Zeit schon einen Kraftwagen besaßen. Er besuchte die vornehmen Urlaubsorte Bad Kissingen und Neuenahr und verkehrte in allen

Das Wohnhaus, das sich Peter Welters 1928/29 auf der Duisburger Straße errichten ließ

Im 1973 niedergerissenen Fachwerkhaus Hamacher an der Ecke Konrad-Adenauer-Platz / Lintorfer Markt befand sich in den 1920er Jahren Lintorfs erste Sparkasse. Die beiden Fenster rechts von der Tür gehörten zum Zimmer des Rendanten. Heute befindet sich an dieser Stelle die Commerzbank

Lintorfer Gasthäusern. Wie schon erwähnt, gab es zu dieser Zeit eine eigene Lintorfer Sparkasse, die ähnlich einem Verein organisiert war. Ende der Zwanziger Jahre war Adam Gössel der erste Vorsitzende, sein Stellvertreter war Johann Fleermann. Der Kassierer war Fritz Hamacher, es gab über 20 Mitglieder mit unbeschränkter Haftung. Doch wie kam es zum Ruin dieser Sparkasse und was hatte Welters damit zu tun? Ein junges Brautpaar benötigte einen Teil des Sparguthabens für Hochzeit und Aussteuer, doch es war kein Geld vorhanden - trotz vorgelegter Unterlagen, die ein Guthaben vorwiesen. Durch den Kreditwunsch des jungen Paares wurde man erst auf die Katastrophe aufmerksam. Peter Welters hatte die Sparkasse ruiniert, um seinen Lebensstil und seine Villa zu finanzieren. Laut Buchführung war das Geld vorhanden, doch die Wirklichkeit sah anders aus. Wie genau Welters die Buchführung der Sparkasse beschummelt hat, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls mussten Vorsitzende und Mitglieder bezahlen, um die entstandenen Schulden wieder zu decken.

Es kam großer Ärger im Dorf auf. Das Mitglied Karl Butenberg verlor die Fassung und verprügelte den Betrüger Welters mit seiner eigenen Meerschaumpfeife. Er schrie: „Do verdammte Hunk!“ und schlug mehrfach auf den gerissenen Fabrikanten ein. Ort des Geschehens: Die Gaststätte Jakob Mecklenbeck. Ein guter Freund und Kunde meines Vaters, Johann Zimmer, der Vater des Fabrikanten Hans Zimmer, war von der Pleite der Sparkasse so enttäuscht, dass er jegliche Beziehungen zum Hause Fleermann unterband. Mein Vater war schließlich zweiter Vorsitzender des Sparkassenbeirates. Ich war aber mit seinem Sohn Hans wieder sehr gut befreundet und auch unsere Söhne sind wiederum gute Freunde geworden.

Jedenfalls legte Peter Welters 1930 einen Offenbarungseid ab und es kam zu einer bitterbösen Zwangsversteigerung. Er hatte, noch bevor der große Schwindel aufflog, große Mengen Zigarren produziert. Es fehlte jedoch an dem entsprechenden Absatz. Mein Vater erwarb eine Vielzahl an Zigarren bei dieser Versteigerung. Kistenweise wurden die dicken Tabakrollen auf unser Gut Helpenstein geholt und es wurde gequalmt, was die Lungen hergaben. Für Johann Fleermann begann eine Zeit des vermehrten Zigarren-Konsums, das Kapitel endete schließlich mit einer gefährlichen Nikotinvergiftung, die ärztlich behandelt werden musste. Der Ärger in Lintorf war sehr groß und die Verantwortlichen der Sparkasse mussten trotz der exakten und korrekten Buchführung für das finanzielle „Loch“ aufkommen.

Diese beiden Beispiele mögen uns heute fast als relativ harmlos erscheinen, in Zeiten bitterster Not und katastrophaler Arbeitslosigkeit jedoch konnten solche wirtschaftlichen Pleiten und Ärgernisse sehr schnell zum absoluten Ruin führen.

Heinz Fleermann

feine Möbel für draußen

Kettler · Herlag · Fischer · Barlow-Tyrie · Weißhäupl · Carpa

fleermann

40885 Ratingen-Lintorf, Hülsenbergweg 11-15
Telefon 9 32 10 · Fax 93 21 14
www.fleermann.de

Kindheitserinnerungen an die Krummenweger Straße – Pardon, Ulenbroich

Karl Heinz Krauskopf, „St. Anna und Häuser am Ulenbroich“
Gouache, April 1955

Als ich das Sonderheft zum 50-jährigen Bestehen des Vereins Lintorfer Heimatfreunde vom September 2000 aufschlug, da wurden meine Kindheitserinnerungen an die Krummenweger Straße wieder lebendig.

Ist doch auf dem Bild von Karl-Heinz Krauskopf mein altes „Revier“ zu erkennen.

Im Vordergrund das kleine Haus, der Neubau des Bauunternehmers Willi Ickelrath, der nach 1945 entstand.

Das rote Backsteinhaus dahinter ist das alte Haus von Ickelrath. Dort betrieb Johann Ickelrath ein Baugeschäft, später führte sein Sohn Willi dieses fort.

Es wohnte noch ein anderer Sohn „im Anbau“: August Ickelrath fertigte Kaminschieber an. Dahinter ist schemenhaft mein Geburtshaus zu erkennen, wo ich vor fast 75 Jahren auf die Welt kam.

Das Haus gehörte der Familie von der Bey. Frau von der Bey war Hebamme.

Doch kurz nach meiner Geburt mussten wir ausziehen, da „Eigenbedarf“ angesagt war, man eröffnete ein „Café“. Wir zogen ins kleine Fachwerkhaus nebenan, auch Judenhaus genannt. Doch kurz vor meiner Einschulung tauschten wir mit der Familie Ropertz, die bisher im Haus von Holz-Kaiser wohnte und zogen in das Haus gegenüber.

Irmgard Wisniewskis Geburtshaus am Ulenbroich, das damals der Familie von der Bey gehörte. Wer gute Augen hat, erkennt unterhalb des ovalen Fensters im Dachfirst die weißen Farbreste der Inschrift „Café“, denn in diesem Haus wurde 1927 Lintorfs erstes Café eingerichtet

Das Haus war größer; meine Tante Bärbchen und Opa Wettermann, der Stiefvater meiner Mutter, zogen mit.

Wir hatten einen riesigen Garten mit viel Beerenobst und Obstbäumen aller Art. Was das Schönste war, er grenzte an die Drupnas.

Unser Nachbar zur Rechten war die Familie Behmenburg vom Kornsgut. Meine Mutter und Frau Behmenburg, dat Traudchen Wendel, waren von Jugend an befreundet.

Herr Behmenburg, der Sattlermeister war, hatte – damals noch ein Novum – Telefon. Das kam uns sehr zu gute. Denn meine beiden älteren Schwestern, die in Düsseldorf tätig waren, riefen häufig dort an, um meine Mutter zu sprechen. Dann kam Traudchen auf Blotschen herüber und rief: „Mariechen – Telefon.“ Zu diesem Zweck u.a. war in die Hecke ein Loch geschnitten worden, denn es war sonst ein ganzes Stück zu laufen, so gute 100 Meter hin und zurück. (Wo früher die Wiese und der Hausgarten waren, stehen heute fünf stattliche Häuser.)

Dementsprechend lang dauerte auch solch eine Verbindung. Aber das bedeutete auch, mal die Arbeit zu unterbrechen, den Rücken gerade zu machen und ein kleines Schwätzchen zu halten.

Außer Pferdegeschirr etc. mußte Herr Behmenburg auch schon mal unseren strapazierten Tornisterriemen reparieren.

Zur hinteren Seite, zum Dorf hin, befand sich der große Garten, der zur Gaststätte Holtschneider gehörte. Dort wurden Gemüse, Salat, Kräuter und Blumen angepflanzt für die Gaststätte. Bestellt wurde der Garten von Frau Schneider. Sie war der gute Geist im Hause Holtschneider und die Stütze der Hausfrau.

Mit Frau Schneider, dem Lisa, wurde sich nur mal kurz über den Zaun unterhalten, über den Stand der Ernte, immer ein hochinteressantes Thema.

Aber für mich waren die Nachbarsgärten uninteressant. Da hatte die Drupnas die größere Anziehungskraft. Es war zwar nicht gern

gesehen, daß wir dort spielten, aber wie das so ist, alles, was verboten ist, reizt umso mehr.

Auf der Drupnas habe ich das Radfahren erlernt. Auf dem alten Fahrrad meines Vaters „unter der Stang“. Das hatte den Vorteil, dass man „weich“ fiel. Und das war oft der Fall.

Die Drupnas machte ihrem Namen alle Ehre, sie triefte vor Nässe. Kurz vor Fleermanns erstem Teich floß ein kleiner Bach mit brauner Brühe. War das für die Jungens eine Freude, uns da hineinzustupsen. Schuhe und Strümpfe waren nicht wiederzuerkennen, aber wir waren da nicht wegzukriegen.

Die schönste Zeit auf der Drupnas war der Frühling – war das eine Blütenpracht. In der Nässe blühten herrliche Butterblumen, Wiesenschaumkraut usw., der reinste Blumenteppich. An einigen wenigen mir bekannten Stellen standen Vergißmeinnicht. Ich pflückte für uns zu Hause und die Nachbarschaft ungezählte Blumensträuße.

An die Drupnas, durch einen Stacheldrahtzaun getrennt, schloss sich die Wiese von Behmenburgs an. Die war nicht so feucht, sie lag auch etwas höher. Dort blühten die schönsten Margeriten. Aber wehe, wir wurden auf der Wiese erwischt, dann wurde uns der „Wim“ (Wendel) – Bruder von Frau Behmenburg – auf den Hals geschickt. Trotzdem kamen wir zu Margeriten. Es war schön auf der Drupnas!

Die Drupnas mit dem „Bürgershof“ (links) und dem Franzensgut (Gaststätte Holtschneider) vor 1955

Doch dies war nicht der einzige „Spielplatz“ für uns Kinder.

Da war auf dem Hof der Gaststätte Holtschneider die Druckerei Perpéet. Es gab ein großes Lager mit riesigen Ballen Papier. Da konnte man sich gut verstecken. Aber auch dort waren wir nicht gern gesehen. Heinrich Fettweiß mußte uns wegjagen. Er wies vergeblich daraufhin, wie gefährlich es sei, zwischen den schweren Ballen zu spielen. Aber umsonst, immer wieder zog es uns dorthin.

Der Wirt, Peter Holtschneider, besaß zwei Jagdhunde, die Irish Setters Cora und Silva. Die waren ziemlich groß, dementsprechend war auch ihre Hundehütte.

Als ich eines Tages mit „Bubi“ (Theunissen) spielte, da versteckten wir uns auch in der Hundehütte. Am Abend, als meine Mutter mich abschrubbte, stellte sie fest, daß ich von oben bis unten voller dicker, roter Pusteln war, die erbärmlich juckten.

Da ich häufig mit ähnlichen Anzeichen aus dem Kindergarten kam, lag es nahe, daß ich wieder eine neue Kinderkrankheit hatte.

Am anderen Morgen stellte Dr. Stick dann lachend fest: „Ganz gewöhnliche Flohstiche“. Der „Bubi“ hatte übrigens die gleiche „Krankheit“.

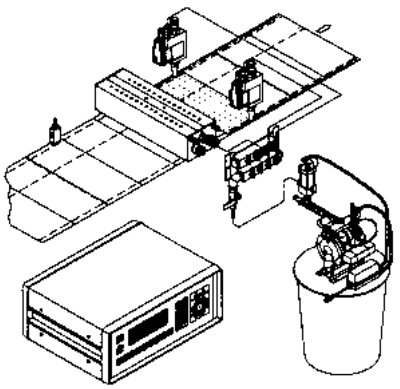
Das sind einige unvergessliche Kindheitserinnerungen an die Krummenweger Straße – Verzeihung, Ulenbroich.

Irmgard Wisniewski

vario glue®

Systeme für:

- Druckweiterverarbeitung
- Verpackungsmittelherstellung
- Holzverarbeitende Industrie



hhs®
Leimauftrags-Systeme

hhs
Leimauftrags-Systeme GmbH
Adolf-Dembach-Straße 7
47829 Krefeld
Tel.: 02151/4402-0
Fax: 02151/4402-111
E-Mail: mail@hhs-systems.de

Lintorf unter dem Hakenkreuz

Fallbeispiele aus einem Dorf im nationalsozialistischen Alltag

Allgemeine Voraussetzungen

Über die nationalsozialistische Zeit in der Stadt Ratingen ist in den letzten Jahren immer wieder geforscht und geschrieben worden[1]. Doch es stellt sich auch die Frage nach dem Erleben des „Dritten Reiches“ in den umliegenden Vororten und Dörfern – beispielsweise Lintorf[2]. Zunächst einmal weist das Lintorf der 30er Jahre eine überwiegend agrarische Struktur auf. Im Oktober 1931 lebten in unserem Ort etwa 3000 Einwohner. Juden hat es hier nicht gegeben, demnach auch keine Judenverfolgung; aufgrund dieser Tatsache ist aber der nationalsozialistische Terror in Wort und Tat in Lintorf keineswegs auszuklammern. Schließlich hat es auch hier, und ganz besonders im Lintorfer Norden, Industriegebiete gegeben, aufbauend auf Eisenverhüttung, Maschinenbau und anderer Metallindustrie, und in diesen klassischen Fabrikbranchen waren freilich auch Arbeiter beschäftigt, die in ihrer politischen Mentalität und ihrem sozialen Milieu der Sozialdemokratie oder der KPD zuzuordnen wären[3]. Im Jahre 1939 lebten in Lintorf 3.639 Einwohner[4], davon waren 68,7 % im Bereich Industrie beschäftigt, dagegen nur knappe 8 % in der Land- und Forstwirtschaft. Trotzdem war das Dorf, nicht nur aufgrund seines äußerlichen Erscheinungsbildes, sondern auch durch eine ländliche Infrastruktur, durch ein bäuerliches Idyll geprägt. Abgesehen von den eher passiven Wählern und Sympathisanten der politischen Linken im Bereich der Industriearbeiter jedoch, waren in besonderem Maße die aktiven Mitglieder und Funktionäre von SPD und KPD der Willkür und dem Terror der nationalsozialistischen Ortsgruppe und ihrer Mitglieder ausgesetzt.

Zu der anderen großen Gruppe derjenigen Lintorfer, die dem Nationalsozialismus und seiner Weltanschauung eher abgeneigt gegenüber gestanden haben dürften, zählt der große Block der überzeugten Christen, in Lintorf besonders auf katholischer, aber auch auf evangelischer Seite. Hier hat sich Widerstand dem Regime gegenüber allerdings nicht offen gezeigt wie bei den Kommunisten, vielmehr ist die Ablehnung des atheistischen Charakters der nationalsozialistischen Ideologie durch besondere Frömmigkeit und vermehrten Kirchgang deutlich geworden. Auch kleinste Formen von Nonkonformismus oder Missachtung nationalsozialistischer Regelungen können hierbei schon als eine kleine, aber nicht unerhebliche Regung des Widerstandes eingeordnet werden. Einem damals 16jährigen Zeitzeugen beispielsweise wurde von seinen Eltern verboten, der Hitlerjugend beizutreten. Grund dafür war das im folgenden erzählte Erlebnis:

„Der Hubert B. [...] wurde von seinen Eltern zur Kommunion regelrecht gezwungen. Man sagte, er habe die Hostie im Mund behalten und bei X[5] in den Aschenbecher geschmissen und die SA-Männer sollen geklatscht und gejubelt haben.... Das war 1934 und ich durfte von meinen Eltern aus deswegen nicht in die HJ eintreten.“[6]

Ein Beweis für die nahezu zweiteilige Unterscheidung der politischen Orientierung sind die Ergebnisse der Reichstagswahlen vom Mai 1928. Im Kreis Düsseldorf-Mettmann, zu dem auch Lintorf gehörte, kam es zu folgenden Resultaten: das katholische Zentrum wurde mit 21,3 % stärkste Partei, darauf folgte direkt die KPD mit ganzen 18,9 % der gültigen Stimmen. Damit wurde die Sozialdemokratie (SPD: 18,1 %) knapp, aber doch entschieden, von den Kommunisten übertrumpft. Die Nationalsozialisten sind mit ihrem Ergebnis (2,0 %) beinahe als völlig unbedeutend in diesem Wahlkreis zu beurteilen. Hier wird also noch einmal deutlich, wie sich die hiesige Bevölkerung grob unterteilen ließe: Es gab katholische Bauern, Handwerker und Angestellte auf der einen und sozialistische Wähler bei den Arbeitern in Lintorf (oder Lintorfer, die in der Industrie in Duisburg, Essen oder Düsseldorf beschäftigt waren) auf der anderen Seite.

Aber bereits vier Jahre später, im Juli 1932, kann man bei der Betrachtung der Ergebnisse der Reichstagswahl von einer politischen Polarisierung sprechen: die Radikalparteien bilden hier die mit Abstand am stärksten gewählten Parteien in unserem Wahlkreis. Die NSDAP erhielt 31 % der Stimmen, gefolgt von der KPD mit

---

1) Beispielsweise folgende Auswahl: Wisotzky, K./Kaminsky, U.: Ratingen im Zweiten Weltkrieg. Eine Dokumentation, Ratingen 1989 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Ratingen, Reihe C, Bd. 1); Münster-Schröer, Erika: Frühjahr 1945: Exekutionen im Kalkumer Wald und anderswo. Die Ermittlungen der britischen War Crimes Group im Wehrkreis VI – Raum Düsseldorf, in: Ratinger Forum, Bd. 6 (1999), S. 145-184; Tapken, Hermann (Hg.): Ratingen 1933 bis 1945. Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg, Ratingen 1990, im folgenden zit. als: Tapken, 1990; Fleermann, Walburga: Widerstand gegen den Nationalsozialismus 1933-39. Dargestellt am Beispiel der Stadt Ratingen, Bonn/St. Augustin 1979; Schappe, Josef: Damals im Jahre 1945, in: Die Quecke, Nr. 55 (1985), S. 13ff.; Schappe, Josef: Bleib ein anständiger Kerl, alles andere zählt nicht! Das bewegte Leben eines alten Ratingers, in: Die Quecke, Nr. 60 (1990), S. 52-56.

2) Zur nationalsozialistischen Vergangenheit der umliegenden Orte ist bisher nur ein Aufsatz über die Geschichte der Gemeinde Hösel erschienen: Straßen, Volker: Hösel im Übergang zur Diktatur. Wirtschaft, Wählerverhalten und Lokalpolitik in der Landgemeinde von 1930-34, in: Die Quecke, Nr. 62 (1992), S. 65-72. Die NS-Vergangenheit von Lintorf, Eggerscheidt oder Tiefenbroich ist weitestgehend unerforscht geblieben.

3) Besonders die Siedlung am Fürstenberg im Bereich der späteren Hoffmann-Werke (Schüppenfabrik Bredt & Co.) und der Steinzeugröhrenfabrik Lintorf GmbH galt als „Hochburg“ kommunistischer Arbeiter.

4) Stadtarchiv Ratingen, Amt Angerland Akte 532 – Amt Ratingen-Land (01.09.1939).

5) Der Name der Lintorfer Gaststätte gegenüber der Kirche muß hier nicht unbedingt genannt werden.

6) Laut mündlicher Aussage des Zeitzeugen, März 2001.

über 25 %.[7] Wie überall im Reich hatte also anscheinend auch in Lintorf die massive politische Agitation Hitlers und seiner Partei gefruchtet, und es ist dabei nicht außer Betracht zu lassen, dass die große wirtschaftliche Not, die auch in Lintorf nach der Weltwirtschaftskrise von 1929 herrschte, ganze Scharen von Wählern in die politischen Extreme drängte. Von den rund 3000 Einwohnern Lintorfs waren um 1930 fast zweihundert Angestellte und Arbeiter mitsamt ihren Familienangehörigen unmittelbar von der Arbeitslosigkeit betroffen.[8] Dies ist keine entschuldigende Relativierung der Tatsachen, aber zumindest der Ansatz einer analytischen Erklärung der damaligen Verhältnisse.

Lintorf nach der Machtergreifung

Blicken wir auf die Anfangsphase der nationalsozialistischen Herrschaft, so begegnen uns in Lintorf einige scheinbar positive Entwicklungen, angebliche Erfolge der NS-Politik, vor allem in den Bereichen Arbeit und Wirtschaft: Fotografien von ehemaligen Arbeitslosen beim Bau der Autobahn am Krummenweg aus dem Jahre 1935 dokumentieren das Phänomen der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, die überall im Reich durchgeführt wurden. Der Bau der Reichsautobahnen verschaffte Erwerb und Brot und damit dem NS-Regime einen unaufhörlichen Anstieg an Popularität. Dass sich das Deutsche Reich durch den Autobahnbau und den neuen Aufschwung in der Rüstungsindustrie so stark verschuldete, dass bereits Ende der 30er Jahre der deutsche Staat als finanziell ruiniert bezeichnet werden konnte, drang natürlich zur Basis der Bevölkerung nicht durch. Überhaupt dienten, wie wir heute wissen, die Autobahnen lediglich dem rigorosen Ausbau der kriegspolitischen Infrastruktur – und keinem anderen Ziel.

Auch die Ausgleichspolitik[9] der privaten oder gewerblichen Schulden brachte den Nationalsozialisten erhebliche Sympathie in den Reihen der Schuldner sowie der Gläubiger gleichermaßen. Durch staatliche Verordnung wurden Schulden erlassen und durch die Reichskasse zinslos ausgeglichen. Durch diese „Großzügigkeit“ versank das Reich zwar noch tiefer in der Schuldenspirale, in der Diktatur jedoch bedurften solche Maßnahmen nicht einmal irgendeiner Legitimation, gleichzeitig stärkten sie nur das Ansehen der neuen „starken“ Machthaber. Auch in Lintorf kam also Freude auf über den Schuldenausgleich und die erfolgreiche Erwerbspolitik: Brot und Arbeit waren vermeintlich gesichert. Zu welchem Preis, so könnte man heute fragen. Damals jedoch kam diese Frage zum einen erst gar nicht in den Sinn, zum anderen wäre eine solche Bemerkung in der Öffentlichkeit unter Umständen schon gefährlich gewesen. Dass diese „lobenswerten Errungenschaften“ eine dunkle Rückseite hatten, soll im folgenden dokumentiert werden.

Im Sommer des Jahres 1933 wurden auch in Lintorf alle Parteien verboten und die „Gleichschaltung“ des öffentlichen Lebens vorangetrieben. Der 1. Mai, traditioneller Festtag der deutschen Arbeiterbewegung, wurde zum „Tag der nationalen Arbeit“ erklärt und die sozialdemokratischen

Umzug am 1. Mai 1934 vor der alten Johann-Peter-Melchior-Schule

Arbeiter beim Bau der Autobahn in der Nähe von Krummenweg im Jahre 1935

oder christlichen Gewerkschaften verboten. Die Deutsche Arbeitsfront (DAF) übernahm mit ihren Betriebszellen die Aufsicht über die Arbeit und die Mitarbeiter der Lintorfer Unternehmen. Auch die

7) Zu den Daten der Wahlergebnisse vgl. Preuß, Andreas: Lintorf – ein Dorf und die Weltgeschichte, Ratingen 1989, S. 43.

8) Vgl. Volmert, Theo: Lintorf. Berichte, Bilder, Dokumente. 1815-1974, Bd. II, Ratingen 1987, S. 188f., im folgenden zit. als Volmert, Bd. II.

9) Vgl. Henning, F.-W.: Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Deutschland. 1750-1976, Bd. 2, Paderborn 1976, S. 211-225.

kommunale Verwaltung war schließlich vollständig von den Entscheidungen der Lintorfer NSDAP-Ortsgruppe abhängig. *„Die Preußische Gemeindeverfassung vom 15. Dezember 1933 und die Deutsche Gemeindeverordnung vom 1. April 1935 bedeuteten das Ende der kommunalen Selbstverwaltung. Von nun ab war die Verwaltung unserer Bürgermeisterei abhängig von den Weisungen und Anordnungen der Parteiinstanzen. Auch der Gemeinderat Lintorf konnte nur mit Zustimmung der örtlichen Parteileitung seine Entschlüsse fassen.“* [10]

Eine nicht unerhebliche Quelle für die Zeit zwischen 1939 und 1945 ist die Schulchronik der katholischen Johann-Peter-Melchior-Schule. Hierin heißt es:

„Am 19. April 1939 wurde die Deutsche Schule eingeführt. Aus den drei bisherigen [konfessionellen] Schulen, zwei katholischen und einer evangelischen, wurden zwei Schulen zu je vier Klassen gebildet. Die Johann-Peter-Melchior-Schule ist die Deutsche Schule I, die Büscher-Schule[11] *die Deutsche Schule II.“*[12] Weiterhin ist bekannt, dass Schüler der Volksschulen ab der siebten Klasse die Führerreden per Volksempfänger anhören mussten. Der Hitler-Gruß gehörte im Umgang zwischen Schülern und Lehrern zur Normalität und sollte unbedingt eingehalten werden. Auch die Mitgliedschaft der Schülerinnen und Schüler in HJ und BDM war die Regel. Noch im Januar des Jahres 1944 sprach Kreisleiter Kleinillbeck in der Deutschen Schule I bei einer Kundgebung der NSDAP zur Lintorfer Bevölkerung.[13]

Was den meisten Lintorfern missfallen haben dürfte, war das Verbot aller christlichen Vereine und Verbände. Denn unter diese Einschränkung, die ab 1934 langsam durchgesetzt wurde, fielen für Lintorf nicht nur die kirchlichen Gesangvereine, sondern auch die in weiten Kreisen äußerst beliebte St.-Sebastianus-Schützenbruderschaft. In Lintorf wurde das Verbot jedoch bis zum Jahre 1936 hinausgezögert. *„Der Schütze Fritz Nüsser, der bereits 1927 Mitglied der Bruderschaft wurde, und der damalige Schützenchef August Breuer mußten den etwa 120 Vereinskameraden von dem neuen Erlaß berichten. [...] Lediglich vereinzelter, zarter Widerstand ist im Falle des Fahnenträgers Wilhelm Lacks bekannt. Diesem wurde streng verboten, das uralte Bruderschaftsbanner bei öffentlichen Anlässen zu zeigen. Kurzerhand versteckte Lacks die Fahne bis zum Kriegsende.“* [14] Schützenbruderschaften und –vereine durften nur weiterhin bestehen, wenn sie sich gleichschalten ließen. Im Gegensatz zur Bruderschaft in Ratingen[15] ließ die Lintorfer Bruderschaft sich nicht gleichschalten und wurde deshalb endgültig verboten und aufgelöst.

So ruhte das Vereinsleben der Lintorfer Schützen von 1936 bis zur Neugründung der Bruderschaft im Jahre 1948 völlig. Umzüge und Paraden hat es aber trotzdem gegeben: Aufmärsche der Lintorfer SA oder anlässlich des Maifeiertages. Besonders beliebt – und das beweisen viele Fotodokumente – waren die Umzüge zum Erntedankfest. Mit Hakenkreuzflaggen und Wimpeln geschmückte Kutschen und Wagen prägten an solchen Tagen das Lintorfer Straßenbild. Andere Fotografien wiederum zeigen uns Märsche der Hitlerjugend mit HJ-Banner oder Hakenkreuzfahne oder bekannte Lintorfer Wohnhäuser mit gehisster Hitlerflagge an bedeutungsschweren Tagen, wie z.B. dem Geburtstag des Führers.

SA, SS und NSDAP in Lintorf

Doch die Interpretation der erhaltenen und archivierten Fotos kann auch verfälschend wirken: Dass beispielsweise die Lintorfer SA aus den etwa 50 Personen bestand, die auf einem Foto[16] von 1938 vor der Gaststätte Peter Holtschneider zu erkennen sind, ist ein Trugschluss: Der SA Sturm Lintorf umfasste bereits 1934 mindestens 115 Mitglieder, darunter viele bekannte Lintorfer Namen. Sturmführer der Truppe 14/172 war der Maurerpolier Hermann B. Besonders beliebt war auch die Reiterstaffel der SA. Großen Aufschluss über die inneren Angelegenheiten der Lintorfer SA geben die erhaltenen „Sturmbriefe“, die Hermann B. in unregelmäßigen Abständen zwischen 1939/40 und März 1943 an seine Kameraden verschickte. Darin wurde auch die Feldpost der eingezogenen Soldaten aus dem Lintorfer SA-Sturm zitiert. In

10) Volmert, Bd. II, S. 190.

11) heute Heinrich-Schmitz-Schule, Duisburger Straße.

12) Schulchronik, 1939. Vgl. Volmert, Bd. II, S. 191

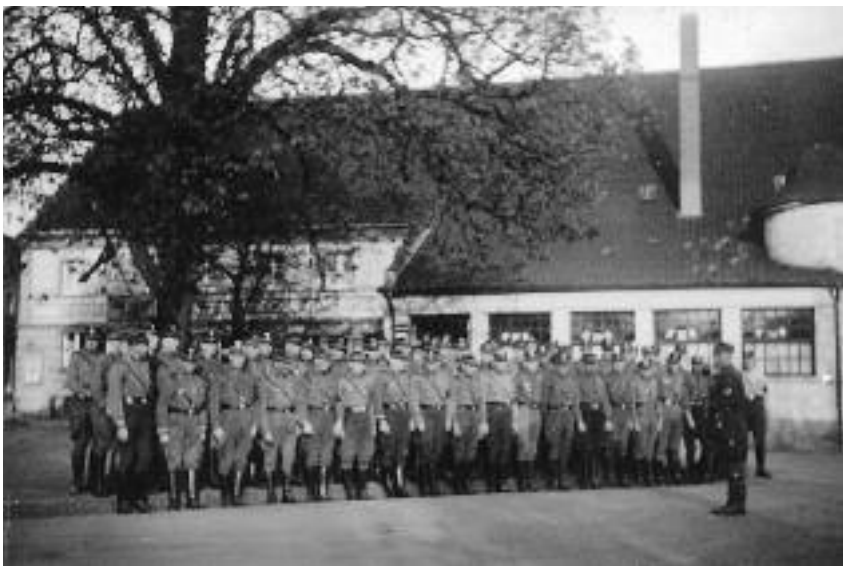
13) Schulchronik, 1944.

14) Rheinische Post Ratingen, 24.10.1998.

15) Vgl. Tapken, Hermann: Ratingen in der Zeit des Nationalsozialismus (1933 – 1945) in „Ratinger Geschichte 1780 bis 1975”, S. 275 ff.

16) Das Foto befindet sich im Archiv des VLH.

Umzug zum Erntedankfest



Lintorfer SA ist vor der Gaststätte Holtschneider angetreten

einem Rundbrief vom Mai 1940 heißt es: *„Nun zu Dir, lieber Hubert B.[17], wenngleich Du auch nicht dem Sturm 14/172 angehörst, so bist Du uns als Führer der HJ doch immer ein solcher Kamerad gewesen, dass wir Dich ganz einfach zu den Unsrigen gehörend betrachten. [...] Bis dahin seid alle mit einem kräftigen „Heil Hitler“ gegrüsst von Eurem Sturmbannführer B.“* [18]

Ein anderer Brief ist mit antisemitischen Zeichnungen versehen. Darunter steht in Fettschrift: *„Wenn Ihr solche Knaben trefft, dann schlagt sie sofort tot!“* [19]

Die weitere briefliche Korrespondenz[20] des Sturmes Lintorf richtet sich vor allem an die Verbände der SA in Kettwig, Angermund, Mettmann und Wittlaer. Aufmärsche und Fackelzüge, z.B. anlässlich des 9. Novembers oder des Schlageter-Festes, werden darin geplant und vorbereitet.

Aber auch die gefürchtete schwarze SS, bereits seit 1925 Hitler persönlich unterstellt, war in Lintorf, gemessen an der Bevölkerungsanzahl, relativ stark vertreten. Ebenfalls ist bekannt, dass es auch Lintorfer Bürger gegeben hat, die bei besonderen Einheiten der SS waren: bei der Waffen-SS oder der sog. „SS-Leibstandarte Adolf Hitler“. Manche von ihnen wurden zu diesem Dienst eingezogen, andere wiederum, und das dürfte die entscheidende Mehrheit gewesen sein, traten aus vollster Überzeugung in diese Institutionen ein. Bekannt ist beispielsweise der Fall, bei dem ein Lintorfer Handwerker noch zu Beginn der 90er Jahre stolz auf seine SS-Registratur, die unter dem Arm eintätowiert war, hinwies und meinte, dass das *„noch eine stolze Truppe“* [21] gewesen sei. Dass die SS bei den internationalen Kriegsverbrecherprozessen in Nürnberg 1945/46 [22] als eine „verbrecherische Vereinigung“ bezeichnet und auch als eine solche juristisch eingestuft worden war, schien diesen „alten Kämpfer“ nicht im Geringsten zu stören.

Als besonders wichtige historische Quellen erweisen sich die Aufzeichnungen der Lintorfer Kommunisten, denen nach der Kapitulation des Ortes im Frühjahr 1945 die gesamten Karteien der NSDAP-Ortsgruppe in die Hände fielen. Die Abschriften der Mitgliederverzeichnisse und die Vermerke der Zugehörigkeit zu Partei, SA oder SS befinden sich heute als Kopie im Stadtarchiv Ratingen. Die zahlreichen Namen, die hierin aufgeführt werden, sind auch heute in Lintorf nicht unbekannt - sie hier vollständig zu nennen ist jedoch nicht Aufgabe dieses Aufsatzes. Trotzdem ist deutlich erkennbar, dass Handwerker, Arbeiter und Angestellte, Unternehmer und Landwirte zum Teil schon sehr bald nach der Machtergreifung 1933 zu Parteigenossen wurden. Bei anderen Mitgliedern hingegen, die beispielsweise erst 1938 oder 1939 der NSDAP beitraten, ist diese Entscheidung vielleicht auch auf hohen wirtschaftlichen und sozialen Druck zurückzuführen, einen schier erpresserischen Druck, dem man sich letztlich doch beugte, um weiterhin die Fortführung der Geschäfte und damit die Existenz der eigenen Familie zu sichern. Immer wieder haben Historiker versucht,

Lintorfer Hitlerjungen mit ihrer Fahne vor der Johann-Peter-Melchior-Schule

17) Der hier genannte Lintorfer Hubert B. wurde schon am Anfang dieses Aufsatzes erwähnt. Er war anscheinend zum Führer der Lintorfer HJ aufgestiegen.

18) Sturmbrief Nr. 7 vom 8. Mai 1940, in Kopie im StA Rtg, Sg. NK 22 – 95.

19) Sturmbrief Nr. 10, a.a.O..

20) vgl. StA Rtg, Sg. AL 106.

21) Laut Aussage eines Zeugen, 1992/93.

22) Vgl. Taylor, Telford: Die Nürnberger Prozesse. Hintergründe, Analysen und Erkenntnisse aus heutiger Sicht, München 1994.

Angerländer SA-Männer 1933 in Nürnberg

Hitlers Wähler und Sympathisanten statistisch zu erfassen, ihre soziale und berufliche Herkunft zu analysieren. Bei der Lintorfer Partei dürfte ein solcher Versuch gänzlich fehlschlagen: Vom einfachen Arbeiter, der vor ein paar Jahren noch KPD gewählt haben mochte, bis zum gebildeten Akademiker oder wohlsituierten Geschäftsmann zog sich die Mitgliedschaft in den unterschiedlichen Verbänden und Abteilungen der Nazipartei. Selbst Lintorfer Lehrer traten bereits im November 1933 in die SA ein – manche von ihnen traten zunächst aus der Kirche aus, kurz nach Kriegsende reumütig wieder ein. Ein Lintorfer Arzt hatte schon im Mai des Jahres 1933 das Braunhemd der Sturmabteilung angezogen. Einem bekannten Lehrer, der – wie manche andere auch - nach 1945 in Lintorf hin und wieder sogar als „Antifaschist“ bezeichnet worden war, kann eine einjährige Mitgliedschaft im Lintorfer „SA Sturm 14/172“ nachgewiesen werden.[23] Besonders seltsam mutet auch der Fall eines Maurers an. Dieser war überzeugter KPD-Anhänger, drehte sich 1933 wie die ‚Fahne im Wind’ und trat der SA und der NSDAP bei. Scherzhaft erzählt man sich heute, er wäre *„fast noch mit der Uniform ins Bett gegangen“*[24].

Nach 1939 verschickte die Lintorfer Partei an die kämpfenden Frontsoldaten die vierteljährlich erscheinende Schrift *„E Stöckske Häzz* [Ein Stückchen Herz] – *Ein Heimatgruß an die Lintorfer Kameraden – Herausgegeben von der NSDAP Kreis Niederberg“.* Die Schriftleitung oblag dem Lintorfer Lehrer Theo Volmert, der hierin Heimatgedichte und Dorfgeschichten sowie volkskundliche und historische Artikel veröffentlichte und die Zeitschrift zusammen mit Hubert Perpéet herausgab. In der Ausgabe „Juli / August / Sept. 1944“ beispielsweise werden auch gefallene Lintorfer Soldaten geehrt, unter anderem auch der *„SS-Mann August Z.“* – Die Überschrift lautet: „*Die Heimat gedenkt ihrer gefallenen Helden.“*[25]

Der Schriftleiter wurde im März 1939 zum Beauftragten für Kulturwesen im Kreis Niederberg (Gau Düsseldorf) ernannt. In dem erhaltenen Brief heißt es: *„Rundschreiben an den Herrn Landrat des Kreises Düsseldorf, [...] an die Herren Bürgermeister der Städte und Gemeinden: Ratingen-Land [...] Betr.: Kulturbeauftragte. Zum verantwortlichen Leiter der nationalsozialistischen Kulturpolitik in Ihrem Bereich habe ich als meinen Beauftragten den Parteigenossen X mit der Dienstbezeichnung „Kulturbeauftragter“ bestellt. [...] Heil Hitler ! gez. Dr. Berns – Kreisleiter“*[26] Weitere Briefe und Haushaltsrechnungen des Kulturetats geben Auskunft über Planung und Durchführung von *„Dorf- und Heimatabenden“* sowie Vorträgen und anderen kulturellen Veranstaltungen.

Die Ortsgruppe der Lintorfer NSDAP wurde geleitet vom Staatsförster Borchmeyer. Borchmeyer kann hier namentlich genannt werden, da er in überwiegender Beurteilung von

23) Laut der Liste der Lintorfer NS-Mitglieder, StA Rtg, Sg. NK 22-137.

24) Laut der mündlichen Aussage einer Zeitzeugin, März 2001.

25) „E Stöckske Häzz“, Ausgabe Nr. 8/9; in Privatbesitz, sowie im Archiv des VLH und im StA Rtg Sg. Z 202.

26) StA Rtg, Sg. AL 327.

E Stöckske Häzz

Ein Heimatgruß an die Lintorfer Kameraden

Nr. 1 Herausgegeben von der NSDAP., Ortsgruppe Lintorf Okt. 1944

Liebe Kameraden!

Zeitzeugen als *„harmloser Kerl“* [27] galt. Als Beamter, so heißt es, sei dieser in die Position des Ortsgruppenleiters hinein manövriert worden – ob diese Postenbesetzung mit oder gegen seinen Willen vor sich ging, ist in diesem Zusammenhang nicht mehr rekonstruierbar, für die Untersuchungen aber auch nicht weiter von Relevanz. Borchmeyer taucht in den Protokollen und Listen der Parteikarteien nicht ein einziges Mal auf; gegen ihn liegt kein belastendes Material vor.

Terror und Misshandlungen – einige Fallbeispiele

Weiterhin geben die geheimen Aufzeichnungen der im Untergrund agierenden Kommunisten in Form von knappen Protokollen [28] detailliert Aufschluss über Misshandlungen und Verschleppung Lintorfer Bürger durch gewalttätige SA-Mitglieder, die ebenfalls aus Lintorf kamen. Hierin heißt es:

„Geschädigter: Hermann H [29]., Lintorf - Datum: [...] August 1933 - Täter: [...] - Art: Schläge mit Gummiknüppel, Reitpeitsche, Fahnenstangen, auch Fußtritte und Anderes. - Folgen: am ganzen Körper blutige und blutunterlaufene Stellen, große Schmerzen, nur bedingt arbeitsfähig.“ [30]

Der hier besagte Hermann H. wurde im Mai 1934 von der NSDAP-Ortsgruppe in Lintorf denunziert, für drei Tage verhaftet und im Düsseldorfer Polizeipräsidium durch Gestapo-Beamte erneut schwer misshandelt. In dem Protokoll heißt es: *„4 Wochen arbeitsunfähig, später nur bedingt arbeitsfähig.“* [31]

Der Lintorfer Buchhalter August D. wurde im August 1933 nach Mitternacht in der Gaststätte X [32] verhört und bedroht. Verantwortlich dafür waren die SA-Männer Willi S. und Otto A.. Die beiden Männer tauchen auch in den späteren Protokollen immer wieder als Täter auf. Weiter heißt es:

„Datum: 2.8.1933 [...] Geschädigter: Leo B., Lintorf [...] Art der Misshandlung: Schläge mit Gummiknüppel und Reitpeitsche - Folgen: heftige Schmerzen.“ [33]

Auch an dieser Tat hat sich unter anderem Willi S. beteiligt. Kaum drei Wochen später, am 28. August 1933 wurde Leo B. erneut von Willi S., Otto A. und weiteren Tätern zusammengeschlagen. Über den Zustand des Opfers heißt es: „Von Kopf bis Fuss blutend und blutunterlaufen.“ Die Tatwerkzeuge waren „Gummiknüppel, Reitpeitsche, Schemelbein und Pistole“ [34]. In ähnlicher Form laufen die Beschreibungen weiter. Besonders hart traf es das Ehepaar S.: die Kommunisten Kläre und Hans S. wurden wegen Hochverrats angezeigt und in „Schutzhaft“ genommen. Sie wurde zu zwei Jahren und zehn Monaten Zuchthaus verurteilt, Herrn Hans S. brachte man 1935 in das KZ Esterwegen [35] und 1937 in das Konzentrationslager Oranienburg [36] bei Berlin. Der weitere Verlauf der Haft dieser Leute geht aus den Unterlagen nicht hervor [37]. Auch der Lintorfer Richard K. wurde im Oktober 1939 für acht Tage im Lintorfer Polizeigefängnis eingesperrt, daraufhin hielt man ihn acht Wochen bei der Düsseldorfer Gestapo fest, bis er schließlich ebenfalls nach Oranienburg gebracht wurde. Und obwohl K. ein „gesunder und starker Mann“ gewesen war, teilte man seiner Mutter mit, er sei im KZ an einer Herzschwäche verstorben.

Besonderes Ausmaß nahmen die meisten dieser Misshandlungen Ende August des Jahres 1933 an. Warum genau das so ist, kann heute wohl nicht mehr rekonstruiert werden. Auch auffallend ist, dass viele der Taten von ein und der selben Lintorfer Gaststätte X ausgingen. Vermutlich diente diese Gaststätte als eine Art Stammlokal der Lintorfer SA. [38] Jedenfalls waren an einem Großteil der achtzehn geschilderten Fälle die beiden SA-Männer Willi S. und Otto A. führend beteiligt. Aber auch andere bekannte Lintorfer Namen tauchen im Zusammenhang mit diesen Taten immer wieder auf. Ein Fall, aus dem der Geschädigte Wilhelm K. als *„100 prozentiger Invalide“* hervorging, ist ohne Datum und ohne die Täter beschrieben. Der Sachverhalt allerdings dokumentiert eine erschreckende Brutalität:

„Ort: Lintorf, schwarze Bruch. [...] Art: Angefahren, von einem Motorrad-Fahrer, der ihn streifte. Dann hinterher nochmals von einem zweiten Motorrad-Fahrer angefahren und zu Boden geschleudert. Dort etwa 4 Stunden bewusstlos gelegen. Als er erwachte, sah er sich im katholischen Krankenhaus in Ratingen. Aerztlicher Befund liegt aktenmässig fest.“ [39]

Wie schon erwähnt, werden in diesem Protokoll keine Täter genannt. Dass Otto A. jedoch ein hervorragender und leidenschaftlicher Motorrad-Fahrer war, dürfte im Dorf weitestgehend bekannt gewesen sein.

Der Lintorfer Willi S. wurde Ende August 1933 gleich zweimal in „Schutzhaft“ genommen und in das Polizeigefängnis von Lintorf gebracht. Nach zwei Tagen Haft dort brachte man ihn in das

---

27) Laut mündlicher Aussage mehrerer Zeitzeugen, März 2001.

28) In den Originaldokumenten sind die Namen komplett ausgeschrieben.

29) Auch die Namen der Opfer, die in den Protokollen vollständig genannt werden, sind hier gekürzt oder abgeändert.

30) Geheim angefertigte Protokolle zwischen 1933-39, Stadtarchiv Ratingen, im folgenden zit. als: StA Rtg, NK 22 – 137.

31) StA Rtg, NK 22 – 137.

32) Name der Gastwirtschaft geändert.

33) StA Rtg, NK 22 – 137.

34) StA Rtg, NK 22 – 137.

35) Das KZ Esterwegen (bei Papenburg, Emsland) war eines der 15 sog. Emsland-Lager, es diente der SS zwischen 1933 und 36 als KZ, später als Strafgefangenenlager.

36) Das KZ Sachsenhausen (Stadtteil von Oranienburg, nördlich von Berlin) bestand zwischen 1936 und 1945. Die SS hatte dort rund 200.000 hauptsächlich politische Häftlinge inhaftiert, von denen über 100.000 verstarben, vgl. Weinmann, Martin (Hg.): Das nationalsozialistische Lagersystem, Frankfurt a. M. 1998, darin „Oranienburg/Sachsenhausen“ (S. 260) und „Esterwegen“ (S. 102); Kogon, Eugen: Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager, Frankfurt a. M. 1946, S. 38ff.

37) Das hier beschriebene Ehepaar S. hat den Krieg überlebt und lebte nach dem Kriege wieder in Lintorf.

38) Über diese Gaststätte schreibt die Lintorferin Irmgard Wisniewski, die Kneipe sei “schon immer Vereinslokal des Fußballclubs “Rot-Weiß Lintorf“ [gewesen]. Auch die Taubenfreunde waren dort zu Hause. Ab 1933 diente es auch noch einem anderen „Verein“ als Heimstatt.“ aus: Wisniewski, Irmgard: Lintorfer Gaststätten in meiner Jugend – und heute, in: Die Quecke, Nr. 68 (1998), S. 17.

39) StA Rtg, NK 22 – 137.

Polizeiamt Ratingen, wo er abermals zwei Tage verhört wurde . Nur eine knappe Woche später wurde Willi S. erneut „verhaftet“, zusammen mit seinen Genossen *„Leo B., Hermann H., Diedrich H., August D. und anderen“.* Man misshandelte die Männer mit „Reitpeitsche, Stöcken und anderen Instrumenten“, bis sie am ganzen Körper schwere Verletzungen davontrugen. Die Namen der Opfer tauchen immer wieder auf. Die Täter oder „Verantwortlichen“ waren wieder einmal *„Otto A., Willi S. und die Henkersknechte G. und andere.“* [40]

Der schon genannte Diedrich H. war übrigens der erste Lintorfer Kommunist, der unmittelbar am Folgetag des Reichstagsbrandes in Berlin, dem 28. Februar 1933, durch die Polizei verhaftet wurde. Grund für diese Verhaftung war die sog. Reichstags-Brandverordnung vom selben Tage („Gesetz zum Schutz von Volk und Staat“), welche hauptsächlich zur politischen Ausschaltung der KPD, also ihrer Funktionäre und Mitglieder, diente. Im August wurde H. erneut verhaftet. Es heißt:

„Beteiligt: die Lintorfer SA unter Mitwirkung der ganzen Ortsgruppe - Verantwortlich hauptsächlich Willi S. und Otto A., beide Lintorf. – Folgen: An Körper und Gemüt arg mitgenommen, zeitweise nur bedingt arbeitsfähig.“ [41]

Paul G. wurde im August 1933 *„4 Tage lang herumgeschleppt. Ohrfeigen, Fusstritte, Schläge mit dem Gummiknüppel. – Folgen: Lähmung der rechten Körperseite, bis zur Unkenntlichkeit geschlagen. Geht am Stock. 14 Tage im Rather Krankenhaus bei Dr. Voss, als unheilbar entlassen.“* [42]

Diese Fallbeispiele beweisen, auch wenn sie nachts oder abseits geschehen sein mögen, dass auch an den Verbrechen unbeteiligte Lintorfer Bürger über die politische Realität dieser Zeit informiert gewesen sein müssten. Schließlich arbeiteten auch zahlreiche Lintorfer in den umliegenden Städten Düsseldorf oder Ratingen, wo das „Dritte Reich“ im normalen Alltag immer wieder sein wahres Gesicht zeigte.

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei

Ortsgruppe

Lintorf

Lintorf Bez. Düsseldorf, den

Die Geschäftsstelle der NSDAP-Ortsgruppe Lintorf befand sich im ehemaligen kaiserlichen Postamt an der Angermunder Straße 28 neben der Gastwirtschaft Plönes. Auf unserem Bild ist das Gebäude geschmückt wegen des „Anschlusses” Österreichs (12. März 1938)

Auch die sogenannte „Reichskristallnacht“ ging an der Lintorfer Bevölkerung nicht spurlos vorüber. Der Lintorfer H. wurde beispielsweise dabei beobachtet, wie er am Abend des 9. Novembers 1938 mit einem Schlagstock bewaffnet in den Zug nach Düsseldorf stieg, denn Juden gab es in Lintorf schließlich keine. Sein Angestellter August Z. war bei der SS. Ein weiteres Beispiel ist das Erlebnis der Familie F. - Zeitzeuge Heinz F. erinnert sich:

„Wir waren mit der jüdischen Familie Lewy aus Düsseldorf sehr gut privat befreundet.

Louis Lewy war Getreidehändler. Mit seiner Frau und den Kindern Helene und Fritz kamen sie öfter einmal zu Besuch... Er kam am Morgen nach der Kristallnacht mit der Straßenbahn von Düsseldorf ... zerschlagen und mit zerrissenem Anzug auf unseren Hof und bat um ein paar Tassen, weil man ihm alles zu Bruch geschlagen hatte. Die SA hatte ihn gezwungen, stundenlang in der Gosse auf und ab zu kriechen. Wir gaben ihm einige Teller und Tassen mit auf den Heimweg… Wir haben nie mehr was von Herrn Lewy oder seiner Familie gehört.“ [43]

Obwohl Familie F. später nach dem Getreidehändler und seiner Frau gesucht hat, ist über das Schicksal dieser Familie bis heute nichts bekannt geworden.[44]

Zweiter Weltkrieg und das Lintorfer Fremdarbeiter-Lager

Wie in fast allen deutschen Städten und Orten gab es auch in Lintorf eine Adolf-Hitler-Straße[45]

40) StA Rtg, NK 22 – 137.

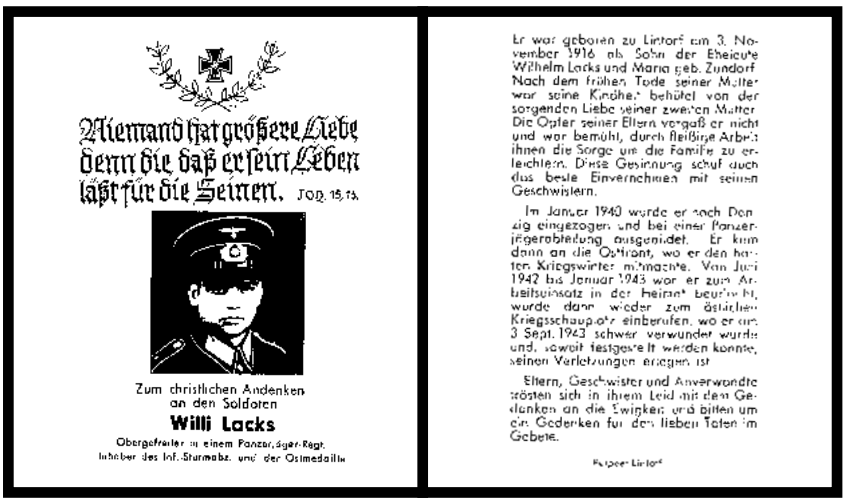
41) StA Rtg, NK 22 – 137.

42) StA Rtg, NK 22 – 137.

43) Laut Aussage des Zeitzeugen, November 2000.

44) Die Familie F. hat in den letzten Jahren in verschiedenen Zeitungen in Israel Suchanzeigen aufgegeben, auch eine Anfrage bei der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf blieb vorerst ergebnislos.

45) heute: Lintorfer Markt. Vgl. Rauchenbichler, Ulrich/Stubenhöfer, Erika: Ratinger Straßennamen, Neustadt a. d. Aisch 2001.



Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für die Seinen. Joh. 15,13.

Zum christlichen Andenken an den Soldaten

Willi Lacks

Obergefreiter in einem Panzerjäger-Regt. Inhaber des Inf.-Sturmabz. und der Ostmedaille

Er war geboren zu Lintorf am 3. November 1916 als Sohn der Eheleute Wilhelm Lacks und Maria geb. Zundorf. Nach dem frühen Tode seiner Mutter war seine Kindheit behütet von der sorgenden Liebe seiner zweiten Mutter. Die Opfer seiner Eltern vergaß er nicht und war bemüht, durch fleißige Arbeit ihnen die Sorge um die Familie zu erleichtern. Diese Gesinnung schuf auch das beste Einvernehmen mit seinen Geschwistern.

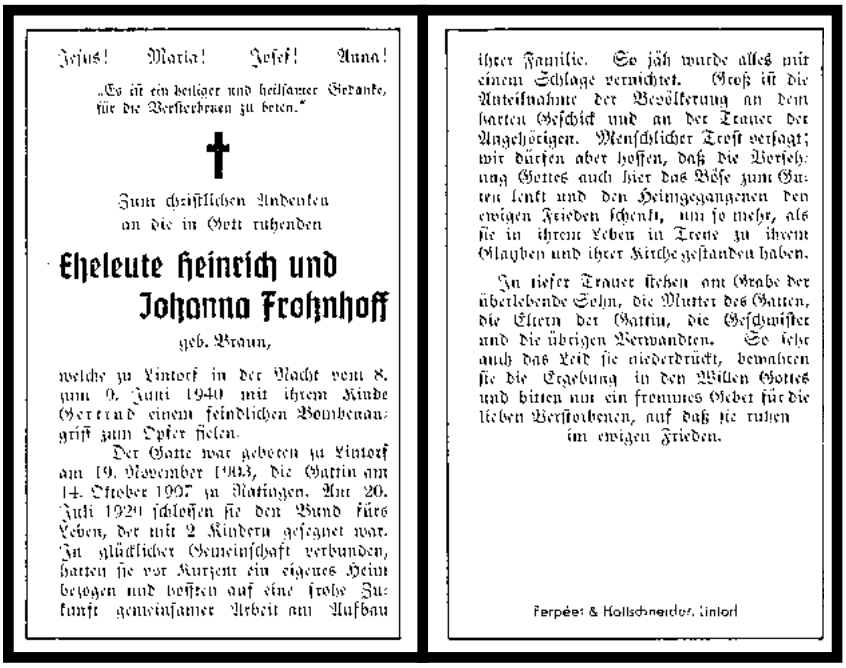
Im Januar 1940 wurde er nach Danzig eingezogen und bei einer Panzerjägerabteilung ausgebildet. Er kam dann an die Ostfront, wo er den harten Kriegswinter mitmachte. Vom Juli 1942 bis Januar 1943 war er zum Arbeitseinsatz in der Heimat beurlaubt, wurde dann wieder zum östlichen Kriegsschauplatz einberufen, wo er am 3. Sept. 1943 schwer verwundet wurde und, soweit festgestellt werden konnte, seinen Verletzungen erlegen ist.

Eltern, Geschwister und Anverwandte trösten sich in ihrem Leid mit dem Gedanken an die Ewigkeit und bitten um ein Gedenken für den lieben Toten im Gebete.

Ferpèer-Lintorf

und auch eine Horst-Wessel-Straße[46], benannt nach dem ermordeten SA-Führer Wessel aus Berlin[47]. Die Geschäftsstelle der NSDAP-Ortsgruppe Lintorf[48], Angermunder Straße 28, war nach der Annexion Österreichs im März 1938 festlich geschmückt. Zwischen Girlanden und mehreren Tannenkränzen hing ein Plakat mit der Aufschrift: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer!“ Der Anschluss der Heimat Hitlers an das Deutsche Reich war ein markanter Punkt in einer Reihe vermeintlicher außenpolitischer Erfolge des Reichskanzlers, der zu dieser Zeit auf dem Höhepunkt seiner Popularität stand. Danach folgten noch die Einverleibung der Tschechoslowakei, bei der die verhassten Westmächte Frankreich und Großbritannien wiederum tatenlos und achselzuckend zusahen, und schließlich die Überfälle und Blitzkriege in Polen, Frankreich und den Benelux-Ländern.

Der erste Lintorfer, der als Soldat fiel, war Willi Kerkhoff in Polen, und der Ortsgruppenleiter konnte im Herbst 1939 seinen Eltern voller Stolz verkünden, er sei *„für Führer, Volk und Vaterland“* gestorben. Diese Nachricht erreichte die Familie Fleermann bei allen drei Schwiegersöhnen: Hans Schneidersmann, Werner Plönes und Ernst Andrae. Willi Lacks, Sohn des Bruderschafts-Fahnenträgers Lacks, starb ebenfalls im Krieg. Rudolf Hamacher fiel 1941 an der Ostfront, Karl Frohnhoff fiel Ende Mai 1940 in Frankreich, Heinrich Molitor starb 1943 an den Folgen seiner Verletzungen, um hier nur einige von vielen Lintorfer Kriegsopfern zu nennen. Insgesamt dürften es über 100 Soldaten und Zivilisten gewesen sein, die ihr Leben lassen mussten.[49] Andere kamen erst nach jahrelanger Gefangenschaft zurück.



Jesus! Maria! Josef! Anna!

„Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten.“

†

Zum christlichen Andenken an die in Gott ruhenden

Eheleute Heinrich und Johanna Frohnhoff

geb. Braun,

welche zu Lintorf in der Nacht vom 8. zum 9. Juni 1940 mit ihrem Kinde Gertrud einem feindlichen Bombenangriff zum Opfer fielen.

Der Gatte war geboren zu Lintorf am 19. November 1903, die Gattin am 14. Oktober 1907 zu Ratingen. Am 20. Juli 1929 schlossen sie den Bund fürs Leben, der mit 2 Kindern gesegnet war. In glücklicher Gemeinschaft verbunden, hatten sie vor Kurzem ein eigenes Heim bezogen und hofften auf eine frohe Zukunft gemeinsamer Arbeit am Aufbau ihrer Familie. So jäh wurde alles mit einem Schlage vernichtet. Groß ist die Anteilnahme der Bevölkerung an dem harten Geschick und an der Trauer der Angehörigen. Menschlicher Trost versagt; wir dürfen aber hoffen, daß die Vorsehung Gottes auch hier das Böse zum Guten lenkt und den Heimgegangenen den ewigen Frieden schenkt, um so mehr, als sie in ihrem Leben in Treue zu ihrem Glauben und ihrer Kirche gestanden haben.

In tiefer Trauer stehen am Grabe der überlebende Sohn, die Mutter des Gatten, die Eltern der Gattin, die Geschwister und die übrigen Verwandten. So sehr auch das Leid sie niederdrückt, bewahren sie die Ergebung in den Willen Gottes und bitten nur ein frommes Gebet für die lieben Verstorbenen, auf daß sie ruhen im ewigen Frieden.

Ferpèer & Hollschneider, Lintorf

Die OT (Organisation Todt) war eine nach dem Reichsminister Fritz Todt benannte Einheit, die Aufgaben im militärischen Bauwesen durchführte. Sie errichtete während des Krieges[50] an der Rehhecke in Lintorf ein Gefangenenlager für Kriegsgefangene. Mit einem eigenen Anschluss an die Lintorfer Eisenbahnlinie wurden Tausende - zunächst polnische und sowjetische, später französische, belgische und niederländische – „Fremd- und Sklavenarbeiter“ jeden Morgen zur Arbeit in die Rüstungsbetriebe des Krupp-Konzerns in Essen gebracht. Nach einer mehr als zwölfstündigen Schicht kamen die erschöpften Männer nach Lintorf zurück. Es liegen Schriften vor, die belegen, dass sich Lintorfer Bürger darüber beschwert haben, die Kolonnen der Fremdarbeiter und Gefangenen würden betteln und in der Gegend herumstreunen. Eine solche „Dreistheit“ war den Lintorfern anscheinend nicht zuzumuten.

---

46) heute: Am Löken.

47) Horst Wessel (1907-1930) war SA-Sturmführer in Berlin-Friedrichshain, er starb im Januar 1930 an den Folgen einer Schießerei. Seitdem galt Wessel bei den Nationalsozialisten als eine Art Märtyrer-Figur (Horst-Wessel-Lied), vgl. Taddey, Gerhard: Lexikon der deutschen Geschichte, Stuttgart 1977, S. 1284.

48) In diesem Gebäude befand sich später eine Wache der Ratinger Polizei, und heute ist dort ein Kopierladen (früher Angermunder Straße, heute Konrad-Adenauer-Platz). Das Foto vom 18.3.1938 befindet sich im Archiv des VLH.

49) Vgl. Volmert, Bd. II, S. 197/203.

50) Der exakte Zeitpunkt der Errichtung des Lintorfer Lagers ist nicht deutlich zu bestimmen. Die Angaben schwanken zwischen 1941 (Kaminsky) und 1943/44 (Braun), vgl. Braun, Ruth: Das wahre Leben war es nicht. Displaced Persons und das Lager Lintorf, in: Die Quecke, Nr. 65 (1995), S. 34-63. Hierin wird wieder die Schulchronik mit einem Eintrag vom 03.12.1943 zitiert. Darin heißt es: „Es sind große Arbeiten im Norden im Gange. Da werden Teile des Waldes gerodet, Baracke über Baracke gebaut, Eisenbahngleise verlegt, [...]“

Durch mangelnde hygienische Verhältnisse sowie wegen katastrophaler Ernährungslage brach im Januar 1945 im Lager Lintorf das Fleckfieber (Typhus) aus.

In der Nachkriegszeit wurde das „Lintorf-Camp“ durch die britische Militärregierung zu einem Barackenlager für Vertriebene und Flüchtlinge, also „Displaced Persons“ oder „Heimatlose Ausländer“, umfunktioniert. Über die Geschichte des Lintorfer Lagers in der Zeit nach dem Krieg ist bereits geforscht und geschrieben worden.[51)]

Während des Krieges fielen etwa 500 Bomben auf Lintorfer Gebiet. Die meisten waren jedoch nur überschüssiges Abwurfmaterial, welches eigentlich den umliegenden Städten und vor allem dem benachbarten Ruhrgebiet mit seinen zahlreichen Rüstungsbetrieben galt. Wenn die alliierten Flieger jedoch getroffen wurden oder beisteuern mussten, wurden die Bomben auch über Lintorf abgeworfen[52)]. Das forderte auch einige Zivilopfer. Der Düsseldorfer Gauleiter Karl-Friedrich Florian richtete sich in den letzten Kriegsmonaten in einem fanatischen Räumungsbefehl an die hiesige Bevölkerung. Hierin heißt es unter anderem:

„An die Zivilbevölkerung! Aus militärischen Gründen müssen sofort folgende Gebiete total geräumt werden: die Städte Düsseldorf, Ratingen [...] und die Gemeinden Angermund, Wittlaer, Lintorf. [...] Deutsche Volksgenossen und Volksgenossinnen! Der unter jüdischer Führung gegen uns erbarmungslos kämpfende Feind lügt in Wort und Schrift so, wie er stets gelogen hat. [...] Es lebe der Führer! Es lebe unsere deutsche Volksgemeinschaft! Es lebe unsere heilige Heimat! Florian - Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar“ [53)]

Demnach sollte auch der Ort Lintorf restlos geräumt werden. Die Verteidigung und die Aufstellung von Panzersperren wurde dem Lintorfer „Volkssturm“ übertragen. Trotz dieses Aufrufes hat sich Lintorf hingegen am 17. April 1945, nach dem Vorbild der Stadt Ratingen, bedingungslos und ohne Kampf den alliierten Streitmächten ergeben [54)].

Wie in fast allen deutschen Städten und Dörfern, so schien es auch in Lintorf im Frühling 1945 keine Nazis mehr zu geben. Weil sie Beweismaterial verbrannt, Uniformen versteckt und ihre Parteiabzeichen und Hitlerbüsten im Garten vergraben hatten, fanden die amerikanischen (und später britischen) Soldaten nur noch „Opfer“ und „Antifaschisten“ vor, jedoch scheinbar keine Täter.

Die Entschuldigung – überall und immer wieder geäußert - , man wäre in die NS-Verbände hinein „gezwungen“ worden, legitimiert ein derartiges Verhalten, welches in Lintorf zwischen 1933 und 1945 zutage kam, nicht im Geringsten. Schließlich hat es auch in Lintorf einerseits unbeugsame und willensstarke Menschen gegeben, die dem Nationalsozialismus und seinen Institutionen und Verbänden getrotzt haben, und andererseits gab es den Großteil der Bevölkerung, welcher sich an den geschilderten Untaten nicht beteiligt hat.

Als äußerst bedauerlich, aber auch relativ typisch für den gesamtdeutschen Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit[55)] erweist sich ebenso die Tatsache, dass auch in Lintorf nach 1945 begeisterte und bekannte Nazis, überzeugte Antisemiten und brutale Schläger, teilweise Würdenträger der Partei oder gar Mitglieder von SA und SS als ehrenvolle Bürger problemlos und sehr rasch wieder in die Gesellschaft integriert worden waren – ob als Beamte und Lehrer, Geschäftsleute und Handwerker, Kegelbrüder oder Vereinskameraden.

Schlussbetrachtung: „Auschwitz vor der eigenen Haustüre“?

Diese einzelnen Beispiele aus dem dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte spiegeln auch für das Dorf Lintorf eine Zeit der engagierten Kooperation oder zumindest der stillschweigenden Akzeptanz gegenüber dem Nationalsozialismus wider. Zwar hat es kleinste Anzeichen für widerständiges Denken oder auch Handeln gegeben, jedoch beläuft sich der „Widerstand“ in Lintorf auf eine kaum zu entdeckende Randerscheinung.

Eine Anklage oder Verdammung der nachfolgenden Geschlechter und Generationen, der Söhne, Töchter oder Enkel wäre heute mehr als töricht und ist weiß Gott nicht Motivation dieses Aufsatzes. Jedoch soll hier aufgezeigt werden, dass es auch in Lintorf unmenschliche Taten und Worte gegeben hat, Hass und Gewalt, Verhaftung und Verschleppung, wie uns die angeführten Fälle beweisen. Historiker haben das provokante Wort „Auschwitz beginnt vor der eigenen Haustüre“ geprägt. Auch wenn es nicht einfach zuzugeben und auch nur schwerlich zu begreifen ist – diese vereinfachte Formel trifft, wie uns die angeführten Fälle beweisen, in gewissem Maße auch auf unsere Heimat Lintorf zu.

Bastian Fleermann

---

51) Vgl. hierzu auch: Kaminsky, Uwe: Arbeiter und Fremdarbeiter während des Dritten Reiches, Examensarbeit der Universität Essen, Ratingen 1987, auch in: Ratinger Forum – Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Bd. 1 (1989), S. 193.; Braun: Das Lager Lintorf, in: Die Quecke, Nr. 65 (1995), S. 34-63. Ein guter Überblick über die Geschichte des Lintorfer Lagers sind die Schilderungen von Wöller István, Horváth Lázló und Leitgeb Lajos in ihrem Bericht „Als Kriegsgefangene im Lager Lintorf“, in: Die Quecke, Nr. 69 (1999), S. 203-210.

52) Zu den Luftangriffen auf Ratingen und das Amt Angerland vgl. auch: Münster-Schröer, Erika/Pfeiffer, Helmut: Luftangriff auf Ratingen 22. 3. 1945. Rekonstruktionen, Analysen, Erinnerungen, in: Ratinger Forum – Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Bd. 6 (1999), S. 87-144; Schulchronik der Schule I (Johann-Peter-Melchior-Schule), Archiv des VLH.

53) Der Aufruf ist mit dem 29. März 1945 datiert, er konnte allerdings aufgrund der militärischen Situation in der Region nicht mehr veröffentlicht werden. Vgl. Dokumentationen zur Geschichte der Stadt Düsseldorf IV, Düsseldorf 1983, S. 172 und Tapken, 1990, S. 450.

54) Hierzu vgl. das Kriegstagebuch von Dr. Leo Stick, Lintorf, und Dörrenberg, Walburga: Nach fünf Uhr hört es endlich auf – für immer. Kriegsende in Lintorf. Aus dem Kriegstagebuch des Lintorfer Arztes Dr. Leo Stick, in: Die Quecke, Nr. 65 (1995), S. 3-6.

55) Hierzu vgl. Wintgens, Frank: Mit der Vergangenheit leben. Feste und Feiern in Düsseldorf 1945-1955, Düsseldorf 1996; Berghoff, Hartmut/Rauh-Kühne, Cornelia: Fitz K. – ein deutsches Leben im zwanzigsten Jahrhundert, Stuttgart/München 2000.

Das Fremdarbeiterlager in Lintorf

„Es sind große Arbeiten im Norden im Gange. Da werden Teile des Waldes gerodet, Baracken über Baracken gebaut, Eisenbahngleise verlegt, Kanäle angelegt usw. Ganze Züge mit Baumaterial rollen an, werden an einem neu angelegten Betriebsbahnhof entladen, rollen wieder ab, um anderen Zügen Platz zu machen. Eine große Barackenstadt ist dort im Entstehen begriffen. Welchen Zweck, welche Bedeutung sie hat, ist nicht in Erfahrung zu bringen.

Aber nicht nur RAD (= Reichsarbeitsdienst) ist dort eingesetzt. Es arbeiten daselbst Polen, Ukrainer, Russen, Männlein und Weiblein in buntem Gemisch, Badoglio-Italiener usw. Vor einigen Monaten sah ich sogar ganze Ukrainer-Familien vom Kleinkinde bis zum alten Manne da herumstreichen oder herumlungern. Sie drohten gar zur Landplage zu werden. Täglich zogen Frauen, Mädchen und Kinder, zerlumpt, unsauber, barfuß bei Wind und Wetter von Tür zu Tür, um sich ein Stück Brot, abgetragene Kleidungsstücke oder Schuhe zu erbetteln. Gott Dank ist dieses Treiben zu Ende, die Familien sind verschwunden, und so sind jetzt nur noch Arbeitskräfte zurückgeblieben."

Dieser zynische Eintrag in die Chronik der katholischen Schule in Lintorf[1], der typisch war für die Einstellung vieler Deutscher, blieb lange Zeit die einzige Information zum Lintorfer Fremdarbeiterlager[2]. So wie der Lehrer über den Zweck der großen Barackenstadt rätselte, so mußten wir über den Ursprung und die Größe, über die Insassen und die Lagerverhältnisse rätseln. Erst die Öffnung der Akten im Historischen Archiv Krupp[3] erlaubt, etwas Licht ins Dunkle zu bringen.

Der Ursprung des Lintorfer Lagers steht im engen Kontext mit dem Arbeitseinsatz bei Krupp und den Bombenangriffen auf Essen, die zu Beginn des Jahres 1943 sowohl in Quantität wie Qualität neue Dimensionen annahmen.

Essen war zur Jahreswende 1942/43 die Stadt im Rheinland, die den größten Einsatz von ausländischen Arbeitern und Arbeiterinnen aufwies[4]. Dies kann angesichts der wirtschaftlichen Struktur nicht überraschen. Trotz des Ausbaus des tertiären Sektors waren der Bergbau und vor allem Krupp bestimmend in Essen, das die Nationalsozialisten als „Waffenschmiede des Dritten Reiches" feierten. Beide Bereiche waren kriegswichtige Produktionsstätten mit einem immensen Arbeitskräftebedarf, der 1942 nur noch durch den Einsatz von sowjetischen Kriegsgefangenen und Ostarbeitern zu befriedigen war. Die Zahl der Ausländer bei Krupp stieg von 2861 im Januar 1943 über 8131 im Juli auf 24.791 zum Jahresende[5].

Die Unterbringung dieser Männer und Frauen bereitete bereits unter normalen Umständen enorme Schwierigkeiten, welche durch die Bombenangriffe des Jahre 1943 noch vergrößert wurden. Am 5. und 12. März flogen die Alliierten zwei Großangriffe, die weite Teile der Stadt in Trümmer verwandelten. Mehr als 80.000 Menschen wurden über Nacht obdachlos[6]. Große Zerstörungen richteten die Bomben auch in den Fremdarbeiterlagern von Krupp an, wo mehr als 19.600 Betten verlorengingen[7]. Zwar baute Krupp die Lager so schnell wie möglich wieder auf, doch dies kam einer Sisyphusarbeit gleich. „Bei den weiteren Fliegerangriffen am 3. 4. und 1. 5. 1943 fiel wieder eine so erhebliche Anzahl an Betten aus, daß man einsah, daß die Wiederherstellung von Lägern in Essen zwecklos war."[8] Der Vorstand beschloß daher, das geplante Barackenbauprogramm zu stoppen. In Essen sollten „die Baracken nur soweit hergerichtet werden, wie es aus den übriggebliebenen Barackenteilen möglich war". Statt dessen wurden zunächst acht neue Lager mit je 3000 Plätzen im nichtluftgefährdeten Gebiet geplant[9], deren Zahl im Mai auf fünf reduziert wurde.[10]

Die größte Schwierigkeit, die es zu überwinden galt, war, geeignete Grundstücke im Umkreis von Essen zu finden, die folgende Voraussetzungen erfüllten: Nähe zu einer nicht zu stark belasteten Bahnstrecke, „gute Tarnungsmöglichkeit" sowie eine „Nähe von fahrbaren Straßen, Wasserzuleitungen und Entwässerungen". Zudem sollte die Bahnfahrt nicht mehr als eine halbe Stunde in Anspruch nehmen.[11]

Als mögliche Standorte wählte die Planungskommission neben Voerde und Kirchhellen/Dorsten ein Grundstück an der Rehhecke in Lintorf aus.[12]

---

1) Zit. nach Klaus Wisotzky/Uwe Kaminsky, Ratingen im Zweiten Weltkrieg, Ratingen 1989, Dok. Nr. 22, S. 53f.

2) Zum Fremdarbeitereinsatz in Ratingen sind wir sehr gut informiert durch die Arbeit von Uwe Kaminsky, Fremdarbeiter in Ratingen während des Zweiten Weltkrieges, in: Ratinger Forum 1 (1989), S. 90-212.

3) Für die freundliche Unterstützung meiner Forschungen möchte ich mich bei der Leiterin, Frau Dr. Renate Köhne-Lindenlaub, und bei Herrn Dipl. Volkswirt Herwig Müther ganz herzlich bedanken.

4) NW Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HSTAD) RW 86-3, Landesarbeitsamt Rheinland, Arbeitseinsatz im Januar 1943. Zum Ausländereinsatz in Essen siehe Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes" in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin-Bonn 1985; Klaus Wisotzky, Die „Parias der Kriegsgesellschaft". Aspekte des Zwangsarbeitereinsatzes in Essen, in: Zwangsarbeit in Essen, Essen 2001, S. 21-46.

5) Herbert, Fremdarbeiter, S. 191.

6) Siehe Norbert Krüger, Die März-Luftangriffe auf Essen 1943, in: Essen unter Bomben, hg.v. Alte Synagoge Essen, Essen 1984, S. 13-37.

7) Historisches Archiv Krupp (HAK) WA 149/1588, Baubüro an Hansen, 9.2. 1944; siehe auch Herbert, Fremdarbeiter, S. 199.

8) HAK WA 149/1588, Aktenvermerk des Baubüros-Technisches Büro, 19.1. 1944.

9) HAK WA 149/1588, Baubüro-Technisches Büro an Dr. Hardach, 21.1.1944.

10) Fall X G 14, Dok. Ihn 278, Besprechung über die Standorte für Lagerbauten der Fried. Krupp AG am 7. Mai 1943.

11) Ebenda.

12) Die Terminologie in den Akten ist nicht immer eindeutig. In der Regel wird vom Gemeinschaftslager Lintorf gesprochen, aber es wird auch unterschieden nach Lager Fürstenberg und Rehhecke, wobei nicht klar ist, ob damit zwei Teile eines Lagers gemeint sind oder zwei eigenständige Lager in Lintorf.

Plan des Fremdarbeiter-Außenlagers Lintorf, das im Gelände zwischen Fürstenberg und der Rehhecke („Wüstenei") von der Firma Fried. Krupp in Essen errichtet wurde. Quelle: Historisches Archiv Krupp, Villa Hügel

Dissens gab es über die Bauweise der Lager (Baracken, Steinbauten oder nur primitive Schutzgräben). Da die an dem Projekt beteiligten Stellen keine Einigung erzielen konnten, intervenierte das Ministerium Speer und gründete eine Sonderbauleitung Essen unter Leitung des Dipl.-Ing. Vollmann.[13)]

Als nach Pfingsten 1943 die Bauarbeiten beginnen sollten, erlebten die abkommandierten Einheiten des Reichsarbeitsdienstes (RAD) eine große Überraschung, denn ihnen wurde das Betreten des Grundstücks vom Eigentümer verboten. Sobald die Kruppsche Wohnungsverwaltung von dem Vorfall erfuhr, setzte eine hektische Aktivität ein. Niemand,

13) HAK WA 149/1588, Baubüro-Technisches Büro an Dr. Hardach, 21.1.11944

weder die Oberbauleitung in Köln noch die Außenstelle des Reichsministeriums Speer, kannte den Grundstückseigentümer. Erst durch Ermittlungen vor Ort, in Lintorf, konnte Karl Friedrich Geißler ausfindig gemacht werden. Bei einem Besuch stellte sich heraus, daß man sich bis dato noch nicht mit ihm in Verbindung gesetzt hatte, um sein Einverständnis für das Bauvorhaben einzuholen. Erst jetzt stimmte Geißler mündlich der Verpachtung seines Grund und Bodens zu, so daß mit den Rodungen begonnen werden konnte.[14)]

Die Bauarbeiten verliefen schleppend, da immer wieder Transportschwierigkeiten auftraten und die Materiallieferungen ins Stocken gerieten. Folglich konnte der geplante Belegungstermin November 1943 nicht eingehalten werden. Da der RAD in Wohnzügen und Zelten untergebracht war, die nicht winterfest waren, bestand die Gefahr, daß die RAD-Abteilungen abgezogen würden. So sah man sich gezwungen, die Bautätigkeit zunächst auf wenige Häuser zu konzentrieren, die dann zur Unterbringung der Arbeitsmänner während des Winters dienten.[15)]

In den folgenden Monaten arbeitete man intensiv an der Fertigstellung der restlichen Häuser, so daß zum 1. April 1944 mit der Belegung begonnen werden konnte. An diesem Tage trafen die ersten 75 Ostarbeiter ein.[16)] Große Verlegungen nach Lintorf gab es dann am 3. und 4. April, wodurch die Zahl der Insassen auf 981 anstieg. Die Höchstzahl an Ostarbeitern wurde am 23. April mit 1016 Mann erreicht. Doch kaum hatten sich die Männer aus der Ukraine „eingelebt", gab es eine Änderung des Belegungsprogramms. In den letzten April-Tagen wurden die ersten 200 ausländischen Zivilarbeiter nach Lintorf gebracht, während etwa 100 Ostarbeiter abgezogen wurden. Der völlige Abtransport der Ostarbeiter in das neu errichtete Außenlager Voerde[17)] erfolgte am 21. Mai, statt dessen wurden immer mehr westliche Zivilarbeiter im Lintorfer Lager untergebracht.

Der plötzliche Wechsel im Mai ist mit der Hierarchisierung der ausländischen Arbeitskräfte zu erklären. Diese waren nach der nationalsozialistischen Rassenideologie in Klassen eingeteilt, die unterschiedlich behandelt, untergebracht und verpflegt wurden. An der Spitze der Hierarchie standen die Arbeiter aus den verbündeten Staaten sowie die der „germanischen Nachbarvölker", die Niederländer und die Flamen. Ähnlich gut behandelt wurden die Zivilarbeiter aus Frankreich und die Wallonen, zumal sie vielfach ausgebildete Fachkräfte waren. Schlechter als den westlichen Zivilarbeitern erging es den westlichen Kriegsgefangenen. Unter diesen rangierten wiederum die Polen und die in der Sowjetunion (zumeist zwangweise) rekrutierten Ostarbeiter und Ostarbeiterinnen. Auf der nächsten Rangstufe standen die sowjetischen Kriegsgefangenen, deren Schicksal eine furchtbare Leidensgeschichte war. Von den 5,7 Millionen in Gefangenschaft geratenen Russen sind etwa 3,3 Millionen umgekommen, also beinahe 60 Prozent.[18)]

Von diesen Kriterien ließ sich auch Krupp bei der Unterbringung ihrer Fremdarbeiter leiten. Die „baulich besten Lager" waren den Franzosen, Italienern und den anderen ausländischen Zivilarbeitern vorbehalten, während „die in weniger guter Verfassung befindlichen" für Ostarbeiter und Kriegsgefangene vorgesehen waren.[19)] Da das Lintorfer Lager mit seinen gemauerten Häusern den baulich besten Lagern zuzurechnen war, wurde es gemäß diesen Richtlinien nach einer Übergangszeit mit westlichen Zivilarbeitern belegt. Zunächst kamen 222 niederländische Arbeiter aus dem Lager Rabenhorst[20)], im Juli folgten Italiener aus dem Lager Neerfeld.[21)] Des weiteren waren hier Franzosen und Belgier untergebracht, doch wir können nicht mehr feststellen, welchen Anteil die einzelnen Nationalitäten an der Gesamtzahl hatten. Ebenso bleibt es im Dunkeln, ob und falls ja, wann es einen Wechsel in den Volksgruppen gab.

Tab.: Belegungszahl im Lintorfer Lager

22. 05. 1944	208
23. 05. 1944	433
25. 05. 1944	605
27. 05. 1944	837
31. 05. 1944	995
25. 06. 1944	1114
23. 07. 1944	1245
20. 08. 1944	1356
29. 10. 1944	1343

Zum Jahresende war die Zahl der Lagerinsassen rückläufig und sank auf 952 Personen (7.1.1945), um dann im Februar 1945 auf die Rekordmarke von 1559 zu steigen.

Wie sahen nun die Verhältnisse im Lager aus? Glauben wir dem Kruppschen Lagerarzt Dr. Jäger, so gab es keinen Grund zur Klage: „Die Verpflegung ist gut. Die Ostarbeiter sehen gut und wohlgenährt aus und sind mit der Verpflegung zufrieden."[22)] Leider liegen nur wenige Aussagen von ehemaligen Lagerinsassen vor, doch Roger Franconnier, befragt vom „Service d'Aide Gouvernementale aux Prisonniers Politiques", gibt zu Protokoll: „Le genre de vie était meilleur."[23)] Zwar ist festzuhalten, daß Franconnier aus dem Kruppschen Sonderlager Dechenschule nach Lintorf kam, einem sogenannten Arbeitserziehungslager, in dem Vertragsbrüchige, aber auch andere Arbeiter, die irgendwie

14) HAK WA 153/1264, Vermerk, 17.6. 1943.

15) Siehe HAK WA 149/1588.

16) Zahlenangaben nach HAK WA 136/77.

17) HAK WA 136/51, Lager Fürstenberg an Hahn, 17.5.1944.

18) Siehe Christian Streit, Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945, Bonn 1997 (Neuausgabe der erstmals 1978 publizierten Arbeit).

19) HAK WA 153/1263, Wohnungsverwaltung an Girod, 12.12.1942.

20) HAK WA 153/1264, Vermerk, 6.5. 1944.

21) HAK WA 136/6, Oberste Lagerführung Abt. Lagerverpflegung an Lager Rabenhorst, 6.7.1944.

22) Jäger an Betriebsleitung, 18.8.1944 zit. nach Herbert, Fremdarbeiter, S. 290.

23) Kopien aus dem Archiv des „Service des Victimes de la Guerre", Bl. 1713ff. Aussage Franconnier.

negativ aufgefallen waren, inhaftiert waren. Nicht ohne Grund werden diese Lager als „KZ der Gestapo“[24] charakterisiert, so daß Lintorf im Vergleich dazu als besser in Erinnerung bleiben mußte. Aber Franconnier hat auch noch andere Lager kennengelernt, und in der Gesamtbilanz schnitt Lintorf am besten ab. Dieses Urteil wird auch durch die wenigen anderen Zeitzeugen bestätigt.[25]

Was sind die Gründe für dieses eher positive Urteil? Zunächst ist nochmals zu betonen, daß hier vornehmlich Westarbeiter lebten. Diese hatten im Vergleich zu den Arbeitern aus Polen und Russen einen priviligierten Status inne. Zum anderen wurde das Lintorfer Lager erst 1944 belegt, als die harschen Bestimmungen seitens der NS-Machthaber bereits gelockert worden waren und viele diskriminierende Anordnungen nicht mehr in Kraft waren. Die für den Arbeitseinsatz Verantwortlichen hatten nämlich die Erfahrung machen müssen, daß Arbeitsleistungen sich nicht mit Druck und Terror erzwingen ließen. Eine Leistungssteigerung war eher durch die Gewährung von Vergünstigungen zu erreichen. So näherte sich der Status der Fremdarbeiter, vor allem der Westarbeiter, je länger der Krieg dauerte, dem der deutschen Arbeiterschaft an.

Ein weiteres entscheidendes Moment kommt hinzu. Lintorf lag außerhalb des luftgefährdeten Gebietes. Das Dorf sah sich nicht permanenten Bombenangriffen ausgesetzt wie das Ruhrgebiet. Hier lagen zum Jahresende ganze Stadtteile in Schutt und Asche, die Zahl der Wohnungslosen stieg an, Betriebe konnten nicht mehr voll arbeiten. Unter diesem Chaos hatten die Fremdarbeiter besonders zu leiden. Ihre Lager wurden, wenn überhaupt, nur noch notdürftig repariert, ihre Lebensmittelversorgung stockte immer öfter und fiel auch häufiger tagelang aus. Da die Bunker für die Ausländer gesperrt waren und die Splitterschutzgräben nur einen unzureichenden Schutz boten, war die auszustehende Angst bei den Luftangriffen – neben dem andauernden Hungerzustand – die leidvollste Erfahrung, die die Fremdarbeiter in Deutschland durchmachen mußten. Lintorf war im Vergleich zu Essen oder Duisburg eine Oase der Seligen, hier fielen keine Bomben, so daß die hier untergebrachten Arbeiter nicht in ständiger Furcht vor dem nächsten Angriff leben mußten. Sie fanden in der Nacht ihren Schlaf. Gerade dieser Aspekt darf nicht unterschätzt werden.

Auch die Verpflegung für die Westarbeiter war den Umständen entsprechend gut.[26] Die Insassen, unterteilt nach Normal-, Schwer- und Schwerstarbeitern, erhielten, sofern die Bedarfsmeldungen vom Essener Ernährungsamt erfüllt werden konnten, für den Zeitraum 11. Dezember 1944 bis 7. Januar 1945 9,2 bis 14 kg Mehl für Brot, 1,8 bis 3,6 kg Fleisch (einschl. Knochen), 125 gr Käse, 125 gr Quark, 230 gr Teigwaren, 750 gr Marmelade; 20 kg Kartoffeln, dazu Hülsenfrüchte für Suppe, Fett, Butter, Margarine, Kaffee, Kaffee-Ersatz, Milch und Zucker.[27] Die Bevorzugung der Westarbeiter wird deutlich, wenn man diese Zuteilungen mit denen der Ostarbeiter vergleicht. Diese hatten nur 8,2 kg Mehl, 800 gr Fleisch (einschl. Knochen), 20 kg Kartoffeln, etwas Margarine, Kaffee-Ersatz und Zucker erhalten. Fett, Butter, Marmelade, Käse, Kaffee, Milch oder Quark waren für sie gar nicht vorgesehen.[28]

Die Unterkünfte waren neu und vergleichsweise komfortabel, sofern das Wort für Lager überhaupt Verwendung finden kann. In jedem Haus waren 64 Personen untergebracht, jeweils 16 teilten sich ein Zimmer.[29] Zwar war die Ausstattung spartanisch, doch jeder Zivilarbeiter besaß ein Bett, einen Stuhl oder Schemel und auch einen eigenen Schrank, der in anderen Lagern nicht immer vorhanden war. Allerdings gab es Bettbezüge und -tücher ebenso wie Matratzen nur in Ausnahmefällen. Die Insassen erhielten Strohsäcke und Wolldecken. Gegessen wurde auch nicht von Tellern, sondern aus Schüsseln.[30]

Das Lintorfer Lager an der Rehhecke am 5. September 1956. Zu dieser Zeit war in der linken Baracke der Kindergarten, in der rechten die Kirche für die „Displaced Persons“ untergebracht

Probleme bereitete aber augenscheinlich die Versorgung mit Brennstoffen. Als im Winter 1944 die Kohle fehlte, schritten einige belgische Lagerinsassen zur Selbsthilfe und fällten kleinere Bäume in den umliegenden Wäldern. Ihr Vorgehen mißfiel dem Lagerleiter, der die Schuldigen zur Strafe ins Lager Dorsten bringen ließ.[31]

Mehr Freiheiten wurden aber nicht allein aus Einsicht zugestanden, sondern diese entsprangen auch dem Zwang der Verhältnisse. Im vierten und fünften Kriegsjahr gab es gar nicht mehr das erforderliche Wachpersonal, um die Zwangsarbeiter ständig kontrollieren zu können. Die Arbeiter, auch die Ostarbeiter, die mit Sonderzügen nach Essen gebracht wurden, standen nicht unter ständiger Bewachung, sondern sie konnten sich in Essen frei bewegen. Auch die Insassen Waldemar Wostrow und Gregor Babi, die bei den Kruppschen Gas- und Wasserwerken arbeiteten, wollten am 17. Mai 1944 nach Schichtschluß einen Kameraden

---

24) Gabriele Lotfi, KZ der Gestapo. Arbeitserziehungslager im Dritten Reich, Stuttgart-München 2000.25)

25) Fall X B 44 Dok. NIK - 13429, Aussage Emil Letesson, 2.8.1947; Archiv des „Service des Victimes de la Guerre“, Bl. 1716, Aussage Roger Francard.

26) Siehe die Aussage von Franconnier (wie Anm. 23): „La nourriture était meilleure.“

27) HAK WA 136/48, Bedarfsmeldung vom 30.11.1944.

28) HAK WA 136/38.

29) So die Aussage von Franconnier (wie Anm. 23).

30) HAK WA 136/144 Ü, Bestandsaufnahme Gemeinschaftslager Lintorf am 30.9.1944.

31) Aussage Letesson (wie Anm. 24).

im Gemeinschaftslager Rüttenscheid besuchen. Auf dem Weg dorthin begegneten sie an der Gruga anderen Zwangsarbeitern mit Marmeladeneimern, die sie bei Aufräumungsarbeiten bei der Fa. Paas bekommen hätten. Auch Wostrow und Babi gingen zu Paas und bettelten ebenfalls um Marmelade. Als ihnen diese verweigert wurde, stahlen sie einfach zwei Eimer. Doch sie hatten Pech. Ein Torwächter entdeckte die beiden und brachte sie zum Werkschutz.[32)]

Der Werkschutzmeister Stahl war völlig überrascht, als die beiden Zwangsarbeiter beim Verhör zu Protokoll gaben, daß sie immer ohne Aufsichtsperson vom Lager Lintorf nach Essen gefahren seien.[33)] Auch der Kruppsche Sicherheitsbeauftragte von Bülow nahm die Meldung des Werkschutzes mit Verärgerung zur Kenntnis. „Ostarbeiter müssen unter Bewachung des Betriebes von und zur Arbeit gebracht werden!“ Das „truppweise Marschieren unter Führung eines zuverlässigen Ostarbeiters“ sei nur ausnahmsweise gestattet.[34)]

Auch an anderer Stelle wurden Klagen laut. Der Direktor der Deutschen Eisenwerke in Mülheim beschwerte sich, daß die „Lagerinsassen im Lager Lintorf nicht genügend beaufsichtigt seien. Sie schwärmen in den Wäldern herum und es laufen dauernd Beschwerden über das Verhalten derselben ein.“ Einmal mußten sie sogar durch Gebrauch von Schußwaffen vom Lager der Sonderbauleitung für Großlager vertrieben werden.[35)]

Wenngleich der Sicherheitsbeauftragte eine schärfere Bewachung gefordert hatte, so ließ sie sich doch angesichts des fehlenden Personals nicht durchsetzen. Die Verantwortlichen flüchteten sich darum in Zynismus: „Es ist Herrn Dr. Winterhoff nämlich ebenso bekannt wie uns, daß man die Ostarbeiter nicht anbinden kann.“[36)]

Auch als statt der Ostarbeiter die westlichen Zivilarbeiter in Lintorf einquartiert waren, änderte sich nichts an der Gesamtsituation. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr löste sich die gesellschaftliche Ordnung auf. Besonders in den Großstädten „entwickelte sich eine Unterwelt aus Kriminellen, Deserteuren, politisch Verfolgten, entwichenen Häftlingen, ‚arbeitsvertragsbrüchigen‘ Fremdarbeitern, umherirrenden Kriegsgefangenen, Hehlern, Schwarzhändlern, Polizeispitzeln und Abenteurern – ein Untergrund von bis dahin nicht gekanntem Ausmaß, der um so mehr Zulauf erhielt, je näher die alliierten Truppen kamen“.[37)]

Auch in Lintorf schien die Lage zu eskalieren. Am 22. Dezember 1944 informierte von Bülow Kupke von der Oberlagerführung: „Herr Kriminalrat Nohles las mir heute einen Brief der Stapo Leitstelle Düsseldorf vor, wonach das Lager Lintorf ein sehr großer Gefahrenpunkt sei. Das Lager sei nicht genügend bewacht und zweifelhafte Elemente, vor allem Ausländer, sammelten sich dort und trieben sich in den umliegenden Waldstücken herum. Der Lagerführer Herr Kammertoens habe sich einem Stapobeamten gegenüber dahin geäußert, daß er ‚keinerlei Unterstützung in sicherheitspolizeilichen Dingen‘ vom Werkschutz erhalte. Es sei auch noch kein Werkschutzmeister dieserhalb dort gewesen. Nach Ansicht der Stapo müßten wir 3 bis 5 Werkschutzmänner nach Lintorf entsenden und auch mehr Waffen dorthin geben. … Wir müssen sehen, daß hier eine die Stapo befriedigende Lösung auf der Basis unserer bisherigen Organisation gefunden wird.“[38)] Doch alle Versuche blieben erfolglos. So wurden in der Nacht vom 19. auf den 20. März 1945 zwei Volkssturmmänner schwer verletzt, die eine fünfköpfige „Ausländerbande“ beim Einbruch in die Heeres-Verpflegunsstelle überrascht hatten.[39)]

In den letzten Kriegstagen wurde das Lintorfer Lager zu einem Sammelbecken für Zwangsarbeiter unterschiedlichster Nationalität. So landeten hier auch 150 deportierte Niederländer, die am 8. Oktober 1944 in der Region Limburg festgenommen und nach Viersen gebracht worden waren.[40)] Als der Einmarsch der alliierten Truppen kurz bevorstand, wurde der Abmarsch befohlen. In langen Fußmärschen, unter ständigem Artilleriebeschuß, kamen die Niederländer über Bockum und Wittlaer ins Lager Lintorf. Zwar gelang einigen von ihnen noch die Flucht, doch die Befreiung des Lagers erfolgte erst am 17. April 1945 durch die Amerikaner. Schnell wurden die Insassen entlassen, so daß im Mai nur noch 40 an Flecktyphus erkrankte Ostarbeiter in einem abgegrenzten Teil des Lagers untergebracht waren. Die anderen Gebäude nutzten Obdachlose als Unterschlupf.[41)]

Da das Lager am Kriegsende vollkommen unversehrt geblieben war, überlegte Krupp, ob man hier nicht Werksangehörige, die ihre Wohnungen verloren hatten, unterbringen konnte. Doch die Alliierten planten anders. Sie nutzten das Areal sowohl als Sammellager für ehemalige Ostarbeiter[42)] als auch als Lager für deutsche – ab Juni 1945 – und vor allem für ungarische Kriegsgefangene – ab September 1945.[43)] Danach diente es nur zur Aufnahme der „Displaced Persons“, der „Heimatlosen Ausländer“, wie die ehemaligen Zwangsarbeiter, die nicht in ihre Heimat zurückkehren wollten, nach Kriegsende genannt wurden.[44]

Dr. Klaus Wisotzky

---

32) Fall X B 42, Dok. NIK 11966, Vermerk, 24.5.1944.

33) Fall X B 42, Dok. NIK 11966, Werkschutz an von Bülow, 24.5.1944.

34) Fall X B 42, Dok. NIK 11966, von Bülow an Drees, 26.5.1944.

35) HAK WA 149/1588, Technisches Büro an Ihn, 19.4.1944 u. Vermerk über die Besprechung bei Sonderbauleitung, 24.4.1944.

36) HAK WA 149/1588, Ihn an Hansen, 24.4.1944.

37) Herbert, Fremdarbeiter, S. 327.

38) Fall X B 69, Dok. NIK 15511, von Bülow an Kupke, 22.12.1944.

39) Walburga Fleermann-Dörrenberg, Nach fünf Uhr hört es endlich auf – für immer. Kriegsende in Lintorf. Aus dem Kriegstagebuch des Lintorfer Arztes Doktor Leo Stick, in: Die Quecke 65 (1986), S. 3-6, S. 4.

40) Erika Münster, Niederländische Zwangsarbeiter im Dorf Lintorf, in: Die Quecke 68 (1988), S. 109f.

41) HAK WA 149/1588, Vermerk Kupke, o.D. (Mai 1945).

42) Kaminsky, Fremdarbeiter in Ratingen, S. 206.

43) Als Kriegsgefangene im Lager Lintorf, in: Die Quecke 69 (1999), S. 203-210.

44) Zum DP-Lager siehe die ausgezeichnete Arbeit von Ruth Braun, Das wahre Leben war es nicht. Displaced Persons und das Lager Lintorf, in: Die Quecke 65 (1985), S. 34-63.

Als Luftwaffenhelfer im Kriegsjahr 1943 bei der schweren Flak in Kaiserswerth

Das Kapitel „Luftwaffenhelfer“ im Zweiten Weltkrieg ist ein bis dato einmaliger Vorgang in der europäischen Kriegsgeschichte und bei der heutigen Jugend, aber auch bei den erwachsenen Mitbürgern meist nicht bekannt.

Inzwischen sind mehr als 50 Jahre vergangen, und manch einer wird sagen, man sollte über den damaligen Krieg nicht mehr reden. Doch könnte es andererseits auch nicht schaden, wenn in Erinnerung gebracht wird, wie damals das Dritte Reich mit der Jugend umgesprungen ist. Zumindest Neonazis könnten nachdenklich werden. Die Ereignisse, von denen ich nachfolgend berichte, mußte ich leider selbst hautnah erleben. Sie haben meine Jugend so brutal und schlagartig beendet, daß ich noch heute dann und wann im Traum daran erinnert werde.

In den Kriegsjahren 1940 bis 1943 war ich Schüler am Düsseldorfer Hohenzollern-, heute Görres-Gymnasium. Bis Ende 1942 hatte Hitler, der größte Feldherr aller Zeiten, kurz GRÖFAZ, die deutschen Truppen vom Nordkap bis zum Schwarzen Meer und vom Atlantik bis tief nach Russland und Nord-Afrika hinein verstreut und dabei empfindliche Verluste an Menschen und Material hinnehmen müssen. Der Nachschub an kampffähigen Soldaten wurde immer knapper, weshalb die Oberste Heeresleitung immer häufiger auf im Heimatkriegsgebiet stationierte Soldaten zurückgriff, und das traf vornehmlich Angehörige der Fliegerabwehr-Einheiten. Diese Maßnahme brachte einerseits Verstärkung für die kämpfende Truppe an der Ostfront, schwächte dafür aber umsomehr die Kampfkraft der Fliegerabwehr.

Die im Herbst und Winter 1942 meist bei Nacht auf das westliche Reichsgebiet geflogenen Bombenangriffe der Royal Air Force konnten kaum noch ernsthaft abgewehrt werden. Auf der Suche nach einer Problemlösung wurde das Oberkommando der Luftwaffe sehr bald fündig, indem man am 22. Januar 43 den sog. „Erlass zum Kriegs-Hilfsdienst der deutschen Jugend“ beschloß, demzufolge Jugendliche der Jahrgänge 1926 und 27, fast ausschließlich Oberschüler und Gymnasiasten, als „Behelfspersonal für die Fliegerabwehr“ eingezogen werden konnten, selbstredend im Namen des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler. Schulbücher und Kulturbeutel seien mitzubringen.

Ich wohnte damals bei meinen Eltern im Düsseldorfer Zooviertel, eben nicht allzuweit von Kaiserswerth entfernt und beschloß daher, dem Ruf des Vaterlandes per Rad zu folgen, was sich noch bewähren sollte. Ich tat solches in völliger Ahnungslosigkeit und kam zu keiner Zeit auf den Gedanken, mich mittels einer ärztlichen Bescheinigung aus dem Staub zu machen.

Die schwere Flak-Batterie Nr. 3/383 stand am Ende des Zeppenheimer Weges, zu Fuß etwa 12 Minuten von Kaiserswerth entfernt, in Sichtweite des Flughafens Lohausen, auf einem nassen Acker. Rechts und links an einem breiten Aschenweg standen kleine und große Holzbaracken. Vom Weg aus führten schmale Knüppeldämme zur Kommandozentrale, dem Funkmeßgerät, der Umwertung und zu den vier Geschützen, die von hohen Erdwällen umgeben waren.

Als meine Mitschüler und ich dort eintrafen, wurden wir nicht gerade überschwenglich freundlich begrüßt. Die Tatsache, daß die freigewordenen Plätze des Batteriepersonals mit Schülern besetzt werden sollten, stieß auf große Ablehnung, weil eingespielte Kameradschaften und Freundschaften abrupt auseinandergerissen worden waren. Unsere zukünftigen Vorgesetzten, meist einfache und auf Gehorsam gedrillte Gemüter, standen plötzlich einer Gruppe Schulbengels gegenüber, aus denen sie möglichst bis vorgestern präzise funktionierende Flaksoldaten machen sollten.

Wir landeten in der Kantine, wo man uns von der Liste abhakte. Dann wurden wir zwecks Einkleidung „auf Kammer“ gebracht. In einem Nebengebäude der alten Diakonie lagerten alle möglichen Uniform- und Ausrüstungsteile. Dort steckte man uns zunächst in viel zu große, verschlissene und oft schon geflickte Drillich-Uniformen. Anstelle von Schuhen bekamen wir Holzklompen, Strümpfe wurden durch Fußlappen ersetzt. Zum viel zu großen Stahlhelm paßte der überlange Mantel und ein zerbeultes Kochgeschirr. Die Luftwaffe mochte in jenen Tagen auf manche Situation eingestellt gewesen sein, aber uns hatte man nicht auf der Rechnung. Wie die Sträflinge verkleidet, schlichen wir zurück zur Batterie und wurden in der Kantine vom Batterie-Chef Oberleutnant Schürmann begrüßt. Er nannte uns „Männer“ und siezte uns, was uns hinreichend verdächtig vorkam. Dann kam der Oberhäuptling, ein Major, der, wie wir später hörten, im Zivilberuf eine Oberschule leitete. Er musterte uns mit versteinertem Blick und sagte zum Oberleutnant: „Sagen Sie mal, Schürmann, das sind ja alle noch Knaben“, worauf der antwortete: „Jawohl, Herr Major! Alle noch Knaben, aber man hat uns ja auch Hitler-Jungen versprochen und keine Hitler-Männer!“ Wir wurden anschließend auf- und eingeteilt, zu je vier Mann in kleine, zugige Bretterbuden, die heute keinem Asylanten zugemutet werden würden. Ein wackeliger Tisch, vier Schemel, Doppelbetten und ebensolche Spinde und ein mieser Kanonenofen zierten das Etablissementchen. Dazu stank es nach Briketts und Schweißfüßen, und die Hinterlassenschaft unserer Vorgänger in Form unzähliger Bilder nackter Frauen an den Innentüren der Spinde konnte unsere inzwischen katastrophale Stimmung beileibe nicht verbessern.

Die Einteilung auf unsere zukünftigen Posten war preußisch karg und durchdacht. Wer gut in Mathe war, kam zum Funkmeßgerät, in die Kommando-Zentrale oder in die Umwertung. Die Mathe-Nie-

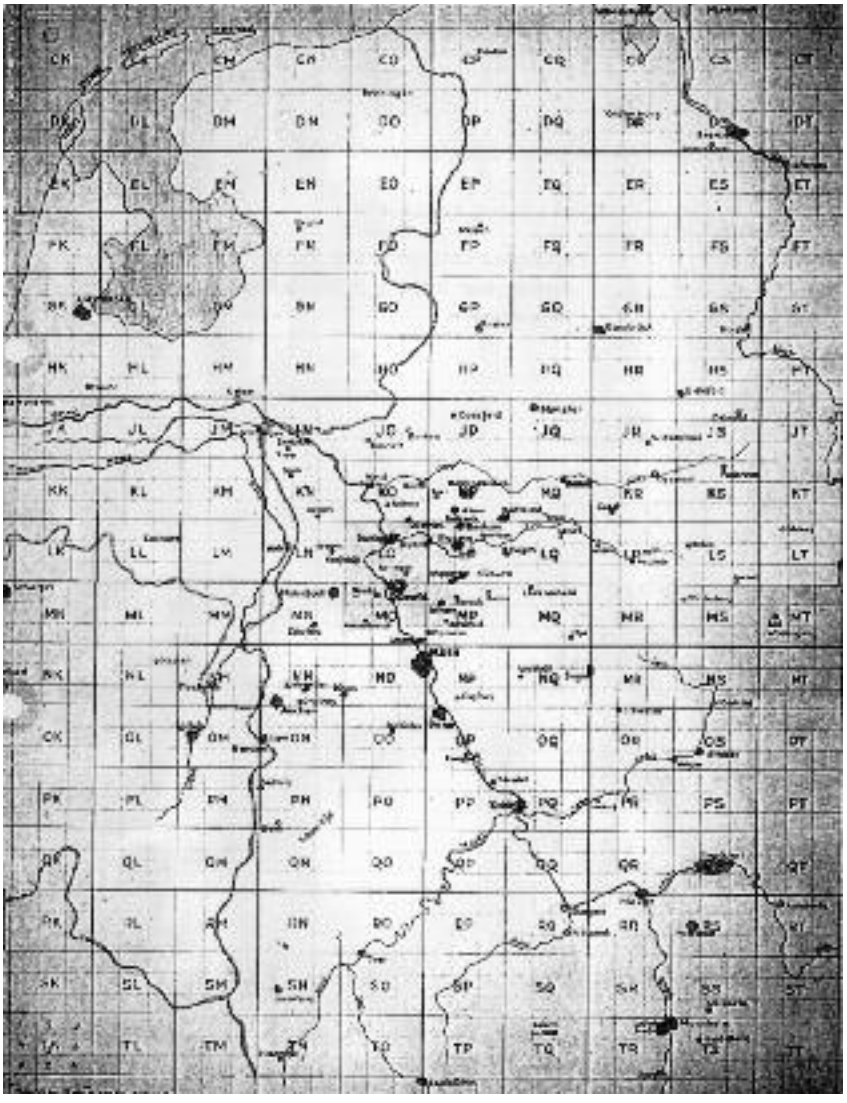
ten, also auch ich, landeten an den Geschützen, hießen ab sofort „Kanonier“. Bumm! Wegtreten!

Unsere Ausbildung begann sofort und ohne viel Vorreden. Wir lernten, daß das Funkmeßgerät, ein Vorläufer der heutigen Radar-Geräte, vor-informiert durch unseren Flak-Sender Martha, sich annähernde Flugobjekte ortete, anpeilte und nach Höhe und Entfernung registrierte. Die ermittelten Werte wurden in der Umwertung auf eine Planquadrat-karte übertragen und auf Anzeigegeräte an vier Geschützen geschickt. Der Kanonier 1, kurz K1 genannt, stellte mittels Handrad die Höhe ein, der K2 die Seite. Der K6 hockte auf einem kleinen Sitz seitlich am Geschütz, stellte nach diesen Werten die Zünderstellmaschine.

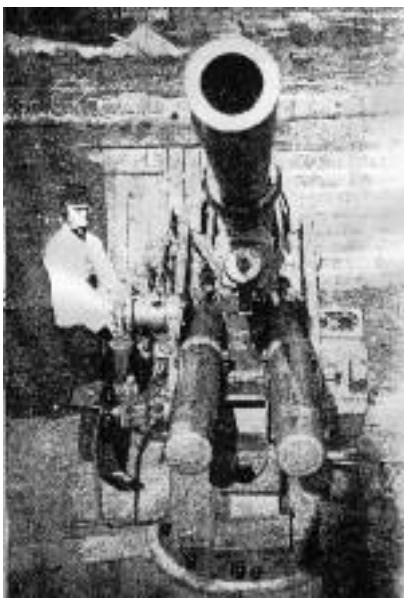
Deutschland und benachbarte Länder waren in Planquadrate aufgeteilt, die jeweils in neun Unter-Quadrate aufgeteilt und durch eine Zahl und einen Buchstaben erkennbar waren. Wir lernten, daß Amsterdam nicht in Holland lag, sondern in Gustav-Konrad 6. Mönchengladbach lag auch nicht westlich des Rheins, sondern in Martha-Nordpol 3 und Ratingen beispielsweise in Ludwig-Otto 9, und dann wurde die Sache heiß, weil die Bomber dann über uns waren. Anfliegende Objekte wurden bereits an der Kanalküste erfaßt und von den einzelnen Flaksendern weitergemeldet.

Der erste und die folgenden Tage waren regnerisch und stark bewölkt. Bei solchem Wetter gab es keine Einflüge, und wir wurden gedrillt und abgerichtet. Die Modenschau, die der Major am ersten Tag erlebte, hatte Folgen. Am dritten Tag kam ein LKW und brachte bessere Klamotten. Für einen eventuellen Ausgang gab es Uniformen der Flieger-HJ und Schuhe, für den Dienst Luftwaffen-Uniformen in kleinen Größen und Feldmützen, so daß wir auch auf kurze Entfernung als Menschen wieder erkennbar wurden. Die HJ-Armbinden, die wir am linken Ärmel tragen sollten, lehnten wir geschlossen mit der Begründung ab, in der Hitlerjugend gäbe es keine Kanoniere. Unser Protest blieb ohne Nachspiel, wurde akzeptiert.

Das Geschütz, an dem meine Freunde und ich ausgebildet wurden, war eins von vier schweren Flak-Geschützten der Batterie und die Standard-Kanone der Luftabwehr mit dem Kaliber 8,8 cm. Es schoß max. 10,6 km hoch und hatte eine Reichweite von nahezu 14,9 km. Eine Granate wog 16 kg. Jeweils drei davon wurden in einem flachen Weidenkorb gelagert und transportiert. Der Geschützstand-Boden war grob betoniert und das Geschütz im Mittelpunkt auf einem Drehsockel fest montiert. Es konnte um 360° geschwenkt werden. Der Geschützstand hatte einen Durchmesser von etwa 10 Metern und war von einem ca. 3 Meter hohen Schutzwall umgeben. Darin waren wie Zahlen auf einem Zifferblatt riesige Betonrohre eingebaut. In den Rohren 2,4,6,8,10 und 12 waren die Granaten gelagert, so um die 240 Stück, die somit leicht aus jeder Zielrichtung entnommen und geladen werden konnten. In den übrigen Rohren lagerten Ausrüstungsgegenstände, und wir hockten darin bei Feuerbereitschaft solange, bis entweder die



Planquadrat-Karte der Luftabwehr zur Ortung feindlicher Flugzeuge



Ein 8,8 cm-Flakgeschütz von vorne. Rechts „mein“ Sitz als K6 mit der Zünderstellmaschine davor

Feuerglocke schrillte oder Nachtruhe befohlen wurde, weil sich der böse Feind verzogen hatte.

Zur Bedienung zählten 9 Kanoniere. Kanonier 1, kurz K1 genannt, war der Höhenrichtkanonier. Der K2 richtete die Seite aus. K3 war der Ladekanonier. Die Kanoniere 4 und 5 waren die Munitionsschlepper, an unserem Geschütz „Cäsar“ zwei stämmige russische Hiwis, die auf Ivan und Rasputin hörten. Der K6, das war ich, saß auf einem fest am Geschütz befestigten Schemel mit Fußrasten.

Vor mir befanden sich die Zünderstellmaschine und das Anzeigegerät für die Einstellwerte, nach denen ich die Einstellung des Zünders vornahm und gleichzeitig die Schwungmasse per Kurbel in Bewegung hielt. Ich mußte den inhaltschweren Satz beherrschen: Der K6 steckt den Stecker der Hörgarnitur in den Fernsprechkasten für Zünder und stellt durch Drehen des Handrades mit der linken Hand die durchgegebenen Werte laufend ein. Mit der rechten Hand betätigt er die Kurbel der Schwungmasse so, daß die Nadel der Anzeige in Mittelstellung steht.

Und das bitte in völliger Finsternis bei Notbeleuchtung, mit einer fast kaum wahrnehmbaren Stirnleuchte am Helm.

K7 und K8 waren die Munitionsschlepper. Sie entnahmen die Granaten aus den Lagerrohren und reichten sie an Ivan und Rasputin weiter. K9 war unser Ausbilder und Geschützführer, ein

Alfred Skupin, der sich nach dem Krieg in Lintorf niederließ und eine Familie gründete

Oberwachtmeister Alfred Skupin. Nachdem er uns geschliffen und gedrillt hatte bis zum Umfallen, kam sein Herz durch. „Jungens, sagte er, hier am Geschütz sind wir privat, da bin ich Alfred! Draußen immer Oberwachtmeister Skupin! Damit ihr das wißt!“

Nach vier Tagen waren wir zum Erstaunen der Geschäftsleitung sozusagen perfekt und funktionierten auf Kommando oder per Klingel. Von morgens bis abends, mit kleinen Pausen, bekamen wir Werte von der Zentrale und drehten und richteten den Böller auf den bösen Feind. Schrillte die Glocke 1 x, raus aus dem Bett und anziehen. Bei 2 x Helm auf und wie eine Meute Dackel zum Geschütz, aber dabei die Schritte auf dem Knüppeldamm zählen, damit es in der Dunkelheit keine Bauchlandung im Ackerschlamm gab. 3 x Klingeln hieß: Feuerbereitschaft! Dann sprangen wir aus den Röhren ans Geschütz. Die Abfolge war wie folgt: Sobald Werte kamen, wurden durch die Handräder in den Anzeigegeräten für K1, K2 und K6 die Folgezeiger mit den Deckzeigern zusammengebracht und dadurch das Geschütz ausgerichtet. Die Werte mußten wir laut brüllen: K1 abgedeckt, K2 abgedeckt, K6 abgedeckt, Zünder im Bereich! Dann brüllte Alfred: Gruppenfeuer! Gruppe! Sobald die Feuerglocke schwieg, riß er die Leine, der Schuß ging raus! Doch der Ernstfall mit dem ersten scharfen Schuß kam. Man hatte uns eingebläut: Wenn die Feuerglocke aufhört, Augen zu, Mund auf, ausatmen!

Die erste Woche war, wie schon erwähnt, regnerisch und bewölkt. Die Stimmung war etwas gelöster, und wir freuten uns auf das Wochenende. Endlich einmal Ruhe im Zirkus, und einige von uns sollten am Sonntag für ein paar Stunden nach Hause dürfen.

Am Samstagnachmittag klarte der Himmel auf, und nach dem Abendessen wurde es mondhell. Wir lagen in unseren Betten oder was man dafür so halten konnte, auf den plattgelegenen Strohsäcken unter brettharten Pferdedecken. Da: gegen 20 Uhr die Klingel: A1 und gleich A2! Klamotten an, Helm auf und ab zum Böller! Aus Richtung Düsseldorf und Duisburg heulten die Sirenen und unser Flaksender Martha meldete: Die Masse der anfliegenden Verbände verbleibt zunächst im Raum Heinsberg-Aachen! Uns war ziemlich mulmig zumute, und die Zentrale meldete plötzlich: Kommendes Ziel – Hanni hoch 91 Hundert – von Ludwig Ludwig 9 nach Ludwig Nordpol 3, also an Eindhoven vorbei in Richtung Krefeld. Wir hörten in der Ferne Flakfeuer, das lauter wurde, als der K1 brüllte: „Werte!“ Uns besuchte der Krieg in seiner ganzen Unmenschlichkeit. Es ging Schlag auf Schlag! Alfred brüllte: „Geschütz Cäsar feuerbereit! K1 abgedeckt! K2 abgedeckt! K6 abgedeckt! Zünder im Bereich! Gruppenfeuer“. Gruppe! Die Feuerglocke schrillt! Der erste Schuß…!

Man hatte uns den letzten und allerletzten Griff eingedroschen, aber die Hauptsache vergessen: Den Knall beim ersten Schuß! Anstatt die Augen zu schließen und den Mund zu öffnen, tat ich Esel genau das Gegenteil! Ich riß vor Schreck die Augen auf, presste die Lippen zusammen – mich traf der erste Schuß wie ein Schmiedehammer. Ich hockte als K6 ohne jeden Gehörschutz etwa drei Meter von der Rohrmündung entfernt und war wie vom Blitz getroffen! Die meterlange, grellweiße Mündungsflamme tauchte uns in grelles Licht, das Geschützrohr flog vom Rückstoß an meinem Kopf vorbei nach hinten – der Verschluß knallte auf, die leere Kartusche flog raus und schepperte über den Boden – aus dem offenen Verschluß kam stinkender, heißer Pulverqualm, das Rohr sauste wieder zurück, war wieder geladen, der Verschluß knallte zu, wieder die Glocke! Mir waren die Holzschuhe von den Füßen gefallen, die Fußlappen gleich hinterher. Mit nackten Füßen klammerte ich mich an die eiskalten Fußrasten, ich dachte, gleich biste hin! Da weckte mich Alfred: K6, du Arsch, brüll Werte oder ich laß dich einsperren, Sausäcke alle, hiergeblieben! Er tobte und brüllte um das Geschütz herum. Einer von uns hatte wohl die Mücke machen wollen, und er hatte ihn noch grade erwischt. Den nächsten Schuß hatten wir verpennt, da kam wieder die Glocke! Ich drehte mit letzter Verzweiflung die Kurbeln, es

ging noch, wieder der grausame Knall, die gleiche Prozedur. Der Pulvergestank wurde unerträglich, wir bekamen kaum mehr Luft und husteten wie ein ganzes Lungensanatorium. Wir wurden überflogen, über uns brummten die Bomber. Unser Geschütz drehte sich um 180°. Wir hörten die Nachbarbatterie, die Batterien auf dem Grafenberger Wald und bei Hubbelrath, sie übernahmen unsere Gäste. Es war ein Teufelstanz! Feuerpause! Der K2, mein Kumpel Heinrich, hatte zwischen den Kartuschen meine Holzschuhe gefunden und brachte sie mir. Dann schnappten wir die teils noch heißen, leeren Kartuschen und warfen sie über den Wall nach außen. Dazwischen quäkte der Gefechtslautsprecher: „Hier Kommandostand! Achtung, Geschütz Cäsar, mehr Feuerdisziplin, wenn ich bitten darf!“ Den hatten wir weg. Martha meldete den nächsten Verband, diesmal etwas mehr seitlich von uns in Richtung Huckingen. Die wollten zwischen uns und den Batterien bei Wanheimerort und Huckingen durch in Richtung auf Wuppertal, das angegriffen wurde. Die nächsten Werte kamen, ich konnte wieder etwas hören und brüllte wie die anderen. Dann wieder: Glocke auf Glocke, Schuß auf Schuß!

Plötzlich rief Alfred: Mensch, den haben wir! Über Kalkum war plötzlich Feuer am Himmel, ging nieder wie ein Komet und stürzte in den Duisburger Wald!

Dann meldete Martha keine weiteren Anflüge mehr, und die Feuerbereitschaft wurde aufgehoben. Wir hörten in der Ferne die Entwarnungs-Sirenen und träumten vom Bett, aber wir waren bei Preußens gelandet und nicht bei der Wohlfahrt. Statt in die Heia, mußten wir Munition auffüllen. Der Munitionsbunker für unser Geschütz lag ca. 40 Meter entfernt im Acker, und von dort mußten die Reserve-Granaten herangeschafft werden. Wir sollten zu zweit je einen Korb mit drei Granaten schleppen, wie wir das so gelernt hatten. Das klappte schlecht, weil wir jedesmal im Eingang aufeinanderprallten und so änderten wir, während Alfred auf dem Donnerbalken saß, eigenmächtig die LDV (Luftwaffen-Dienstvorschrift). Rasputin riß die Körbe aus dem Bunker und machte sie auf. Wir bildeten eine Reihe und die Granaten gingen von Arm zu Arm in Windeseile in die Lagerrohre am Geschütz. Danach endlich schleppten wir uns zur Bude, warfen die Holzschuhe aus, knallten den Stahlhelm auf das Spind und krochen so dreckig, wie wir waren, in voller Montur unter die Decken.

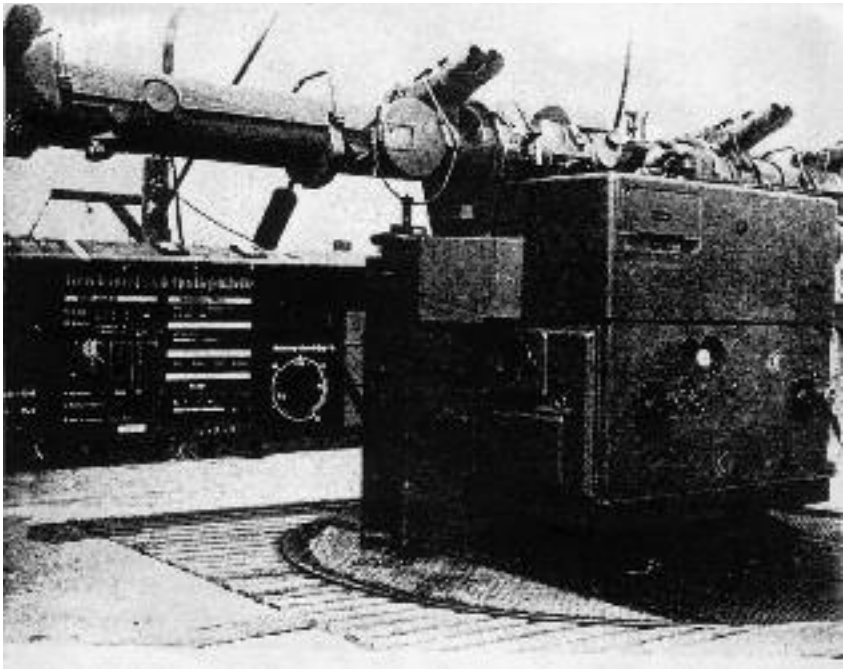
Am anderen Morgen nach dem Wecken trauten wir unseren Augen nicht. Gesichter und Hände waren kohlrabenschwarz von diesem verfluchten Pulverschmauch. Da halfen weder das kalte Wasser noch die Kriegsseife: Wir blieben dreckig. Nach dem Kaffeetrinken Geschützreinigen. Das Rohr sah aus wie frisch geteert, und es dauerte länger als eine Stunde, bis es im alten Glanz erstrahlte. Uns hingen die Arme an den Knien. Dann noch einmal Appell. Erst Manöverkritik vom Chef, dann kam der Spieß mit zwölf Tagesurlaubsscheinen. K1 von Berta! K2 von Dora! K6 von Cäsar! Das war ich! Wir hatten um 18 Uhr zurückzusein, sonst gab es Bau. Zuerst nach Kaiserswerth zur Telefonzelle an der Diakonie und Anruf bei den Eltern: „Mutter, ich komme!“ Dann sauste ich durch Lohausen und Unterrath nach Hause. Als ich durch die Tür kam, blieb den Eltern die Spucke weg. „Kind, wie siehst du denn aus und wonach stinkst du so erbärmlich? Woher bist du so dreckig? Ab in die Wanne mit dir! Je mehr ich schrubbte, umso schwärzer wurde der Rand. Dann saß ich wieder an einem gedeckten Tisch und verputzte Mutters Sonntagsbraten. Nach Tisch wurde gepackt: Eigene Unterwäsche, Strümpfe, die herrlichen hohen Schuhe, die Vater mir von einer Dienstreise aus Österreich mitgebracht hatte und mein Radio. Das war besonders wichtig, denn damit hörten wir jeden Abend BBC London und erfuhren, mit wieviel Bombern am Abend wieder die Luftschlacht über der Ruhr fortgesetzt werden sollte.

Die Fliegerabwehr war rechtzeitig und wirkungsvoll durch die Luftwaffenhelfer verstärkt worden. Bis zum Frühjahr 43 hatte die Royal Air Force ca. 1000 Luftangriffe geflogen und dabei 2800 Maschinen verloren. Nun steigerte man die Einsätze um ca. 50%. Die USA waren in den Krieg eingetreten und hatten ihre 8. USAF (US-Air Force) nach England verlegt. Um die geplante Invasion erfolgreich und mit möglichst geringen Verlusten durchzuführen, begannen die Amerikaner mit Angriffen auf taktische Ziele, um die deutsche Rüstungsindustrie zu zerschlagen und damit den Nachschub zum Atlantikwall zu unterbinden.

Sie flogen ihre Angriffe, für uns völlig neu, mit ihren riesigen B-17 „Fliegenden Festungen“ am hellen Tage, unbehelligt von deutschen Jagdflugzeugen. Die hatten gegen die geballte Feuerkraft der Bordkanonen nicht die geringste Chance, da ein Verband mit ca. 50 Bombern sich mit ca. 450 Bordkanonen wehren konnte. Die Luftangriffe, die wir bis dahin erlebten, waren erst der Anfang. Es wurde heikel.

Die Amis brachten auch noch eine andere Neuigkeit ins Spiel. Bei ihren Einflügen warfen sie Millionen hauchdünner Metallstreifen ab, die die Funkmeßgeräte lahmlegten. In dem Fall schossen wir Sperrfeuer nach Malsi-Tabelle, die ein kluger Flak-Offizier gleichen Namens erstellt hatte. Die anfliegenden Verbände konnten damit höchst wirksam beschossen werden, und die Anzahl der abgeschossenen Flugzeuge stieg von Woche zu Woche. Das gab nicht nur besondere Belobigung von der Geschäftsleitung, sondern auch Punkte für das Flak-Kampfabzeichen, sozusagen unser damaliges Sportabzeichen. Für einen Teilabschuß gab es einen, für einen Vollabschuß 2 Punkte. 18 Punkte waren erforderlich.

Ein klarer Sommermorgen im Frühjahr 43, an dem es uns fast an den Kragen gegangen wäre, blieb mir besonders in Erinnerung. Unser Klassenlehrer und der Direktor unseres Gymnasiums wollten uns Knaben besuchen und trafen so gegen 10 Uhr in der Batterie ein. Unser Batteriechef führte die beiden Herren durch alle Stationen. Nach etwa einer Stunde trafen sie auch bei uns am Geschütz ein, und wir kloppten unsere Lektion am Böller mit gekonnter Präzision, als in der Stadt die Sirenen heulten und wir begriffen, schon längst mit echten Werten exerziert zu haben. Der Martha-Sender meldete einen aus Richtung Aachen auf Düssel-



Das Funkmeßgerät, Vorläufer des Radars

dorf zufliegenden Bomberverband, und kurz darauf hörten wir auch schon entferntes Flakfeuer. Unsere Besucher hockten sich in unsere Schutzröhre, und der Chef flitzte zum Kommandostand – dann überschlugen sich die Ereignisse! Wir hörten Sperrfeuer vom Rhein her und das Brummen der näher kommenden Bomber. Unser Herr und Meister stand am Geschütz, in der rechten Hand die Abzugleine und suchte mit dem Fernglas den Himmel ab. Plötzlich rief er: „Da kommen sie!“ Da schrillte auch schon die Feuerglocke. K1 abgedeckt, K2 abgedeckt, K6 abgedeckt. Zünder im Bereich! Gruppenfeuer! Dann ging es Schlag auf Schlag! So nah und klar hatten wir bis da noch keinen Bomberverband auf uns zukommen gesehen. Wir feuerten, was die Rohre hergaben, alle 4 Sekunden eine Gruppe und mitten in den Verband in ca. 7000 Meter Höhe, als Alfred rief: „Volltreffer“! Die getroffene Maschine sackte mit schwarzer Rauchfahne aus dem Verband raus und drehte stürzend auf uns zu. Von Düsseldorf her kamen gewaltige Detonationen der einschlagenden Bomben und plötzlich hörten wir in all dem infernalischen Radau das Heulen und Pfeifen fallender Bomben, lauter und lauter werdend. Dann kamen, wie wir glaubten, in nächster Nähe, sechs unheimliche Schläge. Die Druckwellen rissen uns fast vom Geschütz, ein Hagelschlag kleiner und großer Erdklumpen ging auf uns nieder, und unsere Lungen schienen zu platzen. Sofort danach Stille. Nur Alfred hatte den Absturz verfolgt und den Aufschlag im Grafenberger Wald gesehen. Wir berappelten uns wieder und waren froh, so davongekommen zu sein. Der Verband war fort und im Raum Wuppertal-Hagen auf dem Rückflug geortet. Über Düsseldorf-Derendorf und Rath standen riesige Rauchwolken, der Angriff war, wie vermutet, auf Rheinmetall und Mannesmann geflogen worden. Die Bomben waren auch nicht gezielt auf uns abgeworfen worden, sondern waren der Notabwurf des von uns abgeschossenen Bombers. Es waren sechs 5-Zentner-Bomben, die etwa 100 Meter seitlich von uns riesige Krater aufgerissen hatten. Ein Lidschlag später, und die 3/383 wäre auf Wolke 17 gewesen. Unsere beiden armen Gäste krochen mit kalkweißen Gesichtern und sichtlich geschockt aus ihrem Unterstand und begriffen die Situation um sie herum nur schwer. Ihre Schüler zwischen all dem Kriegsgerät, an einem feuernden Geschütz, die fallenden Bomben, der Abschuß. Die beiden taten uns leid.

Zum Abschied drückten sie uns sichtlich bewegt die Hände, wünschten uns alles Gute und machten sich flugs auf den Heimweg.

In den Wochen danach kamen wir kaum noch zur Ruhe. Hatten wir bis dahin noch die eine oder andere Unterrichtsstunde gehabt, gab es dazu fast kaum noch Gelegenheit. Nachts kamen die englischen Bomberverbände, tagsüber die Amis mit ihren „Fliegenden Festungen“ und die sogenannte „Luftschlacht über der Ruhr“ war voll entbrannt. Die Engländer versuchten nachts gern, sich zwischen Düsseldorf und Duisburg hindurchzumogeln, wurden aber von Batterien bei Huckingen und Wanheimerort und uns mächtig beharkt und lieferten uns die Punkte für das Flak-Kampfabzeichen. Allein bei dem Angriff auf Duisburg am 22. Juli 1943 warfen 250 Bomber 577 Tonnen Bomben. Dabei wurden neun Maschinen abgeschossen. Tagesurlaub gab es kaum noch, und so kam meine Schwester mittwochs gegen 13 Uhr an den Schlagbaum und brachte Wechselwäsche und die eine oder andere Köstlichkeit. Mal ein Glas Pudding oder Mutters Sandplätzchen. Es war für uns schon ein trostloses Dasein. Dieser nicht enden wollende Wechsel zwischen Exerzieren, Geschütz- und Munitionspflege, Munition schleppen und von Woche zu Woche zunehmende Angriffe, aber nicht nur die allein. Die vielen einzeln einfliegenden Fernaufklärer lösten ja auch Alarm aus und zwangen uns Stunden um Stunden in Feuerbereitschaft. Diese ewige Anspannung und der wenige Schlaf machten uns mehr zu schaffen, als wir begriffen.

Zwar waren durch den straffen Dienst und die riesigen Mengen Munition, die wir täglich schleppen mußten, unsere Muskeln für 15- und 16-jährige Jungens überdurchschnittlich entwickelt, aber alle jugendliche Freude und Unbekümmertheit war zum Teufel. Dazu die Angst, was wohl beim Angriff aus unseren Eltern und Geschwistern wurde, zumal es für uns fast keine Möglichkeit gab, um zu Hause anzurufen. Wir litten zudem über zunehmende Hörstörungen, denn wir schützten unsere Ohren ja nur mit etwas Watte, Gehörschutz gab es nicht. Und dabei schossen wir bei einer Feuerbereitschaft bis zu hundert oder hundertfünfzig Schuß. Ich kann mich erinnern, daß wir bei dem Pfingstangriff 43 auf Düsseldorf

242 Schuß abgefeuert haben. Im September 43 bekam ich Magenschmerzen und vom Sani in unserem Krankenrevier Villa Engels in Lohausen paketweise belgische Magentabletten. Unser Punktekonto war voll und wir reif für den Orden, der einer Unzahl Piloten das Leben gekostet hatte. An einem Sonntagmorgen war Appell zur Ordensverleihung. Ein Oberst der Luftwaffe mit Gefolge quasselte quälend lange von Tapferkeit, der Pflicht, für Führer und Vaterland zu kämpfen und die Heimat zu verteidigen. Dann endlich, wir hatten uns fast einen Alarm gewünscht, die Orden an die linke Brusttasche. Umwerfend begeistert waren wir nicht und ein Entlassungsschein wäre uns lieber gewesen, andererseits trugen wir nun eine Kampfauszeichnung wie die Soldaten an der Front. Als ich dann doch mal für ein paar Stunden nach Hause kam und mein Vater den Orden sah, war sein Kommentar: „Junge, tu das Blech weg. Für den verdammten Anstreicher hab ich dich nicht in die Welt gesetzt!“ Das war Vaters Meinung von Hitler!

Es gab bei der Luftwaffe aber nicht nur uns Luftwaffenhelfer, sondern auch Luftnachrichten-Helferinnen im Alter zwischen 20 und 40 Jahren. Sie trugen schicke, blaue Uniformen und ein Blitzzeichen an der Mütze, weshalb sie kurz „Blitzmädchen“ genannt wurden. Sie arbeiteten in den Nachrichtenzentralen und Stabsbüros, einige auch in der Untergruppe in Kaiserswerth. Täglich kam ein Blitzmädchen in unsere Batterie geradelt, brachte und holte Feldpost und anfallenden Schreibkram. Zwar hielt sich das Gerücht, daß

Das Flak-Kampfabzeichen

die Besuche auch an alarm-freien Abenden erfolgten, aber keiner von uns hatte je eine gesehen, weil wir just zu den Stunden lieber auf dem Strohsack lagen.

Im Oktober wurden meine Magenschmerzen unerträglich. Als ich begann, Blut zu spucken, schaffte man mich nach Düsseldorf ins Marien-Hospital. Dort fand der Röntgenarzt vier große Magengeschwüre, und ich wurde zwecks täglicher Rollkur vier Wochen nach Hause entlassen. Endlich schlief ich wieder in meinem Bett, saß wieder an Mutters Tisch und stank auch bald nicht mehr so penetrant nach Pulverschmauch. In dieser Zeit bekam ich meine Einberufung zum Reichsarbeitsdienst und wurde Anfang Januar 44 in eine Munitionsfabrik bei Hessisch-Lichtenau verbracht, mit deren Hälfte ich zwei Wochen später in die Luft flog, aber das gehört nicht hierher.

Die Batterie sah ich nicht wieder, aber sie und meine Kameraden sind ohne weitere Bombentreffer durch den Krieg gekommen, zum Glück für alle Mitschüler, die bis zum bitteren Ende 1945 dort ihren Dienst haben leisten müssen.

Als ich mich vor meinem Weggang zum Arbeitsdienst bei unserem Direktor in der Penne abmeldete, kam er noch einmal auf den denkwürdigen Morgen zurück, als er uns zusammen mit unserem Klassenlehrer besucht hatte, und er erzählte mir, daß er in seinem Leben nie eine solche Todesangst gehabt hätte wie damals bei uns. Aber noch mehr hätte ihn betroffen gemacht, wie hart der Drill mit uns gewesen sei, und daß wir trotz Bombenhagel wie Roboter weiter funktioniert hätten.

Der Krieg war längst vorbei und ich hatte hier an der Rehhecke gebaut. Beim Baustoff-Handel Lamerz hatte ich noch Material bestellt. Der LKW kam, und wer stieg aus dem Führerhaus: Alfred, mein Geschützführer, Alfred Skupin, den es auch hier nach Lintorf verschlagen hatte. „Mensch“, rief er, „biste ja auch heil aus der Scheiße gekommen“! Er hat mir nachher noch manche Fuhre angeliefert, und wir haben dann immer wieder von der Batterie erzählt.

Als ich diese Zeilen begann, wollte ich mich nach ihm erkundigen und hörte von seiner Schwiegertochter, daß er schon mit 61 Jahren einem bösen Leiden erlegen ist.

Ich erinnere mich gern an ihn. Er hatte damals ein riesengroßes Herz für uns Jungs und war unser väterlicher Freund, ein ehrenhafter und tapferer Mann.

Horst Tournay

Die Flak-Stellung „Nordpol“ an der Rehhecke in Lintorf

Auch in Lintorf waren 1943 bis 1945 Luftwaffenhelfer im Einsatz. Im Gebiet zwischen Zechenweg und Kämpchen südlich der Rehhecke befand sich die Scheinwerferstellung „Nordpol“ mit einem Horchgerät.

Im Mai 1997 erhielt der Lintorfer Heimatverein den Brief eines damals 70jährigen Mannes aus Baden-Baden, der während des Krieges in Lintorf als Schüler bei der Flak eingesetzt war. **Erich Wolf** suchte nach dem Grab eines Fähnrichs der Luftwaffe, Jahrgang 1926/27, der um den 18. April 1945 herum im Gebiet von Lintorf/Breitscheid schwer verwundet oder getötet worden war. Leider konnten wir Erich Wolf trotz intensiver Bemühungen über den Verbleib seines Kameraden, mit dem er die Nacht vor dessen Verwundung im Haus eines Architekten oder Ingenieurs am Kämpchen verbracht hatte, keine Auskunft geben.

Ein Suchscheinwerfer der Flak während des Einsatzes in Lintorf

Leutnant Kuth, Chef der Scheinwerferstellung „Nordpol“ an der Rehhecke, im März ‘43. Der im Hintergrund sichtbare Aschenweg mit der Überlandstromleitung ist die heutige Straße Rehhecke. Im Birkenwäldchen jenseits des Weges entstand Ende 1943 das Lintorfer Fremdarbeiterlager

Erich Wolf war am 15. Februar 1943 als Schüler der Uerdinger Schlageter-Schule (früher: Realgymnasium) zur Scheinwerferstellung „Nordpol“ in Lintorf eingezogen worden. Chef dieser Stellung war damals der noch sehr junge Leutnant Kuth. Der Gefechtsstand der Batterie, zu dem die Scheinwerferstellung gehörte, befand sich an der Kirche in Rahm. Der Batteriechef hieß Oberleutnant Peters.

In seiner Lintorfer Zeit erlebte Erich Wolf die ersten großen Nachtangriffe auf Essen. Am 18. Februar 1943, drei Tage nach seinem Dienstantritt, mußten er und seine Kameraden sich beim Nachrichtenoffizier die Sportpalastrede von Propagandaminister Goebbels „Wollt ihr den totalen Krieg…?“ anhören. Wenn die Jungen der Stellung „Nordpol“ Ausgang hatten, konnten sie, so erinnert sich Erich Wolf, über einen Aschenweg (die heutige Rehhecke) verhältnismäßig schnell den Lintorfer Bahnhof erreichen.

In der Nähe der Stellung muß sich ein Bach (vermutlich der Zechenbach) befunden haben, denn manchmal behinderte das Quaken von Fröschen das Horchen auf anfliegende Bomber.

Kurz vor Pfingsten 1943 wurden Erich Wolf und andere Flakhelfer nach Strümp und Lank-Latum zur 8,8 cm-Flak versetzt. Erst gegen Ende des Krieges sah er Lintorf wieder. Er gehörte nun zu einer Einheit, deren Geschütze und Gefechtsstand sich auf den Höhen des Aaper Waldes befanden. Wahrscheinlich am 17. April 1945 fuhr er mit dem Fahrrad von dort durch das Zentrum von Ratingen nach Lintorf. Er erinnert sich, daß in Ratingen Untergangsstimmung herrschte, daß Weinkeller und Geschäfte für die Bevölkerung geöffnet wurden – man erwartete in Ratingen die Ankunft amerikanischer Soldaten, denn an diesem Tag wurde die Stadt den Amerikanern kampflos übergeben!

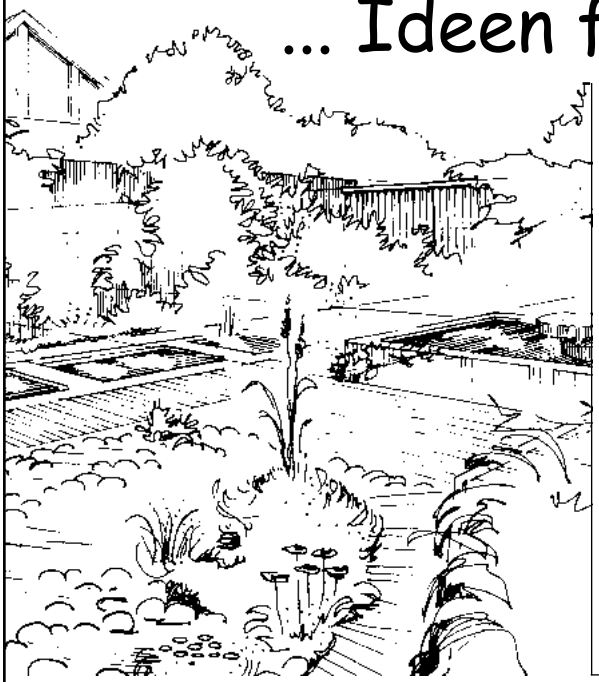
Nachdem Erich Wolf die Nacht in Lintorf verbracht hatte – wie bereits erwähnt in einem Haus am Kämpchen, also ganz in der Nähe seiner einstigen Scheinwerferstellung – und nach der Verwundung seines Freundes, versuchte er, sich nach Hause, nach Uerdingen durchzuschlagen. In dem Wäldchen gegenüber seiner ehemaligen, jetzt offenbar zerstörten Flak-Stellung war mittlerweile ein Fremdarbeiterlager errichtet worden, an dessen Baracken, so erinnert er sich, gelbe Fahnen mit der Aufschrift „Fleckfieber“ und einem Totenkopf ausgehängt waren.

In Räuberzivil ging Erich Wolf über den Krefelder Zubringer bis Mündelheim, verbrachte die Nacht im Keller des zerschossenen Dammhauses und gelangte am nächsten Tag bis nach Wittlaer. Im Wohnzimmer eines vom Deich halb verdeckten Hauses fand er einige Schicksalsgenossen. Beim ersten Licht des folgenden Tages überquerte er schwimmend den Rhein, seine Kleider in einem Sack auf einen Balken gebunden. Die Rheinwiesen bei Strümp konnte er noch ungesehen überqueren, doch auf der Landstraße Lank – Uerdingen faßte ihn die amerikanische Militärpolizei und brachte ihn in das berüchtigte Kriegsgefangenenlager in Remagen.

Manfred Buer

Die Familie Schröder im Garten ihres Hauses an der Rehhecke in den 1940er Jahren. Von links: Gertrud Schröder, Helmut mit seinem Chow-Chow und Fritz Schröder. Im Hintergrund links erkennt man die Scheinwerferstellung „Nordpol“

Gärten zum Träumen ...
... Ideen für kleine Paradiese



- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung

Garten- und Landschaftsbau Hanke

Mitglied im Verband Garten-, Landschafts- u. Sportplatzbau Rheinland e.V.
Anerkannter Fach- und Ausbildungsbetrieb

Dipl.-Ing. Peter Hanke
Hülsenbergweg 59
40885 Ratingen
Tel. 0 21 02/3 46 28
Fax 0 21 02/3 20 67

Nur ein zerfleddertes Blatt Papier

Zwischen meinen Unterlagen befindet sich ein vergilbtes und zerfleddertes Blatt Papier, es weist starke Faltmarkierungen auf und hat auch einige Löcher. Es ist mein Entlassungsschein aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft. Immer, wenn ich diesen Schein sehe, werden in mir Erinnerungen und Gedanken wach. Das Datum der Entlassung ist der 15. Juni 1945. Ich befand mich damals im Lager Remagen. Hier hatte ich einige Wochen im Freien, ohne ein Dach über dem Kopf und bei minimaler Verpflegung, auf einer Rheinwiese verbracht. Seit dieser Zeit weiß ich, was Hunger und Durst bedeuten. Auch die hygienischen Verhältnisse im Lager waren katastrophal.

Ich war froh, dass ich mit heilen Gliedern nach Hause kam, aber eine nicht auskurierte Ruhrerkrankung war zu der damaligen Zeit ein Todesurteil. Es half dabei nur wenig, dass meine Eltern einen großen Garten und Vieh hatten. Es fehlten die notwendigen Medikamente, um die Krankheit auszuheilen. Nur mein ausgeprägter Lebenswille – mit 17 Jahren will man noch nicht sterben – und die aufopfernde Pflege meiner Mutter, die mich mit Naturmitteln aufpäppelte, brachten mich langsam wieder auf die Beine.

Diese Zeit und Erlebnisse in meiner kurzen Soldatenzeit haben mich für ein weiteres Leben geprägt. Mit 16 Jahren wurde ich eingezogen und mit 17 aus der Gefangenschaft entlassen. Dadurch, dass ich 1941 fast ein ganzes Jahr im Sudetenland, heute Tschechische Republik, in der Kinderlandverschickung verbrachte, kannte ich zum Glück kein Heimweh mehr.

Am 16. Juni 1945 brachten uns die Amerikaner mit LKWs bis Düsseldorf. In der Eller Schule wurden wir registriert, mit einem Stück trockenem Brot verpflegt und dann uns selber überlassen. Für die, welche erst am nächsten Tag weiter konnten, waren Schlafgelegenheiten vorhanden. Ich versuchte, trotz angedrohter Strafe beim Antreffen auf der Straße während der Sperrstunde, an diesem späten Nachmittag noch nach Hösel zu meinen Eltern zu kommen. Düsseldorf lag nach Bombenangriffen und Artilleriebeschuss in Trümmern. Es verkehrten keine Züge oder Straßenbahnen. Mit einem anderen Soldaten, der nach Ratingen wollte, stoppten wir einen kleinen Lastwagen, der uns bis nach Rath mitnahm. Als wir noch am Straßenrand standen, kam ein Mann mit zwei Fahrrädern vorbei. Er fragte uns: „Jungens, wo wollt ihr hin?“ Auf meine Antwort: „Nach Hösel“ sagte er: „Da wohne ich! Kannst du radfahren?“ Ich vergaß meine Schwäche, der Gedanke, schnell nach Hause zu kommen, brachte das Wunder fertig, ich hatte die Kraft, bis Hösel zu fahren. Unterwegs stellte sich heraus, dass mein Wohltäter in Düsseldorf ausgebombt war und jetzt bei meinem Nachbarn Kleindick wohnte. So erreichte ich noch vor der Sperrstunde das Haus meiner Eltern. Mein Onkel Theo mähte in der Wiese. Ich grüßte mit „guten Abend“, aber der Onkel erkannte mich nicht. Ebenso erging es mir beim Betreten der Vorküche mit meiner Großmutter und Tante Käthe. Ich war bis auf die Knochen abgemagert, und da meine Uniformjacke bei dem letzten Einsatz zerrissen wurde, trug ich eine dunkelgrün gefärbte Uniformjacke, wie sie die russischen Gefangenen während des Krieges tragen mussten.

Meine Schwester Hannelore, noch nicht ganz sieben Jahre alt, hatte meine Stimme gehört und kam mit dem Ruf: „Edi ist da!“ angerannt. Dann lief sie in die Banden und holte meine Eltern, die dort im Heu arbeiteten. Nun erkannten mich alle. Es war ja auch nicht einfach, hatte doch einige Tage zuvor ein Schulkamerad, mit dem ich im Gefangenenlager zusammen war, bei seiner Ankunft erzählt, ich sei im Lagerlazarett an der Ruhr gestorben.

Edi Tinschus

CONTROL FORM D.2
Kontrollblatt D.2.

CERTIFICATE OF DISCHARGE
Entlassungsschein

I
PERSONAL PARTICULARS
Personalbeschreibung

ALL ENTRIES WILL BE MADE IN BLACK LATIN CAPITALS AND WILL BE MADE IN INK OR TYPESCRIPT.

SURNAME OF HOLDER: TINSCHUS
DATE OF BIRTH: 2-4-1928
CHRISTIAN NAMES: EDUARD
PLACE OF BIRTH: HOESEL
CIVIL OCCUPATION: ELECTRICIAN / ELEKTRIKER
FAMILY STATUS: SINGLE / MARRIED / WIDOWER(ER) / DIVORCED
HOME ADDRESS: Strasse RITTERSTRASSE 3 / Ort HOESEL / Kreis DUESSELDORF
NUMBER OF CHILDREN WHO ARE MINORS: NONE

I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PARTICULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE. I ALSO CERTIFY THAT I HAVE READ AND UNDERSTOOD THE "INSTRUCTIONS TO PERSONNEL ON DISCHARGE" (CONTROL FORM D.2).
SIGNATURE OF HOLDER: Eduard Tinschus

II
MEDICAL CERTIFICATE
Ärztlicher Befund

DISTINGUISHING MARKS: NIL
DISABILITY, WITH DESCRIPTION: NIL
MEDICAL CATEGORY: UNLIMITED SERVICE / TAUGLICH FÜR JEDEN DIENST
I CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE ABOVE PARTICULARS RELATING TO THE HOLDER ARE TRUE AND THAT HE IS NOT VERMINOUS OR SUFFERING FROM ANY INFECTIOUS OR CONTAGIOUS DISEASE.
SIGNATURE OF MEDICAL OFFICER
NAME AND RANK OF MEDICAL OFFICER IN BLOCK LATIN CAPITALS: [illegible]

P.T.O.
Bitte wenden

DELETE THAT WHICH IS INAPPLICABLE.

Ärpel, Ähre – un use Kardinal

E paar Johrhongerde e-ete mo se schon met Bejeisterung un krieje van önne e-infach do Hals nit voll. Do Lateiner mennt, et wöre ‚Solaneen', do Russ' sait ‚Katuschka', do Franzu-es ‚pomme de terre', un mer Leng-törper sahre ‚Ärpel'! En schü-ene Wortschöpfung kütt uss de neue Bundesländer: Sättijungsbeilare! Mor me-ine äwwer all datselve: Ärpel! - Wie le-ev Kenger hammer se innet Häzz jeschloete un hant önne Nomes jeje-ewe: Christa, Gloria, Sichlinde, Cilena, Grata un so widder. Froue-Names also!

Dat kann met de Forme-Vorwandtschaft tesahme hänge, mot ewwer nit...

Wie esch ens jele-ese hann, wuede de Ärpel von de Indianer erfonge, die schon vör zich Johre do druht ‚Himmel un Äed' on sujätt jemaht hant. Hütt mäkt mo uss Ärpel: Püfferkes un Pommfritz, Chips un Schnaps. En Lengtörp sind Bro-et- un Pilleärpel[1] Spitzenreiter. Äwwer Lütt, die jo-ew et nit immer!

Denn et jo-ew ens en Tied, do hädd'n manche Lengtörper für en Pann Bro-etärpel met Speck, uhtjelo-etene Öllekschiewe un Näckehännes[2] de ‚Annakerk' witt ahnjestri-eke – benne un butte! Nämlich in de letzte Kri-echsjohre un de ieschte Tied do noh, bös noh dor Währungsreform.

Ji-ede Famillich hatt' em Keller en Kohlehött un en Ärpelskest, die för dor Wenkter voll sinn moßte. En de i-eschte Kri-echsjohre klappden dat met de Kohle un E-inkellerungsärpel jo noch janz ju-et. Jeje Kri-echsäng lo-ech de Ärpelweetschaft wejen dem Ari-Beschuß[3] un de Tiefflieger an de Ä-ed. - Noh' em Kri-ech bös noh de Währungsreform konnt mor do E-indruck krieje, de Ärpel wöre uhtjestorwe. Se wore wie et Bru-et - Mangelware! Do hadde de Lütt emmer mär e-ins em Kopp: Wo jöwt et Bru-et, wo jöwt et Ärpel? Aff on tou jo-ew et be-im Bäcker schonnens dat klätschije Maisbru-et, datt mo noch Stonde noh öm E-ete tösche de Täng klä-ewe hatt'. Nu, - et jo-ew äwwer nix angisch, un de Ärpel wore noch nit so wiet. Se stunge noch oum Fe-il.[4]

Et wor bekannt, dat use Lehrer, do Emil Harte, e jru-et Häzz för de Buere hatt'. He mennden en dor Klass, mor mössd'n all methölpe, dat de Bu-ere widder op de Be-in kö-eme. Och mer Schollkenger wöre do jefrocht. Em Naturkundeongericht hätte ons nämlich opjeklärt, dat de Amerikaner im Kri-esch ne fiese Schädling op us Ärpeläcker afjeschmi-ete hädde: Dä Colorado- oder Kartoffelkäfer! Un demm mößte mor nu met alle Mann an dor Krahre. Jau, - on wie de Ärpel dann hu-ech em Kruht[5] stunge, woret dann so wiet.

Mehrmols en dor We-ek moßt' de Klass' jeschlo-ete op die jru-ete Ärpelsäcker z.B. em Su-esfe-il oder am Siloah, ömm de matschije, ru-de Larwe, die schwatt-jeele jestrippte Ärpelskäfere odder die Bläder met de rosa Eierkesnester aftesammele un enne jru-ete Emmer te schmiete. Dat wor zwar en rischtich stengkich-fiese Ferkesere-i. Wor äwwer hu-echnüedesch!

Ko-em de Erntetied, wu-ede mor vom Schollongerescht fre-ijestellt, öm bei de Bu-ere Ärpel optelese. De Ärpelmaschine enn dös Tied konnte de Ärpel mär uhtmahke. Alles angere wor Hankarbe-it. Drei Marek jo-ef et dor Dahch. Dat hann esch äwwer nit döck metjemaht, weil esch do janz schlaihde Erfahrunge jemaht hadd'n. Esch we-it et noch wie hütt. De Ärpelsacker lo-ech an dor Kalkstro-et. (Hütt stond do Hühser).

Morjesfröh jing et met alle Mann op dat Ärpelsstöck. Twe-i leere Säck mackierden die Streck', tösche denne twe-i Blare de Ärpel oplese moßte. Die opjerappte[6] Ärpel ko-eme enne jru-ete Ärpelskoref. Dat moßt' flöck jonn, denn de Ärpelsmaschin' wor nullkommanix widder tröck. De schwere, volle Koref moßt'och noch nomm Wahre jeschleppt we-ede, wo ne Knaiht[7] de Koref no-ehm, un de Ärpel met Kafumm ennen Pädskarr[8] schmi-et. Dat jing so bös enn dor Nommedahch erenn. - Dat woren hatt vordennde dre-i Mark, dat könnder mesch jlöüwe!- Töschedöresch jo-ew et en Puhs. Mor so-ete op leere Ärpelsäck. Et jo-ew Muckefuck met Melek drenn, un Botterramme met dicke, fette Speckschiewe drop. Un

Spätsommer im Soestfeld in den 1950er Jahren. Die Getreidegarben sind noch zu Hocken aufgestellt

jenau dat wor et! Denn met demm, wat esch von te Huhs im Liew hadd'n odder och nit drenn hatt, konnt dat nit ju-et jonn. Met ‚Kullere' em Buck fing et ahn. Dann hat esch alle paar Minüdde em Henkesfo-esch en kotte, äwwer loutstarke Sizzung! Weje de dre-i Marek han esch bös töm Schluß döreschjehalde. Äwwer esch hatt' met dor Tied ne kle-ine Trampelpad bös en dor Bosch jeloupe. Öm et kott te mahke: Met demm Jeschäft wor esch och te Huhs noch ju-et twe-i Dahch beschäfticht. – Jo, dat woren hatt vordennde dre-i Marek, sach esch ösch.-

Ähnlisch durschschlarend wor die Sahk met de Bucheckere. - Kilowies hammer se em Bosch mühsam em Lieje un em Hocke jesammelt un die dann be-im Roperts obbem Johann-Peter-Melchior Wesch jejen Olehsch[9] ennjetuhscht. De Motter mi-ek uns dann en Freud' on leckere Riefku-eke dovan. Die mauden mor doch so jä-en... . Nu, de Rest könnder ösch denke: Wie im Rathuhs,- e-in Sitzung re-ihden sich an de angere...

Un de Ärpel? - Se ble-ewe rar, un mo hätt alles drahn jesatt, öm he un do e paar Kilo te orjanisiere. Wore de Ärpel oum Fe-il halfweijs riep, wu-ed des naihts be-i de Buere och völl jeklaut. Hütt koum te vorstonn. Äwwer, wer we-iß denn hütt noch, wat ‚Kohldamp bös onger de Ärem' iss? On dat we-ekelang! Mansche Bu-er hätt' sech em Su-emer jewongert, dat janze Striepe Ärpel nit ku-eme wollte. Bös he do henger ko-em, dat se ömm die schon lang als Po-etärpel[10] us dor Ä-ed jeklaut hadde.-

Wenn ne Bu-er e Fe-il Ärpel uhtmahke wollt, jing dat wie e Louffüer dörch et Dörep. Wer dat Jeröscht opjebraiden, we-ß dor Herrjott. Äwwer fast ji-eder hatt' Wenk dovan jekritt. Ärpelhacke odder Stoppele, wie mo späder och said'n, wor ahnjesaid. On vor allem be-i Tiede do sinn! Esch erinner mesch noch ju-ed an en Ärpelstöck, dat tösche de ‚Duisburjer Stroet' un do ‚Joh.- Pet.-Melchior-Weg' lo-ech. (Hütt steht do dä Siedlungskomplex am „Rotkehlchenweg"). Ob bezze Stro-ete stunge de Lütt in 3er-Re-ih' hengernanger, mit Säck, Emmer un Hacke bewaffnet, un wahd'n drop, dat do Bu-er dat afjeerntete Stöck endlich ‚fre-ijo-ef'. De li-et sech äwwer völl Tied domet, on jing met de Egg' noch ens un noch ens öwwer dat Stöck un li-et och dat klennste Ärpelsche noch afle-ese. „Jizzkrahre" wohr noch dat vürnehmste, wat he do te hühre kreid'n.- Un dann jing von bezze Sidde die Hackerei loss. Scholder an Scholder, - bös mo enne Mett' vom Acker op de Jejepartei koem. De Acker jo-ew natörlich so ju-et wie nix mie her, un henger de Lütt wor de Acker wie ömm en tömm jedri-ent.- Jo, sujät jo-ew et och en Lengtörp...

Be-eter wor do et Ärpelhacke em Su-esfe-il, henger do Firma Blumberg oder op de Äcker vom ‚Höllekro-eth'[11]. Do ko-eme mo schon ens met ne Sack Ärpel noh Huhs. Och wenn e jru-et De-il dovan kapott odder kle-in wor. Watt di-et dat,- mo hatt' Honger, on et wu-ed jeje-ete, wat noh' Ärpel uhtsoh'.– Jo, so wor dat met de Ärpel.

Fast noch fieser wie et Ärpelhacke wor et Ährelese. Vor allem, wenn de Bu-ere noh' em Mi-ehne noch e paarmo-el met die jru-ete Härek öwwer de Stoppele jinge, on so ju-et wie nix mie lieje li-ete. Äwwer dat di-ede nit alle Bu-ere. Wenn Lütt met Kenger am Ackerrain stunge, ömm Ähre te lese, dröckden de e-ine oder angere Bu-er schonnens e Ouch tou. Wie ne Blo-emestruhs no-ehme mo de Ähre noh'm Oprahpe in e-in Hank. Wor de Struhs dick jenoch, wuede de Ähre mett en Schier afjeschni-ede, un ko-eme enne Sack. Dat Ährelese jing vordammisch innet Krüzz[12], un mo moßt' fließisch sinn, wenn mor do Sack noh' e paar Stonde voll hann wollt. Äwwer wißter, wie völl Ähre in sonne Sack jonnt? Un wie oft mo sich doför böcke moßt'?

Te Huhs wu-ede de Ähre inne kleinere Sack jestoppt, on met ne dicke Knöppel uhtjedrosche. De uhtjedroschene Könder ko-eme meddem Spreu dann enne ömjedri-ende Humpottdeckel[13] un wuede hu-echjeschmi-ete. Do Wenk dri-ef dann et Spreu op Sitt, un de Könder fiele teröck en dor Deckel un ko-eme dann enne witte Sack oder enne Koppkössebezoch[14]. Dat Dresche wor e mühsam Jeschäft, sach esch ösch. Wat bliew, woren e paar Häng Könder. Un doför hadde mor ons also stondelang afjeplo-echt! Doch wie su döck: De Masse mi-ek et! Äng dor Erntetied hadde moh e paar Pöngel Rogge- on We-itekönder tesahme, die mo in Fleermanns Mühl jäje Mehl enntuhsche konnt. Mor dri-enden och schonnens jät döresch de Kaffeemühl', wenn moh Schrohtmehl brukden. Et joew äwwer och Lütt, die spetzjekritt hadde, dat em Rogge ne ju-ede Klo-ere[15] steckd'n...

Dat es äwwer nu widder en janz angere Jeschecht!

E paar Muhre

- En kle-ine, äwwer wohre Jeschicht uht Lengtörp! -

Dat Vortällsche han esch vom Jri-et, dat am ‚Bleiberschwesch' wonnt. – Also, dat wor en de i-eschte Johre noh' öm Kri-ech. Un et wohre schlemme Tiede. – Jri-ets Öldere hadde en janze Re-ih hongerije Blare te Huhs. Do hätt' sech do Vatter e-ines Dahres e Häzz jepackt on es no-hm Karl Reinhard jejange, de Jemü-esbu-er an dor Di-epebru-eker Stro-et wor. Do Vatter frochten öm Karl, ob he sech nit för sinn Blare e paar Muhre oum Fe-il uhtmahke könnt. Doch dor Karl Reinhard mennden:„Näää, dat jeht nit, – die sind all jetällt!" Do jing dor Vatter janz bedröppelt widder noh Huhs.

De We-ek drop li-ep dem Vatter im Dörep do Karl Reinhard öwwer dor Wesch. „Du Karl, – häss du mesch nit letzte We-ek vortault, dat du dinn Muhre all jetällt häzz ?" „Jo," säht do Karl, „ dat stemmt.".

„Karl," saiden dor Vatter, „Karl,- esch jlöüw - du mozz dinn Muhre noch ens tälle!" .

Ewald Dietz

Minne Koseng on esch wore döckes vorbiestert, wenn mo jiede Dahch op de Stoppelfelder jedri-ewe wu-ede, öm Stonde met kromme Rögge Ähre optele-ese. Äwwer wat so rischtije Jonges sind, die hant, wenn se e beske noh'denke, emmer emo-el dä eine oder angere ju-ede Ennfall.- On mer wore su Jonges…

Die Stro-et „An den Dieken" en Lengtörp wor noch lang noh'em Kri-ech vom „Breitscheider Weg" uss mär e ne stark jewundene Feldwesch. Lenks worene dicke Bosch, un raihts e jru-et Ko-enfeld. - Et wor de Dahch, wo do jemi-ent[16] wu-ed. Mit de Räder hammer uss do im Bosch vorstoppt on jewaht, bös de Mi-ehmaschin' vorbe-iko-em un met Jeklapper henger de Weschbiejung fott wor. Ruckzuck simmer usem Bosch eruht, hant ons jieder twe-i Bü-ed[17] onger dor Ärem jeklemmt un sind widder rinn en dor Bosch.

Tei-esch hammer vorsöckt, die Bü-ede treck uhttedresche: Hant et Rad oum Kopp jestellt, dat Hengerrad meddem Pedal in Schwung jebrait, un dann de Ähre en de Spiehke jehaule. Doch dat wor nix. Also hammer met en Schier[18] de Ähre afjeschni-ede on en dor Sack jestoppt. Ordentlech wie mor wore, hammer dann die jestüppde Bü-ede fein säuberlich widder obem Acker jelait, do, wo mor se stibitzt hadde. Su hätt kinn Mensch jät jemerkt, on mor hadde nullkommanix de Säck voll.

Te Huhs hanze dann treck jemerekt, dat et met ons Ähreleserei nit met raihte Denge toujejange sinn konnt, un et jo-ew för onz i-eschemo-el[19] e paar profilaktische (halewhäzzije) Uhrfieje[20] - we-il mo sujät nit deht', - un ‚weil wir sujät nit nü-edesch hädde!'.

Hadde mor wohl doch. Denn uhtjedrosche hanze ons jeklaude Ähre doch ...

Späder hann esch von de Jru-ete noch janz angere Denge jehü-et: Die hannt sech nämlisch mit ne Sack un en Schier am hellischte Dahch kackfresch medde ennet Ko-enfeld jesatt, hant en aller Rouh de Ähre von de Halme af-jeschnippelt un do ne bre-ide Striepe[21] Strüeh teröck jelo-ete. Odder se hant sech mit Sack un Schier enne Huste vorkro-epe, hant de Ähre no benne jetrocke un do afjeschni-ede. Dann dat Strüeh o-ewe widder su schü-en hu-ech drapiert, als obbet nie angisch jewesst wör! Wat saht ihr nu?

Ford-Haupthändler
40878 Ratingen · Hauser Ring 70-74
Telefon 0 21 02 / 30 00 - 0 · Telefax 0 21 02 / 30 00 - 32

Un do jo-ew et kinn Uhrfieje!

Nu, - mo sollt hütt die jät kromme Nahrungsmeddelbeschaffung en dös Tied nit so e-infach vordeuwele.

Schließlich simmer su all' nit vorhongert. Mir nit, on de Bu-ere och nit. Wenn sech dat och döck su ahnjehü-erd hätt.

Fasstehaule is he noch, dat mo von janz, janz o-ewe späder doch noch su-en Art Jeneralabsoluzzion erfahre hant.

Nämlich vom Kardinal un Erzbischof Frings en Kölle. He vorstung die Lütt, die et uss dor Nu-et eruht medde ‚minn un dinn' nit su jenau noh-eme, mär to ju-et. Jo, he hätt die Lütt en Schutz jenoh-eme!

Un domet hatt' uss Mopsere-i allerhüechste Sehje erfahre. Un vor allem sinne No-eme fott. Nämlich: Fringse!

Äwwer dat wollt esch ösch töm Schluß noch sahre: - Weßter, watt esch för dor Döüwel hütt noch nit uhtstonn kann?

Wenn Ärpel oder Bru-et fottjeschme-ete we-ede! Jeht ösch dat nit och su-e?

Ewald Dietz

1) Bratkartoffeln
2) Einfache Blutwurst
3) Artilleriebeschuß
4) Feld, Acker
5) Kartoffelgrün, - kraut
6) aufgehoben, aufgelesen
7) Knecht
8) Pferdewagen
9) Öl, Speiseöl
10) Pflanzkartoffel
11) Gutshof Hülchrath
12) Rücken, Kreuz
13) Deckel des Waschkochkessels
14) Kopfkissenbezug
15) Schnaps
16) gemäht
17) Bund Getreide
18) Schere
19) erst einmal
20) Ohrfeigen
21) Streifen

Marie Luise Kaschnitz

* Karlsruhe 31. Januar 1901 – † Rom 10. Oktober 1974

Im Kriege

Schlafe noch, ruhe Kind,
Ehe die Nacht verrinnt
Lautlos im Schatten der Mulden,
Ehe dein Herz erkannt,
Was von des Menschen Hand
Menschen erdulden.

Trinke der Träume Wein,
Ehe der Morgenschein
Glänzt auf den Blättern der Weiden,
Eh du zu deuten weißt,
Was von des Menschen Geist

Iß von der Liebe Brot,
Ehe die Sonne loht
Flammengelb hinter den Toren,
Ehe der Tag dir beut
Speise von Haß und Leid,
Weil du im Kriege geboren.

Zehn Jahre Medienzentrum – Eine Bibliothek für alle(s)

Bereits 1977(!) wurde zum ersten Mal über einen Bibliotheksneubau in der Innenstadt im Rat der Stadt Ratingen diskutiert. Das Bürgerhaus, in dem die Bibliothek seit 1972 untergebracht war, platzte förmlich aus allen Nähten, alle Möglichkeiten für die Unterbringung von Regalen, Tischen und Stühlen waren ausgereizt, eine räumliche Erweiterung des denkmalgeschützten Hauses unmöglich. Es war mitunter so voll, dass Schlangen von Besuchern von der Verbuchungstheke über die Eingangstreppen bis hinunter zum Marktplatz reichten. Mit diesem überwältigenden Zuspruch und dank der steigenden Nachfrage nach Büchern und anderen Medien votierten die Bürger auf ihre Weise für einen Bibliotheksneubau.

Es dauerte noch bis 1987, bis die Planungen in eine konkrete Phase übergingen. Ein städtisches Grundstück wurde gefunden (neben dem Stadtmuseum), das Land NRW bewilligte einen Zuschuss und das Architektenbüro Lambart erhielt grünes Licht zum Bauen. Das Gesamtprojekt hatte ein Kostenvolumen von 10,5 Millionen DM. Von Beginn an geriet der Zeitplan allerdings ein wenig in Verzug, denn beim Ausschachten entdeckten Bauarbeiter gefährliche Altlasten im Erdreich.

Parallel zur Bauphase und zum alltäglichen Ausleihbetrieb übertrugen die MitarbeiterInnen der Stadtbücherei nun die Daten ihrer Medien auf EDV, denn am neuen Standort (und in allen Zweigstellen) sollte auch informationstechnisch ein neues Zeitalter beginnen und Ausgabe, Rückgabe und Recherche über den Computer erfolgen.

Um die Wünsche der Bürger noch besser kennen zu lernen, startete die Bibliothek 1989/90 gemeinsam mit dem Kulturamt und der Statistikstelle der Stadt Ratingen eine repräsentative Meinungsumfrage zum Thema Stadtbibliothek und Kultur. Viele der Befragten äußerten den Wunsch nach einem Lesecafé und längeren Öffnungszeiten.

Am 13. April 1991 war es endlich so weit. Das neue Gebäude an der Lintorfer Straße (heute Peter-Brüning-Platz) wurde der Öffentlichkeit übergeben: ein heller, freundlicher, zum Besuch und Verweilen einladender Bibliotheksbau füllte sich mit Leben. Rund 1500 Neuanmeldungen und 42000 Entleihungen in den ersten sechs Betriebswochen legten nachdrücklich Zeugnis darüber ab.

Das multifunktionale Lesecafé bietet Raum für Ausstellungen, Theater und Musik, Kleinkunst, Vorträge, Autorenlesungen und vieles mehr.

Viele Stammleser und auch eilige Besucher machen seither ausgiebig Gebrauch von den ausliegenden Zeitschriften und Tageszeitungen oder treffen sich mit Freunden und Bekannten zum Kaffeetrinken oder zum Frühstück.

Insgesamt tätigten die Ratinger Leser bis heute rund 4,5 Millionen Medienausleihen (zusammen mit den Zweigstellen ca. 6 Millionen). Hinzu kommt noch ein Berg von 400.000 Informationsbroschüren verschiedensten Inhalts zum kostenlosen Mitnehmen.

Ratingens Leser schätzen besonders den angebotenen Medienmix – von allem und für jeden etwas -, d.h. neben den klassischen Printmedien Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, Karten und Noten sind Spiele, Cassetten, Videos, CDs, CD-ROMs und neuerdings DVDs sehr gefragt.

Im Werben um die Zusammenarbeit mit Schulen in Ratingen konnte die Stadtbibliothek 1995 die Bertelsmann-Stiftung als Kooperationspartnerin für ein fünf Jahre dauerndes Leseförderungsprojekt gewinnen. „Öffentliche Bibliothek und Schule – Neue Formen der Partnerschaft“ heißt jetzt nach Abschluss des Projekts „SCHUB - Schule und Bibliothek“ und bietet Ratinger Schulen auf Altersgruppe und Unterricht abgestimmte Klassenführungen, Programmarbeit und - last but not least - Bücherkisten zu vereinbarten Themen an. Ein nach Schulfächern sortierter Buchbestand, die Schulothek, speziell für die Sekundarstufen ist eine reichhaltige Fundgrube für Hausarbeiten, Referate und Prüfungsvorbereitungen.

Das Medienzentrum am Peter-Brüning-Platz besteht seit 10 Jahren

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Medienzentrums

Mit Blick auf die sich wandelnden Mediengewohnheiten seiner nachwachsenden Kundschaft wurde das Medienzentrum speziell auch für die jüngeren Besucher aktiv. Mit Unterstützung des Freundeskreises der Stadtbibliothek (e.V. 1993 gegründet) und von Sponsoren gelang es der Kinder- und Jugendbücherei 1998 dort einen Multimedia-PC mit (Lern-) Spielen und CD-ROMs bereitzustellen. Es wunderte niemand, dass die Kinder sofort begeistert davon Gebrauch machten. Inzwischen ist ein mit Extra-Links für Kinder ausgestatteter Internet-PC hinzugekommen. Ein Kollege des Medienzentrums steht den neuen Usern regelmäßig mit Rat und Tat zur Seite.

Im Lauf der Jahre konnte das Medienzentrum weitere Angebotssegmente besetzen, die man im herkömmlichen Sinne nicht unbedingt in einer Bibliothek vermuten würde:

Verbraucherschutz, heute im Zuge von BSE ein hochpolitisches Thema, und die Information von Verbrauchern waren dem Medienzentrum schon immer große Anliegen. Bereits vor 10 Jahren wurde im 2.OG die „Infothek- das Selbstinformationssystem der Verbraucherzentrale NRW“ mit zahlreichen, thematisch sortierten Produktberichten und -tests aus Verbrauchermagazinen eingerichtet.

Das regelmäßige Bewerbungstraining mit dem Arbeitsamt Düsseldorf spricht vor allem Ausbildungsplatz- und Jobsuchende an. Medien der Bibliothek zu Bewerbung, Testtraining und Rhetorik sind Ausleihrenner.

Mit der Bürgerinformation „Nachrichten aus dem Rathaus“ zollt das Medienzentrum dem kommunalpolitischen Interesse seiner Besucher Rechnung. Ratsvorlagen, öffentliche Sitzungsprotokolle, Haushaltplan, Ortsrecht, Zeitschriften und Sachbücher gehören an auffälliger Stelle im Eingangsbereich zum dortigen Repertoire, seit 1999 zusätzlich Informationen zur Lokalen Agenda 21.

1996 gehörte das Medienzentrum zu den ersten öffentlichen Bibliotheken bundesweit, die ihren Lesern einen Internetzugang ermöglichten. Bald sollen alle Ausleihstellen im städtischen Bibliotheksystem kostenlose Internetnutzung anbieten.

Dies sind nur einige Beispiele, die zeigen, wie das Medienzentrum (im Verbund mit den Stadtteilbüchereien) auf die sich ändernde Medienlandschaft und damit auf gesellschaftliche Bedürfnisse einzugehen versucht. Bei seit langem gleich gebliebenem Medienetat, aber kräftig steigenden Preisen für Bücher und neue Medien müssen die MitarbeiterInnen der Bibliothek jede Mark zweimal umdrehen.

Nur mit Aktualität und Vielfalt ihrer Medien und Aktivitäten kann jede Bibliothek ihre Attraktivität erhalten und für neue Wege offen bleiben. Das wird in Zukunft auch in Ratingen nur mit ausreichenden Mitteln gelingen können.

Die Besucherzahlen des Medienzentrums sprechen jedenfalls für sich:

In den letzten 10 Jahren kamen rund 2,25 Millionen Menschen zu Konzerten, Ausstellungen, Lesungen, zur Ausleihe oder nur zum Verweilen. Ganz Ratingen (90.000 Einwohner) war also schon 25 Mal dort zu Gast.

Peter Kiefer,
Diplom-Bibliothekar,
Mitarbeiter der
Stadtbibliothek Ratingen.

Füsgen

Wir für Sie
PARFÜMERIE

Kosmetik · Parfümerie
Paßbilder und Fotoarbeiten
Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen
Konrad-Adenauer-Platz 5, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 9 33 94, Telefax 0 21 02 / 9 33 95
Internet: www.wir-fuer-sie-parfuemerie.de/fuesgen

Magdalena Adams: Mit 90 immer noch täglich am Flügel

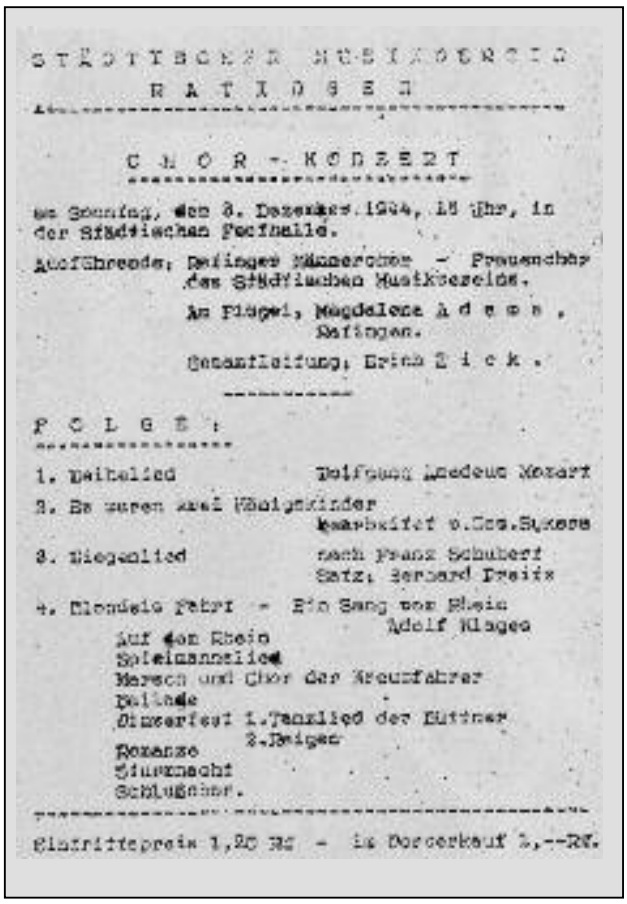
Viele ihrer Schüler erwählten die Musik zum Beruf

Sie nennt sich selbst eine „Perfektionistin“, die Ratingerin Magdalena Adams, wenn sie auf ihre langjährige Tätigkeit als Musiklehrerin und ein vielseitiges Wirken als Konzertpianistin zu sprechen kommt. Aber auch sonst scheint um sie herum selbst noch mit ihren 90 Lebensjahren alles perfekt zu sein: die proper und adrett sich darbietende Wohnung im Haus Lintorfer Straße 52, das helle und freundliche Musikzimmer mit dem Flügel im Mittelpunkt und der Musikliteratur an den Wänden und das offenbar nach klaren Prinzipien ausgerichtete Leben. Dass sie selbst in Ratingen am 12. April 1911 geboren wurde, hat sie schließlich auch dem Sauberkeits- und Ordnungssinn ihrer Mutter zu verdanken, denn eigentlich sollte sie in Wuppertal zur Welt kommen, wo die Familie um diese Zeit noch wohnte. Nachdem ihr Vater am 1. April 1911 seinen Dienst am Ratinger Amtsgericht angetreten hatte, ließ es sich ihre Mutter an jenem denkwürdigen 12. April nicht nehmen, in der frisch angemieteten, aber noch nicht bezogenen Wohnung an der Kaiserswerther Straße selbst die Fenster zu putzen, obwohl sie in „gesegneten Umständen“ war, wie man damals die Schwangerschaft noch nannte. Und das führte dazu, dass die überraschend schnell in die Welt drängende Magdalena, wie sie dann im Taufregister geführt wurde, in Ratingen das Licht der Welt erblickte. Und bis heute fühlt sich Magdalena Adams ihrem Ratingen verbunden.

Das Elternhaus an der Hauser Allee Nr. 54

Es war eine frohe und glückliche Jugend, die sie zusammen mit zwei Brüdern in dem vom Vater dann am Hauser Ring gebauten Haus verlebte. Bei langen Spaziergängen durch das Angertal und den angrenzenden Wald wurden die Kinder mit der Natur vertraut, lernten Bäume, Pflanzen und Pilze kennen. Aber auch das Musische wurde in der Familie schon von früh an gepflegt. Der Vater, von seinem Vater her sehr musikalisch erzogen, war ein guter Klavierspieler, und die Mutter hatte eine herrliche Sopranstimme, so dass im Hause Adams eigentlich immer musiziert und gesungen wurde. Und so blieb es nicht aus, dass die kleine Magdalena – wie man ihr später immer wieder erzählte – schon mit drei Lenzen so einfach vom Hören die schönsten Schubertlieder trällerte. Es war das absolute Gehör, das ihr in einem ganzen von der Musik bestimmten Leben zustatten kam.

Ihre musikalische Ausbildung begann damit, dass sie mit neun Jahren den Klavierunterricht bei dem Musiklehrer Fitzen begann. Heute sagt sie, das sei eigentlich fast schon zu spät gewesen. Aber immerhin hatte sie dann mit 15 Jahren, nachdem sie vom Ratinger Lyzeum an das Düsseldorfer Auguste-Victoria-Lyzeum gewechselt hatte, ihren ersten Auftritt als Solistin im Stadttheater. Ihr musikalisches und offenbar auch tänzerisches Talent wurde von der Schule gefördert, und so kam sie



STÄDTISCHER MUSIKVEREIN
RATINGEN

CHOR-KONZERT

am Sonntag, den 3. Dezember 1944, 15 Uhr, in der Städtischen Festhalle.

Ausführende: Ratinger Männerchor - Frauenchor des Städtischen Musikvereins.

Am Flügel, Magdalena Adams, Ratingen.

Gesamtleitung: Erich Eick.

FOLGE:

1. Weihelied — Tonfolge Amadeus Mozart
2. Es waren zwei Königskinder — Kaarbeitet v. Geo. Sykora
3. Wiegenlied — nach Franz Schubert, Satz: Bernard Preitz
4. Blondels Fahrt - Ein Sang vom Rhein — Adolf Klages
   Auf dem Rhein
   Spielmannslied
   Marsch und Chor der Kreuzfahrer
   Ballade
   Dinzerfest 1. Tanzlied der Büttner
   2. Reigen
   Romanze
   Sturmnacht
   Schlußchor.

Eintrittspreis 1,20 RM - im Vorverkauf 1,--RM.

mit 18 Jahren an die Musikhochschule in Köln, wo sie neben Klavier auch Komposition studierte. Und bald kamen auch die ersten Auftritte. Mit Vergnügen erinnert sie sich daran, dass sie schon 1933 in einem Konzert des Ortsausschusses für Jugendpflege in der Aula des Ratinger Lehrerseminars selbst komponierte Lieder vortrug. In der Zeitungskritik wurde u. a. gesagt, sie könne „mit Freude und Befriedigung auf ihren ersten Erfolg zurückblicken“.

Der Komposition gehörte über viele Jahre ihre besondere Liebe. Und ganz offensichtlich nicht ohne Erfolg. Mit Stolz berichtet sie heute davon, dass z. B. sie für den aus Ratingen stammenden Flötenvirtuosen Heinz Breiden, der bei den Berliner Philharmonikern spielte, eine Kadenz für ein Mozartwerk schrieb, das im Rundfunk u. a. auch nach Übersee übertragen wurde. Aber das Doppelstudium war für sie doch belastend, und so konzentrierte sie sich auf ihre Ausbildung als Musiklehrerin, gab in Köln um diese Zeit schon den ersten Klavierunterricht und legte 1936 das Musiklehrerexamen ab. In Ratingen bekam sie mit der kleinen Mizzi Weidle (Frau Küpper) ihre erste Klavierschülerin. Wie viele Schülerinnen und Schüler sie mittlerweile in ihrer immerhin schon über 65 Jahre währenden Tätigkeit als Musikpädagogin insgesamt schulte, vermag sie selbst nicht zu sagen. Es freut sie aber immer wieder, dass viele ihrer ehemaligen Schülerinnen und Schüler selbst die Musik zum Beruf erwählten und ihren Weg machten, und mit vielen pflegt sie heute noch persönlichen Kontakt. Ihr Bestreben ist es, so sagt sie, den Begabten so weit wie möglich zu künstlerischer Reife zu verhelfen und in den weniger Begabten mit aller Zuwendung musikalisches Interesse zu wecken. Über Jahrzehnte gehörten ihre Schülerkonzerte zu den Besonderheiten des Ratinger Kulturlebens. Die Jubiläen ihrer Musiklehrertätigkeit konnte Magdalena Adams jeweils mit vielen Gratulanten in der Cafeteria des Stadtmuseums bzw. im Medienzentrum feiern. Und auch heute noch wissen Schüler - ihr Alter liegt zwischen neun und 66 Jahren - ihren Klavierunterricht zu schätzen.

Rückblickend erzählt Magdalena Adams, dass sie trotz widriger Umstände ihre Konzerttätigkeit auch während des Krieges fortsetzen konnte. Im Dezember 1944 war es ein Chorkonzert, das der städtische Musikverein mit dem Männer- und Frauenchor gab. Am Flügel Magdalena Adams, Gesamtleitung Erich Eick, so weiß der Programmzettel auf einfachem grauen Papier zu berichten. Wenig später war es dann ein Konzert, das sie zusammen mit zwei Berufsmusikern, die als Soldaten bei der Einheit Luftnachrichten (Luna) dienten, gab. Das Kriegsende und der schwere Bombenangriff auf Ratingen bleiben für Magdalena Adams unvergesslich. Bei einem Spaziergang durch das Angertal konnte sie sich gerade noch unter den Torbogen der Wasserburg Haus zum Haus retten, bevor das Inferno der Bomben rings um sie losbrach. Und dann sah sie das in Flammen stehende Haus. Zum Glück konnte sie ihren Flügel noch

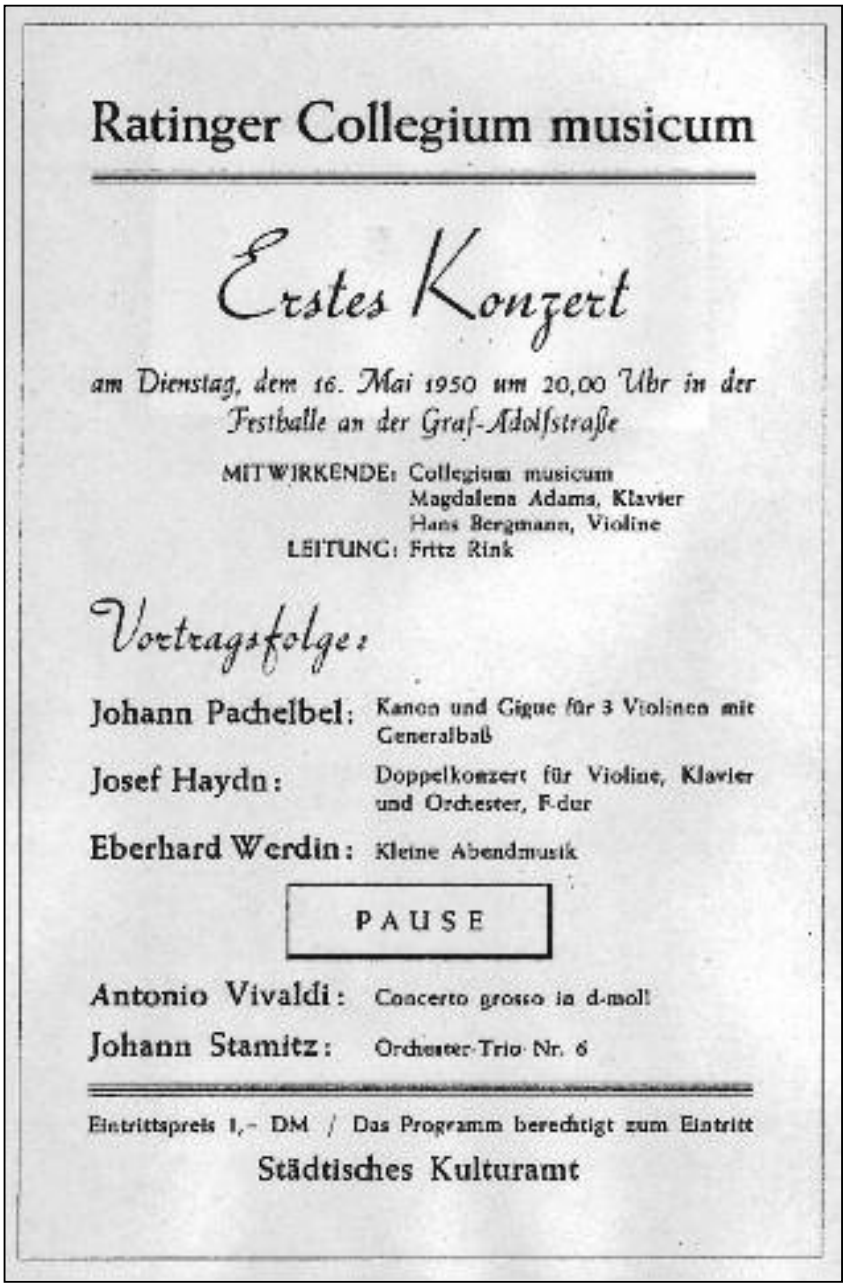
In den 1950er Jahren waren bei Hausmusikabenden manchmal bis zu 100 Zuhörer Gast bei Magdalena Adams

ins Freie schaffen. Der fand zunächst Unterschlupf auf dem Hahnerhof und später im Mädchenheim an der Düsseldorfer Straße.

Damit konnte in den folgenden Not- und Hungerjahren wenigstens wieder ein bescheidenes kulturelles Leben in Ratingen begonnen werden. Zunächst waren es Volksliederabende und Kammerkonzerte im kleinen Kreis. Als sie dann nach drei Jahren Kellerleben wieder in das aufgebaute Haus einziehen konnte, erweiterte sich dieser Kreis schon auf bis zu 100 Personen. Bei einem der ersten Solistenkonzerte, die 1950 vom Kulturamt in der Festhalle an der Graf-Adolf-Straße veranstaltet wurden, stellten die Düsseldorfer Nachrichten fest, dass der Kreis der Interessierten immer noch recht klein sei. Von Magdalena Adams aber wird gesagt, dass sie „als einfühlsame Begleiterin ihr großes Künstlertum entfaltete“ und damit entscheidenden Einfluss auf das Gelingen des Abends hatte. Und dann begann sich das Kulturleben wieder stärker zu entfalten. Es folgen mehrere Konzerte in Düsseldorf. Bei den Lintorfer Heimatfreunden war Magdalena Adams in dieser Zeit bei zahlreichen Veranstaltungen ein gern gesehener und vor allem gehörter Gast. Das reichte von den Programmeröffnungsfeiern bis zu Kammermusikabenden und Morgenfeiern. Häufige Auftritte folgten zusammen mit dem in Lintorf lebenden Sänger Hugo Kratz.

Seit dem ersten Konzert des Collegium Musicum im Jahr 1950 war Magdalena Adams auch eng mit diesem Kreis verbunden, der über viele Jahre das musikalische Leben der Stadt bestimmte. Dazu gehörte 1962 auch ein Wohltätigkeitskonzert für die Opfer der großen Flutkatastrophe in Hamburg. In den 60-er Jahren war es üblich, dass die Volkshochschule ihre Semester jeweils mit einem Konzert eröffnete, und immer war Magdalena Adams unter den Ausführenden.

Wenn Magdalena Adams zurückblickt, dann fallen ihr auch viele



Ratinger Collegium musicum

Erstes Konzert

am Dienstag, dem 16. Mai 1950 um 20,00 Uhr in der Festhalle an der Graf-Adolfstraße

MITWIRKENDE: Collegium musicum
Magdalena Adams, Klavier
Hans Bergmann, Violine
LEITUNG: Fritz Rink

Vortragsfolge:

Johann Pachelbel: Kanon und Gigue für 3 Violinen mit Generalbaß

Josef Haydn: Doppelkonzert für Violine, Klavier und Orchester, F-dur

Eberhard Werdin: Kleine Abendmusik

PAUSE

Antonio Vivaldi: Concerto grosso in d-moll

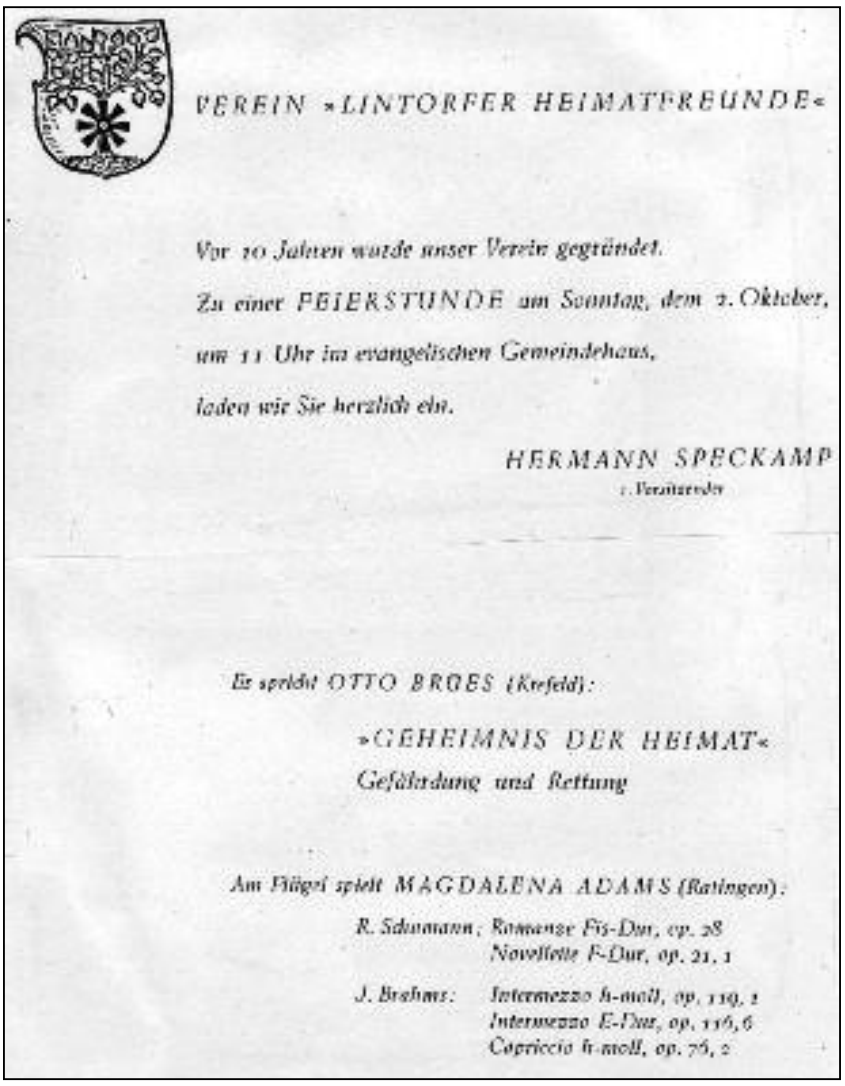
Johann Stamitz: Orchester-Trio Nr. 6

Eintrittspreis 1,- DM / Das Programm berechtigt zum Eintritt

Städtisches Kulturamt

Mit dem Verein Lintorfer Heimatfreunde ist Magdalena Adams seit den 1950er Jahren herzlich verbunden. Sie ist nicht nur Mitglied des Vereins, sondern war stets gern gehörter Gast bei unzähligen Veranstaltungen. Auf unserem Bild wird sie bei der Festveranstaltung zum 50jährigen Jubiläum des Vereins vom Vorsitzenden Manfred Buer begrüßt

Die 86jährige Magdalena Adams nach ihrem Konzertabend im Kursaal von Bad Griesbach am 31. Juli 1997



VEREIN »LINTORFER HEIMATFREUNDE«

Vor 10 Jahren wurde unser Verein gegründet.

Zu einer FEIERSTUNDE am Sonntag, dem 2. Oktober, um 11 Uhr im evangelischen Gemeindehaus, laden wir Sie herzlich ein.

HERMANN SPECKAMP
1. Vorsitzender

Es spricht OTTO BROES (Krefeld):

»GEHEIMNIS DER HEIMAT«
Gefährdung und Rettung

Am Flügel spielt MAGDALENA ADAMS (Ratingen):

R. Schumann: Romanze Fis-Dur, op. 28
Novellette F-Dur, op. 21, 1

J. Brahms: Intermezzo h-moll, op. 119, 1
Intermezzo E-Dur, op. 116, 6
Capriccio h-moll, op. 76, 2

Einladungskarte zum 10jährigen Bestehen des Vereins Lintorfer Heimatfreunde

Konzerte an den ungewöhnlichsten Orten ein. Als sie 1963 zum ersten Mal auf Mallorca war, bekam sie Gelegenheit tagsüber auf dem Klavier eines Nachtclubs zu spielen und zu üben. Der Besitzer hörte sich das an, wusste - was die Spielerin höchst überraschte - die klassischen Stücke ohne Probleme einzuordnen und beim Namen zu nennen und bot ihr an, doch ein Konzert zu geben. Daraus wurden dann sogar drei Konzerte, die auf den Programmen jeweils deutsch, englisch und spanisch vorgestellt wurden. Einen schweren Rückschlag erlebte die Pianistin 1964. Sie brach sich die Hand und musste für einige Zeit aussetzen. Danach konzentrierte sie sich weitgehend auf die Schülerausbildung, aber bald kamen wieder die ersten Konzerte u. a. auch in Erkelenz und Aachen. 1972 fuhr sie zusammen mit dem Collegium musicum in die Partnerstadt Maubeuge, wo sie mit viel Beifall an zwei Konzerten beteiligt war.

Das Reisen ist überhaupt ihre große Leidenschaft, und immer wieder findet sie dabei – wie damals auf Mallorca – die Gelegenheit zu Konzerten. Als sie z. B. 1997 sich bei einem Aufenthalt in Bad Griesbach die Erlaubnis eingeholt hatte, auf dem Konzertflügel gelegentlich zu üben, wurde sie von der Kurdirektion angesprochen, ob sie nicht einen Konzertabend geben wollte. Sie nahm an – und spielte eineinhalb Stunden Konzert auswendig – und das mit damals 86 Jahren. Und wenn Magdalena Adams heute in ihrer Mappe mit Programmen, Zeitungskritiken und persönlichen Dankschreiben blättert, dann ist das alles nicht nur Vergangenheit, sondern Anstoß und Anregung, auch weiterhin ihrer Musik verbunden zu bleiben.

Dr. Richard Baumann

Bereits zum 12. Mal verlieh der Heimatverein „Ratinger Jonges“ im vorigen Jahr die Dumeklemmer-Plakette wegen besonderer Verdienste um das Wohl unserer Heimatstadt Ratingen. Sind es in der Regel Einzelpersönlichkeiten, denen diese besondere Auszeichnung zuerkannt wird, weil sie durch ihre Arbeit oder ehrenamtliche Tätigkeit im Licht der Öffentlichkeit stehen, so wurde diesmal eine ganze Gruppe geehrt, die den Namen Ratingens weit über die Stadtgrenzen hinaus in besonderem Maße bekannt gemacht hat: ***die Mädchen und Jungen des Ratinger Kinder- und Jugendchores der Städtischen Musikschule mit ihren Chorleitern Brigitte und Werner Schürmann.***

Musikalisch umrahmt wurde die Feierstunde am 10. Dezember 2000 im Museum der Stadt Ratingen - wie konnte es anders sein - durch Vorträge der jugendlichen Sängerinnen und Sänger. Damit auch sie gebührend geehrt werden konnten, hatte Jonges-Mitglied Andreas Feit für alle eine Nachbildung der Dumeklemmer-Plakette aus Schokolade gefertigt. In seiner Laudatio würdigte Hans Müskens, Studiendirektor am Kopernikus-Gymnasium in Lintorf und Vater einer Chorsängerin, das Engagement des Chorleiterehepaares Brigitte und Werner Schürmann sowie den Fleiß und die Einsatzfreude der Sängerinnen und Sänger:

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,
sehr geehrter, lieber Baas
Heinz Beyer,
sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Mädchen und Jungen,
liebe Brigitte, lieber Werner
Schürmann !

„Lehrer sind faul“, soll ein uns allen bekannter Politiker gesagt haben. Eingedenk dieses Wortes habe ich die „Laudatio“ schreiben lassen und zwar von denen, die heute morgen zu loben sind: von euch, den Jungen und Mädchen des Ratinger Kinder- und Jugendchores. Was soll man als Lehrer auch sonst montags morgens in der ersten Stunde machen: „Zettel raus, wir schreiben einen Test. Thema: ‚Warum bist du im Ratinger Kinder- und Jugendchor ?‘“ Es ist zwar vom Erlass her nicht erlaubt, solche ‚Gesinnungsfragen‘ zu stellen. Ich habe es aber getan und war auch richtig neugierig. Diese Neugierde möchte ich jetzt zunächst auf Sie übertragen.

Hören wir uns zunächst einige Ergebnisse des Tests an:

Eine 12jährige Sängerin schreibt: „Ich bin schon seit neun Jahren im Kinderchor und da würde es mir schwer fallen, wenn ich nicht mehr dabei wäre. Außerdem finde ich Herrn und Frau Schürmann einfach spitze. Ich habe im Chor meine Freunde. Mit ihnen kann ich mich unterhalten, was ich ja sonst nicht machen könnte, weil sie z. B zu weit weg wohnen. Auch bin ich immer noch im Chor, weil ich später einmal Sängerin werden möchte. Es macht mir einfach Spaß und die Proben werden immer witzig gestaltet.“

Verleihung der „Dumeklemmer-Plakette“ 2000. Von links nach rechts: Jonges-Baas Heinz Beyer, Werner Schürmann, Brigitte Schürmann. Im Hintergrund der Ratinger Kinder- und Jugendchor

„Ich bin im Ratinger Kinder- und Jugendchor, weil es mir Spaß macht zu singen. Vor großen Auftritten gibt es zwar viele (zu viele) Proben, aber trotzdem bin ich froh, dass ich im Chor mitmache.“

„Warum wir im Chor sind“? In Stichworten sagen es zwei junge Damen, die im nächsten Jahr ihr Abitur machen werden: „Wir treffen Freunde. Der Chor bedeutet für uns ein Gefühl von Gemeinschaft. Wir haben Freude am Singen und an der Musik. Wir finden es wichtig, etwas in der Gruppe zu erreichen. Es gibt echte Erfolgserlebnisse. Wir wissen, dass man nur etwas erreichen kann, wenn wir zusammen halten, miteinander harmonieren. Wichtig und schön sind für uns auch die gemeinsamen Erlebnisse: die Chorreisen, die Wettbewerbe, die Weihnachtskonzerte. Im Kinder- und Jugendchor zu singen, ist überhaupt nicht langweilig, weil immer wieder Neues eingeübt wird. Es ist auch schön, anderen Menschen mit der Musik Freude zu machen. Schließlich macht die Musik auch uns selbst Freude.“

Kurz und bündig sagt ein Geschwisterpaar: „Wir wollten unbe-

dingt bei ‚Joseph' mitmachen, darum haben wir uns im Chor angemeldet. Und danach sind wir dabei geblieben. Es macht einfach Spaß zu singen."

„Inzwischen bin ich seit über fünf Jahren im Chor. Deshalb wäre es jetzt nicht einfach, mich von diesem Hobby zu trennen, was ich auch nicht vorhabe. Es macht einfach riesigen Spaß, sich mit anderen Kindern und Jugendlichen zu treffen, miteinander zu reden und natürlich auch miteinander zu singen. Wir haben einfach alle ein gemeinsames Interesse: unseren Chor. Zwar ist die Zeit der Proben manchmal etwas lang, jedoch wird das völlig durch tolle Konzerte, durch Reisen, durch die CD's und durch alles, was wir sonst so machen, belohnt. Ich könnte diese Aktivitäten niemals aufgeben."

„Meine Zeit mit dem Chor begann erst im Januar 1997, zu der Zeit, als viele bei „Joseph" mitsangen. Durch die Idee, vielleicht auch bei dem Musical mitmachen zu können, kam ich erst auf die Idee, in dem Chor zu singen, wobei mein erstes Vorsingen bei Herrn Schürmann mehr als peinlich und schlecht ausfiel. Für „Joseph" war ich dann zwar zu alt und zu groß, im Chor bin ich aber trotzdem irgendwie hängen geblieben."

„In meiner Zeit im Chor sah ich viele kommen und einige auch wieder gehen. Natürlich wechselt die Besetzung unseres Chores hier und da ein wenig. Doch viele sind schon eine halbe Ewigkeit dabei. Und wenn man als Neuling in den Chor kommt, dann helfen gerade auch die ‚Alten', dass man bei der Chorgemeinschaft nicht außen vor bleibt."

„Die Chormitglieder sind eine Gemeinschaft, das ist wohl auch ein Grund dafür, dass man die manchmal furchtbar langen Proben und den damit verbundenen Stress durchsteht. Ich glaube vielen würde es einfach schwer fallen, den Chor zu verlassen."

„Es gibt etwas, was mich wirklich an diesen Chor bindet: ohne meinen Eintritt hätte ich nie zwei meiner besten Freunde kennen gelernt. Und auch viele andere Freundschaften wären nie entstanden. Mein Leben sähe heute in vielem ganz anders aus."

„Nie vergessen wir,

- wie wir als Bewohner des Hackebackewaldes und als Schauspieler unser Können unter Beweis gestellt haben,
- die Begeisterung und Ausgelassenheit bei „Joseph" (teilweise waren wir schon größer als die Hauptdarsteller),
- unsere Kontakte, die wir in Ungarn mit anderen Chören anknüpften, einschließlich der Tatsache, dass wir doch bitte schön ein Autogramm geben möchten,
- den lustigen Herrn Jokela (aus Kokkola) mit seiner süßen Aussprache ‚Hua wourmentam (Guten Morrrrgen) !'
- die Mückenschwärme, die in Finnland über uns herfielen und die wir mit unseren selbst geflochtenen Rastazöpfen verscheuchen konnten,
- unsere allseits beliebte, schmucke Chorkleidung (im Sommer schwitzen, im Winter frieren),
- und die schöne, überschwängliche Freude über den Sieg bei ‚Jugend singt'.

Das und vieles andere wird in unserer Erinnerung bleiben. Wir wissen: ‚Wir liegen auf der richtigen Schiene' (O-Ton von Herrn Schürmann)."

Soweit die Stimmen der jungen Sängerinnen und Sänger. Und damit ist eigentlich schon alles gesagt.

Ganz so faul, wie anfänglich angedeutet, wollte ich nun doch nicht sein. Ich möchte schon meinen Kommentar dazu abgeben, was den Ratinger Kinder- und Jugendchor auszeichnet und warum er heute morgen eine so wichtige Ehrung erfährt.

Ich versuche, die 16 Jahre Chorgeschichte aus meiner Sicht in einigen Schlagzeilen zusammenzufassen und bin mir bewusst, dass vieles nicht gesagt werden kann. Denn den Chor zeichnet eine unbeschreibliche Aktivität aus, die wir als Eltern irgendwie miterleben und mittragen.

1. Von Rio nach Ägypten.

Ziemlich am Anfang der Erfolgsstory des Ratinger Kinder- und Jugendchores steht die Aufführung des Kindermusicals von Heinz Geese nach Versen von James Krüss „Die Seefahrt nach Rio". Einmal wird es im „Haus Anna" in Lintorf aufgeführt und ein zweites Mal im Stadttheater. Und die Zuschauer „spendeten den Akteuren donnernden Applaus", wie die Zeitung bemerkte. Das war 1987.

Drei Jahre vorher, nämlich am 12. November 1984 hatten die Proben des neu gegründeten Lintorfer Kinderchores begonnen, damals von dem Mitglied des Schulausschusses Frau Ortrun Erlekotte - initiiert. Und Brigitte und Werner Schürmann waren vom ersten Tag an dabei.

Die Probenarbeit klappte so gut, dass bereits ein halbes Jahr später das erste Konzert in der Aula des Lintorfer Schulzentrums stattfinden konnte. In der Zeitung vom 4.6. 1985 hört sich das so an: „Viele Zuschauer, vor allem stolze Eltern und Großeltern, aber auch Musikbegeisterte waren gekommen. Sie erfreuten sich an den Volksliedern, die die 77 Chorkinder, alle im Alter von vier bis 14 Jahren vortrugen. Die Aula war mit Blumen und Bühnenbildern, die der Vater eines Chorkindes gemalt hatte, festlich geschmückt. Die jungen Sänger bewegten sich trotz einigen Lampenfiebers – schließlich handelte es sich ja um den ersten öffentlichen Auftritt – ganz natürlich und ungekünstelt auf dem Podium."

1986 wagte sich der Chor an ein größeres Projekt heran, nämlich an die Kantate „Max und Moritz" von Günther Kretschmar nach den bekannten Texten von Wilhelm Busch. Auch hier zitiere ich die Zeitung: „Mehr als 350 Zuhörer überzeugten sich im Haus Anna in Lintorf davon, daß die Mitglieder des Lintorfer Kinderchores wirklich ‚toll' singen können und in ihrer aktiven Sängerzeit unter Leitung von Werner Schürmann und Brigitte Falke schon viel gelernt haben."

Die „Seefahrt nach Rio" im Jahre 1987 habe ich bereits erwähnt.

Machen wir einen Sprung:

„Dschungelbuch des Lintorfer Kinderchores war ein voller Erfolg", war die Schlagzeile des Jahres 1991. Intensive Probenarbeit war vorausgegangen, um den Erfolg zu sichern, von dem die Zeitung berichtete: „Mit nie enden wollendem rhythmischen Klatschen fei-

erten die Zuschauer in Haus Anna die gelungene Aufführung des ‚Dschungelbuches' mit dem Lintorfer Kinderchor unter der Leitung von Werner Schürmann. Glücklich waren diejenigen, die am Sonntagnachmittag einen der 400 Sitzplätze ergattert hatten. Weitere 200 Besucher konnten die Aufführung nur stehend verfolgen. Die ganz kleinen Zuschauer hatten vor der ersten Reihe Platz genommen und verfolgten mit Spannung das Geschehen auf der Bühne. Vor allem sie waren es, die den kleinen Mogli, der im Dschungel viele Abenteuer zu bestehen hatte, anfeuerten. Sie ergatterten auch die Bananen, die der Affenkönig King Louis bei einer seiner zahlreichen Zugaben in die Menge warf." Ein glücklicher Moment für Brigitte und Werner Schürmann. Der Chorleiter meinte am Ende der Veranstaltung: „Mit einem solchen Andrang hatten wir nicht gerechnet. Viele Besucher mußten wir leider nach Hause schicken."

Aber es gab ja noch eine Fortsetzung. „Die Affen rasten durch den Wald" überschrieb die Zeitung ihren Bericht über die erneute Aufführung im Januar 1992. Direkt zweimal wurde gespielt, diesmal im Stadttheater. Und die Vorstellungen waren restlos ausverkauft. „Schwer zu sagen, worin das Geheimrezept der Aufführung lag", fragte der Kommentator. „Aber daß der Erfolg mehrere Väter und Mütter hat, scheint sicher: In der schwungvollen Inszenierung des Chorleiters Werner Schürmann, in den phantasievollen Dekorationen, den liebevoll gemachten Kostümen und Masken, der Mitarbeit und dem Mitspielen vieler Eltern der Chorkinder, die die wochenlangen Proben begleiteten. Der lebhafte Applaus, den das Ensemble für die beiden Aufführungen am Sonntag bekam, gab der Bewunderung Ausdruck, den alle für das zauberhafte Programm empfanden."

Dann gab es noch „Klaus Klettermaus" im Jahre 1993. „Klettermaus war Publikumsmagnet" und „Da ging die Maus tatsächlich in die Luft" waren die Schlagzeilen nach den erfolgreichen Aufführungen vor ungefähr 2000 Zuschauern in Ratingen und anderen Städten: „Allein das Bühnenbild mit den beweglichen Holzhäuschen und den langen bemalten Stoffbahnen ist sehenswert. Und die kleinen Darsteller können nicht nur singen, sie zeigen auch schauspielerisches Talent," so der Berichterstatter.

(In Klammern sei dazu gesagt: All die wertvollen Kulissen dieser Musicalproduktionen sind in einer Nacht- und Nebelaktion aus Gründen des vorbeugenden Brandschutzes im Schulzentrum Lintorf, wo sie im Keller lagerten, entsorgt worden.)

Wir sind im Jahre 1997: „Joseph", das Musical von Andrew Lloyd Webber im Collosseum in Essen steht auf dem Programm. Von März bis zu den Sommerferien sangen, spielten und tanzten die Jungen und Mädchen des Chores professionell zweimal wöchentlich vor jeweils 1600 Zuschauern. Dieses durchschlagende Erlebnis wiederholte sich dann für die Chorgruppe nochmals 1999.

2. Von Vico Torreani zu Yassir Arafat

Hinter dieser Schlagzeile verbirgt sich das gemeinsame Auftreten mit bekannten Persönlichkeiten. Da wäre 1989 die Veranstaltung mit dem Quizmaster Wim Thoelke in der Stadthalle zu nennen und im gleichen Jahr mit dem Stargast und Schlagersänger Vico Torreani, der hier sein Erfolgsprogramm „Kein schöner Land" vorstellte.

Und Yassir Arafat? Das Zusammentreffen fand 1997 in Neuss statt, als der Chor von der Unesco-Botschafterin Ute Ohoven eingeladen wurde, bei der Benefiz-Gala-Veranstaltung mitzuwirken. „Und die Kinder genossen weidlich die Nähe der Prominenz, als sich Bundestagspräsidentin Rita Süssmuth und Yassir Arafat zu ihnen setzten und mit ihnen plauderten." (Der Handkuss von Yassir Arafat soll heute noch einigen in den Knochen stecken).

3. Puszta, Mücken, Kastagnetten

Was wäre der Ratinger Kinder- und Jugendchor ohne seine Chorreisen?

Da ist z.B. die Reise nach Prag im Jahre 1990 zu nennen. 25 Chöre mit über 1200 Sängerinnen und Sängern singen gemeinsam auf dem Hradschin das „Halleluja" von Georg Friedrich Händel und die „Ode an die Freude" von Ludwig van Beethoven. Das ging ans Herz!

1996 findet die schon erwähnte Reise nach Ungarn statt. Singen, Reiten, Paprika, Peitschenknall, Puszta und Budapest sind nur einige Stichworte, die zumindest bei den Kindern und ihren Begleitern zahlreiche Erinnerungen wachrufen.

1998 ist Finnland das große Ziel. Wolfgang Diedrich, unser Bürgermeister und Schirmherr des Chores, ist mit dabei, ebenso der Schuldezernent unserer Stadt, Klaus Pesch. Hier beginnt auch die Freundschaft mit Herrn Jokela aus Kokkola, der Partnerstadt Ratingens. Konzerte u.a. in der bekannten Felsenkirche von Helsinki, im Dom von Tampere, in Kaustinen und in Kokkola stehen auf dem Programm. Der deutsche Botschafter lädt die musikalischen Botschafter aus Ratingen zu sich ein.

In diesem Jahr 2000 ist es schließlich die Reise nach Andalusien, die zum großen Erfolg wird. Der Chor begeisterte u.a. in Sevilla und Marbella die zahlreichen Zuhörer. Selbstverständlich war es, den Tag der Deutschen Einheit durch ein Konzert zu gestalten.

Die zahlreichen kleineren Fahrten und Probenwochenenden bleiben hier unerwähnt, sind aber für das Zusammenwachsen zu einer Chorgemeinschaft ebenso wichtig.

4. Heilig, heilig, heilig und das Böse

Diese Schlagzeile steht u.a. für die Einstudierung der „C-Dur-Messe" von Anton Bruckner, die dann den Einstieg lieferte für den ZDF-Kriminalfilm „Das Böse". Die Aufnahme hierzu erfolgte in der Stiftskirche in Kleve. Die Bruckner-Messe wurde aber auch mit nach Ungarn genommen oder in einem Gottesdienst der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul aufgeführt.

Zum geistlichen Programm des Chores gehört aber auch das Oratorium „Paulus" von Felix Mendelssohn-Bartholdy, aufgeführt in der Friedenskirche in Düsseldorf , und die Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach, in St. Peter und Paul vorgestellt.

Ein besonderes Erlebnis für die jungen Sängerinnen und Sänger

ist die Begegnung mit einem wirklichen Komponisten, so geschehen im Frühjahr 1997, als der Chor in der evangelischen Stadtkirche u.a. das Agnus Dei von Gerd Sorg, einem Komponisten aus der Nachbarstadt Heiligenhaus sang. Das schönste Lob für den Chor war dessen Begeisterung für die Gesamtleistung des Chores, aber auch vor allem über seine eigene „hervorragend gesungene Komposition“: „Es war die schönste Interpretation, die ich bisher gehört habe“, meinte der Komponist nach dem Gottesdienst zu den Kindern.

5. Von B wie Bach bis Z wie Zoltan Kodaly

Über das weit gefächerte Repertoire des Chores habe ich schon einiges anklingen lassen. Sie alle sind eingeladen, mitzukommen zu den Konzerten an vielen Orten unseres Landes: nach Neviges, in den Altenberger Dom, nach Velbert, nach Gelsenkirchen zur BUGA, nach Belgien, nach Limburg, in den Sendesaal des Deutschlandfunks, nach Brühl ins Phantasialand, zufällig auch nach Ratingen in die Stadthalle, in das Haus am Turm, in das Haus Salem, in den Garten von Haus Cromford.

Erinnern Sie sich noch an den 4. Oktober 1992? „Zauberhafte Melodien“, ein Konzert in der Aula der Anne-Frank-Schule –

(Ich unterbreche hier die Ausführungen, indem ich einen kurzen Werbeblock einfüge: Haus Anna wird abgerissen. Die Aula der Anne-Frank-Schule ist kulturell fast in Vergessenheit geraten. Ein Raum mit Flair und Ausstrahlung, mit einer ausgezeichneten Akustik. Ein Raum mit einer langen Tradition im Hinblick auf Kunst, Musik, Theater. Man sollte ihn nicht vergessen bzw. nicht nur den Matten der Judokas überlassen.)

„Zauberhafte Melodien.“ Hören wir in einen Bericht über die Generalprobe hinein: „Werner Schürmann... hatte am Samstag keinen leichten Stand. Nicht, weil er während der Generalprobe für das Konzert des Kinderchores auf einem wackeligen Schemel balancierend den Kopf in die Schlinge am Papp-Baum legen mußte. Der angesichts des Generalprobenstresses streng gestikulierende Chorleiter schlüpfte nämlich in die Rolle des Papageno und besang die schnöde Welt. Angetan mit buntem Federumhang und giftgrünem Perückenschopf hatte Schürmann alle Mühe, sich als musikalische Autorität durchzusetzen.“ Amüsiert erfährt der Leser weitere Einzelheiten: „‘Herje, wo ist denn der Pianist ?‘. Schürmann stand der Schweiß auf der Stirn. Dann verpatzt der Chor den Einzug auf die Bühne, eine junge Sängerin findet den Ton nicht. Brigitte Falke lächelt: ‚Wenn in der Generalprobe etwas nicht klappt, das gehört einfach dazu. Es stimmt wirklich: Dann wird das Konzert meistens gut‘, sagt sie und eilt nochmals zur Bühne.“ Auch dieses Opern- und Musicalkonzert – man muss es eigentlich nicht mehr erwähnen - wurde ein voller Erfolg.

Dass es zwischenzeitlich CD-Aufnahmen gab, sei nur am Rande erwähnt, ist aber eigentlich sehr wichtig, weil auf diese Weise etwas festgehalten wird, was in einem Konzert oftmals verfliegt wie der Wind und damit bald in Vergessenheit gerät.

Der Lohn der Mühen zeigt sich in einer Reihe von Auszeichnungen:

- **Der Chor erringt beim „Wettbewerb Jugend singt“ 1994 den 1. Platz**
- **Beim internationalen Musikwettbewerb 1996 in Belgien belegt der Chor in seiner Kategorie gegen 21 „Konkurrenten“ den zweiten Platz**
- **1998 wird dem Chor beim Landeswettbewerb „Jugend singt“ erneut der 1. Preis zuerkannt**
- **1999 gibt es Bronze beim internationalen Harmonie-Festival in Limburg**
- **Und schließlich 2000 erreicht der Chor die Höchstpunktzahl und dreimal die Note „sehr gut“ beim Leistungssingen Stufe 1 des Sängerbundes NRW**

6. Hier Mohr da Chor oder die Geschichte der „Zauberflöte“

Dieser sechste Punkt gehört dem Chorleiter und seiner Assistentin. Das, was ich bisher vom Chor und seinen Erfolgen gesagt habe, ist wesentlich von dem ins Werk gesetzt worden , der ihn leitet, von Werner Schürmann.

Als mich Baas Heinz Beyer anrief und mir antrug, die Laudatio zu halten, war mir eins klar: Dumeklemmerplakette für die Mädchen und Jungen ist möglich: sind ja (fast) alles Dumeklemmer, wenn auch zum Teil eingemeindete Quiekefreeter (so werden die Lintorfer genannt, die aus Armut Quecken essen). Aber der Chorleiter – ein Essener ? Da gibt es die Sprachengrenze, die Wetterscheide. (Ich spreche aus Erfahrung, meine Laufbahn als Lehrer begann in Essen.)

Der Weg von Werner Schürmann führt aber eigentlich konsequent von Essen nach Ratingen, wenn auch auf Umwegen. Stichworte für diese Umwege sind schnell gefunden: Ausbildung zum Fernmeldetechniker und Ausbildungsleiter für Nachrichtentechnik. Diese Richtung können wir ganz schnell abhaken. Sehr früh finden wir in seiner Biographie den Klavierunterricht, dann die Vizechorleitertätigkeit beim Männerchor „Kraftlicht“ (RWE Essen). Während des Wehrdienstes bei der Bundesmarine gründet er einen Matrosenchor. Danach geht es erst richtig los: Kirchenmusikstudium. Gesangsunterricht, Studium an der Folkwang Hochschule im Fach Opern- und Konzertgesang. Er singt in der Oper in Essen. Wir erleben ihn als Sänger in Wien, Salzburg, Antwerpen, Paris, Orange, Haifa, Jerusalem, Hamburg, München, Berlin. Das alles in den Jahren 1978 bis 1985.

Genau in dieser Zeit der Paukenschlag in Ratingen: 1984 – Gründung des Ratinger Kinder- und Jugendchores. Alles, was ab diesem Jahr mit Werner Schürmann passiert, steht in enger Verbindung zu diesem seinem Chor.

Letzter Lohn der Mühen: Verleihung des Titels ‚Chordirektor ADC‘ in diesem Jahr 2000.

Da ist noch der Mohr aus der Schlagzeile! Eine Geschichte fürs Herz. Werner Schürmann sang in Orange in der Oper „Fledermaus“ den Mohr.

Und im Chor sang - Sie erraten es – Brigitte Falke. Wer wen zuerst sah, der Mohr die Chorsängerin oder die Chorsängerin den Mohr, darüber schweigen sich beide aus. Es begann in Orange – zum Wohle unserer Stadt !

Kennzeichen von Brigitte Falke-Schürmann ist der Koffer. Was ist in diesem Koffer ? Noten, Termine, Pläne, Organisation – Hauptsache: Blätter, Blätter, die je nach Gesprächssituation in eine andere Ordnung gebracht werden. Chormanagement: pur. Konkret heißt das: „Wer hat Flügel für den Weihnachtsengel ?“ - „Hier steht vom letzten Jahr: ‚Müskens: Engel‘. Nein! ‚Engel nicht, aber Flügel‘. - Schafe, wer hat Schafe ? - Gewand für den 3. König? Sieht aus wie Arafat. Ist egal ! Kommt ja aus derselben Gegend !“ Alles im Koffer und noch viel mehr.

Der Koffer ist nur die eine Seite ihres Lebens, aber vielleicht sogar symbolisch.

Der Weg von Brigitte Schürmann nach Ratingen ist weit. Von Ostpreußen hat sie sich aufgemacht, um – von den politischen Ereignissen überrollt – irgendwann Ratingen zu erreichen. Flucht am Ende des Krieges in die damalige Ostzone. Flucht aus der DDR. Studium in Berlin und Düsseldorf, Musikpädagogin von Beruf, aber eigentlich ein musikalisches Naturtalent: die Großmutter ist Sängerin, der Onkel Pianist, ein anderer Onkel Künstler. Der Vater spielt Geige und Orgel. Das Schaupielhaus und die Oper Düsseldorf sind wichtige Stationen. .....Und natürlich Orange: der Chor in Mozarts „Zauberflöte“. War da nicht ein Mohr ?

Am 28. August 1993 ist die Hochzeit und – ich erwähne das Datum darum - unser Chor ist nämlich dabei (vielleicht war er nicht ganz unschuldig an der Verbindung). „Ein wunderbarer Nachmittag“, so berichtet die Chronik: „Eine Drehorgel spielt den Hochzeitsmarsch, und die Kinder singen das Lied vom weitgereisten Mann, der endlich seine Frau gefunden hat. „Zauberflöte“ - ein Zauberwort ! Brigitte und Werner Schürmann: Jeder bringt sich auf seine Weise in die Chorarbeit ein.

Der Erfolg liegt auf der Hand: Am vergangenen Sonntag in der ausverkauften Stadthalle: 1000 begeisterte Zuhörer, die zum Teil seit Jahren eigens zu diesem Weihnachtskonzert nach Ratingen kommen. Standing ovations am Schluss. Das ist es, was wahrscheinlich auch die Ratinger Jonges bewegt hat, diesem Team die Dumeklemmerplakette 2000 zu verleihen.

Die von mir beschriebenen Punkte sind so etwas wie „die sechs Tage der Schöpfungsgeschichte“ des Chores. Und darum folgt noch der siebte Tag.

7. „An dem Tag ruhte Gott und sah, dass alles sehr gut war“, heißt es in der Bibel.

Folgerichtig würde Gott weiter sprechen: „Der Ratinger Kinder- und Jugendchor, sein Chorleiter Werner Schürmann und die Chormanagerin Brigitte Falke-Schürmann haben die Dumeklemmer-Plakette verdient.“

Als Lehrer fasse ich das Gesamtergebnis in einer Note zusammen: **15 Punkte – das heißt im oberen Bereich von „Sehr gut“.**

Vielen Dank!

Ratinger Kinder- und Jugendchor in Berlin

Über mehrere Monate waren die Vorbereitungen für die diesjährige Chorreise des Ratinger Kinder- und Jugendchores gelaufen. Chorleitung und Vorbereitungsteam wollten schließlich an die so erfolgreichen Reisen in den Vorjahren z.B. nach Ungarn, Finnland oder Spanien anknüpfen. Dann war es endlich so weit. Die Spannung bei den Kindern und Jugendlichen, aber auch bei den Begleitern war groß. Und wie im Flug ging alles vorbei. Einhellige Meinung aller Beteiligten: Berlin hat so viel zu bieten, dass fünf Tage nicht ausreichen.

Direkt am Tag, als es Zeugnisse gab, traf sich die Reisegesellschaft – 35 Chormitglieder, die Chorleitung Werner und Brigitte Schürmann und die Begleiter - um 14 Uhr, und schon ging es los, zusammen mit vielen, die ebenfalls sofort nach Schulschluss in die Ferien starteten. Entsprechend voll war die Autobahn. Aber irgendwann erreichte man sein Ziel: das Jugendgästehaus in Tegel, ein guter Standort für das vielseitige Berlinprogramm der nächsten Tage.

Konzert in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche

Für einen Chor ist sicherlich das Konzert der Höhepunkt. Ungewöhnlicher Ort für den Auftritt in Berlin war die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, ein Ort mit Geschichte, der - mitten im Trubel der Großstadt - eine eigenartige Wirkung und Faszination auf die Menschen ausübt. Es ist die Ruhe. Es ist das Blau der Fensterflächen, der „schwebende“ Christus über dem Altar. All das wirkt auf den Menschen. Draußen auf dem Vorplatz politische Demonstrationen, Musik, Verkehrslärm, Cafés, Verkaufsbuden. Hier – nur wenige Schritte von dem Lärm der Stadt weg – Meditation, Stille, Gebet und dann der Gesang der Kinder und Jugendlichen. Mancher Zuhörer war eher zufällig in die Kirche gekommen, hatte vielleicht das Plakat an der Türe gelesen und blieb. Mancher kam noch während des Konzerts, ließ sich von den ganz anderen Tönen anlocken und war angetan von dem Kontrast zwischen draußen und drinnen. Jeder hatte in dieser Zeit ein ganz eigenes und vor allem ungewöhnliches Berlinerlebnis.

Zunächst sang der Chor das „Ave verum corpus“ von Wolfgang Amadeus Mozart. Es folgten das Kyrie, Gloria, Sanctus und Benedictus aus der Messe in „C“ von Anton Bruckner. Vom selben Komponisten danach das „Locus iste“; dann das Engelterzett aus dem „Elias“ von Felix Mendelssohn-Bartholdy und das „Ave Maria“ von Zoltan Kodaly. Jedes vorgetragene Werk war ein Ausdruck des Könnens, des Einfühlungsvermögens in den jeweiligen Text, die Musik und das Übertragen in den Kirchenraum, der sich auf diese Weise für den Zuhörer neu erschloss.

Der Friedensruf „Pacem“ von Rudi Tass war die aktuelle Aufforderung an die Welt draußen, in aller Unruhe und Friedlosigkeit immer wieder nach Wegen des Friedens zu suchen. Das „Lobt den Herrn der Welt“ nach Henry Purcells „Trumpet Voluntary“ war die überzeugende Antwort des Chores in der modernen Architektur der Kirche. Den Abschluss des Konzerts bildeten die beiden Lieder „Der Mond ist aufgegangen“ von J.A.P. Schulz und „Guten Abend, gut‘ Nacht“ von Johannes Brahms. „Das ging ans Herz“, äußerte sich eine Zuhörerin am Ende des Konzerts. „Ich bin froh, dass ich gerade das in Berlin erleben durfte.“ Einen Moment der Stille am Ende, um noch vielleicht den letzten Ton zu verfolgen, dann herzlicher und lang anhaltender Beifall der vielen Zuhörer.

Ein herzliches Dankeschön gab es auch von dem Bundestagsabgeordneten Detlef Parr, der nach der arbeitsintensiven letzten Woche vor den Parlamentsferien den „Termin“ in der Gedächtniskirche unbedingt wahrnehmen wollte und nun ganz erfüllt war von der Ausdrucksstärke des Chores: „Einen solchen Abschluss des politischen Berlins habe ich nicht erwartet !“ Überzeugt und begeistert war auch August Vöcking, Vorsitzender des Bundes der Sängerjugend in Nordrhein-Westfalen, der auf Einladung der Chorleitung mit nach Berlin gekommen war.

Eine Stadt mit unendlich vielen Seiten

Das Konzert in der Gedächtniskirche war auch für die Kinder und Jugendlichen des Chores ein wichtiges Ereignis. Daneben gab es aber noch andere Highlights. Zum Beispiel Schloss Sanssouci in Potsdam oder vor allem den

Der Ratinger Kinder- und Jugendchor auf den Stufen des Reichstages
Foto: C. Kaltenborn

Filmpark Babelsberg. Wann kann man schon einmal der Produktion einer Serie zu „Sandmännchen“ zuschauen oder Vera (am Mittag) vor ihrem Studio zuwinken? Viereinhalb Stunden „Der Rosenkavalier“ von Richard Strauss in der Deutschen Oper bildeten den Abschluss des Tages. Manch einer fand die Lösung der Komplikationen in dieser Oper schon etwas lang und umständlich. Der letzte Akt mit seiner fantastischen Inszenierung einer Traumwelt entschädigte jedoch für das lange Aushalten. Mindestens zwanzig Minuten Applaus waren der Lohn für die ausgezeichnete Interpretation der Künstler.

Zur Berlinfahrt gehörte natürlich auch eine Stadtrundfahrt: Schloss Charlottenburg, das Olympiastadion mit dem Aufstieg auf den Glockenturm, der Ku-Damm, die Straße „Unter den Linden“ mit dem Brandenburger Tor und den anderen wichtigen Gebäuden aus der Berliner Geschichte, der Gendarmenmarkt, das Nikolaiviertel und schließlich das neue Berlin am Potsdamer Platz. Eine Fahrt voller Eindrücke. Manch einer wäre gerne häufiger ausgestiegen, um vielleicht noch mehr Prominente in ihrem Alltagsleben zu sehen. Cora (Nina Bott) von „GZSZ“ interessierte sich für eine neue „Miss Sixty“-Jeans. Verständlich der Ausspruch: „Ich lass‘ noch einen Koffer in Berlin.“

In der neuen Glaskuppel des Reichstages

Als einen weiteren Höhepunkt empfanden viele Chormitglieder den Besuch im Deutschen Bundestag, im alten Reichstag. Informativ waren die Erklärung im Plenarsaal und das persönliche Gespräch mit dem Bundestagsabgeordneten Detlef Parr (FDP), der anschaulich von seiner Arbeit in Berlin erzählte. Eigentlich wollte Heinz Schemken (CDU) die „Führung durch den Reichstag“ übernommen haben. Aber andere Termine hatten eine kurzfristige Absage notwendig werden lassen. Dafür hatte er sich aber am Abend vorher während des Opernbesuchs bei der Reisegruppe eingefunden. Detlef Parr berichtete u.a. auch von seiner Teilnahme am Weltgipfel in New York zum Thema Aids, und weil ihm die Berichte über die verheerende Krankheit „so nahe gegangen“ waren, schlug er eine Initiative zur Bekämpfung dieser Krankheit in seinem Wahlkreis Mettmann vor, was bei den jungen Besuchern auf eine ganz positive Resonanz stieß. Die Jungen und Mädchen konnten erstaunlich gute Vorschläge machen, wie sie sich Mithilfe vorstellten. Detlev Parr war ganz begeistert, wie dieses Problemthema von den jungen Menschen verstanden wurde. Der Besuch im Reichstag hatte noch einen weiteren Höhepunkt: Das Besteigen der Glaskuppel mit den vielfältigen Einblicken in das Haus und den Ausblicken über die riesige Stadt.

Erholung pur war die Fahrt mit „Moby Dick“ auf dem Tegeler See und über die Havel. Das Ganze fand – wie alles in diesen Tagen - bei strahlendem Sonnenschein und hoch sommerlichen Temperaturen statt.

Und am Ende: „Oscar-Verleihung“

Was wäre eine Reise des Ratinger Kinder- und Jugendchores ohne ein entsprechendes Abschlussfest. In einem abendfüllenden Programm waren „Herzblatt“ und andere bekannte Publikumslieblinge aus dem Fernsehen zur großen Freude der Zuschauer angesagt.

Schließlich bekam am Ende des höchst unterhaltsamen Abends der Chor mit seinen Leitern Werner und Brigitte Schürmann für die überzeugende, darstellerische Leistung in dem Film „Ein Bett in Berlin“ den „Oscar“ überreicht, direkt importiert aus Babelsberg.

Bleibt nur noch zu berichten, dass alle am Sonntag wohlbehalten, aber müde wieder zu Hause ankamen. Die Ferien konnten beginnen.

Hans Müskens

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“ weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 2002.

Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Die Ratinger Steinmetz- und Künstlerfamilie Lepper

Mein Urgroßvater Johann Lepper wurde 1828 in Ratingen geboren, in einer Zeit, in der den Ratingern vom Scharfrichter fast noch die Daumen gequetscht wurden. Zunächst war er Bruchmeister im Steinbruch des Grafen von Spee am Blauen See. Für seine langjährigen treuen Dienste erhielt er vom Grafen eine goldene Sprungdeckel-Uhr mit Widmung. Im Jahre 1871 machte er sich selbständig und gründete die Steinmetzwerkstatt Lepper.

Die Werkstatt befand sich damals an der Kaiserswerther Straße, auf dem Platz, auf dem heute das Medienzentrum steht. Es war ein kleiner Backsteinbau, dessen Boden nicht gepflastert war, sondern aus Erde bestand. Nach der Arbeit wurde er mit der Harke bearbeitet. Neben der Werkstatt gab es Gruben, in denen Kalk gelöscht wurde. Alle Fundamente für Grabmale wurden damals mit Kalkmörtel gemauert, Zement war noch unbekannt. Bis etwa 1920 wurden alle Steine noch mit Pferd und Wagen zur Montage auf den Friedhof geschafft.

Mein Urgroßvater Johann Lepper starb 1909, Jahre vor seiner Frau Katharina, geborene Raspel.

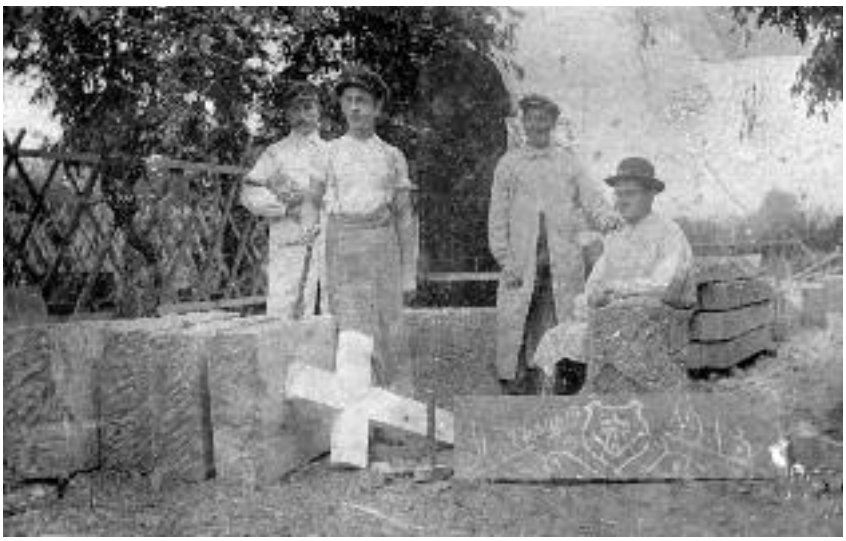
Ausstellungsplatz der Steinmetzwerkstatt Friedrich Lepper an der Ecke Grütstraße/ Friedhofstraße. Im Hintergrund ein Stück der alten Ratinger Stadtmauer. Aufnahme: 1920er Jahre

Schon vorher hatte er seinem Sohn Friedrich Lepper, der bereits Steinmetzmeister war, die Werkstatt übergeben.

Friedrich, mein Großvater, Jahrgang 1866, war Mitbegründer der Ratinger Kolpingsfamilie und, wie früher üblich, Mitglied in der Freiwilligen Feuerwehr. Brannte es, flogen die Hämmer in die Ecke, der Helm wurde aufgesetzt und man rannte los. Kegelklub und Reservekompanie der St. Sebastiani-Bruderschaft waren weitere Eckpunkte seines Lebens. Bei „großen“ Reisen, etwa ins Siebengebirge, gab es viel Spaß, wenn einem nichtsahnenden Kegelbruder ein paar Ziegelsteine in den Rucksack gepackt wurden, und der dann keuchend nach Luft schnappte.

In seinen frühen Jahren ging mein Großvater oft um vier Uhr morgens zu Fuß nach Düsseldorf, um am Bergisch-Märkischen

Friedrich Lepper (1866 – 1937)



Der 18jährige Johann Lepper (zweiter von rechts) mit Kollegen und Natursteinblöcken, die aus Belgien kamen. Die Aufnahme stammt von 1913

Friedrich Lepper und sein Sohn Johann (rechts) beim Aufbau des Ehrenmals im Jubiläumsjahr 1926. Der Steinblock, auf dem der Krieger ruht, wog sechs Tonnen und mußte von acht Pferden die Kaiserswerther Straße hochgezogen werden

Bahnhof Steinarbeiten auszuführen. Abends ging es zu Fuß zurück. Neben drei Töchtern hatten Friedrich Lepper und seine Frau Wilhelmine, geborene Ruwwe, zwei Söhne: Fritz und meinen Vater Johann, der Gott sei Dank als junger Mann aus dem Ersten Weltkrieg lebend von der Westfront zurückkehrte. Er wurde 1895 geboren, war also während des Krieges 19 bis 23 Jahre alt. Nun war er die Stütze meines Großvaters. Bei der Errichtung des Ehrenmals für die Toten des Krieges im Stadtjubiläumsjahr 1926 hatte er die künstlerische Bauleitung. Beim Bombenangriff auf die Stadt Ratingen am 22. März 1945 wurde das Ehrenmal zerstört.

Auch mein traditionsbewußter Vater Johann war Mitglied in der Reservekompanie und in der Freiwilligen Feuerwehr, lange Zeit war er Hauptbrandmeister. Für die Reservekompanie war er der Initiator jährlicher Feste im Saale von Strucksberg. Mit seinen Schützenbrüdern Schilling, Keusen, Hennes und Hongardy sowie vielen anderen Freunden überlegte er sich das Motto, und dann wurde einen Monat lang gemalt und gezimmert. Die Feste waren lange Zeit in aller Munde. Das lief natürlich alles neben der Werkstattarbeit her und ging oft bis spät in die Nacht. Doch das gesellschaftliche Leben war damals intensiver.

Der zweite Weltkrieg bescherte meinem Vater die erneute Einberufung zum Militär. Mittlerweile war die Werkstatt durch Neubau 1937 zur Angerstraße verlegt worden. Längst wurde kein Pferd mehr gefüttert, als Transportmittel diente jetzt ein kastenförmiger Citroën der 20er Jahre. Die Schwierigkeiten des Krieges kennt jeder, Material war oft nur gegen Kartoffeln oder Mehl zu haben, Kompensation war das Schlagwort. In einer Ecke der Werkstatt hielt mein Vater ein Schwein. Es brachte uns Glück, denn niemand brachte uns zur Anzeige. In der Werkstatt geschlachtet, wurde es im Hauskeller zerlegt und verwurstet.

Am besagten 22. März 1945 bekam Ratingen wie ein letztes Aufbäumen des Krieges den schweren Luftangriff zu spüren. Unsere Werkstatt erhielt einen Volltreffer. Das Haus blieb Gott sei Dank stehen, und mein Vater kehrte aus dem zweiten Krieg, den er mitma-

Von Friedel Lepper gestalteter Grabstein für ein Priestergemeinschaftsgrab
Foto: Bernd Kirtz, Duisburg

chen mußte, gesund zurück. So trat ich just zu Beginn eines Neuanfangs auf die Werkstattbühne.

Ich wurde am St. Martins-Tag des Jahres 1931 geboren. Die Ratinger Schulkinder zogen mit ihren Fackeln an meiner Mutter Elisabeth, geborene Hilger, vorbei, und mein Vater Johann hatte Freudentränen in den Augen: Endlich ein Junge, ein Junge, der Steinmetz wird!

Zunächst galt es, die Werkstatt wiederaufzubauen. Transportfahrzeug war zu dieser Zeit ein Fahrrad mit Anhänger, doch mit der 1948 vollzogenen Währungsreform bekam die Konjunktur Beine, und ein Motorrad wurde vor den Hänger gespannt. Damit fuhr ich zur Gesellenprüfung quer durch Düsseldorf, ohne Führerschein, und das eine Woche lang! Doch vorher lernte ich das Steinmetzhandwerk bei Julius Göbel am Bittweg (Stoffeler Friedhof). Mit mir lernte der junge Günter Grass, der am Caritas-Heim in Rath in die Linie 12 zustieg. Im Jahre 1954 nahm ich dann die Hürde der Meisterprüfung und entwickelte die ersten eigenen Ideen.

Im Jahre 1957 wurden an der Pfarrkirche St. Peter und Paul, die im Zweiten Weltkrieg stark beschädigt worden war, umfangreiche Renovierungsarbeiten vorgenommen. Mein Vater und ich erneuerten das Gesims am großen Westturm der Kirche. Die alten Tuffsteine wurden durch Basaltlava ersetzt. Alle Steine wurden in unserer Werkstatt behauen. Im Verlauf der Arbeiten wurde auch die alte Taufkapelle an der Oberstraße umgestaltet. Das alte Taufbecken aus „Ratinger Marmor“ wurde in den Chorraum versetzt. Wie schaffte man das ohne große technische Hilfsmittel? Mein Vater holte kurzerhand Speck aus der Metzgerei Poßberg, den wir dann unter das Taufbecken schoben. Schon ließ es sich leicht und ungefährlich bewegen.

Auch in St. Jakobus in Homberg und am Neubau der St. Suitbertus-Kirche haben wir gearbeitet. Die Betonpfeiler und der Glockenturm der Suitbertus-Kirche sind von uns „gespitzt“ worden.

Friedel Lepper (rechts) bei der Aufstellung seines Brunnens in Hameln

Mein Vater Johann Lepper starb 1959 im Alter von 64 Jahren. Im Jahr darauf übernahm ich seine Werkstatt. Nachdem ich 1967 den Staatspreis des Landes Nordrhein-Westfalen für das Kunsthandwerk erhalten hatte, mehrten sich auch öffentliche Aufträge. Nach den ersten Arbeiten in Stein erfolgten ab 1970 Arbeiten in Metall. Von 1946 bis 1998, also 52 Jahre lang habe ich mit Steinen gearbeitet, heute bin ich freischaffender Bildhauer mit einer Vorliebe für Bronze und Kupfer. Werkstatt und Betrieb, die in diesem Jahr 130 Jahre bestehen, habe ich 1998 an meine Tochter Lisa Lepper-Behl und ihren Kompagnon Elmar Steinrücken übergeben.

Seit 1956 bin ich mit meiner Frau Rosemarie, geborene Hermann, verheiratet. Uns wurden vier Kinder mit eigener Prägung geschenkt, die sich alle beruflich mit Kunst beschäftigen:

Gereon, der Steinmetz gelernt hat und heute freischaffender Bildhauer ist;

Elisabeth (Lisa), meine Nachfolgerin in Werkstatt und Betrieb;

Antoinette, promovierte Kunsthistorikerin am „Haus der Geschichte“ in Bonn;

Johannes, ebenfalls gelernter Steinmetz, dann Schauspieler und heute Intendant des Schloßtheaters Moers.

Friedel Lepper

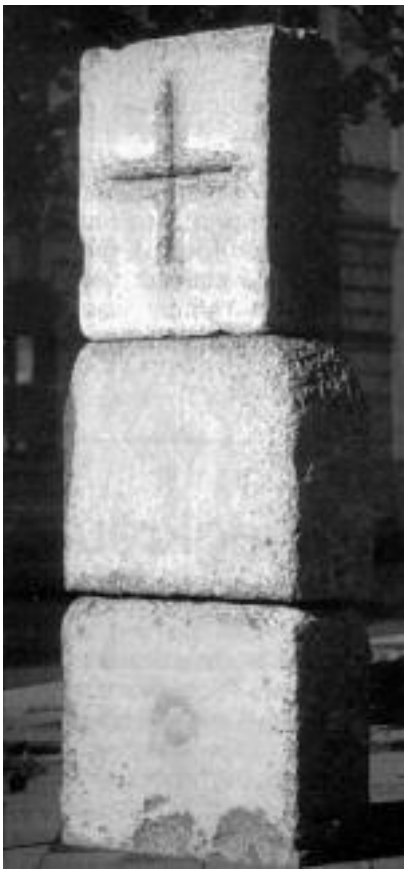
„Konsequenz heißt nicht, immer dasselbe zu machen.“

Die Bildhauerin, Handwerkerin, Unternehmerin und Ratingerin Lisa Lepper-Behl

Wer heute auf der Suche nach einem ungewöhnlichen Grabmal oder einer Skulptur in die Steinwerkstatt Lepper und Steinrücken an der Werdener Straße kommt, findet dort Lisa Lepper-Behl. Genauso wie einst der eigene Vater ihren Vater und der Großvater den ihren fand. Die Steinbildhauermeisterin führt den Familienbetrieb – zusammen mit ihrem Partner Elmar Steinrücken – nun in der 5. Generation.

Und weil, was diese Werkstatt verläßt, von sprichwörtlicher Dauer ist, begegnet auch Lisa Lepper-Behl immer wieder den Arbeiten ihrer Vorfahren.

Dabei beschränken sich diese Begegnungen ebenso wenig auf Friedhöfe wie die eigenen Arbeiten: Lisa Lepper-Behls gewaltiges Wegkreuz an der Rosenstraße etwa ist längst Teil des Ratinger Stadtbildes.



Wegkreuz aus „Ratinger Marmor“ an der Ecke Brückstraße/Rosenstraße

Sie steht also in einer Tradition, fügt sich aber nicht in sie ein. Der Eindruck bruchloser Kontinuität verfliegt sofort, wenn man der Künstlerin oder ihren Werken begegnet. Letzteres war erst kürzlich im Ratinger Stadtmuseum in der Ausstellung „Spiegelungen“ möglich.

Einen Schwerpunkt ihrer gegenständlichen Arbeiten bildet die Auseinandersetzung mit Darstellungen des weiblichen Körpers. Unter ihnen nehmen Idole, vorgeschichtliche, stark typisierende Figuren von Frauen, eine Sonderstellung ein.

Das Geschlecht tritt zurück in der Darstellung der Körper von Opfern und ihrer unwiederbringlich zerstörten Individualität, die durch die Grenzen (öffentlichen) Gedenkens der ermordeten Zwangsarbeiter motiviert wurde.

Abstrakte, auf ihre geometrische Körperlichkeit reduzierte Steinquader zeigen mit der Spannung zwischen einer sichtbaren Oberfläche und einem verborgenen Innenraum, wie sehr die Phantasie des Betrachters bei der (erinnernden) Vorstellung notwendig und überfordert ist.

Der den Betrachter ausschließende Raum wird durch diesen Ausschluß zugleich zum Schutz- und Lebensraum für Pflanzen.

Bepflanzte Steinskulpturen hingegen verbergen sich unter dem wuchernden Bewuchs allmählich in einem so erst entstehenden Innen.

Diese Eigenständigkeit in der freien Bildhauerei hat Lisa Lepper-Behl sich selbst erarbeitet; ihr beruflicher Werdegang, der Weg zur selbständigen Steinbildhauermeisterin, verlief zwangsläufig unkonventionell.

Noch heute wollen viele Besucher der Werkstatt „den Chef sprechen“ und können sich eine Frau in dieser Rolle nur schlecht vorstellen.

Im Handwerk, besonders im Umgang mit tonnenschweren Steinen, halten sich Vorurteile eben ein bißchen länger. Bei Lepper und Steinrücken weiß das nicht nur die Meisterin. Eine Auszubildende fügt sich hervorragend in den Betrieb ein, nicht immer aber in die Erwartung der Kunden.

Noch ungewöhnlicher war die Idee, ausgerechnet sie könne die Familientradition fortführen, in Lisa Lepper-Behls Jugend.

Und so absolvierte sie nach dem Schulabschluß eine Lehre als Buchhändlerin und verließ Ratingen noch vor dem 18. Geburtstag.

Mit 20 wurde sie Mutter, als 1978 ihre Tochter Anne geboren wurde.

1982 mußte sie auch familiäre Widerstände überwinden, bis ihr Vater sich bereit erklärte, sie zur Steinbildhauerin auszubilden.

Nach Abschluß dieser Ausbildung saß sie 1985 in einer notdürftig ausgestatteten Werkstatt Am Gratenpoet in Tiefenbroich und wartete auf Aufträge. Die blieben zunächst aus.

Wie sie diese Zeit überstand, vermag sie heute kaum noch zu erklären. Durchhaltevermögen und Verhandlungsgeschick waren damals nötig und sind es noch heute. Hier schon zeigte sich, daß zähes, ja geradezu stures Festhalten an Grundsätzen Flexibilität bei ihrer Umsetzung nicht nur nicht ausschloß, sondern im Gegenteil verlangte.

Und so gab sie nicht etwa auf, als sie merkte, daß sie von der Steinbildhauerei nicht leben konnte. Sie wurde wieder Buchhändlerin, übernahm mit zwei Freundinnen das heute noch bestehende Buchcafé Peter und Paula in der Kirchgasse.

Da war sie auf einmal gleichzeitig Buchhändlerin und Steinbildhauerin und doppelt selbständig dazu. Dabei bedeutete die auch aus politischen Gründen gewählte Organisationsform des Buchladenkollektivs nicht unbedingt Zeitersparnis. „Einmal die Woche war Sitzung. Da haben wir um jedes Buch in den Regalen gestritten."

Als die Werkstatt in Tiefenbroich besser ausgelastet wurde, mußte sie aus dem Peter und Paula Team ausscheiden.

1986 zog sie wieder in ihre Heimatstadt und engagierte sich sogleich politisch. Ihr Gestaltungswille war auch damals nicht auf den künstlerischen Bereich beschränkt, im Vorstand der Ratinger Grünen fand er weitere Betätigungsfelder.

1987 heiratete sie den Musiker Arno Behl und wurde kurz darauf

zum zweitenmal Mutter. Ihre Tochter Johanna wurde 1988 geboren.

Die berufliche Partnerschaft mit Elmar Steinrücken und die private mit ihrem Mann Arno machten es möglich, daß Lisa Lepper-Behl die Meisterschule besuchte, die Prüfung auf Anhieb bestand und seit 1990 Steinbildhauermeisterin ist.

Auch wenn sie es schätzt, in ihrem Atelier ganz allein zu sein, auf Teamarbeit setzt Lisa Lepper-Behl auch in der Kunst. So nahm sie nicht nur selbst an diversen Ausstellungen teil, sondern versucht auch, diese Möglichkeit anderen Künstlern zu verschaffen. Sie engagiert sich seit Jahren in der Galerie Kunstturm. Diese Vereinigung Ratinger Künstler und Künstlerinnen nutzt den historischen Trinsenturm auf der Ratinger Stadtmauer als Galerie für eigene Werke wie auch für junge KünstlerInnen aus der ganzen Welt. Und wie einst um jedes Buch streitet Lisa Lepper-Behl nun mit ihren Kolleginnen und Kollegen um jede Ausstellung.

Die alte Werkstatt der Familie Lepper an der Werdener Straße hat sie mit ihrem Kompagnon 1998 als zweite Arbeits- und Ausstellungstätte übernommen.

Christian Schoppe

Feste lieben BLUMEN ENK

FLORISTIKPARTNER

Speestraße 38
Ratingen-Lintorf

Lintorfer Waldfriedhof
Ratingen-Lintorf

Am Gratenpoet (Friedhof)
Ratingen-Tiefenbroich

Lise-Meitner-Straße 5-7
Ratingen-West

Am Wehrhahn 54
Düsseldorf-Mitte

BLUMEN ENK

Inh. Thomas Dietz Tel. 0 21 02. 1 81 64 o. 02 11. 35 62 90

Stille, Lärm

Zu den Arbeiten von Gereon Lepper

Wie ein riesiger Vogel: Im Landschaftspark Hattingen überragen zwei Schwingen auf Stahlprofilen eine Spannseilbrücke. Die Flächen aus Edelstahlblechen halten sich jeweils in der Balance, schon ein leichter Windhauch setzt sie unabhängig voneinander in ein sachtes Auf und Ab über dem stehenden Gewässer. Die technoide Erscheinung ist untrennbar mit der Natur und deren Gesetzen verbunden. „Das Thema von Leppers Gebilden umfasst alle Höhen der Luft, die Tiefen des Wassers, die Grenzen von Wasser und Luft und den Horizont zwischen Erde und Himmel" (Veit Loers, Katalog Stiftung Würth 2000).

„Der Späher", 1998
Installation im Gewerbe- und Landschaftspark Henrichshütte Hattingen, 12,5 x 15 x 1,5 m

Ganz in der Nähe, neben dem Industriemuseum, hat Lepper sein Atelier in einer Maschinenhalle. Unter der Decke eine Kranvorrichtung, seitlich die Objekte oder, zerlegt, die Basiselemente der meist lebens- oder überlebensgroßen Arbeiten: die schwarzen Gummimembranen, die - unter Wasserdruck linsenförmig ausgedehnt oder in ein Vakuum versetzt - vor allem in den Werken der 1980er Jahre zu vielteiligen, sich von Gestellen in den Raum ergießenden Installationen arrangiert wurden. Aus den letzten Jahren stammen die oblongen Behältnisse mit rot gefärbtem Öl, die als Ausleger einer Maschinenkonstruktion langsam kreisend bewegt werden und Zustände zwischen stillem Horizont und stürmischer Gischt einnehmen.

Mehrere analoge Anfertigungen vom „Unwiderstehlichen Zustand der Ruhe" waren auf der Biennale in Sydney 1998 als räumliche Achse angeordnet. Überhaupt, so wie es einzelne Arbeiten wiederholt oder in verschiedenen Größen gibt, werden sie von Lepper variiert oder weiterentwickelt. Er selbst spricht bei der ersten Ausführung von Prototypen. Einige maßstabsgetreue Modelle befinden sich auf der Empore im hinteren Teil der Halle, etwa der Hattinger „Späher" - wobei jedoch nicht jeder Plastik ein, in seiner Feinmechanik sehr aufwendiger, plastischer Entwurf vorausgeht. Hingegen gibt es stets Konstruktionszeichnungen. „In diesem Pla-

„Schwere See", 2001, 2,3 x 2,6 x 0,7 m

nungsstand wird die Arbeit dann auch realisiert", so Gereon Lepper. Immer bewahren seine Arbeiten die Anmutung von Industriemaschinen, und doch weicht deren kalkuliertes Funktionieren einer offeneren Eigendynamik, der sonderbaren, rätselhaften Behauptung zwischen Präzision und Poesie.

Gereon Lepper wurde 1956 in Ratingen geboren; er hat an der Düsseldorfer Akademie bei Beate Schiff und Klaus Rinke studiert, ist bei diesem Meisterschüler. Vielleicht wäre auch, noch davor, die Ausbildung als Steinbildhauer zu erwähnen. Ausgehend von der Idee einer gedrängten Körpermasse hat Lepper den Stein immer weiter zur runden Form reduziert, bis schließlich diskusartige Scheiben entstanden sind. Formale Konzentration, die mögliche Aufhebung der Schwerkraft und Bewegung in wechselnder Verfaßtheit werden zu Anliegen: Einige Jahre später erstellt er Gleiter mit Flügeln aus Styropor und schließlich, Anfang der 1980er Jahre, die „Wind-Balance-Objekte", gestellartige Konstruktionen, die in der Landschaft platziert werden. „Sie stabilisieren sich im Luftstrom und verharren dann im Schwebezustand", hat Sylvia Neysters 1984 zu diesen frühen Arbeiten geschrieben, mit denen Gereon Lepper bereits zu wesentlichen Prinzipien des künftigen Werkes gefunden hat.

Die erste Einzelausstellung - in der Städtischen Galerie in Düsseldorf - findet schon 1984 statt, weitere Ausstellungen sind unter anderem im Forum Kunst Rottweil, im Lehmbruck-Museum in Duisburg und, in diesem Jahr, im Kunstverein Lingen zu sehen; er hat den Förderpreis des Lehmbruck-Museums in Duisburg und den Robert-Jacobsen-Preis der Stiftung Würth erhalten. In Ratingen selbst waren seine Arbeiten im vergangenen Jahr im Kunstturm ausgestellt.

Eine Arbeit ist derzeit in der Halle in Hattingen aufgebaut, die Feinarbeit im Ausloten der Gewichte,

„Lockruf der Berge", 1999, 3 x 1,4 x 1 m

Bewegungen und Geräusche steht bevor. Über zwei Kufen lastet eine Trägerkonstruktion mit - einer geschlossenen Stahltrommel auf Augenhöhe. Die Arbeit ist symmetrisch, in Perfektion angelegt, sie ist homogen blau gesprayed, ein kontinuierliches Summen ist zu hören: wie eine Apparatur in Betrieb, über deren Sinn man sich jedoch nicht im klaren ist. Plötzlich gerät sie verhalten in Schwingung, sie zieht sich abrupt nach vorne. Das dumpfe Poltern von Gesteinsbrocken in der Trommel ist zu hören. Die gesamte Apparatur zittert, beruhigt sich augenblicklich wieder - ohne daß der Betrachter genau erfährt, was da passiert ist ... All das sind Aspekte, die von Mal zu Mal in Leppers Objekten der letzten Jahre eine Rolle spielen und auf elektronische und physikalisch-mechanische Weise erreicht werden: Das Unabsehbare als atmosphärisches Moment, das den Raum erfüllt, die Langsamkeit der Zeit zwischen Stille und Lärm, Ruhe und Unruhe bis hin zum plötzlichen Umschlag der visuellen und akustischen Situation, Ordnung und Chaos.

(Erweitere Fassung des Artikels im „Biograph", Düsseldorf, Oktober 2001)

Thomas Hirsch

Sehnsucht nach Wahrheit treibt uns um, nicht Preise

Johannes Lepper, Intendant des Schlosstheaters Moers

„Also spielen wir Theater, / Spielen unsere eigenen Stücke, / Frühgereift und zart und traurig / Die Komödie unserer Seele. / Unseres Fühlens Heut und Gestern."
Hugo von Hofmannsthal

„Scheitern. Besser scheitern", heißt es einmal bei Samuel Beckett. Diese Scheiternsgewissheit wird anrührend behandelt in dem Drama „Warten auf Godot", mit dem das Schlosstheater Moers (STM) seine zweite Spielzeit 2000/2001 eröffnete. Sisyphos' unentwegter Neubeginn, in der Auslegung Camus' ein Glück, keine Qual. Vielleicht ein Symbol für künstlerische Arbeit? Womöglich der Ausdruck für die stete Bemühung um Wahrhaftigkeit und den Kampf um Darstellungsformen, die anderen Menschen ein Tor zur eigenen Lebenserfahrung öffnen oder ein Fenster zur Transzendenz aufstoßen?

Johannes Lepper nimmt solche Begriffe in den Mund, wenn er von seinem selbst gestellten Auftrag auf den Brettern, die die Welt bedeuten, redet. Und man nimmt sie diesem ebenso bescheiden wie bestimmt auftretenden jungen Mann ab. Sein Privatleben schirmt er bewusst vor der Öffentlichkeit ab. Eher selten wird er mit seiner Ehefrau, der STM-Schauspielerin Sabine Wegmann, und dem sechsjährigen Sohn Elias beim Spaziergang im Park gesichtet.

Schlosstheater Moers: „Warten auf Godot" von Samuel Beckett. Premiere am 18. Juni 2000. Von links nach rechts: Frank Wickermann (Estragon), Marek Jera (Pozzo), Mike Hoffmann (Lucky) und Albert Bork (Wladimir)
Foto: Igor Turin, Düsseldorf

In der zweiten Spielzeit leitet er nun das Schlosstheater Moers. Als Intendant und Regisseur wurden ihm in seiner kurzen Amtszeit am Niederrhein beachtliche Ehren zuteil. So zeichnete zuletzt der WDR seine Inszenierung „Marat/Sade" - die in der Spielzeit 1999/2000 zur besten Regiearbeit im ganzen Land gekürt worden war - in voller Länge auf und strahlte sie am Pfingstsonntag aus. Auch ist er mit seiner Inszenierung „Deutsche Erstaufführung" zum bevorstehenden Theatertreffen eingeladen.

Gestaltungswille und handwerkliche Fertigkeit konnte er schon in seiner Jugend erproben, als er nämlich in die Fußstapfen seiner Vorfahren, einer alten Steinbildhauer-Familie in Ratingen, trat und eine Lehre als Steinmetz absolvierte. Stein kann hart sein oder weich wie Holz. Die drei Dimensionen seiner bildnerischen Arbeit genügten Lepper schon bald nicht mehr. Im Freundeskreis wurde Theater gespielt, und der junge Steinmetz fing Feuer für jenes andere Medium, in dem lebendige Körper zu Instrumenten der Kommunikation werden. Damals unternahm er erste Gehversuche und infizierte sich am Virus „Schauspielerei". Doch brach sich diese Neigung nicht wie bei so manchen seiner Schauspieler-Kollegen in einer Zick-Zack-Karriere Bahn, sondern ging ganz planmäßig vonstatten. Da er dem Regiefach zustrebte, so schien es Lepper unverzichtbar, zu wissen, wie das mit der Schauspielerei zuging.

Also bewarb er sich und wurde an der damals noch so bezeichneten Westfälischen Schauspielschule Bochum (heute ein Zweig der Folkwang-Hochschule Essen) aufgenommen. Dort lernte Lepper die Menschendarstellung von der Pike auf. Auf dem klassischen Weg, den

viele seiner großen Vorbilder beschritten, ging auch Lepper weiter und verdiente sich seine ersten Sporen als Regieassistent am Jungen Theater Göttingen. Dort lernte er auch die organisatorische Seite des Theaterbetriebs in einem festen Haus kennen. Erste eigenständige Regieaufträge folgten. Am Theater Oberhausen machte er etwa durch seine Interpretation der Schillertragödie „Die Räuber" und Shakespeares „Romeo und Julia" von sich reden.

Als am Schlosstheater Moers nicht nur die Stelle des Intendanten ausgeschrieben wurde, sondern zudem das gesamte Ensemble bis auf einen Schauspieler das Theater verließ, bewarb Johannes Lepper sich für den Posten gemeinsam mit seiner Mitstreiterin aus Oberhausener Zeiten Stephanie Gräve. Ihr Konzept überzeugte die Findungskommission. Johannes Lepper war in einem stringenten Karriere-Durchmarsch innerhalb weniger Jahre vom Schauspieler zum Herrn im eigenen Haus avanciert. Er versammelte in seinem kleinen Ensemble Freunde und Kollegen, mit denen die Chemie stimmte. Seither eilt eines der kleinsten deutschen Stadttheater von Erfolg zu Erfolg.

Der erste Spielplan einer neuen Ära in Moers lässt viel von den Absichten, Überzeugungen und

Vorlieben des neuen Intendanten erkennen. Johannes Lepper trat mit klaren Vorstellungen als Intendant des Schlosstheaters Moers an. Er sorgt sich um den Erhalt der Welt, die uns allenthalben zwischen den Fingern zerbröckelt. Deshalb zählt er sich nicht zu den Zertrümmerern, sondern zu den Bewahrern von Theaterstücken.

Zu den Inszenierungen, die sich in der kurzen Ägide Leppers einprägten, zählt sicherlich des STM-Teams Interpretation des Peter Weiß-Stücks „Die Verfolgung und Ermordung des Jean Paul Marat“, das man erfolgreich aus jahrzehntelanger Versenkung holte. Die Konfrontation des Revolutionärs Marat mit dem absoluten Individualisten Sade, der seinen Privatphilosophien frönt, beschreibe unsere gegenwärtige gesellschaftliche Situation, hatte Lepper seinerzeit seine Entscheidung begründet. Die Dramatisierung der Kafka-Erzählung „Die Verwandlung“ inszenierte Lepper und trat selbst auf. Ein überwältigendes Bekenntnis zu lustvollem körperbetontem Theater. Ein Credo auch für die Extreme: Schweiß und Tränen, artistische Verrenkung und Lähmung, Stille und Tumult. Eine Auffassung von Theater, die jedoch nie zum Selbstzweck verkommt, sondern immer die Menschenseele im Auge hat, über die wir Besucher etwas erfahren. Träume und Alpträume.

In der zu Ende gehenden Spielzeit baut ein Stück auf dem folgenden auf: Dem Hebbel / Heine-Projekt „Deutsche Erstaufführung“ folgte „Macbeth“, und Gorkis „Nachtasyl“ wird die laufende Moerser Theatersaison beenden.

Hat dieser so eigenständige Kopf eigentlich Vorbilder? Aber ja, nickt er. Peter Brook. Auch Pina Bausch. „Sie arbeitet in einem Theatersegment, das meines nur partiell berührt aber ich bewundere die tiefe Ernsthaftigkeit ihrer Auseinandersetzung. Ohnehin glaube ich, dass die kritiklose Haltung der 90-er Jahre endgültig vorbei ist. Stellung beziehen ist wieder angesagt.“ Man müsse unzufrieden sein, aber mit diesem Gefühl produktiv umgehen. Der Moment der Wahrheit wolle als Mysterium inszeniert und erfahren werden. Dabei kommt es Johannes Lepper darauf an, sich selbst treu zu bleiben und nicht auf Teufel komm heraus „anders“ sein zu wollen. In dieser Auffassung trifft er sich mit seinen Schauspielern. Sein Ensemble sei ein schwieriger Haufen, hat er mal kundgetan. „Schwierig im Sinn von anspruchsvoll, aber wir sprechen dieselbe Sprache.“ Der hohe körperliche gestische und mimische Einsatz beglückt ihn als „primus inter pares“. Wie schätzt der Regisseur Lepper sein Publikum ein? Er weiß um die besondere Qualität des Mediums Theater, die in der Unmittelbarkeit besteht. Gerade an einem kleinen Haus wie dem Schlosstheater hat der Zuschauer kaum Rückzugsmöglichkeiten. Mit dieser Nähe, die eine nicht auf andere Theater übertragbare Qualität darstellt, arbeitet Lepper. „Wenn der Besucher nach einer Aufführung sagen kann, etwas sei mit ihm passiert, dann sind wir gut gewesen.“ Bei vielen Menschen bestehe ein Hunger nach Ernsthaftigkeit. Jenseits von Tralahopsassa. Die Massenkultur erzeugt Leppers Auffassung nach geistentleerte und bildungslose Menschen. Die Oberfläche glänze, die Ablenkung blühe. Dagegen will er antreten und die Menschen mit Theater dazu bringen, innezuhalten.

Johannes Lepper hat sich sehr bewusst für das Moerser Theater entschieden, weil er hier, an einem kleinen Haus mit drei verschiedenen Spielstätten, die Chance sah, thematische Linien zu verwirklichen. Die künstlerischen Kompromisse, die er an den Dreispartenhäusern mit dem Zwang, große Zuschauerzahlen zu machen, allzu oft erlebte, muss er hier nicht eingehen. 100 Sitzplätze im Schlosstheater, 50 bis 60 in der Kapelle und im Studio und vielleicht zwei Dutzend, wenn’s hoch kommt, im Pulverhäuschen. Und der Zustand dieser samt und sonders unter Denkmalschutz stehenden Spielstätten gehört zu Leppers größten Sorgen. Er will seinem Publikum keine feuchten Wände, abbröckelnden Putz oder kaputte Sitze zumuten, nur im Stadtsäckel ist der Etat des Theaters bis auf Heller und Pfennig berechnet und ausgeschöpft. Der Sparzwang gestattet den Stadtvätern weder die grundlegende Renovierung der Altbauten noch die Modernisierung der Bühnentechnik. Was macht also ein Johannes Lepper? Er sucht nicht den Konflikt mit den Ratsfraktionen, sondern klemmt sich hinter die Freunde des Schlosstheaters. Für diese Förderer erstellte er Wunschlisten für die technische Ausstattung. Ein pfiffiges Werbekonzept macht aus der Not eine Tugend, und für alle Extra-Maßnahmen sucht und findet der Theatermann Sponsoren.

Das Ziel ist für Johannes Lepper immer auch der Weg. So linst er nicht auf den „Olymp“ seines Metiers, wenn etwa beim Berliner Theatertreffen den besten Produktionen gehuldigt wird, sondern er konzentriert sich auf die Erarbeitung des jeweiligen Stückes. Er verlässt sich dabei auf seine Einfühlung wie auf seine intellektuellen Fähigkeiten, auf Emotionen selbstverständlich auch. Und diese Wahrhaftigkeit in der Arbeit teilt sich dem Besucher mit. Weiterhin toi, toi, toi!

Irmgard Bernrieder

Schlosstheater Moers: „Die Verwandlung“ von Steven Berkoff nach Franz Kafkas Novelle. Premiere am 26. November 1999. Links Albert Bork, rechts Johannes Lepper
Foto: Igor Turin, Düsseldorf

„Charlestonkleid und Tippmamsell - Mode und modernes Leben der 20er Jahre“

Zur Sonderausstellung des Rheinischen Industriemuseums, Textilfabrik Cromford, im Sommer 2001 [1])

Die Zwanziger Jahre. Wer denkt da nicht sofort an Frauen mit Bubikopf und kurzem Kleid ohne Taille, an den Charlestonlook und Stummfilmdiven wie Marlene Dietrich, Gloria Swanson, Greta Garbo, Louise Brooks oder Lilian Harvey mit ihrem mondänen Auftreten und mit ihrem dramatischen Make-up. Und wer hat nicht ein Fotoalbum zu Hause, das Mutter, Großmutter oder Urgroßmutter in genau diesem Stil zeigt. Durch alle gesellschaftlichen Schichten hindurch trugen die Frauen plötzlich einen neuen Kleidungsstil, der sich von dem der Vorkriegszeit deutlich unterschied. Der Unterschied zu der Kleidung vor dem Krieg hätte größer nicht sein können. Wie der Zeitgenosse Stefan Zweig formulierte: „Aus den in Korsette geschnürten, bis zum Hals mit gefälteltem Tuch verschlossenen, mit Röcken und Unterröcken behafteten, aus diesen beinlosen, künstlich bienenhaft taillierten und auch in jeder Regung und Bewegung künstlichen Wesen, aus dieser historischen Frau von vorgestern ist innerhalb einer einzigen raschen Generation die Frau von heute geworden, mit ihrem hellen, offenen Leib, dessen Linie das leichte Kleid nur wie eine Welle klar überfließt...“ Das war mehr als eine modische Spielerei, keine Modewelle. Es war eine modische Revolution. Eine Revolution, die im Bereich der Frauenbekleidung und nur dort stattfand. In den 1920er Jahren entstand in der Frauenmode ein neues Bekleidungsschema, das äußerst radikal und befreiend gewirkt hat. Es entstand eine Kleidungsform, die bis heute das Kleidungsverhalten prägt und bis heute noch verbindlich ist. Wie und warum es zu diesen dramatischen Veränderungen kam, war die leitende und zentrale Frage bei der Konzeption der Sonderausstellung „Charlestonkleid und Tippmamsell - Mode und modernes Leben der 20er Jahre“, die im Rheinischen Industriemuseum, Textilfabrik Cromford, von April bis Dezember 2001 gezeigt wird.

Nach Ende des Ersten Weltkrieges befand sich Deutschland in einer Zeit des Umbruchs, wie er ausgeprägter und widersprüchlicher kaum sein konnte, und der alle gesellschaftlichen Schichten erfasste. Die Gesellschaft der Vorkriegszeit, die Kaiserzeit, existierte faktisch nicht mehr. Die Neuorganisation in einem erstmals republikanisch-demokratischen Staat war von vielen Widrigkeiten, politischen wie wirtschaftlichen Krisen begleitet. Nach der großen Inflation zu Beginn des Jahrzehnts war es besonders die Weltwirtschaftskrise 1929, die alle großen Industrienationen der Welt erfasste, die zu Inflation und vor allem Massenarbeitslosigkeit mit ihren Folgen von Armut und Elend führte. Diesen Krisen fiel letztlich die junge Republik zum Opfer, 1933 wurde Hitler zum Reichskanzler gewählt und der nationalsozialistische Aufstieg war besiegelt.

Neben den Widrigkeiten war der Neubeginn nach dem Ersten Weltkrieg andererseits mit großen Hoffungen auf eine neue Gesellschaft, einem großen Veränderungswillen, Fortschrittsglauben und Lebenshunger verbunden. Zum Lebensmotto wurden Schlagertitel wie „Man lebt ja nur so kurze Zeit und ist so lange tot“. Die Gesellschaft erlebte einen großen Modernisierungsschub, der sich in allen Bereichen des Lebens niederschlug. Technische Errungenschaften und neue Erfindungen wie das Auto, Telefon, Flugzeug, Radio und Grammophon schufen die Hoffnung auf ein besseres, einfacheres Leben. Auch in den Bereichen der Kultur vollzog sich ein revolutionärer Wandel, man denke nur an die revolutionären Entwürfe des Bauhauses, die neuen Formen des Art déco, in der Musik an den Jazz und die neuen Tänze wie Charleston oder Shimmy, die in Europa Furore machten.

Viele dieser Erfindungen und Entwicklungen, die neuen und z.T. sehr schnell wechselnden ästhetischen Anforderungen, führten in ihrer Wirkung allerdings nicht un-

Amateurfoto aus den 1920er Jahren

1) Veränderte und ergänzte Version des Eröffnungsvortrags zur Ausstellungseröffnung am 29. 4. 2001 im Rheinischen Industriemuseum, Textilfabrik Cromford, in Ratingen

bedingt nur zur Vereinfachung und Verbesserung des Lebens. Vielmehr erzeugten sie auch eine bis dahin nicht gekannte - für die Zeitgenossen fast atemberaubende - Beschleunigung des Lebens, fühlbar als ständige Veränderung, auf die man sich einstellen musste, aber auch als Zwang zu räumlicher und zeitlicher Mobilität und Tempo. Neben diese Zwänge trat die Notwendigkeit, mit der schwierigen wirtschaftlichen Situation klarzukommen. Gerade dieser doppelte Anspruch wurde insbesondere an die Frauen gerichtet, die ungleich stärker als die Männer diesem Beschleunigungsprozess ausgesetzt waren. Besonders das Leben der bürgerlichen Frauen hatte sich deutlicher verändert als das der Männer. Bis zum Ersten Weltkrieg waren sie noch wesentlich auf ihre traditionelle Rolle als Haushaltsvorstand bzw. Hausfrau und Mutter begrenzt und aus dem Berufsleben weitgehend ausgeschlossen. Jetzt wurden sie als Arbeitskräfte in die industrialisierte Welt integriert mit der daraus erwachsenden Doppelbelastung von Haushalt, Familie und Beruf. Damit rückte das Thema der Doppelbelastung, dass ja für Frauen anderer Schichten, die Arbeiterinnen oder auch Dienstmädchen z. B., immer schon selbstverständlich war, verstärkt in den Blick. Die Wahrnehmung für dieses Problem wurde geschärft, seit es eben auch die bürgerlichen Frauen betraf.

In dieser Situation veränderte sich auch das Verhältnis der Geschlechter zueinander nachhaltig, die traditionellen Rollen wurden in Frage gestellt und neu definiert. Der Typ der „Neuen Frau" entstand, ein Idealbild, dass von Film, Werbung, Zeitschriften und Romanen verbreitet und diskutiert wurde. Dieses Frauenbild war befreit von traditionellen geschlechtsspezifischen Klischees. Es bündelte viele Emanzipationsträume der Frauen und wirkte dadurch für viele befreiend. Die „Neue Frau" reklamierte für sich die gleichen Rechte wie die Männer: Sie rauchte, fuhr Auto, ging ohne männliche Begleitung aus und genoss das Leben, wie es einer Frau bisher um den Preis ihres guten Rufes verwehrt war. Das Lebensziel dieser Frau war nicht mehr Ehe und Familie, sondern die gleichberechtigte Beziehung, wie sie im vieldiskutierten Modell der Kameradschaftsehe beschrieben wurde.

Amateurfoto, 1920er Jahre

Dieses Frauenbild, in der zeitgenössischen Literatur oft beschrieben, hatte nichts mehr mit dem der Vorkriegszeit gemein. Alexandra Kollontai, neben Elsa Herrmann eine der wichtigsten Autorinnen, die ein neues Frauenbild propagierten, beschreibt den Wandel 1920: „Die Frau ist gezwungen, sich rasch den veränderten Existenzbedingungen anzupassen.(...) Mit Erstaunen erkannte sie die Untauglichkeit des ganzen moralischen Gepäcks, das man ihr auf den Lebensweg mitgegeben hatte. Die ihr durch Jahrhunderte anerzogenen weiblichen Tugenden Passivität, Ergebenheit, Nachgiebigkeit, Weichheit erwiesen sich als völlig überflüssig, untauglich und schädlich. Die harte Wirklichkeit fordert von den selbständigen Frauen andere Eigenschaften: Aktivität, Widerstandsfähigkeit, Entschlossenheit, Härte, d.h. die Eigenschaften, die bisher als Kennzeichen und Vorrecht der Männer angesehen wurden."

Zu diesem neuen Idealbild von Frau passte das alte Schönheits- und Körperideal genauso wenig wie die Kleidung vergangener Jahrhunderte. Das neue Körperideal schrieb jetzt einen schlanken und sportlichen Körper vor, der durch Diät, Gymnastik und Sport - nicht mehr durch Korsett und Mieder - in Form gebracht und jung und gesund erhalten wurde. Der Körper sollte nicht nur fit für die Arbeit sein, sondern auch für Bewegung und natürlich den Tanz. Mit dem fitten, schlanken und beweglichen und befreiten Körper assoziierte man darüber hinaus eine befreite, selbstbestimmte Erotik und Sexualität. Zum neuen Schönheitsideal wurden knabenhaft schlanke Figuren, mit schmalen Hüften, kleinen Brüsten und kurzen Haaren.

Zwei verschiedene neue Frauentypen versinnbildlichten dieses Schönheitsideal: das „Girl" und die „Garçonne". Das sportliche Girl galt als die Verkörperung und

Amateurfoto, 1920er Jahre

Durchsetzung des modernen amerikanischen Schönheitsideals, als ein Zeichen des starken kulturellen wie politischen Einflusses Amerikas. Da Amerika im Ruf stand, den Frauen größtmögliche Emanzipationsmöglichkeiten und Gleichberechtigung zuzugestehen, konnte das Bild des „Girls" zum Prototyp der „Neuen Frau" werden. Der Frauentyp des „Girls" setzte auf populäre Weise die neuen Vorstellungen von Weiblichkeit um. Mit den Attributen: Sportlichkeit, Körperbeherrschung, Berufstätigkeit, aber auch Ausgelassenheit und Ungezwungenheit im Auftreten, wurde es zu einer scheinbar idealtypischen Verkörperung des Bildes der „Neuen Frau".

Diesem letztlich immer noch sehr mädchenhaft-weiblichen Frauenbild stand das der „Garçonne" gegenüber. Dieser Weiblichkeitsentwurf beschreibt die radikalere Version der selbstbewussten, selbständigen und emanzipierten Frau. „Die Dame", eine der beliebtesten Frauenzeitungen der Zeit, schrieb: „Gerade der Krieg brachte, zuerst ganz unbemerkt, die Geburt des Garçonne-Typs. Die Frau im Feld, die sich eine Uniform anzog und die Haare abschnitt, war die erste, die mit dem Schicksal des Mannes auch sein Aussehen teilen wollte." Sie war der Inbegriff emanzipierter Weiblichkeit, wurde zu einem Synonym ökonomischer Unabhängigkeit, sexueller Freizügigkeit und Gleichberechtigung der Geschlechter.

Garçonne
Amateurfoto, 1920er Jahre

Ein neuer Kleidungsstil betonte und unterstrich die neuen Weiblichkeitsentwürfe. Typische Merkmale für Girl wie Garçonne sind die schmalen, schlichten, ganz einfachen Formen. Simple Hemdkleider, sachliche Schneiderkostüme, enge Topfhüte, schlichte, die Brustpartie überspielende Oberteile und kurze Röcke waren in. Eine Kleidung, die sich vielfach an der Ästhetik und Funktionalität der Sport- und Männermode orientierte. Die Kleiderschnitte waren einfach und schlicht. Und das sogar in der Abendgarderobe. Lieblingsmode des Girls waren nach Angaben der Modejournale die leichten, sportlichen Hemdkleider, Jumper oder Blusen in durchweg schlanker Silhouette. Ergänzt wurde ihre sachliche Kleidung durch sehr weibliche Accessoires, Perlenketten, Ansteckblumen, Armreifen oder Ohrringe. Unabdingbar gehörte dazu der Kurzhaarschnitt.

Die Garçonne kleidete sich demgegenüber betont sachlich und androgyn, trug hosenähnliche Röcke und Jacken, die wie Herrenjacketts geschnitten waren. Als Accessoires kamen dazu ebenfalls eher als männlich geltende Gegenstände wie Zigarettenspitze oder Krawatte. Dazu gehörte der streichholzkurze Herrenhaarschnitt, der Etonschnitt. Bei diesem Outfit wurden zumindest optisch die Geschlechtergrenzen verwischt. Auf Grund ihres radikalen, sehr stark an männlicher Kleidung orientierten Kleidungsstils, der sich extrem von dem traditionellen weiblichen Kleidungsverhalten unterschied, löste die Erscheinung der Garçonne heftige Diskussionen aus. Sie war ebenso Thema in allen gängigen Zeitschriften wie dem Film oder bot eine breite Angriffsfläche für Karikaturen. Sie war dem Vorwurf der Vermännlichung ausgesetzt, und dies ebenso von Seiten der zutiefst irritierten Männer wie von Seiten derjenigen Frauen, die an den tradierten Rollen festhalten wollten. Sie sahen das traditionelle Normengefüge von Männlichkeit und Weiblichkeit unmittelbar bedroht, schien doch die Angleichung von Mann und Frau im äußeren Erscheinungsbild die Ideologie der angeblich naturbedingten Differenz der Geschlechter samt der darauf basierenden Rechtfertigung von Ungleichheit ganz offenkundig ad absurdum zu führen.

Beiden Frauentypen gemeinsam war, daß ihre Kleidung ihnen eine größtmögliche Bewegungsfreiheit zuließ. Man konnte darin nicht mehr nur schreiten oder gleiten mit leicht angewinkelten Armen, wie es bei der Mode der Vorkriegszeit noch der Fall war. Vielmehr war jetzt erstmals schnelles Gehen oder Laufen bei großer Armfreiheit möglich, Eigenschaften, die bei der bürgerlichen Männerkleidung schon lange selbstverständlich waren.

In der Männerkleidung hatten sich bis Mitte des 19. Jahrhunderts die bis heute typischen Kennzeichen entwickelt, deren wichtigstes der bequeme Anzug in gedeckten Farbtönen ist. Der Anzug war und ist bis heute das Kleidungsstück des Mannes in der industrialisierten Welt. Mit dem Ablegen der Krinolinen und aufwendigen Seidenroben holten die Frauen diesen Schritt nach. Ihre Integration in die industrialisierte Berufs- und Arbeitswelt und die Aneignung neuer Lebensbereiche spiegelt sich somit in der neuen Kleiderwahl. Sie symbolisierte die Durchsetzung der Moderne in der Frauenmode.

„Wer ist das, die neue Frau? Existiert sie überhaupt? Schauen Sie um sich, sehen Sie scharf, und Sie werden sich überzeugen: die neue Frau ist da - sie existiert. Sie kennen sie schon, und zwar auf allen Sprossen der sozialen Stufenleiter, von der Arbeiterin bis zur Jüngerin der Wissenschaften, von der bescheidenen Kontoristin bis zur berühmten Vertreterin der freien Künste," schreibt Alexandra Kollontai.

Auch wenn sie sehr emphatisch die Durchsetzung des neuen Frauenbilds beschwört, sah die Realität oft anders aus. Zwar setzte sich sehr flächendeckend der neue Kleidungsstil durch und wurde auch als befreiend, zeitgemäß und fortschrittlich empfunden. Al-

lerdings darf die Durchsetzung dieses Stils nicht darüber hinwegtäuschen, dass es für viele Frauen nicht möglich war, sich aus den traditionellen Rollenmustern zu befreien. Dazu waren allein schon die Löhne und Gehälter zu gering, um sich das flotte selbstbestimmte Leben zu erlauben. Und insbesondere im häuslichen Bereich blieben die traditionellen Rollenverteilungen noch weitgehend bestehen. Insofern ist auch die „Neue Frau" eher ein Ideal bzw. Mythos der Journale, Zeitschriften und Literatur denn ein flächendeckendes Phänomen, deren wichtigstes Verdienst in ihrer Vorbildfunktion für eine Neuorientierung lag.

Das Rheinische Industriemuseum dokumentiert diese Neuorientierung, den Eintritt der Frauen in die industrialisierte Welt, in die Moderne, in seiner Sonderausstellung am Beispiel der Kleidung und des Kleidungsverhaltens. Aus der umfangreichen Textilsammlung des Museums präsentiert das Haus mehr als 60 Originalkostüme und über 300 weitere Exponate. Gezeigt wird ein ganz breites Spektrum an Bekleidung und Mode der 1920er Jahre; darunter die praktisch-schlichten Hemd- und Schürzenkleider für den Haushalt und das Erwerbsleben - einfache Alltagskleidung eben. Genau so wichtig sind die über und über mit Perlen und Pailletten bestickten Tanzkleider für den Abend, die bei jeder Bewegung

Sportliches Herrenoutfit und Autofahrermantel für Damen, 1920er Jahre

Perlenbestickte Abendroben.
Links: um 1930. Rechts: um 1920

mitschwingen - ideal für die neuen schnellen Tänze wie Jimmy oder Charleston.

Es sind nicht die Kleider der großen Couturiers, sondern alles real getragene Kleidung, die so auch immer Aufschluss gibt über Tragegewohnheiten oder den Umgang mit ihr. Gerade im Bereich der Alltagskleidung können eine ganze Reihe Exponate gezeigt werden - in deutschen Museen eine Seltenheit. Diese Stücke wurden oft aufgetragen, sind in der Regel gar nicht erhalten und wurden lange Zeit auch nicht von Museen gesammelt. Dass das Rheinische Industriemuseum diese Stücke zeigen konnte, geht auf Glücksfälle zurück. So konnte das Museum große Teile einer Privatsammlung an Charlestontanzkleidern erwerben. Außerdem hat das Museum in den letzten Jahren, insbesondere nach der großen Ausstellung „Die Frau in Weiß - Zur Geschichte des bürgerlichen Brautkleids 1800 - heute" 1999 verstärkt Schenkungen aus Privatbesitz erhalten. Insbesondere aus Ratingen und Umgebung konnten große Bestände zusammengetragen werden, die die Sammlung des Museums sehr bereicherten und anschaulich die Kleidungsgewohnheiten im Rheinland während des 20. Jahrhunderts dokumentieren. Darüber hinaus konnte das Museum 1999 nach einem Zeitungsaufruf glücklicherweise den Nachlass einer Schneiderin in seine Sammlung übernehmen. Erna Gattermann hatte 1924 ihre Gesellenprüfung als Damenschneiderin gemacht. Ihr ganzes Leben lang hat sie genäht, und wohl kaum je ein Stück weggeworfen. So befanden sich in dem Nachlass, der Sammlung Gattermann aus Düsseldorf-Benrath, auch diverse Stücke aus den 1920er Jahren. Kleider, die wohl von vielen anderen längst entsorgt worden wären. Oft geflickt, gewendet oder umgearbeitet oder auch modisch angepasst, obwohl eigentlich schon verschlissen. Diese Exponate zeigen wie kaum andere die Konsummuster der Zeit, den Kleidermangel, den Wert, der Textilien beigemessen wurde. Sie dokumentieren die Geschichte der Alltagskleidung auf ideale Weise. Da ist das Schürzenkleid, das so lange bei der Gartenarbeit getragen wurde, bis es ganz von der Sonne verblichen war. Oder die Schürzen und Kittel, deren große Zahl dokumentiert, dass diese im Alltag mit die wichtigsten Kleidungsstücke waren. Aber es gibt auch das Outfit für den Strand, das von Reisen ans Meer erzählt. Oder Wintermäntel, die heute untragbar schwer erscheinen. Auch selbstgestrickte Pullover für Frauen sind dabei, schöne Dokumente eines Kleidungsstücks für Frauen, das überhaupt erst in den 1920er Jahren für Frauen populär wurde.

Tageskleider aus Baumwolle. Links ein Kleid, das bei der Feldarbeit getragen wurde, rechts ein einfaches Sommerkleid von 1927 (Sammlung Gattermann)

Zwei Abendensembles, Kleider mit Art déco-Mustern, 1920er Jahre

Die Ausstellung gliedert sich in drei große Bereiche: Der Tag wird der Nacht gegenüber gestellt. Zunächst geht es um die Kleidung, die im Verlauf eines Tages getragen wurde - auf dem Weg zur Arbeit, bei der Arbeit, bei der Hausarbeit oder während der Freizeit, beim Sport. Dem gegenüber gestellt ist die Nacht, wo die Kleider zum Ausgehen gezeigt werden, die Tanzkleider, die Abendroben. Diese Unterteilung ist nicht nur ein gestalterischer Kunstgriff. Vielmehr wurde in den 20er Jahren deutlicher als je zuvor Kleidung bestimmten Anlässen zugeordnet. Am Tag sollte die Kleidung funktional, sachlich sein, den Bedürfnissen eines im technischen Zeitalter arbeitenden Menschen entsprechend. In der Nacht konnte dann das andere Ich zum Vorschein kommen, da wurde gelebt, man schlüpfte in andere Rollen und ließ den Alltag hinter sich. Luxuriöse Tanzkleider, Accessoires und dramatisches Make up verwandelten die nüchternen Angestellten in schillernde Schönheiten der Nacht. Oder wie Coco Chanel sagte: „Mode ist zugleich Raupe und Schmetterling. Sei tags eine Raupe und ein Schmetterling bei Nacht. Es sollte Kleider geben, die kriechen, und Kleider, die fliegen. Der Schmetterling geht nicht auf den Markt und die Raupe geht nicht zum Ball."

Der dritte Ausstellungsbereich behandelt die Herstellung der Kleidung in dieser Zeit und die verwendeten Materialien. Hier stellen wir Ihnen einerseits vor, wie die neuen Kunststoffe die Durchsetzung der neuen Mode beschleunigte. Zum anderen gehen wir der Frage nach, warum neben Kunststoffen die exotischen Materialien und insbesondere der Pelz eine so große Rolle in der Mode spielten.

Das Konzept des Museums, neben der Industriegeschichte des Textils - wie sie die Dauerausstellung zeigt - kostüm- und modegeschichtliche Themen in Sonderausstellungen zu präsentieren, scheint sich zu bewähren. Die Sonderausstellungen stoßen auf großes regionales und überregionales Besucherinteresse. Die Ausstellung „Charlestonkleid und Tippmamsell" ist deshalb jetzt gerade bis Dezember 2001 verlängert worden und wandert anschließend weiter in den Standort Engelskirchen des Rheinischen Industriemuseums. So ist es nur konsequent, wenn in der Textilfabrik Cromford in den nächsten Jahren immer wieder Teile aus der Kostümsammlung des Museums in wechselnden Sonderausstellungen präsentiert werden. Für 2002 etwa ist eine Ausstellung in Kooperation mit dem ja ebenfalls textilgeschichtlichen Standort Euskirchen des Rheinischen Industriemuseums geplant mit dem Titel „Kleider machen Leute - Leute machen Kleider". Während in Euskirchen gezeigt wird, wie Kleidung hergestellt wurde („Leute machen Kleider") geht es in Cromford um die Hintergründe und historischen Ursachen für unser heutiges Kleidungsverhalten: Insbesondere gehen wir der Frage nach, wie sich die bürgerlichen Tugenden wie Reinlichkeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Ordnung und Pünktlichkeit in der Kleidung bis heute spiegeln. Jeder weiß ja, dass man nicht mit einem bekleckerten Hemd zu einem Termin geht, dass die Schuhe geputzt und kein Knopf fehlen und der Strumpf keine Laufmasche haben darf - aber warum? Den Ursachen für diese Kleidungsregeln wollen wir auf den Grund gehen.

Fächer aus gefärbten Marabufedern, 1920er Jahre

Claudia Gottfried

Literatur

Ellwanger, Karen:
Bekleidung im Modernisierungsprozess. Frauen, Mode, Mobilität 1870 - 1930. Diss. Dortmund 1994

Ferber, Christian (Hrsg.):
Die Dame. Ein deutsches Journal für den verwöhnten Geschmack 1912 - 1943, Berlin 1980

Hollander, Anne:
Anzug und Eros. Eine Geschichte der modernen Bekleidung, Berlin 1995

Kessemeier, Gesa:
Sportlich, sachlich, männlich. Das Bild der „Neuen Frau" in den Zwanziger Jahren. Zur Konstruktion geschlechtsspezifischer Körperbilder in der Mode der Jahre 1920 bis 1929, Dortmund 2000

Koch-Mertens, Wiebke:
Der Mensch und seine Kleider. Die Kulturgeschichte der Mode. 2. Band, Düsseldorf / Zürich 2000

Lauterbach, Burkhart (Hrsg.):
Großstadtmenschen. Die Welt der Angestellten. (Ausstellungskatalog des Münchner Stadtmuseums) Frankfurt / M. 1995
Metropolen machen Mode. Haute Couture der Zwanziger Jahre. (Bestandskatalog des Kunstgewerbemuseums Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz), Berlin 1989 (3. Auflage)

Meyer-Büser, Susanne:
Bubikopf und Gretchenzopf. Die Frau der zwanziger Jahre (Ausstellungskatalog des Museums für Kunst und Gewerbe), Heidelberg 1995

Ostwald, Hans:
Sittengeschichte der Inflation, Berlin 1931

Soden, Kristine von / Schmidt, Maruta:
Neue Frauen. Die zwanziger Jahre. Berlin 1988

Story, Margaret:
Wie ziehe ich mich gut an? Stuttgart 1928 (2.Auflage)

Thiel, Erika:
Geschichte der Mode. Berlin 1990

Vollmer-Heitmann, Hanna:
Wir sind von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt. Die zwanziger Jahre. Hamburg 1993

Charlestonkleid und Tippmamsell?

Ratingen in den 20er Jahren

Viele Zeitgenossen erlebten die vierzehn Jahre der Weimarer Republik als eine turbulente Zeit, in der sich gravierende politische und gesellschaftliche Umbrüche vollzogen: Von Anfang an war die demokratisch gewählte Regierung, die die Monarchie abgelöst hatte, nicht nur mit den wirtschaftlichen und sozialen Folgen des Ersten Weltkriegs konfrontiert, sondern auch mit Vorbehalten und Anfeindungen wichtiger gesellschaftlicher Schichten, die in der neuen demokratischen Verfassung nur eine weitere Schmach der Niederlage von 1918 sahen oder sie aus klassenkämpferischen Gründen ablehnten. Aber nicht nur die Staatsform hatte sich gewandelt. Auch das Lebensumfeld des Einzelnen veränderte sich dadurch. Zusammen mit den neuen technischen Errungenschaften ließ das die Umbrüche der Zeit gewaltig erscheinen und begünstigte bei vielen Zeitzeugen ein Gefühl von Mobilisierung und Geschwindigkeit einerseits und Unsicherheit andererseits. Hinzu kam eine beschleunigte Emanzipation der Frau, die unabhängig, berufstätig, sportlich und modebewusst auftrat.[1] Kulturhistorisch geblieben für die 20er Jahre ist das geflügelte Wort von den „Goldenen 20ern“, das gleichwohl nur auf die mittlere Phase relativer Stabilität von 1924 bis 1929 bezogen werden kann und viele Schattenseiten wie die gleichbleibend hohe Arbeitslosen- und Armutsrate ausblendet. Nichtsdestotrotz spiegelt sich darin aber auch etwas vom Lebensgefühl der Epoche wider und ihren augenscheinlichen Charakteristiken: Bubikopf und kniekurze Pailletten-kleider, Charleston und Stummfilmstars.

Auch in Ratingen waren die 20er Jahre für weite Teile der Bevölkerung keineswegs „golden“. Vielmehr kennzeichnen sie politische Unruhen und wirtschaftliche Krisen; vor allem die Zeit der französischen Besatzung von 1921 bis 1925 hinterließ tiefe Spuren im städtischen Leben.

Das von mittelständischer Industrie geprägte Ratingen, zwischen Düsseldorf und dem Ruhrgebiet gelegen, besaß einen hohen Arbeiteranteil in der Bevölkerung. Die Anhängerschaft der bürgerlich-nationalen und der linken Parteien war fast gleichstark. Trotzdem konnten sich letztendlich die konservativen Kräfte durchsetzen, denn jenseits moderner Klassendifferenzierungen gab es ein weitgehend intaktes katholisches Milieu, das sich meist im christlichen Rahmen betätigte.[2]

Im Vordergrund dieses Beitrags soll allerdings das private Lebensumfeld der Ratinger Bürgerinnen und Bürger in den 20er Jahren stehen: Ausgangspunkt ist die modische Revolution dieser Zeit, die auch Spiegelbild der gesellschaftlichen Veränderungen war. Hier soll untersucht werden, ob es die „Neue Frau“ auch in Ratingen gab und wie diese Veränderungen der Geschlechterrollen wahrgenommen wurden.

Aufschluss darüber sollen Anzeigenteil und Berichterstattung der Ratinger Zeitung (RZ)[3] geben, die sich hierfür anbietet: Einerseits besitzt sie den größten lokalen Anzeigenteil, andererseits informiert sie gleichermaßen über lokale und regionale Ereignisse wie auch über das Weltgeschehen. Gerade für Letzteres stellt die Zeitung eine wahre Fundgrube in Hinsicht auf Klatsch und Tratsch dar. Die Redaktion hatte dabei stets die Leserschaft, die angesprochen werden sollte, im Blick. Das lokale Geschehen, über das man sich auch selbst einen Eindruck verschaffen konnte, konnte dementsprechend vergleichsweise knapp abgehandelt werden. Die Ratinger Zeitung, die bis 1920 zweimal, dann dreimal und ab April 1927 sechsmal wöchentlich erschien, war aber keineswegs überparteilich. Zunächst bezogen die Journalisten nationalliberale, am Ende der Weimarer Republik dann deutschnationale Standpunkte.

Bei der Auswertung und Beurteilung der Zeitungsartikel zu gesellschaftlichen Veränderungen im

Saison-Eröffnung
GESCHW. KANN
große Auswahl in Modell-Hüten
Damen-, Backfisch- und Kinder-Hüten
Einfacher schicker Hut ... 10
Mädchen-Basthut ... 14
Eleganter Matelot ... 20
Schicker gerader Hut ... 15
Tagal-Hut ... 34
Heller Eleganter Matelot ... 31
Trauerhut ... 25
Trauerhut ... 15
Kinderhüte ... 8
Elegante Damen-Hüten u. Kieler Hüten
Umarbeiten von Hüten
GESCHW. KANN
MARKT 20 RATINGEN MARKT 20

„Ratinger Zeitung“ vom 29. März 1919

Bereich „Mode“ und „Neue Frau“ ist diese politische Grundhaltung von Bedeutung. Der Untersuchungszeitraum von 1919 bis 1929 berücksichtigt einerseits die ersten Anzeichen für Veränderungen nach dem Ersten Weltkrieg und endet andererseits mit dem New Yorker Börsenkrach, als die Phase relativer politischer und wirtschaftlicher Stabilität als notwendiger Faktor für die Entfaltung des Einzelnen ausläuft.

Was lässt sich über die Entwicklung der Mode und Modebranche anhand der Anzeigen ablesen? Nach dem Ersten Weltkrieg bis

1) Vgl. zur „Neuen Frau“ und ihrer Mode den Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung des Rheinischen Industriemuseums, Standort Ratingen: Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V./ Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.), Charlestonkleid und Tippmamsell. Mode und modernes Leben der 20er Jahre, Ratingen 2001.

2) Vgl. Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V. (Hrsg.), Ratingen. Geschichte 1780 bis 1975, Essen 2000, S. 161-236.

3) Zu Zeitungen und Presse in Ratingen vgl. Erika Stubenhöfer, Erika Münster und Joachim Schulz-Höhnerlage (Baerb.), Ratingen 1900 - 2000. Zeitungsberichte und Fotos, Horb am Neckar 1999.

zum Ende der Währungskrise Anfang 1924 erschienen nur sehr wenige Modeanzeigen. Die erste vom 29. März 1919 betraf die Saisoneröffnung des Ratinger Hutladens der Geschwister Kann. Sie ist in vielerlei Hinsicht typisch für diese ersten Jahre: So inserieren zunächst vor allem Ratinger Putzmacherinnen und Geschäfte, besonders das Kaufhaus Albert Tack in der Oberstraße 38. Erst ein Jahr später und nur sehr allmählich kommen Anzeigen Düsseldorfer Geschäfte (Hettlage und Tietz) dazu. Die meisten Inserate sind sehr einfach gestaltet. Sie bestehen vor allem aus Text, der manchmal um Zeichnungen ergänzt ist. Eine Ausnahme bilden hier nur die Anzeigen von Albert Tack, die über die Optik wirken sollten. Ebenfalls ein gemeinsames Merkmal dieser ersten Jahre ist, dass die Bekleidungsgeschäfte vor allem das Umarbeiten alter Kleidung „nach der neuesten Mode“, Schnittmuster und Stoffe anboten. Im Frühjahr 1920 warb das Düsseldorfer Kaufhaus Hettlage dann erstmals mit einer Herrenkollektion. Ein Jahr später folgte das Ratinger Geschäft Werdelmann in der Bechemer Straße 27a, und zur selben Zeit bot das Kaufhaus Hartoch aus Düsseldorf seine erste Frauenkollektion an. Diese beinhaltete aber noch Hüte in Zweispitzformen, Stickerei-Prinzess-Röcke und sogar Korsetts.

In dieser ersten Phase sind die wirtschaftlichen Folgen des Ersten Weltkriegs noch stark bei der Ausgestaltung der Anzeigen wie auch beim Angebot zu spüren. So wird mehr auf Ausbessern der Garderobe und Selbernähen als auf Konfektionsware gesetzt. Modische Neuheiten spielen noch keine große Rolle. Bezeichnenderweise verschwinden auf dem Höhepunkt der Währungskrise in der zweiten Hälfte 1923 noch einmal für ein halbes Jahr alle Modeanzeigen, nachdem ihre Qualität in der ersten Jahreshälfte bereits merklich nachgelassen hatte.

Erst ab Februar 1924 finden sich dann wieder einfach gestaltete Modeanzeigen in der Ratinger Zeitung, die schnell zunehmen und immer aufwendiger gestaltet sind. Dieser Trend hält bis 1929 an: Manche Anzeigen sind jetzt kleine Kunstwerke und fast jeden Text ergänzen Zeichnungen, die die neuesten Modelle der Saison zeigen. Am 12. März 1927 verwendete das Düsseldorfer Kaufhaus Tietz erstmals ein Foto in seiner Anzeige. Andere große Kaufhäuser der Rheinmetropole zogen nach. Besonders das Carsch-Haus benutzte seit September 1927 fast nur noch Fotos in seinen Anzeigen. Ratinger Geschäftsleute konnten sich eine so kostspielige Aufmachung allerdings nicht

Ratinger Zeitung vom 11. März 1920

Ratinger Zeitung vom 6. März 1926

„Ratinger Zeitung“ vom 12. März 1927

leisten. Aber auch viele Düsseldorfer Geschäfte blieben bei Modezeichnungen.

Im Mai 1924 sind die ersten Modelle in der neuen Linie da: Schlichte, sachliche Kostüme mit tiefer Taille für einen fast knabenhaft schlanken Körper. Der neue Stil für das ‚Girl’ mit Hemdkleid, Jumper und engem Topfhut prägte von nun die Mode für die nächsten Jahre. Beim ‚Bubikopf’ dauerte es länger: Erst im Januar 1926 eröffnete Maria Münster in der Mülheimer Straße 13 einen „Spezial-Damen-Salon“, in dem sie u.a. die „vollständige Bubikopfpflege“ anbot - da hatte die Ratinger Zeitung schon mehrfach über die neue Modefrisur berichtet.

Die Konfektionsware verdrängte jetzt die Schnittmodelle in den Anzeigen. In seinen wirtschaftlichen Konsequenzen sichtbar wird dieser Umbruch im Textilgewerbe aber erst 1929 in der Ratinger Zeitung. Im März veröffentlichten die Ratinger Schneiderinnen und Schneider einen Aufruf an die Bürgerschaft von Ratingen und Umgebung, in dem sie für maßgeschneiderte Erzeugnisse warben: „Maßarbeit statt Massenarbeit“. Dabei verrät schon die einfache Aufmachung des Inserats, dass sie die Verlierer der Verschiebungen im Bekleidungsgewerbe waren. Mit der preisgünstigeren „Massenware“, die zudem bei zahlreichen Werbewochen und Saisonausverkäufen besonders billig angeboten wurde, konnten die Ratinger Schneider nicht mithalten.

Mode wurde aber nicht nur zur Saisonware, die mehrmals jährlich wechselte, sondern die Konfektionsware ermöglichte es auch jeder Frau, an modischen Trends teilzunehmen - in dieser Hinsicht fand ein Demokratisierungsprozess statt. Was das für die Einzelne unter Umständen bedeutete, erzählt eine Glosse in der Ratinger Zeitung vom 18. Juli 1927 unter dem Titel „Saison-Ausverkauf“: „Am Abend kommen von allen Seiten die Päckchen und Pakete. Mit Stolz wird dem Hausherrn berichtet, wie billig eingekauft worden ist, und während aus der Handtasche die Kassenbelege hervorgesucht werden, findet sich auch der Notizzettel ein. Da wird entdeckt, daß eigentlich alles vergessen wurde, was man unbedingt brauchte, ein Freudenstrahl geht über das Gesicht der Hausfrau. Morgen ist ja auch noch ein Ausverkaufstag.“ Auch wenn diese Geschichte dem Genre gemäß überzeichnet ist, so hat die Charakterisierung der Ausverkaufstage „als Festtage für die Frau“ einen wahren Kern. Sonst würde die Ratinger Zeitung Schlussverkäufe kaum immer wieder - mal juristisch, mal als Glosse - thematisieren. Noch einen weiteren wahren Hinweis enthält die Geschichte über die Saisonausverkäufe, denn die Hausfrau wird durch die zahlreichen schönen Schaufenster zum Kaufen verführt. Tatsächlich warben fast alle Düsseldorfer und Ratinger Geschäfte mit Zahl und Ausstattung ihrer Schaufenster. Besonders in einer raffinierten Beleuchtung drückte sich Modernität aus: „Und das ist tatsächlich das Typische der modernen, lichtwirtschaftlich richtigen Schaufensterbeleuchtung: Die Lichtquellen sind vollkommen aus dem Gesichtsfeld entfernt, verdeckt hoch oben dicht an der Scheibe angebracht.“ (RZ 18. Aug. 1927) Auch anlässlich der Eröffnung des Kaufhauses Kenntemich am 22. Oktober 1929 in der Bechemer Straße 42a in Ratingen lobte die Ratinger Zeitung ausdrücklich die „geschmackvoll dekorierten Schaufenster“.

Anhand der Anzeigen lässt sich auch in Ratingen die Phase relativer Stabilität der Weimarer Republik mit einer wachsenden wirtschaftlichen Prosperität ablesen. Das gilt u.a. für den Neubau einiger Geschäfte und Kaufhäuser in

„Ratinger Zeitung“ vom 18. Oktober 1929

dieser Zeit, mit dem auch geworben wird. Eröffnete Robert Kenntemich am Ende der 20er Jahre in Ratingen sein Geschäft in neuen Räumen, so ließ das Kaufhaus Hettlage in Düsseldorf den Leser bereits zu Beginn der Ära den Bau seines neues Hauses via Anzeigen mitverfolgen. Aber auch darüber hinaus war eine attraktive moderne Architektur ein werbewirksamer Pluspunkt. Das entsprach einem neuen Lebensgefühl, das einen Schaufensterbummel zum Freizeitvergnügen und Kaufhäuser zu Konsumtempeln verklärte: „Der Zug der Ernüchterung, der nach dem großen Kriege die Welt durchwandert, hat Halt gemacht vor Licht, Prunk, Farbe, Buntheit, Spiel. Köstliche Tempel der Freude, Wunderstätten des Reichtums sind über Nacht in den Städten entstanden, durch die monatelange Hast, Unruhe und Freudlosigkeit eilten“, schrieb Erich Barth am 17. Dezember 1928 in der Ratinger Zeitung.

Das letzte hier untersuchte Jahr 1929 brachte einen kleinen Umschwung, denn es ging nicht nur die Gesamtzahl der Modeanzeigen zurück, sondern es überwogen auch wieder die der Ratinger Geschäftshäuser. Zudem nimmt die aufwendige Gestaltung, vor allem die Zahl der Zeichnungen, merklich ab. Beispielsweise benutzte das Düsseldorfer Carsch-Haus nicht mehr durchgängig Fotos für seine Anzeigen, und die Kaufhäuser Tietz und Tack griffen sogar auf alte Vorlagen zurück. Dafür gehörten wieder Stoffe und Nähzubehör verstärkt zum Angebot.

„Ratinger Zeitung“ vom 14. September 1929

Die Gründe für diese Veränderungen können hier nur vermutet werden. Sie dürften aber mit dem sich immer deutlicher abzeichnenden wirtschaftlichen Niedergang, der in Ratingen Ende 1928 als Resultat des Ruhreisenstreits einsetzte, zusammenhängen. Für eine sich allmählich abzeichnende Wirtschaftskrise als Grund spricht auch, dass sich die Düsseldorfer Kaufhäuser jetzt öfter zu Sammelanzeigen zusammenschlossen. Daran beteiligten sich namhafte Häuser wie Leonhard Tietz, die Gebrüder Hartoch und einmal sogar das Carsch-Haus. Diese Anzeigen, die Düsseldorf als die „führende Modestadt des Westens“ charakterisieren, sollten ein gemeinsames Prestige schaffen, von denen die einzelnen Geschäfte gleichermaßen profitieren konnten.

Auf die Ratinger Geschäftsleute, die weder in Hinsicht auf das Angebot noch die Preise und schon gar nicht in Bezug auf die teilweise spektakulären Anzeigen und Verkaufsaktionen mithalten konnten, übte die Düsseldorfer Konkurrenz in den 20er Jahren offenbar einen immer stärker werdenden Druck aus. Beispielsweise warb das Kaufhaus Tietz seit 1924 mit Modeschauen, bei denen nicht nur preisgekrönte Mannequins, die ungarische Modekönigin Antonie Csuppay und der deutsche Filmstar Grete Reinwald auftraten, sondern es auch Jazzmusik und Vorträge gab. Andere Düsseldorfer Kaufleute bedienten sich indirekt des weltoffenen Images Düsseldorfs, indem sie mit kurzen, einfachen Anfahrtswegen oder der Auslieferung ihrer Waren in die ländliche Umgebung warben.

Ende der 20er Jahre, als sich der wirtschaftliche Abschwung ankündigte, spürte der Ratinger Einzelhandel dann besonders deutlich diese Konkurrenz. Auch die Ratinger Zeitung beschäftigte sich mit dem Thema und forderte am 4. Juli 1929 die Ratinger Bürger und Bürgerinnen auf: „Kauft in Ratingen!“ Bezugnehmend auf die älte-

re Geschichte der Stadt und die gerade erfolgreich abgewendete Eingemeindung proklamierten die Redakteure den Einkauf in Ratingen als Ehrensache für jeden Einwohner.

Die Ratinger Zeitung setzte sich auch redaktionell in verschiedener Weise mit der neuen Mode und ihren Hintergründen auseinander: In speziellen Servicerubriken für die Frau berichtete sie über die neuesten Modetrends. Darüber hinaus setzte sie sich in Kommentaren, Glossen u.ä. mit dem Thema auseinander und schließlich gibt's eine bemerkenswerte Sammlung von Meldungen über verschiedene Facetten, die mit Mode zusammenhängen, teilweise ausgesprochen grotesk sind und ebenfalls kommentierende Aussagen enthalten.

Die erste Modeseite von Anna P. Wedekind über Blusen und Röcke erschien im Sommer 1921 in der Rubrik „Für die Frauenwelt". Sie enthält Zeichnungen und einen erklärenden Text. Allerdings entsprechen die dort gezeigten Damenmodelle noch nicht der neuen Linie: Die „mäßig weiten" Röcke sind wadenlang und in Falten gelegt, während die Blusen oftmals Ziernähte, Schleifen oder besondere Krägen schmücken. Die Modellunterschriften verweisen auf Schnittmuster und Nähanleitung, deren Quelle allerdings unklar bleibt. Genauso aufgebaut ist der zweite Modereport einen Monat später, der Sommerkleider vorstellt. Auch diese Modelle entsprechen noch keineswegs dem Modestil der 20er Jahre.

Diese aufwendig gestalteten, ausführlichen Modeseiten werden danach erst im Juni 1926 fortgesetzt. Thema sind diesmal „Duftige Sommerkleider" im neuen Stil . Wieder besteht der Modereport aus einem längeren Text sowie gezeichneten Modellen mit Bildunterschriften. Allerdings stammt er diesmal nicht aus der Feder einer Journalistin der Ratinger Zeitung. Als Quelle ist das monatlich erscheinende Modeheft „Wiener Record" angegeben, bei dem die Schnittmuster für die gezeigten Modelle bestellt werden können. Diese Seite erscheint im Jahr 1926 noch weitere viermal unter dem Titel „Wiener Modebericht" und stellt Herbstkleider, Mäntel und Abendkleider für Damen und junge Mädchen vor. Offensichtlich will sich die Ratinger Zeitung hier einem weiblichen, nähkundigen Publikum weltoffen präsentieren. Es bleibt allerdings unklar, weshalb die Seite bereits 1927 wieder eingestellt wird. Trotzdem gibt die Ratinger Zeitung damit nicht völlig die Modeberichterstattung auf. Wie schon nach den ersten beiden Modeberichten 1921 besteht sie hauptsächlich aus knappen Reportagen, die zwar unregelmäßig, aber recht häufig erscheinen. Die Kurzberichte thematisieren neue Modetrends und aktuelle Accessoires und geben darüber hinaus Schönheitstipps und Ratschläge zur Kleiderpflege. Auch über Geschichte der Mode informieren die Redakteure ihre Leserschaft. In den Jahren 1924/25 erschienen zudem im Rahmen der Wochenendbeilage Modefotografien aus aller Welt. Insgesamt gibt es also eine recht umfassende Modeberichterstattung in der Ratinger Zeitung, die dem Motto einer ihrer Redakteurinnen, Lisa-Honroth-Loewe, zu folgen scheint: „Wie heißt der Wahlspruch der modernen Modedame? Lieber tot als unmodern." Damit will sie sich nicht nur modern präsentieren, sondern bedient vor allem die Bedürfnisse ihrer Leserinnen.

Allerdings zeigt die Kommentierung außerhalb dieser Sonderrubriken, dass sie für die Ratinger Zeitung die neue Mode keineswegs begrüßt. Aus Sicht der Redaktion wird Modebewusstsein als überflüssiger, unmoralischer Zeitvertreib abgelehnt. Vernichtende Kommentare sind die Regel: „Sie werden auch Mütter! Ja! Die heute in kniefreien Röcken herumstolzieren. Für Fox- und Stocktrott schwärmen. Nacht für nacht in Tingeltangels. Immer totschick", heißt es am 5. Juli 1923 in einem Urteil, das die Ratinger Zeitung von der Zeitung „Der Deutsche" übernimmt. Nur etwa vier Wochen später wies Ingeborg Schwarzenberger auf die Gesundheitsrisiken der kniekurzen Kleider hin: „Oben wickeln sie sich in Pelze, dass nur die rot-blau gefrorene Nase herausschaut, und von unten kriecht die Kälte vernichtend durch den Körper." (RZ, 18. Aug. 1923) Zwei Jahre später forderte Trude Barth in der Ratinger Zeitung mehr Willenskraft von den Frauen, damit sie der 'Bubikopfwelle' widerständen und hoffte, dass dieser Trend sich bald totgelaufen haben würde. Selbst als sich 1929 abzeichnete, dass sich der Stil grundlegend wandeln würde, schimpfte die Ratinger Zeitung noch im nachhinein auf die Mode der 20er Jahre: „Die moderne Frau hat lange genug das „Girl" gespielt. Nun besinnt sie sich und will wieder „Dame" sein. Es fing damit an, daß die „Garçonne" von der Bildfläche verschwand. Das betont Knabenhafte, das sich in vielen Fällen bis zum Männlichen verstieg, hat einer besseren Einsicht weichen müssen." (RZ, 3. Oktober 1929).

Die Ratinger Zeitung behielt die ganzen 20er Jahre hindurch eine sehr konservative Grundhaltung mit erheblichen Vorbehalten gegenüber der Mode. Sie unterstrich diese Haltung nicht nur mit Zitaten aus anderen Zeitungen, sondern zog auch immer wieder Kommentare prominenter Persönlichkeiten aus Geschichte und Gegenwart zur Untermauerung ihrer Meinung hinzu. Beispielsweise druckte sie im März 1924 ein langes Zitat des Oberhauptes der römisch-katholischen Kirche Irlands, Kardinal Logue, in dem dieser die neue Damenmode einen Skandal nennt, der zum Himmel schreie.

Die Kritik der Ratinger Zeitung an „Girl" und „Garçonne" hat aber nicht nur einen moralischen, sondern auch einen politischen Aspekt. Die „drohende Amerikanisierung und Gleichmacherei der deutschen Frauen" (RZ, 4. Juli 1925) ließ die Redaktion einen Niedergang der deutschen Kultur befürchten. Marie zur Wegede wurde in ihrem Artikel über Parfüm und Parfümieren einen Monat später noch deutlicher: „Die Taktlosigkeit der mondän sein wollenden deutschen Frau zeigt sich eben nicht nur im Anmalen, Pudern, Färben, sondern auch Parfümieren, wobei sie nicht einmal einen Unterschied macht zwischen einheimischen und fremden Fabrikaten. [...] Wir, die wir allen Grund hätten jeden Pfennig umzudrehen, ehe wir ihn ausgeben für Dinge, die dem Feindlande ein Aufwasser sind für ihre Forderungen und unsere Erfüllungsfähigkeit" (RZ, 15. August 1925). Starke Worte zu einer Zeit,

als sich auf dem ‘politischen Parkett’ Gustav Stresemann und Aristide Briand um eine deutsch-französische Annäherung bemühen. In diesen Wertungen zeigt sich die deutschnationale Haltung der Ratinger Zeitung deutlich, die selbst scheinbar unpolitische Themen wie Mode zur Propaganda nutzt.

Auch bei der Auswahl von Meldungen aus aller Welt zum Thema ‘Mode’ lässt sich eine solche Tendenz erkennen. Da wurde über groteske Modetrends in den USA, Frankreich und England berichtet, um zu zeigen, welchen lasterhaften Ausschweifungen sich das Ausland hingab: Putzsüchtige Amerikanerinnen auf Abwegen, pfeifenrauchende Engländerinnen und die Verrücktheiten der Pariser Sommermode - die Liste der gemeldeten Lächerlichkeiten ist lang. Nicht alle davon waren als Attacken gegen das Ausland gemeint. Beispielsweise soll die Meldung über ein Damenkleid für alle Gelegenheiten einfach das banale Klischee von der weiblichen Putzsucht bestätigen und hat nichts mit Politik und Nationalität zu tun. Zudem gibt es auch einige regionale Nachrichten zu diesem Themenbereich, die oft nur die objektive Information enthalten: So erfuhr der Leser am 6. Februar 1926, dass die Eisenbahndirektion Essen auf den größeren Bahnhöfen Parfüm-Automaten für 10 Pfennig pro Strahl aufstellen lassen wollte.

Allerdings sollte dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass die meisten Meldungen einen negativen, ironischen Charakter besitzen. Nicht immer äußerte die Redaktion ihre Schadenfreude dabei so offen wie in jenem Bericht über die schönste Frau Amerikas aus dem Jahr 1924, die sich dann als Kanadierin entpuppte: „Dieses Jahr hat sie [die Schönheitskonkurrenz in New York] mit einer argen Enttäuschung der Schönen der Vereinigten Staaten und mit einer noch ärgeren der reklamelüsternen Fabrikanten geendet, hieß es da als Fazit.

Gerade diese Schönheitskonkurrenzen, die in den folgenden Jahren auch in Deutschland stetig zunahmen, kritisierte die Ratinger Zeitung heftig. In den Jahren

Die schönsten Töchter des alten Europa

sind zur Teilnahme an der internationalen Schönheitskonkurrenz in Galveston (Texas) mit dem Dampfer „Rochambeau" in New York eingetroffen. — Von links: Frl. Demetrescu (Rumänien), Frl. Netty Hepp (Luxemburg), Frl. Johanna Koopman (Holland), Frl. Ingeborg Grahn (Deutschland), Mlle. Germaine Laborde (Frankreich), Miß Bennie Dids (England), Frl. Elisabeth Golbarbeiter (Oesterreich).

„Ratinger Zeitung“ vom 12. März 1927

1928/29 wurden sie sogar zu einem Dauerthema. Die Berichterstattung schwankt dabei zwischen Pressefotos (!) mit den dazugehörigen objektiven Kurzinformationen und bitterbösen Kommentaren. „Genau wie die Pferde“ titelte die Ratinger Zeitung am 3. Juli 1928. Maria Seelhorst beschrieb den Ablauf dieser Konkurrenzen ein Jahr später: „Denn von irgendwelchen Idealen körperlicher Schönheitsmöglichkeit wird das Urteil der Richter bei solchen Schönheitskonkurrenzen doch wohl kaum beeinflußt. Wäre das der Fall, so würden sie nicht die lächerliche und barbarische Zurschaustellung nackter Körper, die mit fast nichts bekleidet erscheinen als mit hochhackigen Ballschuhen, fordern.“ (RZ, 4. Okt. 1929). Den Höhepunkt erreicht dieses ‚unmoralische Treiben’ mit der Wahl des „Mister Europa“ im März 1929: „Sie [die Herrenwelt] muß auch einen Mister Europa haben [...] wenn nicht die heilige Weltordnung zertrümmert werden soll“, kommentierte die Ratinger Zeitung den neuesten Schönheitswettbewerb.

Gleichzeitig erkannte die Ratinger Zeitung aber auch, dass ‘Schönheit’ zu einem sozialen Faktor geworden ist. Anlässlich der Eröffnung einer „Beratungsstelle für soziale Kosmetik“ im April 1929 in Berlin stellte sie fest, dass das Aussehen des Einzelnen auch über seinen wirtschaftlichen Erfolg entscheide: „Unsere Zeit hat keinen Platz mehr für alte Menschen. Sie will auch nichts von denen wissen, deren Selbstgefühl durch äußere Mißbildungen unterdrückt wird. [...] Und sie [die Menschen] meinen, wenn sie äußerlich noch jung aussehen und elastisch sind, wird man sie eben nicht so schnell entbehren können, da sie jahrelang ihren Posten treu und pflichteifrig ausgefüllt haben.“ Dieses Urteil klingt erschreckend aktuell.

Die Ratinger Zeitung gab ihren Leserinnen immer wieder Schönheitstipps. Dabei enthalten die zahlreichen Beiträge zum Schlankbleiben und Schönerhalten Vorschläge, die im Rückblick absurd erscheinen, wie die beliebten Dursttage, an denen möglichst wenig getrunken werden sollte oder das Einsetzen von Affendrüsen. Darüber hinaus werden immer wieder Vorträge zu diesem Thema ankündigt. Gleichzeitig offenbarte schon damals manch ein Beitrag die gefährliche Seite dieses Ehrgeizes: Unter der Überschrift „Eine leichte Frau“ meldete die Ratinger Zeitung die Einlieferung einer jungen „schlankheitssüchtigen“ Frau ins Krankenhaus, die kaum 19 kg wog. Allerdings wurde dieser Schlankheitswahn noch nicht als Krankheitsform erkannt, sondern vielmehr die erstaunliche Widerstandskraft des Körpers bewundert.

Vortrag nur für Damen

Unzählige Frauen leiden schwer, geduldig und entmutigt. Sie ahnen nicht, wie nahe ihnen die Rettung, die Wiederherstellung der guten Figur und des Wohlbefindens ist. Sie wissen nicht, welche herrlichen Fortschritte in der Verhütung von Verunstaltungen und Störungen gemacht wurden.

Frauen, Mütter, Töchter!

Ihr sollt und müßt alle erfahren, wie man die Büste dauernd schön erhält, starke Hüften vermindert, Fettansatz verhütet, Erschlaffung, Fettleib, Verunstaltung durch Wochenbett wirklich beseitigt und wieder gut macht, sogar bei schweren Bauchbrüchen u. a. Leidesschäden das volle Wohlbefinden wiedererlangt und vieles andere durch unsere überall mit Begeisterung aufgenommene Veranstaltung:

Vortrag mit Ausstellung
Vorführung und fachlicher Beratung

durch unsere ärztlicherseits ausgebildeten Damen. Am Besuch Verhinderte verlangen die „Ärztliche Broschüre" über das seit 30 Jahren bewährte, klinisch erprobte, ärztlich empfohlene und gesetzlich geschützte

Thalysia-Reform-System

gegen 20 Pfennig portofrei vom Thalysia-Werk, Leipzig-Süd 33

Vortrag mit Vorführung um ½3, 5 und ½8 Uhr

am Dienstag, den 4. Mai 1926
im Rheinischen Hof. — Eintritt frei.

„Ratinger Zeitung" vom 4. Mai 1926

Eine andere Seite des neuen Körperideals in den 20er Jahren unterstützte die Ratinger Zeitung sehr engagiert: Die Freiluft- und Sportbewegung, die seit 1921 regelmäßig in Beiträgen propagiert wird. Gleich im ersten Artikel im Mai 1921 hieß es: „Wir brauchen beim Aufenthalt im Freien gegen Temperatureinflüsse nicht allzu ängstlich zu sein; je weniger ein Mensch bekleidet ist, umso besser funktioniert sein Anpassungsvermögen, natürlich vorausgesetzt, daß man die Muskeln des Körpers durch Bewegung in Tätigkeit hält." Besonders an Frauen und Jugendliche richteten die Redakteure die Forderung nach sportlicher Aktivität an der frischen Luft. So erschien am 11. Februar 1922 auf der Titelseite (!) ein Kommentar unter der Überschrift „Frauenwelt und Sport", in dem die zunehmende sportliche Betätigung von Frauen gelobt wurde, weil sie der Gesundheit und Schönheit besonders zuträglich wäre. Schwimmen, Tennisspiel, Rudern, Gymnastik und Turnen seien für Frauen besonders geeignet, während Fußball, Boxen, Stemmen und Ringen unpassend wären. In diesem Sinne begrüßt die Zeitung ausdrücklich die Gleichberechtigung der Frauen.

Gleichzeitig ist diese Sport- und Freiluftbewegung eine der wenigen Veränderungen, die auch in der lokalen Berichterstattung ihren Niederschlag finden: In den 20er Jahren fanden zahlreiche Tagungen, Lehrgänge und Vorträge zu diesem Thema in Ratingen statt, über die die Ratinger Zeitung stets ausführlich berichtete. Als Beispiel sei hier nur auf den Jugendpflege-Lehrgang im Herbst 1924 verwiesen. Die Ratinger Zeitung informierte über das gesamte Programm, das eine Vielzahl von Vorträgen und Darbietungen beinhaltete, in langen, über mehrere Tage fortgesetzten Beiträgen. Im gleichen Kontext ist auch die Wiedereinrichtung einer Damenabteilung des Turnvereins Ratingen 1865 im Juni 1925 zu sehen: „Der Rückgang der Geburtenziffer beruhe weniger auf sozialen Zeiterscheinungen als auf dem mangelnden Willen der Frau zum Kinde. Helfer hierzu seien natürliche einfache Leibesübungen, die nicht an ein System gebunden seien, Leibesübungen, die in freier Luft getrieben, aber nicht künstlerisch hochgeschraubt würden." Und wiederum die Volksgesundheit steht bei der Neueröffnung der Badeanstalt an der Anger, über die die Ratinger Zeitung ein Jahr später berichtete, im Vordergrund.

Die Begeisterung der Ratinger Zeitung hat bevölkerungspolitische Gründe: Von Anfang an hat sie die nationale Volksgesundheit im Blick bei ihrer Forderung nach mehr Bewegung und frischer Luft. „Ein gesundes, kräftiges Geschlecht" (25. Mai 1921) solle heranwachsen, und die Frau solle sich durch Sport an der „Wiedergesundung und Kräftigung unseres Volkes" (11. Febr. 1922) beteiligen. Im März 1927 schrieb ein Redakteur in der Ankündigung für ein Schau- und Werbeturnen des Turnvereins Ratingen 1865 sogar, dass das Turnen ein „einig deutsches Volk, ehrenwerte, rechtschaffene und freie Staatsbürger" schaffe.

Für eine gesunde deutsche Nation sollte der Sport identitätsstiftend sein - so die Erwartung der Ratinger Zeitung: Dieses Ziel wurde im Verlauf der 20er Jahre immer wichtiger, als sich ein kontinuierlicher Geburtenrückgang abzeichnete, der zu einem Hauptthema der Redaktion wurde. Regelmäßig analysierte die Ratinger Zeitung die neueste Bevölkerungsstatistik in Deutschland und verglich sie mit den Zahlen aus Frankreich und

England. Zudem beobachtete sie genau die Maßnahmen der anderen europäischen Länder bezüglich dieses Problems. Auch versuchte sie dem Leser die Augen über die Gefahren für das deutsche Volk infolge dieser Geburtenkrise zu öffnen und bemühte hierzu Untergangsszenarien.

Wie oben bereits bezüglich des Frauenturnens zitiert, sollte der Sport hier eine Maßnahme sein, die zu einem neuen Babyboom führte. Doch berichtete die Ratinger Zeitung über weitere Schritte, die lokal unternommen wurden, um diesem Trend entgegenzuwirken. Im Oktober 1926 eröffnete eine Eheberatungsstelle im Haus des Sanitätsrats Dr. Einhaus in Ratingen, die Ehekandidaten gesundheitlich untersuchen und auf mögliche Risiken hinweisen sollte. Auch den Aufklärungsfilm über Geschlechtskrankheiten „Olaf - Tragödie eines Sportlers“, der im März 1929 auch in Ratingen lief, pries die Ratinger Zeitung an. Zudem gab sie Gesundheitstipps wie „weniger Händeschütteln und Küssen“, um die Gefahr von Infektionen im Zeichen der Volksgesundheit zu verringern.

Vor dem bevölkerungsstatistischen und wirtschaftlichen Hintergrund mit gleichbleibend hohen Arbeitslosenzahlen ist es klar, dass die Ratinger Zeitung auch die Berufstätigkeit der Frau ablehnte. Sie plädierte für eine Rückkehr zu Familie und Haushalt. Deshalb berichtete die Redaktion in verschiedenen Beiträgen sehr positiv über Haushaltsneuerungen im technischen Bereich, die die Hausarbeit erheblich erleichterten, und betonte immer wieder die Verdienste von Hausfrauen um die Familie angesichts eines schwierigen, oftmals kaum beachteten Tätigkeitsfeldes. Gleichzeitig erschienen sehr negative Artikel über die neuen Frauenberufe wie Telefonistin oder Büroangestellte, in denen die Gesundheitsrisiken herausgestellt wurden. Die Realität sah aber anders aus: Die Verluste im Ersten Weltkrieg hatten einen erheblichen Frauenüberschuss zur Folge, so dass längst nicht jede Frau heiraten konnte, selbst wenn sie es wollte. Das musste auch die Ratinger Zeitung feststellen. Zudem wurden die ganzen 20er Jahre hindurch Telefonistinnen, Verkäuferinnen und vor allem Kontoristinnen per Anzeige gesucht.

Am Schluss bleibt festzuhalten, dass es Charlestonmode und Tippmamsells ab Mitte der 20er Jahre auch in Ratingen gab. Den modischen Bezugspunkt bildete hierfür Düsseldorf. Die Ratinger Zeitung war ein aufmerksamer Beobachter dieser Ära, der nicht nur die lokalen Ereignisse, sondern auch das Weltgeschehen im konservativ-christlichen Sinne interpretierte. Sie berichtete zwar für ihre Leserinnen über die neuesten Modetrends, lehnte aber die neue Silhouette, das neue Frauenbild und die Berufstätigkeit der Frau ebenso wie die Vergnügungssucht aus moralischen wie aus politischen Gründen ab. Einzig die Sportbegeisterung, die jetzt auch viele Frauen teilten, unterstützte die Redaktion – und zwar ebenfalls aus bevölkerungspolitischen Gründen.

Alle jungen Ratinger und Ratingerinnen dürften allerdings die kritischen Töne gegenüber den aktuellen Modeerscheinungen, die die Ratinger Zeitung in ihren Kommentaren anschlug, kaum abgeschreckt haben. Ein Hinweis dafür sind die zahlreichen Anzeigen für Tanzabende in Ratingen und Umgebung, die seit Mitte der 20er Jahre regelmäßig in der Ratinger Zeitung erschienen und die u.a. auch mit Jazzbands warben. Zudem konnten junge Leute aus dem Rheinland ab dem 13. Januar 1928 die neuesten Modetänze wie Charleston, Blues und Tango bei Fräulein Erni Werther im Funk-Tanzunterricht des Westdeutschen Rundfunks lernen.

Mehr über diese spannende Zeit und ihre modische Revolution erzählt die Ausstellung „Charlestonkleid und Tippmamsell. Mode und modernes Leben der 20er Jahre“, die das Rheinische Industriemuseum Standort Ratingen noch bis zum Dezember 2001 zeigt.

Nicola Antonia Peczynsky, M.A.

Als „feindliche Ausländer" in Ratingen Das Schicksal der englisch-deutschen Familien Cant und Miller im Zweiten Weltkrieg

Auch vor der großen Zuwanderung der letzten Jahrzehnte gab es in Ratingen schon eine erhebliche Zahl von Ausländern, die aus den direkt benachbarten Staaten kamen. 1939 zählte man bei einer Einwohnerzahl von 20.540 immerhin 449, davon z.B. 216 Holländer, 55 Belgier und 76 Schweizer. Als nächste größere Gruppe folgten 40 Staatenlose, zum guten Teil Frauen, die durch Heirat mit Ausländern ihre deutsche Staatsangehörigkeit verloren hatten. Zu ihnen zählten auch Frau Cant und Frau Miller.

Die englischen Familien Cant und Miller waren als Inhaber innerstädtischer Geschäfte allgemein bekannt. James Cant betrieb an der Bechemer Straße ein Feinkost- und Fischgeschäft und war, gebürtiger Schotte, schon im Jahre 1904 mit der Gründung der englischen Tonwarenfabrik Twyford - 1911 umbenannt in Keramag - im Alter von zwanzig Jahren nach Ratingen gekommen, wo er als Former und zuletzt als Vorarbeiter tätig gewesen war*). Seit 1910 mit einer Deutschen verheiratet, war er während des Ersten Weltkriegs interniert worden. In der Führung seines Geschäftes standen ihm seine Ehefrau und sein erwachsener Sohn William zur Seite. Inzwischen war Cant auch Eigentümer des Geschäftshauses.

Der Lebensweg von Thomas Miller glich weitgehend dem von James Cant: 1882 in Schottland geboren, seit 1904 als Former und dann als Vorarbeiter bei Twyford beschäftigt, 1911 Heirat mit einer Deutschen aus Erkrath, die an der Düsseldorfer Straße ein Weiß- und Kurzwarengeschäft betrieb, Internierung während des Krieges, danach Tätigkeit im Geschäft seiner Frau. Auch das Ehepaar Miller, deren Ehe kinderlos geblieben war, besaß ein eigenes Geschäftshaus. Beide Familien, so das nahe liegende Fazit, waren nach 35 Jahren Aufenthalt in Deutschland gesellschaftlich und politisch völlig integriert.

Als Kriegsgegner trat 1939 vor allem England in Erscheinung, da englische Flugzeuge schon bald nach Kriegsbeginn am nächtlichen Himmel über Deutschland auftauchten. Hier lebende Engländer erschienen darum vielen Deutschen als potenzielle Helfer dieses Feindes.

Das Feinkost- und Fischgeschäft der Familie Cant zwischen Haushalt- und Spielwaren Singendonck (ganz links) und der Metzgerei Möllmann in der Bechemer Straße. Die Aufnahme entstand 1971

Das Textilgeschäft Miller an der Düsseldorfer Straße 96 um 1920

In einem Aufruf der Rheinischen Landeszeitung unter der Überschrift „Alle Engländer unter Polizeiaufsicht“ wurden nur diese am 8. September, eine Woche nach Kriegsbeginn, aufgefordert, sich innerhalb von 24 Stunden bei der Ortspolizei zu melden.

Die nun plötzlich in provozierend einseitiger Form geforderte Parteinahme für Deutschland musste verschrecken, zumal Cant Vater und Sohn und Thomas Miller bei ihrer Meldung bei der Ortspolizei in Gewahrsam genommen wurden.

Der zuständige Kriminaloberassistent berichtete am 15. September über die Vernehmung von William Cant:

„Da Cant jun., in Ratingen geboren, eine deutsche Mutter und das Gymnasium hier am Ort besucht hat, weiter nur als siebenjähriges Kind ein Jahr in England weilte, wurde zunächst in Erwägung gezogen, ihn nicht in Polizeigewahrsam zu nehmen, damit er mit seiner Mutter das Geschäft (Fischhandel) weiterführen könne.

*) Siehe dazu den Aufsatz von Josef Schappe „80 Jahre Ratinger Spielvereinigung” in „Die Quecke” Nr. 54 vom November 1984

Bei der ersten Meldung am 9.9.39 gewann ich jedoch den Eindruck, daß er trotz seiner deutschen Erziehung weder deutschfreundlich noch deutscher Gesinnung ist.

In Gegenwart von Herrn Bürgermeister Wendt bringt Cant zum Ausdruck, nie etwas gegen England unternehmen zu können, da sein Vater Engländer sei, ebenso nicht gegen Deutschland, da seine Mutter deutsch sei. Selbst wenn England Deutschland aushungern wolle, wovon dann seine Familie auch betroffen würde, könne er sich nicht gegen England wenden.

James und Martha Cant

William (Willi) Cant

Aus seiner Wesensart geht während der Unterredung deutlich hervor, dass er sich nie für das Deutschtum einsetzen würde. Cant besitzt trotz seiner deutschen Erziehung den Geist der englischen Überhebung in Charakter und Veranlagung. Es erschien daher angebracht, ihn gleich seinem Vater vorläufig in Polizeigewahrsam zu halten.

N.
Krim. Oberasst.“

Die drei Inhaftierten wurden mit Zustimmung des Landrats nach einigen Tagen mit der Auflage freigelassen, sich täglich bei der Polizei zu melden. Auch die beiden Ehefrauen mussten, obwohl gebürtige Deutsche, einmal in der Woche bei der Polizei vorsprechen. Keiner der Männer durfte Ratingen verlassen. William Cant erhielt aber die Erlaubnis, täglich mit dem Geschäftsauto zum Einkauf den Düsseldorfer Großmarkt zu besuchen, und Miller durfte einmal im Monat seine Großhändler in Köln und Wuppertal aufsuchen.

Dennoch trat im Laufe der Zeit eine Zuspitzung der Situation ein. Die immer längere Dauer des Krieges führte wie in anderen Bereichen zu einer Verschärfung der staatlichen Kontrolle, die auch von der Stadt Ratingen mitgetragen wurde. Auf der anderen Seite unterließ Frau Miller, die als gebürtige Deutsche die polizeilichen Auflagen und die Behandlung durch die Behörden insgesamt als große Ungerechtigkeit empfand, alsbald ihre wöchentliche Meldung bei der Polizei.

Hauptursache aller Schwierigkeiten war indessen die heikle berufliche Tätigkeit, die Cant und Miller, obwohl als Ausländer unter Polizeiaufsicht stehend, in der Mangelsituation des Krieges als Warenverteiler zugleich zu Privilegierten machte. Vorwürfe, Waren unberechtigt verteilt und gegen andere Waren getauscht zu haben, wurden am Ende beiden zum Verhängnis.

So sah ein Bericht der Kriminalpolizei vom 23. 12. 1941, der dies als angebliche Meinung der Ratinger Bevölkerung ausgab, es als bedenklich an, dass Engländer während des Krieges noch an ihren Feinden verdienen dürften, und stellte damit die Geschäftstätigkeit von Cant und Miller, unabhängig von deren Verhalten, prinzipiell in Frage. Die beiden verfügbaren Geschäftstelefone, so der Bericht weiter, könnten auch für feindliche Propaganda missbraucht werden, und auf den Fahrten zu den Großmärkten seien die Engländer überhaupt nicht zu kontrollieren.

Die Ratinger Textilkaufleute Beckmann, Vogelbusch, Kenntemich, Miller, Daleiden und Nagel (von links, mit Zylinder) bei der von den Nazis organisierten „Handwerker-Werbewoche” im Oktober 1933. Die Ratinger Bevölkerung wurde aufgefordert, in Ratinger Geschäften zu kaufen

Im Hintergrund des Berichtes an den Landrat aber stand ein Geflecht irrationaler Ängste und nationaler Minderwertigkeitsgefühle:

„Von beiden wird betont, daß England stark sei und Deutschland den Krieg noch nicht gewonnen habe. Der Optimismus der Bevölkerung wird oft durch das Verhalten der Engländer Cant und Miller getrübt. Sie betonen ihre englische Staatsangehörigkeit bewußt und eindeutig in ihren Ratinger Geschäftsbetrieben. Von Beginn des Krieges bis heute hoben sie deutschen Volksgenossen gegenüber mit Stolz die englische Abstammung hervor.

Leider haben beide Engländer bei dem in Ratingen bestehenden Geschäftemangel einen großen Kundenkreis. Welche Gefahr von negativer Stimmungsmache gerade hier besteht, sollte schon bei Kriegsausbruch eingesehen werden. Cant und Miller betonen den alleinigen Sieg und das Herrentum Englands als den Ausgang des Krieges. Ihre Geschäftshäuser können als gefahrvolle Herde von Unzufriedenheit in der Bevölkerung und Mißtrauen gegen den Führer und die Regierung gewertet werden und wirken wie bewußte Feindpropaganda."

Konkrete Vorwürfe gingen dahin, dass Miller einem Kriegsgefangenen ein kleines Paket zugesteckt habe und William Cant beobachtet worden sei, wie er an der Endhaltestelle der Straßenbahn einem Boten aus Düsseldorf ein Paket übergeben habe. Den beiden Frauen wurde vorgeworfen, Waren z.T. ohne Marken abzugeben. Ein eklatanter Beweis fand sich, als man bei Miller in dessen mitgeführter Tasche 10 Eier entdeckte, obwohl schon längere Zeit keine Eier mehr zugeteilt worden waren. Vermutlich trieben beide Kaufleute wie fast alle ihre Kollegen in einem gewissen Umfange Schwarzhandel. Dass Miller überführt wurde, war eine Folge der wegen seiner englischen Herkunft verschärft durchgeführten Überwachung.

Am 28. Februar 1942 wurden Cant Vater und Sohn und Thomas Miller festgenommen, um in das Internierungslager Wülzburg in Bayern überführt zu werden. War der Landrat in seinem Briefwechsel mit der Stadt noch davon ausgegangen, die beiden Ehefrauen könnten die Geschäfte weiterführen, so setzte die Ratinger Stadtführung, voran der Bürgermeister, deren Schließung durch. Die noch vorhandenen Waren Millers wurden vom Kaufmann D. übernommen. Der dafür berechnete Wert wurde auf ein Sperrkonto Millers bei der Stadtsparkasse eingezahlt. Auch die Frauen durften fortan ohne besondere Genehmigung die Stadt nicht mehr verlassen.

Entgegen der ursprünglichen Absicht wurden die drei Engländer nicht nach Wülzburg, sondern nach Tost in Oberschlesien überführt. Nach einer Erkrankung durfte James Cant im Juli des gleichen Jahres nach Ratingen zurückkehren, wo er knapp ein Jahr später verstarb. Sohn William und Thomas Miller verblieben offenbar bis zum Kriegsende im Internierungslager. Danach ging Miller - die Hintergründe sind nicht bekannt - für zwei Jahre in seine englische Heimat zurück und kehrte dann, schon 65 Jahre alt, nach Ratingen zurück, wo er wieder sein Weiß- und Kurzwarengeschäft betrieb.

Im Herbst 1950 stellte Miller beim Wiedergutmachungsamt in Düsseldorf gegen die Stadt Ratingen einen Antrag auf Entschädigung. Besonders schwer hatte es ihn getroffen, dass während seiner Abwesenheit sein Konto gesperrt gewesen war und seine Frau, um zu überleben, die Hilfe von Verwandten hatte in Anspruch nehmen müssen.

Schon 1938, so Miller in seinem Antrag weiter, habe auf einem Flugblatt, das zum Boykott jüdischer Geschäfte aufgerufen habe, auch sein Name gestanden, da er nicht nur als Engländer, sondern auch als Gegner der Nationalsozialisten bekannt gewesen sei. Die Partei habe den Blockwart N. zu seinen Nachbarn geschickt und sie auf den Boykott seines Geschäftes einzuschwören versucht. Durch die Schließung und den Verlust der Waren sei ihm der Neuanfang nach dem Kriege sehr schwer gemacht worden.

Ähnlich wie bei den Ansprüchen z.B. der jüdischen Familie Waller ließ es die Stadt, voran der Kämmerer, auch bei Miller an jeder Einsicht fehlen und versteckte sich hinter früheren Vorschriften. Verantwortlich für die Schließung sei nicht die Stadt, sondern das Wirtschaftsamt in Mettmann gewesen. Dieses wiederum berief sich ebenfalls auf angebliche frühere Bestimmungen. Für die argumentativ geschulten städtischen Bürokraten war es auch ohne Kenntnis des Sachverhalts ein Leichtes, Millers bescheidende Ansprüche abzuwehren.

Der Vergleichsvorschlag des Wiedergutmachungsamtes, die Stadt und Kaufmann D. sollten ohne Anerkennung des gegnerischen Rechtsstandpunktes auf gütlichem Wege an Miller je 250 DM zahlen, wurde, obwohl Miller zustimmte, von den Gegnern auf zwei Güteterminen ungerührt abgelehnt. Zu einem förmlichen Prozess gegen die Stadt konnte sich Miller, mit Rechtsfragen nicht vertraut, nicht durchringen.

Hermann Tapken

Thomas Miller in den 50er Jahren in der Parkanlage am Trinsenturm.
Das Bild trägt die Aufschrift: "Uncle Tom at the Stadtmauer Ratingen"

Rose Ausländer

* *11. Mai 1901*
Czernowitz

† *3. Januar 1988*
Düsseldorf

Trennung

Du wirst dich trennen
von den Magnolienbäumen
und den jubilierenden Vögeln

von deinem Haus
und den Händen
die es bewohnbar machen

von der hartnäckigen Gewohnheit
die Augen aufzuschlagen
und zu schließen
wenn der Traum dich ruft

vom Wort
das dich erschaffen hat

Du wirst dich trennen
von deinem Schatten
der dich lebenslang
verfolgt im Licht

Die Erde wird sich trennen
von dir
und deiner Liebe zu ihr

Nachtrag zu meinem Artikel
„Meine Erinnerungen an Zwangsarbeiter
und Kriegsgefangene während des Zweiten Weltkrieges in Ratingen“
in der „Quecke“ Nr. 70 vom Dezember 2000

Erinnerungen der Frau Luise Germes

Einige Tage nach der Veröffentlichung „Meine Erinnerungen an Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene während des Zweiten Weltkrieges in Ratingen“ in der „Quecke“ Nr. 70 im Dezember 2000 ergänzte Frau Luise Germes meine Ausführungen mit ihren Erinnerungen:

Der Winter 1942/43 war besonders streng. Die Frauen und Mädchen strickten Handschuhe und Wollsocken für die Frontsoldaten.

Ihr Mann, Jakob Germes, versah als Beigeordneter die Aufgaben des Bürgermeisters. Der Bürgermeister war vom Dienst suspendiert worden, weil er auf seinem Grundstück versehentlich ein Mädchen angeschossen hatte.

Am zweiten Weihnachtstag 1942 traf am Ostbahnhof ein Waggon mit Kartoffeln ein. Diese Kartoffeln wären verfroren, wenn sie im Waggon verblieben wären. Jakob Germes wandte sich hilfesuchend an Direktor Habermann von der Düsseldorfer Eisenhütte. Sie fassten den Entschluss, die französischen Kriegsgefangenen zu fragen, ob sie bereit wären, den Waggon zu entladen.

Jakob Germes, der auch gut Französisch sprach, sang mit den Gefangenen ein französisches Weihnachtslied und brachte dann seine Bitte vor. Die Franzosen halfen und entluden den Waggon.

Die Düsseldorfer Straße kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Es gab damals zwei Gemüsegeschäfte in dieser Straße: in der ehemaligen Tordurchfahrt des Geschäftes „Wolle Weber“ und in der früheren Lutherischen Kirche. Vor beiden Geschäften steht auf unserem Foto ein Dreiradwagen. Foto: Willy Hübers

Die Kartoffeln wurden vom Gemüsehändler Schwarz, der in der Düsseldorfer Straße neben der Adler-Apotheke in der ehemaligen Lutherischen Kirche sein Geschäft hatte, mit einem Dreirad-Fahrzeug abgefahren und frostsicher eingelagert. Dabei erkältete sich der Gemüsehändler so stark, dass er an einer Lungenentzündung erkrankte und daran starb.

Kurt Tappeser

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.

Beginn: 19.30 Uhr · Der Eintritt ist frei.

Gäste sind herzlich willkommen.

Zwangsarbeiter bei der Maschinenfabrik Schulze & Biel am Voisweg in Ratingen

Ich möchte vorausschicken, dass ich Jahrgang 1930 bin. Ich habe von Juli 1937 bis November 1949 mit meinen Eltern Oskar und Gertrud Klar in einer Werkswohnung der Maschinenfabrik Schulze & Biel im Dachgeschoss des Hauses Voisweg 6 gelebt. Mein Vater war vom Kriegsdienst frei gestellt, weil er sich mit dem Meister um alles, was zum Funktionieren in der Fabrik nötig war, kümmern sollte.

Die Familie Klar in ihrem Garten. Im Hintergrund ein Nebengebäude der Firma Schulz & Biel. Die beiden Türen führen zur Toilettenanlage und zur Unterkunft der Zwangsarbeiter. Rechts das Büro- und Wohngebäude der Firma Pulch

In der „Quecke“ Nr. 70 vom Dezember 2000 wurde u. a. von den Fremdarbeitern bei der Firma Pulch berichtet. Außer in der Eisengießerei Wilhelm Pulch waren auch in den angrenzenden Fabriken entlang der Bahn, bei der Maschinenfabrik Schulze & Biel, Inh. Max Schulze, und im Tonwerk Fremdarbeiter beschäftigt. Die Arbeiter konnten bei irgendeiner Stelle angefordert werden.

Schulze & Biel hatte anfangs drei Ukrainer, Sorokka, Milucha und Prokopiew, zugeteilt bekommen. Sie waren zwischen 18 und 20 Jahre alt und wohnten im Fabrikgelände in einem ehemaligen Materiallager, das entsprechend mit Betten hergerichtet wurde. Waschgelegenheit und Toiletten gab es nebenan, da wo auch die Fabrikarbeiter ihre Spinde etc. hatten. Sorokka erhielt manchmal Briefe und Pakete von seiner Mutter. Er konnte als einziger lesen und schreiben und lernte schnell so viel Deutsch, um sich verständlich machen zu können. So wurde er Sprecher für die beiden anderen für Wünsche und Beschwerden.

Von links: Oskar, Gertrud und Eva Klar (Autorin dieses Berichtes) sowie die Zwangsarbeiter Sorokka, Milucha und Michalek. Im Hintergrund das technische Büro der Firma Schulze & Biel. Die Aufnahme entstand etwa 1941

Zu den dreien kamen später der Belgier „Pitter“ dazu und noch zwei Russen, Michalek und einer, dessen Namen ich vergessen habe, die aber nicht lange blieben, da seit Anfang 1945 die Fabriken still lagen, weil es kein Material und keine Abnehmer mehr gab. Die Fremdarbeiter wurden dann für Aufräumungsarbeiten nach Bombenangriffen eingesetzt. Beim Bombenangriff am 22. März 1945 kam Milucha ums Leben, Sorokka wurde leicht verletzt, wie uns Prokopiew kurz mitteilte und wieder verschwand. Später schlossen sich Sorokka und Prokopiew wohl den vagabundierenden Fremdarbeitern aus der ganzen Umgebung an, die sowohl die Bauernhöfe als auch die Fabrikbesitzer „plünderten“. Schulze, der mit seiner Schwester ein Haus auf der Reichswaldallee besaß, war dort ausgebombt worden und wohnte seit Ende 1944 in den Büroräumen der Firma (Erdgeschoss Voisweg 6). Auch bei Schulzes wurde geplündert. Leider wehrten sie sich wohl, insbesondere seine Schwester Luzie, so dass die Eindringlinge von der

Waffe Gebrauch machten. Luzie war sofort tot, Max starb nach einigen Tagen im Ratinger Krankenhaus. Von dem Drama hatten wir in dieser Nacht im Dachgeschoss nichts mitbekommen. Einige Zeit später kam Sorokka kurz bei uns vorbei. Er beteuerte der „Pani“, bei dem Überfall nicht dabei gewesen zu sein. Auch hätte er seine Kameraden nicht davon abhalten können, bei Schulzes einzudringen. Er wolle jetzt mit einem Mädchen nach Holland oder Belgien gehen, da er ja nicht nach Hause könne.

Erbin der Geschwister Schulze war deren Schwester, die in Argentinien verheiratet war. Nach einer gewissen Zeit verkaufte sie alles an die Firma Mannesmann. Diese fertigte noch viele Jahre an dem Standort Maschinen an.

Im Krieg wurden viele Frauen dienstverpflichet. So wurde meine Mutter beauftragt, für die drei und später sechs Arbeiter zu kochen. Sie konnte bei der Stadt Ratingen erreichen, dass die Ukrainer im weitesten Sinne „Volksdeutsche“ seien, und diese bekamen bessere Zuteilungen für Essen, Kleidung und Tabakwaren. Die Brotration wurde täglich abgewogen. Kaffee gab es aus selbst gebranntem und gemahlenem Korn. Die Hauptmahlzeit bestand vor allem aus Kartoffeln und Kohlgemüse (Kapusta) aus unserem großen Garten.

Das Haus Voisweg 6 heute

Als dann junge Männer zu ernähren waren, bekam meine Mutter eine Hilfe zugeteilt zum Brotschneiden und Kartoffelschälen etc.

Im Tonwerk waren nur Frauen und Mädchen beschäftigt. Nach Feierabend wurde ein großes Gitter vor das Schlafquartier geschoben, so dass die „Jungs“ nicht direkt mit den „Mädchen“ in Kontakt kommen konnten. Ausgang gab es nur in Gruppen und mit Begleitung! Besser hatten es dagegen die Mädchen auf den Bauernhöfen. Sie konnten in ihrer Freizeit bedingt spazieren gehen und dem einen oder anderen Freund etwas Essbares mitbringen.

Die einst blühenden Fabriken sind seit Jahren geschlossen und gammeln inzwischen vor sich hin.

Eva Klöckner

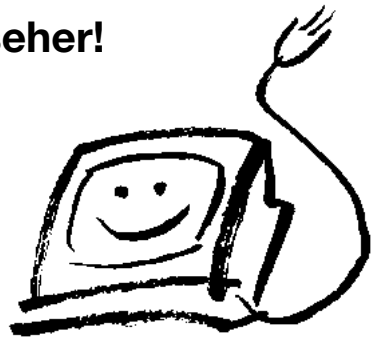
AKG METZ TDK

NOKIA TELEFUNKEN ONKYO PANASONIC PIONEER SABA

SHARP SONY LOEWE

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher!

- Verkauf von Geräten aller Art
- Montage von Sat-Anlagen
- Reparaturen von Geräten aller Art
- Montage von Kabelanlagen
- D1, D2 und E-Plus Telecommunikation



SP VAN DER HEYDEN + PFÄHR

Radio- und Fernsehtechnikermeisterbetrieb

Speestraße 5 · Lintorf

Telefon: Verkauf 0 21 02 / 3 52 87 – Fax: 0 21 02 / 3 39 33

TECHNICS AKAI JVC BOSE CANTON VIVANCO

50 Jahre katholische Volks- und Grundschule an der unteren Minoritenstraße

Die Minoritenschule feierte das 50-jährige Jubiläum ihres Schulgebäudes

Die Minoritenschule ist eine katholische Grundschule, die auf eine lange und wechselvolle Vergangenheit zurückblicken kann. Ihre Entstehung und Namensgebung sind eng mit der Geschichte der Stadt Ratingen verbunden.

Ursprünglich war die katholische Schule im Gebäude an der Ecke Markt/Lintorfer Straße untergebracht. Mit der Auflage, es für die Bedürfnisse des Elementarunterrichts zu nutzen, wurden der Stadt Ratingen 1834 die gegenüberliegenden Gebäude des Minoritenklosters für Schulzwecke übergeben. Die steigenden Schülerzahlen und die daraus resultierenden überfüllten Klassen machten einen Erweiterungsbau notwendig, der 1868 als Anbau an die frühere Klosterkirche des Minoritenklosters in der „Schulgasse“ bezogen wurde. Als später auch die Stadtverwaltung Räume des ehemaligen Klosters beanspruchte, wurde um die Jahrhundertwende im Klostergarten zusätzlicher Schulraum geschaffen, z.B. das sogenannte „Mädchengebäude“. Es entstand 1892 ungefähr dort, wo sich heute der Haupteingang zum Rathaus befindet.

Im Zuge der Aufhebung der konfessionellen Schulen durch die Nationalsozialisten im Jahre 1939 wandelte die damalige Stadtverwaltung die Katholische Volksschule I in die „Deutsche Volksschule an der Minoritenstraße“ um. Die Kruzifixe mussten in diesem Zusammenhang aus den Klassen entfernt werden. Nach Kriegsende stimmten die Eltern über die Wiedereinführung der konfessionellen Schule ab, und es erfolgte die Umwandlung der bisherigen Gemeinschaftsschule in die „Katholische Volksschule an der Minoritenstraße“.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem Teile der Schulgebäude durch Artilleriebeschuss erheblich zerstört wurden, realisierte die Stadtverwaltung ihr Vorhaben, das Schulgrundstück in den Rathauskomplex einzubeziehen. Damit konnten die Pläne für den Wiederaufbau der Katholischen Volksschule an der oberen Minoritenstraße, für den sich der damalige Rektor Otto Kellermann einsetzte, nicht umgesetzt werden.

Im Jahre 1951 erfolgte schließlich der Umzug in den so genannten „Ersatzneubau“ an der unteren Minoritenstraße.

Der Neubau der Katholischen Volksschule an der Minoritenstraße kurz nach der Einweihung im Jahre 1951

Nachdem der erste Spatenstich am 7. Juli 1950 erfolgte, wurde der „Volksschul-Ersatzneubau“ am Samstag, 15. September 1951, mit einem Gottesdienst in St. Peter und Paul und einer Einweihungsfeier in der Eingangshalle des neuen Schulgebäudes seiner Bestimmung übergeben.

Der Neubau bestand aus einem zweigeschossigen Hauptbau mit sechs Räumen und Nebenräumen und zwei Pavillons, die je zwei Klassenräume zu ebener Erde enthielten und mit dem Hauptbau durch einen gekrümmten Gang verbunden waren. „Alle Räume waren hell und luftig, mit Klappschiefertafeln, zweisitzigen Stahlrohrbänken für die unteren Schuljahre und Tischen und Stühlen für die oberen Jahrgänge ausgestattet.“

Pfarrer Rath dankte während des Gottesdienstes in seiner Ansprache der Stadt für die neue Schule und sprach dabei die Hoffnung aus, dass sie „stets eine Stätte des Fleißes, der Freude, der Ordnung und des Gebetes sein möge“.

Mit musikalischen Darbietungen der Schulkinder begann anschließend die Feier im neuen Schulhaus. Bürgermeister Tack begrüßte die geladenen Gäste und dankte Stadtverwaltung, Unternehmern und allen beteiligten Arbeitern für den Bau der mustergültigen Schule. Die Übergabe des neuen Schulgebäudes vollzog Stadtbaurat Rottmann, der Rektor Kellermann als neuem Hausherrn die Schlüssel der neuen Schule überreichte. Nachdem auch der damalige Stadtdirektor Dr. Hallauer, Schulrat Louis, die Vertreter der Kirchengemeinden und weitere Ehrengäste ihre Glückwünsche übermittelt hatten, gab Rektor Kellermann in seiner Dankansprache einen kurzen Rückblick über die Entwicklung der alten Schule und versprach den Festgästen, dass „die Lehrerschaft Ihren Dank durch die Tat, nämlich Arbeit und Dienst an der Jugend, zum Ausdruck bringen werde“. Mit einer gemeinsamen Besichtigung des Schulgebäudes endete die Einweihungsfeier.

Am Montag, 17. September 1951, nahmen alle Lehrer, Schülerinnen und Schüler an einem festlichen Gottesdienst in der Pfarrkirche St. Peter und Paul teil und zogen danach geschlossen mit der Geistlichkeit zur neuen Schule. Der neue Pfarrer, Pastor Rath, segnete alle Schulräume. Nach der Feier war schulfrei!

Geistlichkeit und Kollegium saßen noch einige Stunden froh vereint im neuen Schulgebäude zusammen.

Am 27. September 1951 erfolgte schließlich der Umzug in das neue Schulgebäude.

Das Schuljahr 1957/58 war von einschneidenden Ereignissen gekennzeichnet. Viel schlimmer als einige Veränderungen im Kollegium war die traurige Nachricht, die Konrektorin Maria Schmitz den Lehrerinnen und Lehrern am ersten Tag nach den Osterferien (25. April 1957) übermitteln musste: Rektor Kellermann hatte während der Osterferien einen Herzanfall erlitten. Sein Befinden gab zu ernsten Befürchtungen Anlass.

Noch am Abend des 1. Schultages starb der von allen verehrte und geachtete Schulleiter nach kurzer und schwerer Krankheit.

Am Morgen nach seinem Tode waren die Flaggen vor der Schule auf halbmast gehisst.

Tiefergriffen vernahmen die Schulkinder und das Kollegium die unfassbare Nachricht vom Tode ihres unvergesslichen Rektors und beteten gemeinsam für den Verstorbenen. Am 30. April 1957 wurde Rektor Otto Kellermann von den Kindern, dem Kollegium, der Elternschaft, von Vertretern der Stadt, der Schulaufsichtsbehörde, der Kirchen und Vereine zu Grabe getragen. Ein endlos scheinender Trauerzug bewegte sich von St. Peter und Paul bis zum Friedhof. Vom Friedhofstor bis zum Grabe bildeten die Schülerinnen und Schüler Spalier. Tiefbewegt nahm die Konrektorin Maria Schmitz im Auftrag der Schule Abschied von dem verdienten Schulleiter und treuen Kollegen. Der Schulchor unter der bewährten Leitung von Lehrer Otto Samans sang zum Ende mehrere Strophen des Liedes „Der Mond ist aufgegangen“.

Am 8. Januar 1959 stellte Herr Schulrat Schänzer dem Lehrerkollegium den mit der Leitung der Schule beauftragten neuen Schulleiter, Lehrer Johannes Schmitz, vor. Der Schulrat richtete bei der Einführung des neuen Schulleiters herzliche Dankesworte an Konrektorin Maria Schmitz, die die Schule seit dem Tode von Rektor Otto Kellermann vorbildlich geleitet hatte. Johannes Schmitz wurde nach der Probezeit zum Rektor ernannt.

Schon bald darauf gab es eine Entscheidung, die sich für die Minoritenschule in den folgenden

Von der alten in die neue Schule gewechselt:
(von links) Otto Kellermann, Georg Kottutz, Antonie Iseke, Anneliese Stapelmann, Paul Leiverkus, Cläre Leiverkus, Otto Samans, Emma Jungmann, Maria Schmitz, Josephine Martels, Elisabeth Singendonck, Wilhelm Pakulla, Karl Tieber, Ferdi Treimer

Lehrerkollegium 1958/59:
(von links) Rektor Johann Schmitz, Erika Blommen, Anneliese Stapelmann, Ursula Armbruster, Konrektorin Maria Schmitz, Cläre Leiverkus, Otto Samans, Antonie Iseke, Monika Straub

Jahren negativ auswirken und in ihrer Substanz treffen sollte:

„Der Rat der Stadt Ratingen gab den Beschluss des Herrn Regierungspräsidenten bekannt, nach dem ab 1. April 1959 die katholische Volksschule „Süd“, bis zur Erstellung eines neuen Gebäudes vorläufig mit einer Klasse beginnend, errichtet werden soll. Somit erhält die katholische Pfarrgemeinde St. Suitbertus, Rektoratspfarre der Mutterpfarre St. Peter und Paul, ihre eigene Schule.“

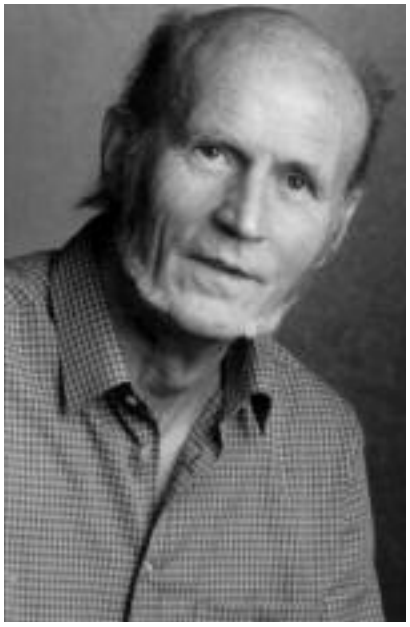
Lehrer Otto Samans, der zur neu gegründeten Volksschule „Süd“ abgestellt wurde, begann dort am 10.04.1959 mit 44 Kindern den Unterricht in der 1. Klasse. Er wurde später Rektor der neuen Schule.

Um bundeseinheitlich einen Schuljahreswechsel zum 1. August zu erreichen, wurde in Nordrhein – Westfalen die Zeit vom 1. April 1966 bis zum 31. Juli 1967 auf Anordnung des damaligen Kultusministers Prof. Dr. Mikat in zwei Kurzschuljahre unterteilt.

Mit Beginn des Schuljahres 1968 / 69 trat die von der Regierung beschlossene Schulreform in Kraft. Die Volksschule alten Stils hatte aufgehört zu existieren. Ab dem 1. 8. 1968 gab es stattdessen Grund- und Hauptschulen. Im Bereich der Stadt Ratingen wurden drei Gemeinschaftshauptschulen, fünf katholische Grundschulen, eine evangelische Grundschule und zwei Gemeinschaftsgrundschulen errichtet.

Unsere Schule wurde Grundschule und erhielt den Namen: Minoritenschule, Städt. Kath. Grundschule.

Neuer Schulleiter wurde der Lintorfer Karl Schaefer, der bis dahin Leiter der katholischen Volksschule in Homberg war. Rektor Johannes Schmitz übernahm die Hauptschule Angerland in Lintorf.



Schulleiter Karl Schaefer

Nachdem in den ersten Jahren noch jeweils über 200 Grundschulkinder die Minoritenschule besuchten, berichtete Schulleiter Karl Schaefer in der Chronik des Schuljahres 1973 / 74 erstmals von abnehmenden Schülerzahlen: „Die Tendenz bei der Schülerzahl ist abnehmend. Die Gründe liegen in der Lage der Schule. Als Einzugsgebiet hat die Minoritenschule den Stadtkern. Hier besteht keine Zuzugsmöglichkeit für junge Familien, so dass auch der Zugang für die Schule entfällt.“

Bereits im Schuljahr 1974/75 gab es eine räumliche Veränderung. Die benachbarte Berufsschule litt unter großem Platzmangel. Da in der Minoritenschule die vier Räume im Pavillonanbau leer standen, zogen dort, nach Beschluss der Stadtverwaltung, die Schüler der Berufsschule ein. Von nun an stand unserer Schule nur noch das Hauptgebäude zur Verfügung.

Im Schuljahr 1977/78 war an der Stelle des Pavillontrakts schließlich ein Erweiterungsbau der Berufsschule entstanden.

Am 12. Mai 1980 vollendete Schulleiter Karl Schaefer sein 60. Lebensjahr. Ohne sein Wissen hatten seine Kolleginnen, die Schulkinder und viele Eltern eine Feier im Pfarrheim St. Peter und Paul vorbereitet. Lieder, Spiele und kleine Sketche erfreuten den Schulleiter, der sich seinerseits nicht nur mit Worten, sondern auch mit Berliner Ballen und Limonade bedankte.

Nach einer notwendig gewordenen Operation mit einem anschließenden Kuraufenthalt informierte Karl Schaefer die Schulkonferenz am 3. Juni 1981 von seinem Entschluss, von der Möglichkeit der vorzeitigen Pensionierung Gebrauch zu machen. Zum Schuljahresende 1980/81 erfolgte dann die Versetzung in den Ruhestand. Vorher hatte sich der beliebte und stets um das Wohl der Schule bedachte Schulleiter bei den maßgeblichen Stellen in der Stadtverwaltung die verbindliche Bestätigung geholt, „dass dieser Schritt für die Minoritenschule keine Nachteile (Auflösung) mit sich bringen“ werde.

Am 3. September 1981 wurde Karl Schaefer im Pfarrsaal von St.

Lehrerausflug 1983: (von links) 1. Reihe: Hedwig Juchem, Hildegard Helfert, Hedwig Salmen; 2. Reihe: Regine Steffgen, Renate Siegert, Marlene Schlößer

Peter und Paul von der Schulgemeinde feierlich verabschiedet und erhielt in der Schulleiterkonferenz am 4. September 1981 von Schulamtsdirektor Zigan seine Urkunde über die Versetzung in den Ruhestand.

Bis zur Ernennung eines neuen Schulleiters führte Herr Dieter Kaspari, Rektor der Suitbertusschule, kommissarisch auch die Minoritenschule.

Am 30. April 1982 wurde Frau Hedwig Salmen, bis dahin Konrektorin an der Johann-Peter-Melchior-Schule in Lintorf, feierlich in ihr neues Amt als Schulleiterin der Minoritenschule eingeführt. Mit dabei waren damals u.a. Bürgermeister Dietrich, Prälat Frings von der Pfarre St. Peter und Paul, der ehemalige Schulleiter Schaefer, Rektor Lumer aus Lintorf, Rektor Kaspari und auch Frau Schlößer, die seit dem Schuljahr 1981/82 bis zum heutigen Tage an unserer Schule tätig ist.

Das erste Schulfest unter der Leitung von Frau Salmen wurde am 2. Juli 1983 gefeiert. Abschluss des Festes war ein Luftballonwettbewerb. An diesem Abend muss ein kräftiger Wind aus Westen geweht haben, denn der Ballon, der am weitesten flog, wurde in Polen gesichtet. Auf einer großen Landkarte, die im Flur der Schule ihren Platz fand, wurden die Orte markiert, wo die Luftballons gefunden wurden.

Ende des Schuljahres 1984/85 gab es einen Wechsel im Schulsekretariat. Die langjährige Schulsekretätin, Frau Sievers, verließ die Schule.

Schulleiter Heinz-Peter Schreven

Ihre Nachfolgerin wurde Frau Helga Boos, die bis zum heutigen Tage – mit sehr großem Sachverstand und immer gut gelaunt – jeweils dienstags der Schulleitung bei der Erledigung der bürokratischen Aufgaben hilft.

Am 15. September 1991 feierte der „Volksschul-Ersatzneubau“ an der unteren Minoritenstraße seinen 40. Geburtstag! Aus diesem Anlass fand am Ende des Schuljahres 1990/91 ein großes Schulfest statt.

Zum 31. August 1991 schied Frau Schulleiterin Hedwig Salmen nach neun Jahren erfolgreicher Tätigkeit aus dem Schuldienst aus.

Nachdem in den zurückliegenden Jahren jeweils nur eine Eingangsklasse gebildet werden konnte, stiegen die Schülerzahlen vom Beginn des Schuljahres 1990/91 allmählich wieder an. Die Zahl der Neuanmeldungen für das Schuljahr 1991/92 erforderte erstmals wieder zwei Eingangsklassen. Die Zweizügigkeit, die auch im darauf folgenden Schuljahr wegen der hohen Anmeldezahlen nötig war, wurde allerdings nur noch für 1992/93 von der Stadtverwaltung genehmigt.

Frau Helene Grimm, die zum 1.8.1991 von der Suitbertusschule zur Minoritenschule versetzt wurde, trat für ein Jahr die kommissarische Schulleitung als Nachfolgerin von Frau Salmen an.

Zu Beginn der Sommerferien, am 16. Juli 1992, übernahm Heinz-Peter Schreven aus Heiligenhaus die Leitung der Minoritenschule. Frau Grimm fungierte weiter als dienstälteste Kollegin als Vertretung der Schulleitung.

Das Schuljahr 1995/96 stand ganz im Zeichen des „Kampfes“ um den Erhalt unserer Schule.

Schon in den großen Ferien legte der Leiter des Schulverwaltungsamtes, Herr Hoymann, dem Schulleiter den Plan der Verwaltung dar, die Minoritenschule aufzulösen und den Schulbezirk der Suitbertusschule zu erweitern. Herr Schreven lehnte das Vorhaben der Stadt ab und suchte noch vor Beginn des neuen Schuljahres

Schulleiter Kurt Ehrkamp

das Gespräch mit Pfarrer Oermann, Dechant Kreuzberg und dem zuständigen Schuldezernenten der Stadt, Herrn Pesch. Obwohl sich Schulleitung und Geistlichkeit übereinstimmend gegen die Schließung unserer Schule aussprachen, erhielt der Schulleiter Mitte Oktober 1995 ein formelles Schreiben der Stadt, in dem die Auflösung der Minoritenschule dargelegt und eine Stellungnahme der Schulkonferenz zur Schließungsabsicht angefordert wurde.

In den folgenden Wochen kämpften Schulleitung, Kollegium, Förderverein, Schulpflegschaft und die gegründete Elterninitiative unter der Leitung des Ehepaares Kreft intensiv um den Erhalt unserer traditionellen Schule.

Am 7. November 1995 fand die entscheidende Schulkonferenz statt, in der die Lehrer- und Elternvertreter dem Schuldezernenten Pesch ihre Meinung zur beabsichtigten Auflösung der Schule vortrugen. Die Argumente der Schulkonferenz überzeugten Herrn Pesch und brachten den Durchbruch: In einem Schreiben vom 27. November 1995 teilte er Schulleiter Schreven mit, dass er „aufgrund der Schülerzahlprognosen, der ortshistorischen Bedeutung der Minoritenschule, die im breiten Zuspruch von Eltern, Schülern, kath. Pfarrgemeinde St. Peter und Paul sowie interessierten und engagierten Bürgerinnen und Bürgern zum Ausdruck kam“, die geplante Auflösung unserer Schule nicht weiter verfolgen werde.

Der Kampf um den Erhalt der Minoritenschule war gewonnen!

Am 31. Januar 1997 verabschiedeten sich alle Schülerinnen und Schüler, Kolleginnen, Eltern und Mitarbeiter der Schule von Herrn Schreven, der vom 1. Februar 1997 die Leitung der Johann-Peter-Melchior-Schule in Lintorf übernahm.

Mit Beginn des 2. Halbjahres des Schuljahrs 1996/97 übernahm Frau Gabriele Wilhelm die kommissarische Leitung unserer Schule. Die Kolleginnen Frau Juchem, Frau Schönhoff, Frau Steffgen, Frau Wolter und Frau Schlößer standen ihr dabei helfend zur Seite.

Am 12. Januar 1998 wurde der Lintorfer Kurt Ehrkamp, Konrektor an der benachbarten Suitbertusschule und davor neun Jahre in gleicher Funktion an einer großen Essener Grundschule tätig, zunächst mit 12 Stunden und ab dem 1. August 1998 mit voller Stundenzahl zur Minoritenschule abgeordnet.

Kurt Ehrkamp hatte sich im März 1998 um die freie Schulleiterstelle an der Minoritenschule beworben und wurde nach der Überprüfung durch Frau Schulrätin Gerlach und Herrn Schulamtsdirektor Otto sowie der anschließenden Abstimmung im Schulausschuss am 23. Oktober 1998 von Frau Gerlach mit der „Wahrnehmung der Aufgaben des Schulleiters“ beauftragt. Die Schulrätin dankte bei dieser Gelegenheit Frau Wilhelm ausdrücklich für ihr Engagement und die Mehrarbeit, die sie in der Zeit der kommissarischen Schulleitung geleistet hatte.

Unsere Schülerinnen, Schüler, das Kollegium, Vertreter der Elternschaft und die Schulsekretärin verabschiedeten sich am 26. Januar 1999 von unserem langjährigen Hausmeister Horst Benger. Nach 22 Dienstjahren an der Minoritenschule ging Herr Benger in den wohlverdienten Ruhestand. Mit Liedern, Gedichten und kleinen Vorträgen dankten ihm die Kinder für seine liebevolle Betreuung. Der Schulleiter würdigte in einer anschließenden Feierstunde im Kreise des Kollegiums seine stets engagierte Arbeit und wünschte Herrn Benger für die Zukunft Glück und Gesundheit.

Bis zum heutigen Tage ist unser „alter Hausmeister“ seiner Minoritenschule herzlich verbunden und nimmt -wie früher- rege an unserem Schulleben teil.

In der Schulleiterkonferenz am 17. Januar 2000 stellte Frau Schulamtsdirektorin Engels den Schulleiterinnen und Schulleitern Frau Ihle als unsere neue Schulrätin vor. Frau Ihle besuchte die Minoritenschule am 4. Februar 2000, führte zunächst ein Gespräch mit dem Schulleiter und verbrachte danach die große Pause gemeinsam mit dem Kollegium im Lehrerzimmer zu einem ersten Gedankenaustausch.

In Lehrerkonferenzen und an insgesamt vier pädagogischen Tagen beschäftigte sich das Kollegium in den Jahren 1999 und 2000 intensiv mit der Entwicklung unseres Schulprogramms, um die gute Qualität der Bildungs- und Erziehungsarbeit an der Minoritenschule zu sichern und zu verbessern. Nach Beratung in der Schulkonferenz konnte unser pädagogisches Programm pünktlich zum Ende des Jahres 2000 an die Schulaufsicht, die Mitglieder der Schulpflegschaft, den Vorstand des Fördervereins, Herrn Kreisdechant Oermann und Herrn Schuldezernenten Pesch überreicht werden.

Kurt Ehrkamp

Quellennachweis:

1. Chronik der Volksschule an der Minoritenstraße (1942 – 1964)
2. Chronik der Minoritenschule (1966 – 2001)
3. Otto Samans: Geschichte der kath. Schule an der Minoritenstraße – nach Otto Kellermann; in: Die Quecke, Ausgabe 57/1987
4. Ratingens schönstes Jubiläumsgeschenk; in: Lokalteil der RHEINISCHEN POST vom 17. September 1951, Ratingen – Kettwig – Angerland, Nr. 217
5. Bilder: Stadtarchiv und privat

Am 27. Mai 2000 trafen sich einige ehemalige Schüler der Oberprima A (O I a des Städtischen Neusprachlichen Gymnasiums für Jungen in Ratingen, um den 40. Jahrestag ihres Abiturs gemeinsam zu feiern. Von den zwölf Abiturienten, die am 10. März 1960 ihre Reifeprüfung abgelegt hatten, waren neun gekommen, um mit ihrem Klassenlehrer Horst Arps und ihrem Lateinlehrer Helmut Deinert einige schöne Stunden der Erinnerung zu verbringen. Drei Ehemalige waren aus beruflichen Gründen verhindert, Geschichtslehrer Paul Frenken konnte wegen einer wichtigen Familienfeier leider nicht teilnehmen. Nach einem Besuch mit Führung im Rheinischen Industriemuseum Cromford versuchte man auf einem Stadtrundgang herauszufinden, was sich in den vergangenen 40 Jahren in der Innenstadt Ratingens verändert hatte. Am Abend trafen sich die ehemaligen Oberprimaner mit ihren Lehrern zu einem gemütlichen Beisammensein mit Abendessen in den „Suitbertus-Stuben" an der Oberstraße. Natürlich erinnerte man sich an so manche Begebenheit aus vergangenen Pennäler-Tagen, ließ Lehrer und ehemalige Mitschüler Revue passieren, verglich den Schulalltag von damals mit dem heutiger Schüler und erzählte von den gemeinsamen Klassenfahrten nach Heidelberg, Berlin und London. Ein besonders Schreibgewandter machte sich die Mühe, seine Erinnerungen an die frühere Schulzeit am Ratinger Gymnasium schriftlich festzuhalten:

Die Klasse O I a mit ihrem Klassenlehrer auf der Abschlußfahrt nach London im September 1959

Klassentreffen zum 40jährigen Abitur am 27. Mai 2000. Einige Ehemalige mit ihrem Klassenlehrer Horst Arps vor dem Herrenhaus Cromford

Als Abiturienten noch (in der) Oberprima waren

Ein Reifeprüfling von 1960 erinnert sich an seine Ratinger Schulzeit

Es gab am Städtischen Neusprachlichen Gymnasium in Ratingen rund 85 Untertertianer (drei 8. Klassen), als ich dort 1954 in die U IIIc (U für Unter, III für Tertia) aufgenommen wurde. Ich kam aus Niedersachsen und mußte zwei Jahre Latein nachholen, denn die Nordrhein-Westfalen begannen schon in der Sexta (5. Klasse) mit Latein. Auch an einem ausdrücklich neusprachlichen Institut wie dem Ratinger. So humanistisch waren die Zeiten, was freilich nicht mit human zu verwechseln war. Ganz nämlich hatten sich die Pädagogen damals noch nicht von körperlicher Züchtigung besonders renitenter Pennäler verabschiedet, und auch Arrest war eine gängige Strafe, die noch zum protokollierten Arrest gesteigert werden konnte.

Einmal bin ich in den Genuß eines solchen gekommen, als ich nämlich im Zeichenunterricht durch heimliches, aber unheimliches Pieksen mit spitzen Blei- und Buntstiften Mitschüler mehrfach zu schrillen Schreien animiert

Friedemann Bedürftig, geboren 1940 in Breslau, besuchte von 1954 bis zum Abitur im März 1960 das Städtische Gymnasium in Ratingen. Nach seinem Studium der Geschichte und Germanistik in Tübingen arbeitete er als Lexikonredakteur, Verlagslektor und Journalist, u.a. für die „Zeit“ und die „Süddeutsche Zeitung“. Seit 1981 lebt er als freier Autor in Hamburg und ist Herausgeber des „Preußischen Lesebuches“ und des „Großen Lexikons des Dritten Reiches“. Im Piper-Verlag veröffentlichte er eine Reihe von Taschen-Lexika, so z.B. „Taschenlexikon Goethe“, „Taschenlexikon Karl V“, „Taschenlexikon Bismarck“, „Taschenlexikon Drittes Reich“, „Taschenlexikon Zweiter Weltkrieg“ und „Taschenlexikon Deutschland nach 1945“.

hatte und als Übeltäter erwischt worden war. Der Arrest bestand dann darin, daß ich am Nachmittag an einer Kunst-Arbeitsgemeinschaft der Obersekundaner (11. Klasse) teilnehmen durfte und dabei aufzuschreiben hatte, was ich in den beiden Stunden tat. Es ging eher heiter zu, und die Vase, die ich abmalen sollte, sah schließlich auf meinem Zeichenblock einer geborstenen Kloschlüssel nicht unähnlich. Mein Protokoll vermerkte nämlich, daß mir einer der älteren Schüler die Darstellung der Perspektive hatte erklären müssen, was dem Gefäß die ausladende und klaffende Form bescherte. Die schwere Strafe weckte bei mir die Mallust, und mein Zimmer daheim zierten bald seltsame Bilder von kämpfenden Ameisen und anderen Monstern.

Auch zu Prügel-, genauer Ohrfeigenehren bin ich später einmal gekommen: Wir hatten eine Religionslehrerin, die es mit uns pubertierenden Rüpeln wahrlich nicht leicht hatte. Eines Tages muß ich den Unterricht offenbar mit meinem notorischen Dazwischenquatschen ziemlich gestört haben. Wie sehr, merkte ich aber immer noch nicht, als sich die junge Dame vor mir aufbaute und mich aufforderte aufzustehen. Feixend schaute ich in die Runde und auf die gestrenge Jungfrau herab. An eine Gefahr von Seiten der kleinen Theologin dachte ich im Traume nicht. Auf einmal aber hatte ich eine schallende Backpfeife sitzen, die mich so verblüffte, daß die Pädagogin Zeit gewann, sich aus meiner Reichweite zurückzuziehen. So blieb mir der Schulverweis, damals noch „consilium abeundi“ genannt, erspart, den es sicher gegeben hätte, wenn ich im Affekt zurückgehauen hätte.

Weh hatte die Züchtigung allenfalls wegen der Demütigung vor den Klassenkameraden getan. Es kam aber damals niemand auf die

Städtisches Neusprachliches Gymnasium an der Speestraße (heute Poststraße) – Spruch über dem Haupteingang

Idee, die Lehrerin zu belangen, und selbst mein jeder Körperstrafe abholder Vater, selber Lehrer, gönnte mir den Dämpfer, dem noch eine Abstrafung in Form einer harten Kopfnote über mein Verhalten in der Schule folgte: „Gibt oft zu Tadel Anlaß." Solche Tadel – vergleichbar etwa der Gelben Karte im Fußball – standen im Klassenbuch und hatten sich bei mir auf sieben im Halbjahr aufgesummt. Damit war ich zwar noch nicht Spitzenreiter, brachte aber meine Versetzung in Gefahr, da die Fachnoten auch eher beklagenswert ausfielen.

Es hat dann aber doch noch irgendwie geklappt, und 1960 saß ich mit elf anderen der einst sieben Dutzend Mitschüler in der Oberprima (O I = 13. Klasse) und bangte dem Abitur entgegen. Das ist jetzt gut vierzig Jahre her, Grund für diese Zeilen, die dem grauen Kloster an der Speestraße gelten, in dem wir damals die Weisheit mit mehr oder minder großen Löffeln fraßen. Schule ist ja Institution und Gebäude zugleich, welch beide Bedeutungen für den Schüler – und vermutlich auch den Lehrer – in vielfacher Wechselbeziehung stehen. Der genius loci bleibt nie ganz ohne Wirkung auf die Genies, die dort heranwachsen.

Deswegen fange ich mit dem tatsächlichen Lokus an, den ich während meiner gesamten Schulzeit nicht ein einziges Mal benutzt habe, zu eindeutig eklig roch es dort nahe den Fahrradständern. Andere Schüler hatten vielleicht

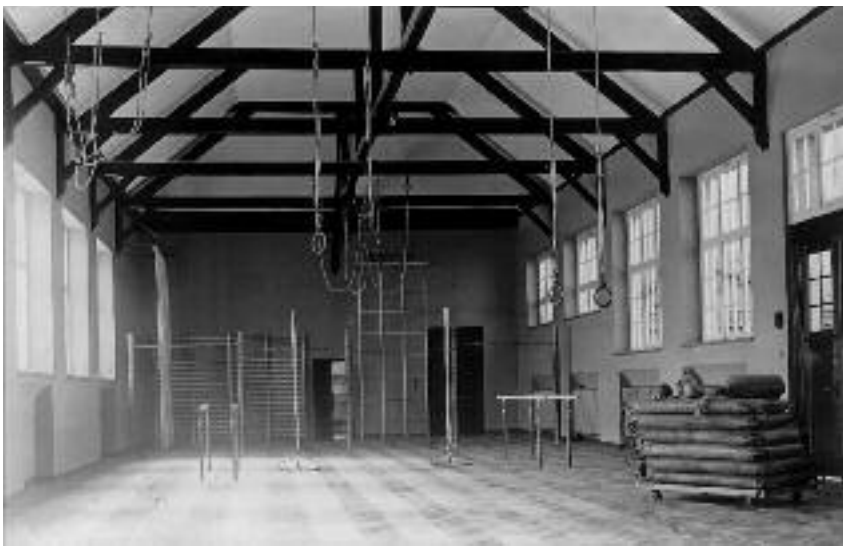
Die Rückfront des Gebäudes in den 1950er Jahren. Links die Turnhalle, zwischen Turnhalle und rückwärtigem Eingang das „anrüchige" Örtchen. Im Dachgeschoß erkennt man die großen Fenster des Zeichensaales

gerade deswegen einen besonderen Hang zu den Toiletten, denn als ich in die Schule eintrat, war sie noch ein Mädchen- und Jungen-Gymnasium, und die sanitären Anlagen liegen da schon aus wasserlogistischen Gründen meist nicht sonderlich weit auseinander. Für anrüchiges Treiben in mehrerlei Sinn ideal. Das wurde später noch wichtiger, denn da wurden die beiden Schulen getrennt, und die Zusammenlegung der Mädchen- und Jungenklassen, die sonst routinemäßig in der Untersekunda (UII = 10. Klasse) erfolgte, fiel schon seit etwa zwei Jahrgängen aus, als wir so weit waren.

Städtisches Gymnasium, Straßenfront. Aufnahme aus dem Jahr 1964

Die Mädchen aber blieben während meiner Schulzeit im selben Bau, nur kriegten sie jetzt einen eigenen Schulhof hinter der Turnhalle, leicht erhöht und nur durch eine Ecke des Jungenschulhofs zu erreichen. Der Korridor dorthin wurde vom Lehrkörper sittenpolizeilich besonders überwacht, zumal da er nahe an den erwähnten sanitären Anlagen vorüberführte. Diese nutzten manche auch zu anderen Heimlichkeiten wie dem Verstecken von Spickzetteln, eine Methode, die in entscheidenden Situationen wie etwa der Reifeprüfung freilich versagte, denn dann lief man Gefahr, daß die papierene Nachhilfe bei Razzien entdeckt und der Urheber womöglich enttarnt wurde - mit schweren Folgen für die Schulkarriere, die damit sogar abschlußlos beendet sein konnte.

Was wäre sonst noch zum Gebäude zu sagen? Für die Zeit eigentlich ein ganz brauchbarer recht solider Bau ohne Aula. Größere Versammlungen mußten im Musiksaal am Ende des Hofflügels im ersten Stock anberaumt werden. Dort sollte es dann auch zu den hochnotpeinlichen Verhören während des mündlichen Abiturs kommen. Die Szene dürfte sich allen Betroffenen unauslöschlich eingeprägt haben: Schwitzend und unsicheren Gangs wankte der Prüfling auf den Stuhl mitten im Raum zu, begleitet von – in mei-



Die Turnhalle des Gymnasiums nach dem Umbau im Jahre 1938
(damals „Deutsche Oberschule für Jungen und Mädchen“).
Die Halle sah in den 1950er Jahren noch genauso aus

nem Fall – 21 pädagogischen Augenpaaren, ließ sich an einem Tisch nieder und sollte nun zum Besten geben, was er nach zwanzigminütiger Vorbereitung zum Prüfungsthema zu sagen hatte. Was das auch immer gewesen sein mochte, das meiste war plötzlich weg, und hätten nicht auch ein paar freundliche Augen auf dem armen Schwein da vorne geruht, wäre ihm die Sprache wohl vollends weggeblieben.

Doch weiter durchs Haus: Frontal gesehen rechts der Flügel mit der Turnhalle, wo allerlei Foltergerät aufgestellt war und der Schweiß von Generationen förmlich aus allen Ritzen zu quellen schien. Das mit der Folter kam vermutlich nur mir so vor, denn ich kam vom Dorf und hatte mein Lebtag kein Reck und keinen Barren gesehen. Nur am Boden konnte ich mit ein paar Hechtrollen aufwarten, so daß winters aus der sonst unvermeidlichen Note Sechs wenigstens eine Fünf wurde. Im Sommer hatte ich bessere Karten, wenn Fußballzeit war und wir auf dem Schulhof oder im Stadion am Westbahnhof dem Ball nachrannten, wobei uns der Kommentar des späteren ARD-Reporters Heribert Faßbender zuteil wurde. Selbst au bout de souffle vermochte er noch der mißlungensten Flanke Dramatisches abzugewinnen, was ihm später beim Jura-Studium nicht ganz so glückte. Ein Glücksfall, dem wir mancherlei Fußball- und Tennislyrik verdanken.

Überhaupt der Sport: Höhepunkt in diesem Fach war allsommerlich das Sportfest auf dem genannten pappelumstandenen Übungsgelände, bei dem es auch darum ging, wer unsere „Penne“ beim Großen Düsseldorfer Schulsportfest aller Gymnasien im Rheinstadion vertreten durfte. Das waren natürlich nur die absoluten Cracks. Wir Normal-Läufer-Springer-Werfer waren schon froh, wenn wir die 40 Punkte für eine Urkunde zusammengekriegt hatten und stolz wie die Schneekönige, wenn’s mit 55 Punkten sogar

WDR-Sportchef Heribert Faßbender
(„Gunnabendallerseits“) beim
Klassentreffen zum 30. Jahrestag des
Abiturs im Jahre 1990

zu einer Heuss-Urkunde reichte. So hieß das Staatspapier nach dem damaligen ersten Bundespräsidenten.

Diese Feste waren für manche allerdings auch Momente tiefer Schmach, denn vor allem für Jungen war und ist wohl immer noch die sportliche Leistung entscheidend fürs Sozialprestige. Die da wie nasse Säcke unter der Hochsprunglatte durchplumpsenden Flaschen und die mit zig Metern Verspätung ins Ziel stolpernden lahmen Enten brauchten für Spott nicht zu sorgen.

Zurück zur Lernkasern’: Sie leistete sich einen Physik- und Chemie-„Saal“ unterm Dach, wohin eine schmale, einmal gewendelte Holzstiege vom zweiten Stock aus

Der im Jahre 1956 neu eingerichtete Physikraum im Dachgeschoß des Gymnasiums
Foto: Gerhard Buschhausen

Oberstudiendirektor Rebbe (Mitte), flankiert von seinen Sportkollegen Herbert Riemann und Frau Tödter

führte. Jedem Brandschutzexperten von heute würde der Helm hochgehen angesichts des Aberwitzes, gerade die Stink- und Krachfächer in den Dachstuhl zu betten, aus dem es im Fall der Fälle für die meisten Schüler kaum ein Entkommen gegeben hätte. Damals jedoch, die Bombennächte noch in frischer Erinnerung, war man offenbar abgebrühter und hatte wohl auch keine Alternative, da Umbaumittel natürlich nicht zur Verfügung standen.

Allein die Heizung unseres Schulklotzes verschlang schon reichlich Mittel. Jedenfalls gehört zu meinen ersten Erinnerungen an Ratingen der riesige Koksberg, der im Gang von der Speestraße am Haus entlang zum Schulhof aufgetürmt war. Der Hausmeister Hof, der mit seiner Familie im Gebäude wohnte und von den Pennälern liebevoll „Aula“ genannt wurde, und zwei Helfer schaufelten die Brocken in stundenlanger Arbeit auf Schütten, die in die Kellerräume führten. Ihre heutigen Kollegen träten empört in den Streik, richtete man an sie das Ansinnen solcher Knochenarbeit. Oder sie würden sofort Greencards für Kohle-Kulis fordern. Mich wundert sowieso, daß nicht ältere Schüler zur Hilfe herangezogen wurden. Freiwillige, die den Mathe-Terror liebend gern gegen eine Stunde Kohleschippen eingetauscht hätten, wären unschwer zu finden gewesen.

Neben der geschlechtlichen Trennlinie, von der oben die Rede war, galt es damals, eine weitere zu beachten: die zwischen den Konfessionen. So gab es neben der Mädchenklasse (b) schon seit 1951 eine katholische (a) und eine evangelische Jungenklasse (c), die dann nach natürlicher Schrumpfung in der Obersekunda zu einer großen Klasse von 32 Schülern fusionierten und nur für den Religionsunterricht wieder geteilt wurden. Auch wurde genau darauf gesehen, daß der Schulleiter und sein Stellvertreter stets verschiedener Konfession waren. Was Bundeskanzler und Bundespräsident recht war, sollte den hohen schulischen Herren billig sein. „Ein feste Burg“ wurde von den Protestanten noch als Kampflied gesungen, und im Schimpfwort „Ketzer“ steckte noch ein kleines bißchen katholischer Ernst.

Apropos Herren: Bei meinem Eintritt war das eine Dame, Frau Funke, nach ihrer Unterschrift auch „die Fu“ genannt (den „Fu“ kriegen wir später). Bitte keine Assoziationen an Furie! Bei aller Strenge war sie eine warmherzige Frau. Sie amtierte allerdings – mangels Herrlichkeit? - nur geschäftsführend und mußte sich mit dem Titel Oberstudienrätin zufrieden geben. Siehe dazu den Aufsatz „Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit vor Gericht?“ von Hermann Tapken in „Die Quecke“ Nr. 67, November 1997. Erst mit Herrn Rebbe, der mit dem Rabbiner höchstens eine gewisse Salbungsfülle gemein hatte, kam wieder ein veritabler Oberstudiendirektor. Ein katholischer mutmaßlich, denn Frau Funke war, wenn ich mich recht entsinne, Protestantin.

Wie das aber so ist: Das Fußvolk kümmern so abgehobene Stoffe wie Primat des Bischofs von Rom, Real- oder Idealpräsenz, Adiaphora und dergleichen wenig. Als wir in der Oberstufe plötzlich mit den Kollegen von der anderen Fraktion zusammensaßen, war das allenfalls insofern ein Problem, als man sich erst einmal aneinander gewöhnen mußte. Da aber nichts eine so gute Bindekraft entwickelt wie ein gemeinsamer Gegner,

Studienrat Dr. Albert Bister

sprich: die Lehrer, ließen sich Anfangsturbulenzen rasch überwinden, und ich muß mir heute erhebliche Mühe geben, sollte ich sagen, welche der schließlich zwölf Abiturienten katholisch und welche Luther-Buben gewesen sein mochten. Immerhin: Als einem der letzteren machte es mir erheblichen Eindruck, als wir wegen eines Todesfalls in der Schule einmal an einer Messe in Peter und Paul teilnahmen, wo es so gut roch. Und auch, daß sich der Name des Priesters, der den katholischen Religionsunterricht gab, auf seinen Beruf reimte, hatte was: Bister hieß er, und mit seiner Rabulistik und dünnstimmigen Arroganz bestätigte er mir das Gruselbild, das ich mir von Jesuiten machte.

Ob er einer war, weiß ich gar nicht, doch ist er mir hier willkommener Anlaß, den Requisiten näherzutreten, die mehr noch als jedes Gebäude Schule ausmachen: den Lehrern. Buchenswert waren sie alle. Doch schon eine kurze räsonierende Aufzählung sämtlicher ginge über den Rahmen dieser Reminiszenz weit hinaus. Deswegen biete ich nur eine subjektive Auswahl derer, an die ich die lebhaftesten Erinnerungen habe. Das sind auf der einen Seite die Klassenlehrer, dann die Originale, und schließlich die, denen ich glaube am meisten zu verdanken zu haben. Überschneidungen sind da selbstverständlich.

Von Sorte eins hatten wir in meiner Zeit nur drei: In der Unter- und Obertertia den alten Schlesier Dr. Jentjens, der so gern von seiner kalten Heimat sprach, daß Witzbolde an seinem Schulweg Hinweisschilder „Nach Oels“ aufstellten. Wir nannten ihn nur „Opa“ und lernten bei ihm in Latein, daß Wandern bewandert macht, auf Fibel-Deutsch: „Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen.“ Jentjens muß jede Menge Reisen getan haben, denn er erzählte für sein Leben gern und konnte das auch sehr gut. Wir undankbaren Flegel aber nutzten das weidlich aus, indem wir ihn immer wieder aufs schlesische Thema brachten und dann im Schwall seiner Schilderungen die Hausaufgaben für die nächste Stunde verfertigten.

Studienrat Kurt Haubitz

Radikal um schlug der Wind in der Untersekunda, als der Mathematiker Haubitz den Zeigestock übernahm. Er stammte aus Breslau, und wir lernten, daß nicht alle Schlesier engelsgeduldige Gemütsmenschen sind. Der kleine, drahtige Mann mit der Hakennase und der montäglichen Wut auf den wochenendlich herbeigezechten Kater warf uns noch im Strammstehen bei Unterrichtsbeginn, so daß wir nichts notieren konnten, einige sechsstellige Telefonnummern an den Kopf und verlangte beim Pausenläuten am Ende der Stunde die Wiedergabe. Er nahm sich jedesmal dazu ein paar Leute vor, von deren Tempo bei der Lieferung der Lösungen es abhing, wieviel Pausenzeit uns verlorenging. Gern ließ er uns auch zwischenzeitlich mal aufstehen zu Gesangsübungen. Dann intonierte er nach der Melodie von „Alle meine Entchen“ den binomischen Lehrsatz: „ah plus be in Klammern zum Quadrat ist ah-Quadrat plus zwei ah-be plus be-Quadrat.“

Am Ende der Obersekunda wurde Haubitz mir zum Retter, denn da wurde radikal gesiebt, und ohne ihn wäre ich wohl mindestens ein Jahr länger zur Schule gegangen. Von den 32 Elftkläßlern rückten nur 16 in die Unterprima auf (zwei neue kamen hinzu). Meine Fünf im Deutschen hätte eigentlich schon fürs Sitzenbleiben genügt, und die miserable Betragensnote sowie lauter Vierminusse in den Hauptfächern hätten mir eigentlich den Rest geben müssen. Der Blutdurst des Kollegiums aber war mit der Halbierung der Klasse offenbar gestillt. Außerdem sah unser Klassenlehrer das Deutsch-Manko wohl eher beim lehrenden Germanisten als bei mir und setzte sich mit dieser Meinung durch. Jedenfalls sahen wir den promovierten Sprachverhunzer nicht wieder; er war an eine Schule nach Düsseldorf versetzt worden.

Leider sahen wir bald auch nicht mehr unseren Haubitz, der uns auf Klassenfahrten Skattricks und trotz seiner Nomen-omen Gefährlichkeit überhaupt mehr beigebracht hatte, als wir damals ahnten. Er ging beförderungshalber als Schulleiter zur Bundeswehr. Ihm folgte bei uns der längste Pädagoge, den wir je kennengelernt hatten: Zweimetermann Horst Arps, der später Leiter unseres Gymnasiums werden sollte, das dann wie die besagte Sporturkunde nach Theodor Heuss benannt wurde. Über Arps brauche ich hier nichts Näheres auszuführen, weil ich das schon anläßlich seiner Pensionierung 1992 im THS-Jahrbuch getan habe. Siehe dazu den Aufsatz „Wir waren seine Ersten“ im THS-Jahrbuch vom Dezember 1992, S.159 ff. Nur die Quintessenz des Bei-

Studienassessor Horst Arps während der Abschlußfahrt der O I a nach London im September 1959

trags sei hier wiederholt: Unser letzter Klassen-, Englisch- und Deutschlehrer war nicht nur äußerlich ein großer Pädagoge.

Und wer begegnete uns aus der Fraktion der Originale? Ein Biologielehrer wurde uns in der Obersekunda beschert, der sich dadurch einführte, daß er seinen Namen an die Tafel schrieb und erklärte: „Das bin ich weder noch." Er hieß Langguth. Er wollte uns aber nur erschrecken: Lang zwar war er weiß Gott nicht, aber gut dann doch so sehr, daß wir ihm manche Not bereiteten. Und mit Geschichten wie der folgenden vermochte er uns auch keinen Respekt abzunötigen: Er sei mal beim Vogelstimmensammeln im tiefen Walde von einem Finsterling bedroht worden. Da habe er sich ganz vorsichtig rückwärts bewegt und so getan, als wolle er verstohlen eine Pistole ziehen. Weg war der Verbrecher!

Tatsächlich bange machen können hätte solche Tunichtgute hingegen unser Englisch- und späterer Französischlehrer Benkenstein. Er war so schneidig wie seine Rasur, derentwegen er bei uns „der Blaue" hieß. Wurde er zornig, und das wurde er oft angesichts unserer Dämlichkeit, dann rötete sich der Schmiß auf der linken Wange, als käme der Pauker frisch von der Mensur. Fehlte nur noch das Monokel zu einem preußischen Schnarr-Offizier. Dennoch: Gelernt haben wir viel bei ihm.

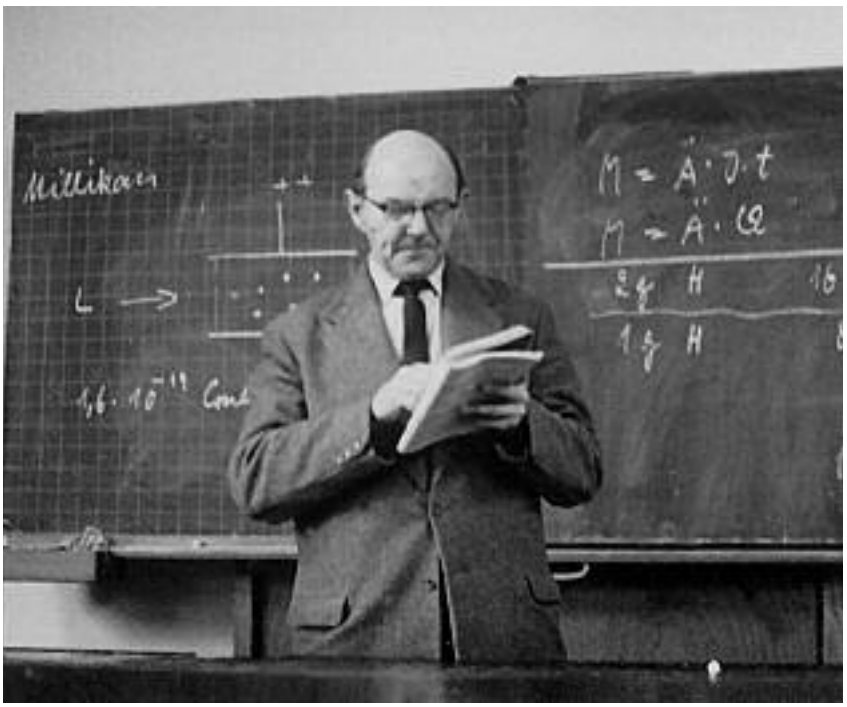
Studienrat Rudolf Benkenstein

Geradezu lieb dagegen unser Musikus: Der dünne Herr Rink sang für sein Leben gern, und ich habe heute noch seinen Klavier-Vortrag der Löwe-Vertonung von „Archibald Douglas" im Ohr, vor allem des Königs Ruf, den Löwe gleich mehrmals chromatisch abwandelt: „Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat liebt wie du…" Gedankt haben wir dem guten Menschen aus dem Musenfach seine Milde und Wärme schlecht. Manche schwänzten seine Stunden einfach, andere verweigerten sich den Gesangsübungen durch angeblich jahrelangen Stimmbruch und wieder andere trieben während der Musikstunden allerlei Allotria, nur kein melodisches.

Studienrat Fritz Rink

Studienrat Paul Frenken

Ein mindestens so guter Mensch war Geschichtslehrer Frenken: Hoch und heilig hatte er mir versprochen, mich beim Abitur nicht zu prüfen. Dann wurde ich doch aufgerufen, und ich sah meine Zwei schon davonschwimmen. Da aber sah ich das Thema: Cäsar und Napoleon, ein Diktatorenvergleich. Darüber hatte ich, was von den Prüfern natürlich nur Frenken wußte, eine Jahresarbeit angefertigt und konnte im Schlaf die Fakten herbeten, und nicht einmal die Prüfungssituation brachte mich aus dem Konzept. Mit der Zwei war es dann tatsächlich Essig, aber in völlig anderem Sinn als befürchtet. Vielleicht war das der entscheidende Impuls für mein Geschichtsstudium.



Studienrat Dr. Richard Fitzen

Und nun „der Fu“, der eigentlich „Fi“ hätte heißen müssen, doch Dr. Fitzens Kürzel legte die Umtaufe nahe. Der Mann mit der markanten Warze an der Nase gab nach Haubitz Mathematik. Besondere Strenge mußte er in der Oberstufe nicht an den Tag legen, die brachte schon das Fach mit sich. Er präsentierte es so spannend, daß ich sogar freiwillig an einer wöchentlich zweistündigen Mathe-Arbeitsgemeinschaft teilnahm und den früher ungeliebten Kurvendiskussionen und skalaren Produkten einen gewissen Genuß abgewann. Das verführte mich dann zum Mathematik-Studium, dem jedoch meine grauen Zellen und auch mein germanistischer Stundenplan nicht gewachsen waren. Nach drei Semestern entschied ich mich endgültig für die Artistenfakultät.

Und dann „Je-fume-la-pipe“ Schneider; der durchtrainierte Sport-Riemann; „Blondi“ Polzyn, die Englischlehrerin in der Mittelstufe; der „Amerikaner“ Schmidt mit den Achterbahn-Noten und der anrüchigen Schülernähe; Kunst-Baldermann, der mich Würstchen ständig „Gewaltig“ nannte; Altphilologe Deinert, der mir die Latein-Zwei im Abitur durch die Falle einer „konjunktivischen Umgebung“ verdarb; „Fünf-sind-die-Staaten-Mittelamerikas“-Runge, ein Erdkundler der engagierten Art; der aus der Industrie zurückgekehrte Physiker Lammert; Austausch-Lehrer André Canal, der sich so oft vergeblich mit seinem flehenden „Ça suffit!“ um Ruhe bemühte; und und und – ein munteres Bestiarium aus Kuscheltieren wie Kettenhunden.

Studienrat Ludwig Baldermann

Kurz: eine lehrreiche lehrende Mischung. Sie rüstete uns erfolgreich für den am Ende gern beschworenen Ernst des Lebens aus. Alle Zwölfe, die schließlich gemeinsam an der scharfen Ecke der Reifeprüfung ankamen, haben studiert. Berühmt geworden ist nur der bereits vorgestellte Heribert. Doch die anderen müssen sich ebenso wenig verstecken. Ich gehe mal bankweise vor: Vorn links vom Lehrer aus gesehen das Küken Rainer Oehl, der nichts so recht bitterernst zu nehmen vermochte und heute in München als Orthopäde praktiziert. Daneben Klaus Münzner, gemeinerweise wegen seiner ruhigen Art „Oma“ genannt; er wurde Ingenieur, und die Maschinen, mit denen er es zu tun bekommen hat, dürften seine Besonnenheit mehr geschätzt haben. Dahinter Wulf von Kries, Klassen-Primus und später Jurist in der Space-Branche, sowie Carsten Simonis, der Längste, was aber wegen der weit imposanteren Länge des Klassenlehrers nicht richtig zur Geltung kam; auch Carsten wurde Ingenieur. In der mittleren Reihe vorn: Herwig Holdt, das immer gut gelaunte quirlige Jazz-Genie, später Betriebswirt und als ruhender Gegenpol Jürgen Ruhnau, ein begnadeter Turner und zugleich sehr guter Schüler: „Mens sana …“. Dahinter die beiden späteren Juristen Hans Günther Pesch, ein erst spät zu uns gestoßener und wegen eines Ausflugs ins Bankfach schon ein paar Jahre älterer Mitschüler, und Heribert Faßbender (siehe oben). Die beiden lieferten sich manch erheiterndes Neck-Scharmützel.

Und ganz rechts vorn: Klassensprecher Manfred Buer, heute Lehrer und Hauptschriftleiter dieses Blattes, und Michael Höver, der Komponist; er wußte schon damals mehr über Harmonielehre und Pentatonik, als wir anderen je begreifen sollten, und wurde doch Jurist. Dahinter Rudi Steingen, einziger Lintorfer, heute Ministerialrat oder gar mehr im Bauministerium. Daneben der Autor dieser Zeilen, die über ihn als Textschuster hinreichend Auskunft geben.

Und hoffentlich auch darüber, daß er sich gern, ja dankbar der Ratinger Reifezeit erinnert.

Friedemann Bedürftig

Gedanken zur 50. Wiederkehr des Abiturs am Gymnasium in Ratingen

Vor 50 Jahren waren 17 Abiturienten (6 Mädchen und 11 Jungen) stolz, das Abitur zu Ostern bestanden zu haben. Fünf kamen aus Lintorf, damals noch eine selbständige Gemeinde im Angerland. Die einzige Möglichkeit, nach Ratingen zu kommen, war eine umständliche Fahrt mit der Eisenbahn. Häufig mußte man sehr früh fahren oder mittags lange warten, um überhaupt zur Schule und wieder nach Hause zu kommen.

Wer 1951 das Abitur machte, kam noch aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, der Diktatur des nationalsozialistischen Regimes, der Bombennächte, des Zusammenbruchs Deutschlands im Mai 1945, der Entbehrungen und des Hungers der Jahre danach, aber auch der Hoffnung spendenden Zeit des Wiederaufbaus, der die Basis legte für die neu erstarkende Demokratie, aus der sich ein neuer Wohlstand entwickeln sollte.

Es war eine Zeit voller Verirrungen, aber auch voller Perspektiven. Man war dankbar für vieles, was heute als Selbstverständlichkeit zum Leben gehört. Es war eine uns prägende Zeit. Man war glücklich über die kleinen Dinge des Lebens und freute sich daran. Nicht, daß damit ausgedrückt werden soll, es wäre eine bessere Zeit gewesen. Keinesfalls, aber eben anders, und wer positiv zum Leben stand, war zufrieden mit dem, was das Leben bot.

Das beschreibt in etwa den Hintergrund, den wir bis zum Abitur erlebt hatten. Einige von uns hatten nahe Angehörige im Krieg verloren, andere ihre Wohnung durch Bomben oder – schlimmer noch, ihre Heimat durch Vertreibung. Das war die Basis der Oberprima des Jahres 1951, als 17 Primaner die Reifeprüfung fürs Leben bestanden. Dreizehn von uns leben noch heute, vier sind verstorben.

Die jährlichen Klassenausflüge blieben im engeren Umfeld der Schule. Man fuhr noch in die nähere Heimat. Mal ging es mit dem Rad an den Niederrhein, ins Siebengebierge oder in die Eifel, mal mit dem Zug ins Bergische Land, zur höchsten Eisenbahnbrücke Deutschlands in Müngsten, nach Schloß Burg oder zum gotischen Dom in Altenberg. Übernachtet wurde in Jugendherbergen. Man kam sich näher mit dem Klassenlehrer sowie untereinander, und eine Fahrt mit dem Raddampfer der Köln-Düsseldorfer zwischen Boppard und Kaiserswerth bedeutete uns damals viel.

Warum erzählen wir das? Die Klasse war kriegsbedingt klein, die Dankbarkeit groß, zu den Auserwählten zu gehören, die für 20 Mark Schulgeld im Monat das Gymnasium in Ratingen besuchen konnten. Die Erwartungen an das zukünftige Berufsleben trieb uns an. Nicht zuviel, aber doch ein wenig.

So bestanden wir glücklich unser Abitur. Keiner fiel durch, und frohen Mutes strebten wir neuen Aufgaben entgegen: einer Lehre als Bankkaufmann/frau, als Buchhalter in der Industrie, als Buchhändlerin, als Chefkoch im elterlichen Hotel und Restaurant, zum Studium der Medizin, dem höheren Lehramt, der Chemie, dem Journalismus oder den Ingenieurwissenschaften, um einige Beispiele zu nennen.

Schwierigkeiten, eine Ausbildung zu finden, gab es wegen des Aufbaus nicht, jedenfalls nicht für männliche Bewerber. Abiturientinnen bekamen allerdings in Betrieben manchmal zu hören: „Wir nehmen keine Mädchen."

Auch der Eintritt ins Berufsleben bereitete keine Schwierigkeiten, Arbeitslosigkeit war so gut wie unbekannt. Und wer es wollte, konnte sein Universitätsstudium nach 8 bis 10 Semestern abgeschlossen haben.

Alle erreichten zielstrebig ihren Beruf, keiner brach seine Ausbildung ab, und so wurden aus Primanern gestandene Leute.

So war das Treffen der kleinen Abiturientia des Jahres 1951 des Städtischen Gymnasiums in Ratingen an der Speestraße nach 50 Jahren im August 2001 mehr als eine nostalgische Feier des Wiedersehens. Einen Namenspatron hatte die Schule damals übrigens noch nicht. Heute wird sie als Heim für Asylbewerber genutzt und ist zugleich Städtische Musikschule. Wir zogen Bilanz in der Rückschau auf unser Leben: auf die Familie, die wir gründeten, auf den Beitrag zur Gesellschaft im sozialen Bereich und im Beruf. Wir fragten uns, hat sich unser Leben gelohnt, für uns und als Beitrag für andere? Eines sei als besonders wichtig vermerkt: keiner hat eine Scheidung, viele haben sich sozi-

Die Abiturientia 1951 des Städtischen Gymnasiums Ratingen
mit ihrem Klassenlehrer Kurt Haubitz

Nach 50 Jahren trafen sich die Abiturienten von einst am 11. August 2001 mit ihren Ehepartnern vor dem Haupteingang ihrer alten Schule

al und in der christlichen Gemeinschaft engagiert und tun das auch heute noch. Auch gab es Ehrungen durch die Verleihung des Bundesverdienstordens. Alle blicken auf ein erfolgreiches Leben zurück und sind dem Schicksal, man könnte auch sagen Gott, dankbar, daß es so kommen durfte.

Die ehemaligen Abiturienten hatten sich viel zu sagen. So nimmt es nicht wunder, daß zwei Tage der richtige Rahmen für das Wiedersehen waren. Man versammelte sich im Hause von Rolf Berg, der übrigens nach seiner industriellen Zeit in Ratingen nun sein ganz persönliches Hobby der Schauspielerei pflegt und vielen in Ratingen bekannt ist.

Eine Führung durch die historische, katholische Kirche Sankt Peter und Paul in Ratingen, verbunden mit einem kleinen Orgelkonzert, schloss sich an, hervorragend organisiert von Eva Klöckner, die sich übrigens auch im Ratinger Schachklub sehr engagiert.

Ein wenig Nostalgie durfte nicht fehlen. So wurde auf der Treppe zum ehemaligen Gymnasium ein Sektempfang zelebriert und manche Anekdoten aus der damaligen Zeit wurden aufgefrischt.

Das Abendessen fand im historischen Gut Porz in Lintorf statt, wobei das schöne Fachwerkgebäude viel zur Abendatmosphäre beitrug. Als Überraschung erfreute uns unser Schauspieler Rolf Berg mit Beispielen aus seinem großen Repertoire.

Ein besonderer Ausklang des Abiturjubiläums fand am Sonntag im Hause von Helga Heber in Lintorf statt. Das hat schon Tradition und alle waren sich einig, das Zusammengehörigkeitsgefühl wurde noch enger, woran die Ehefrauen und Ehemänner, die immer mit dabei waren, ihren bedeutenden Anteil haben.

Prof. Dr. Dietrich Uebing
Helga Heber

Verkauf - Vermietung - Finanzierung - Baubetreuung

Gessler • Frisch • Ulrich

G • F • U

Immobilien OHG

Sie suchen eine komplette Abwicklung Ihrer ganz persönlichen Immobilienangelegenheiten.

Unser Anspruch ist eine **sachkundige,** offene Beratung und Abwicklung durch ein kompetentes Immobilienteam, das Ihnen bei der Problemlösung in allen Immobilienfragen zur Seite steht. Wir beraten Sie **neutral** und **unabhängig** und realisieren für Sie alle notwendigen Einzelaufgaben, von der Objektanalyse bis zum Vertragsabschluß.

Als regional spezialisierte Makler besitzen wir interne Marktkenntnisse, die unser Team zu Ihrem Vorteil nutzt.

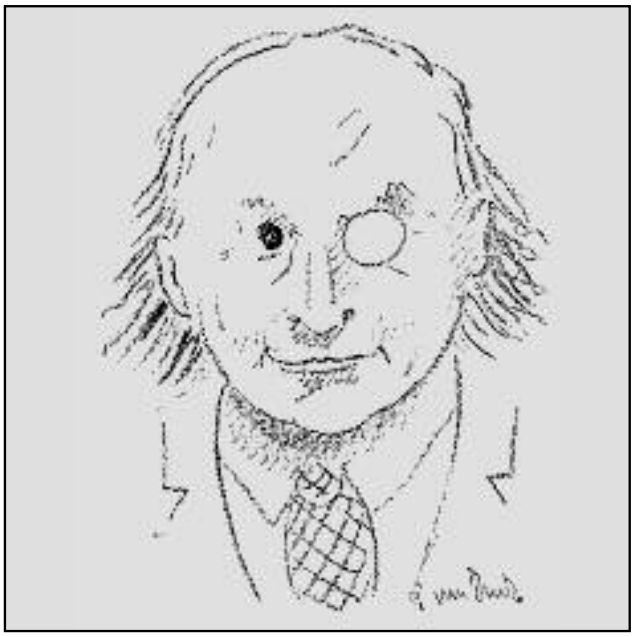
Konrad-Adenauer-Platz 20-22 · 40885 Ratingen

Telefon 0 21 02/36 000 · Telefax 0 21 02/73 33 11

Herbert Eulenberg

∗ 25. Januar 1876
Mülheim am Rhein
(Köln-Mülheim)

† 4. September 1949
Düsseldorf



Herbert Eulenberg in einer Karikatur seines Freundes, des Malers Rudi vom Endt

Kaiserswerth

Die Stille segnet dich mit vollen Händen
Mein Städtchen. Wie ein milder ernster Greis,
Der sich den Tod längst nicht mehr schrecklich weiß,
Wallt leis der Rhein vorbei, gewillt zu enden.

Mit Schiffchen spielt er, läßt sich sanft verwenden
Und malt dich zitternd ab zu deinem Preis:
Den grauen Dom, die tote Burg, den Kreis
Der kleinen Häuser mit geweißten Wänden.

Horch! Es schlägt Mittag. Alle Glocken klingen
Vermischt, wie Alt und Jung zusammenleben.
Die Tauben aufgeschreckt ums Kirchdach schweben,
Den Turmhahn lüstet es, sich mitzuschwingen.

Die Sonne lacht aus zarten Wolken matt
Der Menschen Zeit auf goldnem Zifferblatt.

Schattenbild eines Dichters

Unterhalb des nach ihm benannten Weges steht in friedlicher Nachbarschaft mit Florence Nightingale, Theodor Fliedner, Caspar Ulenberg und Friedrich von Spee am Ende einer Reihe Granitsockel auch das Konterfei des Dichters Herbert Eulenberg.

Die von Professor Enseling geschaffene Büste Herbert Eulenbergs im Kaiserswerther Stadtgarten. Sie wurde von der Familie Eulenbergs nach seinem Tode gestiftet

Auf der anderen Straßenseite steht das kleine stilgerecht renovierte Haus mit der von den Düsseldorfer Jonges gestifteten Gedenktafel am Tor. Hier im idyllischen Kaiserswerth in unmittelbarer Nachbarschaft der Ruine der alten Kaiserpfalz mit Blick auf den Rhein hat der Dichter und Ehrenbürger der Stadt, Herbert Eulenberg, 44 Jahre gewohnt und gearbeitet. Doch das ist schon alles, was uns an ihn erinnert, da es auch in den Computern der Buchhandlungen keinen Eintrag über ihn und seine Werke gibt.

Seit 1905 am Düsseldorfer Schauspielhaus unter der Leitung von Louise Dumont und Gustav Lindemann als Dramaturg tätig, hatte er sicherlich Einfluß auf die Gestaltung der Spielpläne, dennoch kamen seine Werke kaum über die Erstaufführung hinaus. Nicht einmal die Hälfte seiner 38 Bühnenstücke fand in seinen fünfbändigen gesammelten Werken Aufnahme. Um jedes Drama, jeden Einakter, jeden Roman und jede Erzählung mußte er kämpfen, um seine Wünsche gegenüber Verlegern durchzusetzen. Dabei war seine Themenauswahl sehr vielfältig. Sie reichte von der antiken ‘Kassandra’ über historische Dramen, Tragödien, Komödien, Biographien, volkstümliche Stücke, Romane, Essays und Erzählungen bis hin zu jenem entsetzlichen taubstummen und klumpfüßigen ‘Scherenschleifer’ mit seinen abartigen Gewohnheiten.

Eigentlich war Eulenberg ein Romantiker, der mit viel - wenn nicht gar mit einem Übermaß - an Phantasie ausgestattet, Personen und Begebenheiten bis ins kleinste Detail hinein mit schönen Worten und Redewendungen beschrieb. Nach seinem eigenen Urteil war sein Roman ‘Wir Zugvögel’ sein romantischstes Prosawerk. In ihm schäumt seine Phantasie förmlich über. Was da auf 300 Seiten an Mördern, Selbstmördern, Irrsinnigen und Anstiftern zu vielerlei Schandtaten geboten wird, ist kaum zu übertreffen. Da ist der Schloßherr, der sich von der Mörderin seines Bruders zum Selbstmord - als die vollkommenste Form der Liebe - überreden läßt, der pensionierte spinnerte Forstbeamte und Weiberfeind, der wild in der Gegend herumballert, und die in ihn verliebte, Schmetterlinge sammelnde alte Jungfer in ein Fangeisen treten läßt. Da läuft der halbverhungerte, spindeldürre abgehalfterte Schulmeister nackt durch die Gegend auf der Suche nach Gott. Ein anderer Sonderling sammelt allerlei pornographische Bilder, Plastiken und einschlägige Gegenstände, die selbst das Verkaufsangebot eines bekannten Flensburger Versandhauses noch übertreffen könnten. Natürlich darf in diesem Kreise auch ein durchgeknallter Dichter nicht fehlen. Was da alles geschieht, reicht gut und gern für eine ganze Psychothrillerserie im Fernsehen.

Herbert Eulenberg war aber alles andere als ein oberflächlicher Unterhalter. Nein, seine Gedanken gehen sehr in die Tiefe. Zudem

Das „Haus Freiheit“ mit Blick auf den Rhein, in dem Herbert Eulenberg 44 Jahre gewohnt und gearbeitet hat

trifft er Feststellungen, die sich längst nicht jeder Schriftsteller in jener Zeit zu äußern getraute. Interessant sind seine Betrachtungen in den 'Zugvögeln' über die Dichter. Sinngemäß schreibt er: 'Die Regierenden lassen keine Kritik zu. Sie halten sich keine Hofnarren mehr. Diese waren früher die Einzigen, die den Herrschenden ungestraft die Wahrheit sagen durften, weil deren Meinung nicht ernst genommen wurde.

Goethe war der letzte bedeutende Hofnarr!'

Herbert Eulenberg in einer Zeichnung von Otto Dix.
(Nach einem Repro des Heinrich-Heine-Instituts in Düsseldorf)

Das waren Bemerkungen, die weder dem Kaiser, noch Hitler und seinen Genossen gefallen konnten. Kein Wunder, daß er trotz seiner ansonsten vaterländischen Gesinnung den Nazis bald ein Dorn im Auge war. Aber offensichtlich hatte der Dichter gute Freunde, die ihn vor dem Schlimmsten bewahren konnten. Nein, er hat sich nicht vor den Karren der Diktatoren spannen lassen und sich weiterhin in seinem 'Haus Freiheit' verschanzt und geschrieben wie ein Weltmeister.

Eulenbergs erfolgreichste Zeit waren die Jahre kurz nach 1905. Seine geschmackvoll gestalteten und mit Musik umrahmten Morgenfeiern haben zahlreiche Düsseldorfer begeistert. Dabei stellte er zumeist eine besonders interessante Persönlichkeit in den Mittelpunkt seiner jeweiligen Veranstaltung. Später hat er diese Themen in seinen Schattenbildern verarbeitet, die großen Anklang fanden. Aber dennoch: Herbert Eulenberg blieb ein erfolgloser Dramatiker und auch seine übrigen Dichtwerke sind nahezu in Vergessenheit geraten. Woran lag es wohl, daß ein hochgebildeter Mann und talentierter Schriftsteller sich nicht durchzusetzen vermochte?

War er selbst ein bißchen wie jene Kassandra, der Apoll die Weisheit gab, aber nicht die Gabe der Überzeugung?

Natürlich hat er keine Weissagungen von sich gegeben, aber offensichtlich hat ihn sein Theaterpublikum ebenso wenig verstanden wie seine Leserschaft. Oder gibt es dafür eine viel einfachere Erklärung?

Die Zeit der Romantiker war vorbei und kommt wohl auch nicht mehr wieder. Wer liest denn heute noch Brentano, Eichendorff, Hölderlin oder E.T.A. Hoffmann?

Wir leben doch im Zeitalter der Computer! Da ist Information gefragt! Wer sich für schöngeistige Literatur interessiert, gilt schon als hoffnungslos altmodisch und erntet bei seinen Mitmenschen oftmals nur ein mildes Lächeln. Und bei Preußens Gloria und dem, was danach kam, war alles andere

Herbert Eulenberg in einer Karikatur von Otto Pankok

mehr gefragt als überschwengliche Phantasie und Romantik.

Die Ironie des Schicksals wollte es, daß Herbert Eulenberg ausgerechnet unter den Trümmern des Tausendjährigen Reiches sein Ende finden sollte. Herbert Eulenberg starb am 4. September 1949 an den Folgen einer Verletzung, die er sich durch herabfallende Trümmer in Düsseldorf zugezogen hatte.

Wenn sich allerdings die Verantwortlichen des Düsseldorfer Schauspielhauses zum 125. Geburtstag des Dichters zur Aufführung auch nur eines einzigen seiner Stücke hätten aufraffen können, dann wäre ihm wenigstens in memoriam eine kleine Anerkennung zuteil geworden. Und so überragend und unumstritten sind die Angebote dieses Hauses doch nun auch nicht, daß man sich mit einem Werk von Herbert Eulenberg hätte blamieren können.

Werner Beutling

Requiem für einen Baum

Er lebt nicht mehr, aber er ist da. Es fällt schwer, ihn als Ding, als Sache zu sehen. Sicher hatte er eine Seele, die noch jetzt aus einer anderen Welt, einer anderen Zeit herüberschaut. Der Torso steht da, längst ohne Leben, längst entrindet, ohne Korkschicht, ohne Zweige, ohne Grün, bald auch gänzlich ohne Äste, alles fällt von ihm ab. Steinhartes, eisenhartes Holz, von keiner Axt verletzbar, da müsste schon ein Stärkerer kommen, ihn zu besiegen. Nur die Zeit wird ihm ein Ende setzen, ihm, der wohl mit seinen über dreihundert Jahren fast ein Sechstel zurück bis zum Beginn unserer Zeitrechnung misst, der zu Goethes Geburt an die einhundert Jahre war.

Sie muss eine Seele haben, die alte Eiche, aus der Zeit, da aus der verstreuten Eichel der Keim wuchs und im Waldboden einen Platz fand. Sie musste doch fühlen, wie sie ein schmales Reis mit ersten Blättern wurde, das sich gegen andere Schösslinge behauptete. Sie blieb Sieger und wuchs Jahr um Jahr, überlebte Wildbiss, Schädlinge, Nässe, Frost und Trockenheit. Sie wurde groß und war Brutplatz für Tag- und Nachtvögel, Lebensraum für alles, was fliegt und klettert. Eine Welt für sich.

Sie wurde die mächtige Königin des Waldes. Wind rauschte in ihren Blättern, Stürme beugten ihre Krone, sie hielt stand, selbst Blitzeinschläge zerstörten sie nicht.

Sie überdauerte Menschenkatastrophen, Kriege, Dürren, Hungersnöte. Sie überlebte Kinder, die sich um ihren mächtigen Stamm an den Händen hielten, um Maß zu nehmen, Verliebte, die sich in ihrem Bannkreis trafen, Waldarbeiter, die unter dem dichten Blätterdach Schutz vor Hitze und Regen suchten. Sie überlebte ungezählte Generationen von Tieren des Waldes, gab ihnen Nahrung und Schutz.

Die „Dicke Eiche“ im „Kleinen Bruch“, einem Waldstück zwischen Lintorf und Duisburg. Sie wurde früher auch „Malereiche“ genannt, weil sie ein beliebtes Motiv war

Es blieb von ihr ein Monument der Standhaftigkeit, das die Natur selbst schuf. Ist es verwunderlich, dass es mich immer wieder zu ihr hinzieht, dass ich sie jedesmal berühre, um ihre geheimnisvolle Ausstrahlung zu spüren?

Uta Asher

Wer hat schon Rehe im Vorgarten und Schlangen im Teich

Ich liebe Rehe, und wir alle lieben sie, diese zarten, grazilen Tiere im Höseler Wald. In der Frühe, wenn der Tag heraufdämmert und die Rehe aus dem Wald treten, erfreut der Anblick dieser anmutigen Wesen mein Herz.

Doch wehe, sie nähern sich, meist sogar im Familienverband, den blumenbepflanzten Vorgärten der Villen und hübschen Reihenhaussiedlungen und äsen genüßlich die süßen Blüten der Stiefmütterchen, die wohlriechenden, zarten Rosenblütenblätter, die kleinen Vergissmeinnicht, die dicken honigduftenden Bellis und was sonst noch alles dort sprießt.

Das Bild der Zerstörung erhitzt die Gemüter meiner Nachbarn. Vergeblich versuche ich, diese zu trösten. Sie schauen mich konsterniert an, wenn ich sage: „Wer hat schon Rehe im Vorgarten!“ und weisen voll Neid auf mein geschlossenes Gartentürchen hin. Meine Ratschläge, doch die Vorgärten mit anderen Blumen zu bepflanzen, die die Rehe nicht so gerne mögen, wie Osterglocken, Osterlilien, große Lilien, Herbstzeitlose, werden nur wenig berücksichtigt. Und im nächsten Jahr geht das Gezeter über die

Rehe im Vorgarten wieder los !

Dabei hat Hösel das Reh in seinem Wappen. Wir sollten also stolz sein, dass es sich bei uns so heimisch fühlt.

Jahrelang zog ein Sprung Rehe durch das angrenzende Wäldchen an meinen Gartenzaun und hielt dort auf einem sonnigen Plätzchen Mittagsruhe. Dankbar nahmen die Tiere den von mir gespendeten, über den Zaun geworfenen Salat oder Gemüseabfälle an. Im Winter strichen sie am Zaun entlang und knabberten die Brombeerblätter ab. In den Abendstunden ästen sie auch auf der benachbarten Wiese. Sie hatten sich so an mich und sogar an meinen Hund gewöhnt, dass ich sie mit dem Ruf: „Hansi! Hansi, komm!“ heranlocken konnte.

Doch eines Tages, als ich bei der Nachbarin, die in dem angrenzenden Wäldchen wohnt, Buchsbaum holen wollte, machte ich einen grausigen Fund: Im kleinen Feuerlöschteich lagen zwei aufgedunsene Kadaver, voller Würmer! Als ein Gartengehilfe diese herauszog, sahen wir voll Trauer, dass es zwei unserer Rehe waren, ertrunken, weil die Böschung zu hoch und zu steil war. Wahrscheinlich wurden sie von einem wildernden Hund gejagt, und in Panik sind sie über den Zaun in das Becken gesprungen. Der Tümpel wurde zugeschüttet. Der Rest dieser Rehfamilie wurde ebenso von Hunden gehetzt. Die Rehe verfingen sich im Stacheldraht der Gärten und wurden totgebissen. Das hilflose Kitz starb vor Schreck.

Es hat Jahre gedauert, bis sich wieder Rehe in das Wäldchen trauten. Manchmal sehe ich nun ein Reh zwischen den Pferden auf der dort versteckt liegenden Koppel. Und neulich früh morgens auf meinem Hundespaziergang sah ich ein Reh ganz ruhig äsend auf der kleinen Wiese neben dem Haus im Wald. Doch es wird nie mehr so vertraut wie es einmal war. Im Waldhaus wohnen neue Leute, die benachbarte Wiese ist bebaut, zudem gibt es auch viel mehr Hunde als früher hier in der Gegend.

Doch freue ich mich sehr, dass die Rehe wieder da sind und das Reh nicht nur als Denkmal auf der Verkehrsinsel des Höseler Kreisverkehrs steht.

Mit Schlangen ist das so eine Sache: Allein beim Hören des Wortes fühle ich eine Schlange meinen Rücken hinunterkriechen. Und ausgerechnet ich hatte verschiedene aufregende Begegnungen mit Schlangen:

Voller Entsetzen musste ich in Brasilien an der Besichtigung einer Giftschlangenfarm zur Gewinnung des Serums teilnehmen. Zuzusehen, wie diese Reptilien sich schlängelten, zusammenrollten, kringelten und wanden, sie hingen sogar im Baum, machte mir eine Gänsehaut. In Java sollte ich mir am Zooeingang eine Python umlegen, ich bin in Panik weggelaufen. In Afrika in einer Lodge der Serengeti fing der Hausboy im Nachbarschlafzimmer eine junge Viper, flehentlich bat ich den Boy, mein Zimmer auch genau zu durchsuchen und trotzdem tat ich in der Nacht kein Auge zu. In Kanton besuchte ich den großen, bunten Markt und musste zusehen, wie eine Schlange aus einem Drahtkäfig flüchtete und direkt auf mich zukroch. Starr vor Schreck blieb ich stehen und war heilfroh, dass sie wieder eingefangen und dann für die Suppe gehäutet wurde. Sie wand sich noch unter dem Messer, obwohl der Kopf abgetrennt war. Die Suppe habe ich strikt verweigert trotz des Lobes meiner Begleiter, dass sie außerordentlich gut schmecke, fett wie Hamburger Aalsuppe.

Und nun schwimmt in meinem Gartenteich eine Schlange!

Eines Morgens im heißen Sommer sah ich eine Bewegung in meinem Gartenteich, und unter den Seerosenblättern hervor schlängelte sich elegant, das Köpfchen aus dem Wasser gehoben, eine fast einen Meter lange Schlange. Auf dem Kopf leuchtete ganz deutlich ein weißer Fleck, das Markenzeichen der Ringelnatter. Ihr dunkler Leib verschwand unter den Blät-

tern des Kaukasischen Vergissmeinnicht am Uferrand. Nahrung wie Fische und Frösche hatte schon längst der Fischreiher geholt. Sie kühlte sich nur bei der Hitze im schattigen Teich und kam noch öfters im Sommer zum Baden, wobei ich sie beobachtete. Ich fand sie so interessant, dass ich ganz meine Angst und Abneigung vor Schlangen verlor - nein - nur vor Ringelnattern!

Als ich in der Nachbarschaft von meinem neuen Gast im Gartenteich erzählte, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, dass auch in ihrem Teich eine Schlange gesichtet wurde. Und dann erfuhr ich beim Herumhören, dass Bekannte, am Waldrand wohnend, schon seit Jahren eine Schlange bei heißem Wetter in ihrem Swimmingpool haben. Ihr Hund verbellt sie, so dass man weiß, wann die Ringelnatter da ist. Bei einem anderen Nachbarhaus wohnt eine ausgewachsene Ringelnatter unter der Terrassenstufe. Die Hausfrau weigert sich, dort das Unkraut zu hacken oder den Rasen zu mähen.

Während der vielen Jahre, die ich nun in Hösel wohne, bin ich auf meinen Hundespaziergängen einigen Ringelnattern begegnet. Zweimal ist es geschehen, dass ich beinahe auf ein gekrümmtes Stöckchen am Wegrand getreten wäre, das sich plötzlich blitzschnell davonschlängelte, eine junge Ringelnatter mit dem weißen Dreieck auf dem Köpfchen, die sich totgestellt hatte.

Meinem Dackel muss es wohl ähnlich ergangen sein; denn als er stehen blieb und seine Pfote hob, die ich nach einem Dorn oder einer Klette absuchte, sah ich, wie sich ein Stöckchen bewegte und sich davonschlängelte. Ob er gebissen wurde? Aber Ringelnattern sind nicht giftig!

Am Sportplatz fand ich eine tote, ausgewachsene, fast einen Meter lange Ringelnatter, die sich im Todeskampf zusammengerollt hatte und ihre weißliche, gerippte Bauchseite zeigte.

Sie war überfahren worden. Ebenso fand ich eine circa 50 cm lange überfahrene Ringelnatter auf dem schmalen Weg entlang des Sportplatzes.

Im Park des Seniorenheimes rettete ich eine ganz junge, kleine Ringelnatter vor dem Sturz in den Gulli. Mit einem Ästchen hob ich sie hoch. Sie wand sich sehr und ich musste aufpassen, dass sie nicht herunterfiel, und brachte sie in das Gebüsch. Zischend schlängelte sie sich davon.

An die eifrigen Rasenmäher habe ich eine Bitte: Achten Sie auf Ringelnattern, damit sie die fleißigen Mäusejäger nicht massakrieren!

Wie eine alte Dame, die schon seit den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg in Hösel mitten im Wald wohnt, mir erzählte, hat es hier auch Kreuzottern gegeben. Auf dem Brachfeld, wo heute der Sportplatz ist, fingen Jugendliche die Kreuzottern, denn sie erhielten Kopfprämien dafür.

Ich habe ja schon viel mit Schlangen erlebt, eine Kreuzotter habe ich bis jetzt nicht gesehen – und möchte ihr auch nie begegnen!

Helga Engelhard

Vor 20 Jahren: Die Inhaberin Frau Margarete Düwelhenke mit Frau Franziska Engels, einer Mitarbeiterin der ersten Stunde im Lintorfer Reformhaus.

1981 – 2001

*Das **LINTORFER REFORMHAUS** feiert seinen 20. Geburtstag*

*Jung und dynamisch wie am ersten Tag präsentiert sich Ihr **LINTORFER REFORMHAUS** auch nach 20 Jahren.*

Aus diesem Grund haben wir für Sie ab dem 14. Dezember viele Überraschungen und noch mehr interessante Aktionen vorbereitet.

Besuchen Sie uns und feiern Sie mit uns unseren Geburtstag.

Wir freuen uns auf Sie.

Ihr Team des Lintorfer Reformhauses

LINTORFER REFORMHAUS

Speestraße 6, D-40885 Ratingen
Tel.: 02102/32332 · Fax 02102/39262
E-Mail: lintorferreformhaus@freenet.de

70 Jahre
Adolf-Clarenbach-Kirche in Hösel

Am 28. und 29. Oktober 2000 waren bei der Evangelischen Kirchengemeinde Hösel besondere Festtage angesagt. Nach acht Monaten umfangreicher Sanierungs- und Renovierungsarbeiten sowie dem Einbau einer neuen Orgel konnte das Gotteshaus pünktlich zum 70. Geburtstag wieder seiner Bestimmung übergeben werden. Aus diesem Anlass hatte das Presbyterium eine 53-seitige Festschrift herausgegeben, die die Ereignisse dieser 70 Jahre und darüber hinaus Revue passieren ließ:

Die Gemeinde: Die Evangelische Kirchengemeinde Hösel erlangte erst am 1.1.1957 ihre Selbstständigkeit. Zuvor gehörte sie zur „Muttergemeinde Linnep". Der Ursprung dieser damals reformierten Gemeinde geht auf das Jahr 1556 zurück. Somit verbindet beide Gemeinden eine lange gemeinsame und wechselvolle Geschichte.

Das Grundstück, auf dem die Kirche gebaut wurde (auch Pfarrhaus, Kindergarten und Gemeindezentrum), ging bereits im Jahre 1695 in den Besitz der Reformierten Gemeinde Linnep über. Der damalige Pastor Henrich Bernsau aus Linnep, seine Konsistorialen und das Bauernehepaar von der Spindeck in Hösel schlossen einen entsprechenden Vertrag. (Gut Spindeck stand bis 1975 an der Straße Peddenkamp, Ecke Spindecksfeld). Man nannte dieses Landstück „Brackbanden". Das ist unbestellbares feuchtes Brachland und ist nunmehr 305 Jahre Gemeindeeigentum. Schon 1696 entstand die erste einklassige Schule mit Lehrerwohnung und Stallung für Viehhaltung.

Ein eigenes Gotteshaus: Der Wunsch der Höseler Gemeindeglieder, ein eigenes Gotteshaus zu besitzen, geht auf die vorige Jahrhundertwende zurück. Im Jahre 1910 wurde der Höseler Kirchbauverein ins Leben gerufen. Eine Vereinssatzung unterzeichnete man am 1.9.1910, der die Eintragung ins Vereinsregister zu Ratingen am 12.10.1910 folgte. Es wurden dann ansehnliche Summen gesammelt, die jedoch durch die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg 1914/18 verloren gingen. Nach dem Krieg wuchs die Bevölkerung in Hösel an, so dass aus der bäuerlichen Streusiedlung eine Wohngemeinde wurde. 1927 unternahmen die Höseler erneut einen Vorstoß für eine eigene Kirche. Am 8.11.1927 beschloss man das Vorhaben.

Für Entwurf und Planung wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, den der junge, aufstrebende Künstler Regierungsbaumeister Karl Ackermann aus Düsseldorf gewann. Er wurde mit der Errichtung des Kirchengebäudes beauftragt. Karl Ackermann starb wenige Jahre nach der Fertigstellung der Höseler Kirche, viel zu früh für die Sache des protestantischen Kirchenbaues seiner Zeit. Die 1996 vollzogene Eintragung der Kirche in die Denkmalliste der Stadt Ratingen, beantragt vom Rheinischen Amt für Denkmalpflege, Abtei Brauweiler in Pulheim vom 30.11.1992, bestätigt seine damalige Leistung in der Sakralarchitektur.

Grundsteinlegung: Am 30.9.1929 hatte man mit dem Bau begonnen. Die feierliche Grundsteinlegung erfolgte am 27.10.1929. In der eingemauerten Urkunde steht unter anderem:

Der Grundstein dieser Kirche ist gelegt worden am 27.10.1929 in dem Jahre, in dem die Deutsche Evangelische Kirche sich in Erinnerung ruft, dass vor 400 Jahren

1. Martin Luther ihr den kleinen Katechismus geschenkt hat als mustergültiges Lehrbuch für die Jugend,

2. Evangelische Fürsten und Städte das Recht des Deutsch-Evangelischen Gewissens gewahrt haben auf dem Reichstag zu Speyer,

3. Adolf Clarenbach, der bergische Reformator, als Märtyrer seine Glaubenstreue besiegelt hat mit seinem Tod.

   Unterzeichnet hat die Grundsteinlegungsurkunde neben Pfarrer Albert Becker und Kirchenmeister Wilhelm Tielmannshöfen auch der Lehrer und Kirchenälteste Peter Vogel.

Glockenweihe: Am 26.4.1930 fand die feierliche Weihe der drei neuen Glocken statt. Sie kamen mit der Reichsbahn aus Apolda in Thüringen, hergestellt von der Glockengießerei Schilling & Lattermann. Das Gesamtgewicht beträgt 36 Zentner. Diese Last zog ein Vierergespann vom Bahnhof Hösel zur Kirche. Die Glocken thronten auf einem Flachwagen mit Tannengrün. Auf dem Schul-

Der Rohbau der Kirche beim Richtfest im Frühjahr 1930

Die neuen Glocken wurden im April 1930 mit einem geschmückten Vierergespann vom Bahnhof Hösel abgeholt

hof der damaligen Evangelischen Schule (jetzt Kindergarten) vollzog sich der würdevolle Weiheakt.

Kirchweihe: Diese fand am 26.10.1930 statt. Eine große Anzahl Gemeindeglieder, Ehrengäste, Kirchenobrigkeiten und Chöre nahmen teil. Der damalige Pfarrer hielt die Festpredigt zu 1.Petr.2, Vers 5: „Und auch Ihr, als die lebendigen Steine, bauet Euch zum geistlichen Hause und zum Priestertum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesus Christus“.

Das alte Uhrwerk der Kirchturmuhr: Bereits 1929 baute die Firma Korfhage & Söhne aus Osnabrück die Turmuhr, die dann im Oktober 1930 in Dienst gestellt wurde. Für den Betrieb waren anfänglich zwei Sandsäcke erforderlich. Später sind metallene Gewichte nachgerüstet worden. Seit 1986 ersetzt eine moderne funkgesteuerte Uhr das alte Räderwerk, das Dank einiger Idealisten seit 1996 im Foyer des Gemeindehauses zu besichtigen ist.

Die ersten Kirchenfenster stellen das Sechstagewerk des biblischen Schöpfungsberichtes nach dem 1. Buch Mose, Kap.1, Verse 1 bis 31 dar. Der Historienmaler Arthur Kampf (1864 bis 1950) schuf die Motive für die sechs bleiverglasten Kirchenfenster, die Ausführung oblag T. O. Wiegmann. Bereits 1955 wurden diese Fenster, die man damals als zu dunkel empfand, durch helle, motivlose Fenster ersetzt. Über 40 Jahre schlummerten sie auf einer Turmetage. Heute strahlen sie wieder, völlig aufgearbeitet dank einiger Idealisten und Sponsoren im Foyer des Gemeindehauses.

Die erste Orgel baute die Firma Faust aus Schwelm mit 10 Registern. Die Orgelpfeifen reihten sich an der Rückwand, dem Rundbogen angepasst, auf. Kleine Pfeifen in der Mitte gaben den ungehinderten Blick zu den drei Emporefenstern frei. In den dreißiger Jahren baute man die Traktur vielerorts pneumatisch. Diese Technik hatte sich nicht bewährt, so dass wegen ständiger Defekte und Ausfälle man sich zum Neukauf entschloss.

Die zweite Orgel kam dann im Sommer 1973 aus der Werkstatt der Firma Strutz aus Wuppertal-Barmen, mit 13 Registern, verteilt auf zwei Manuale und ein Pedal. Diese Orgel stand, sehr voluminös gebaut, mittig auf der Empore, verdeckte die schönen Mittelfenster und ließ den Chören zu wenig Platz. Die Idee, die Orgel zu teilen und jeweils rechts und links zu plazieren, konnte nicht verwirklicht werden. Nach langen Überlegungen und Diskussionen entschied sich das Presbyterium zum Neukauf. Die Strutzorgel konnte an eine Düsseldorfer katholische Kirchengemeinde verkauft werden.

Die neue Sandtner-Orgel: Es galt, einen langen und steinigen Weg zurückzulegen, vom ersten Gedanken der Trennung von der alten Strutzorgel bis hin zum Aufbau der neuen Sandtner-Orgel. Die neue Orgel ist mit ihren 18 Registern, verteilt auf zwei Manuale und ein Pedal, in zwei Teilen rechts und links neben den freigelegten Emporefenstern aufgebaut. In der Mitte befinden sich ein Chorpodest (darunter die mechanische Spieltraktur) und der Spieltisch. Die Gehäuse- und Prospektgestaltung sowie die Holzlasur fügen sich architektonisch wie farblich bestens in das Gesamtbild der Inneneinrichtung der Kirche ein. Die Firma Sandtner ist für den Bau höchstwertiger

Blick zur Empore mit der neuen Sandtner-Orgel nach der Renovierung der Kirche

Der Innenraum der Kirche nach der Renovierung

Orgeln bekannt, was preislich spürbar ist. Schließlich wird von dieser Orgel eine weit längere Lebensdauer erwartet.

Die Kirchenmusik hat in der Höseler Gemeinde einen hohen Stellenwert, und diese neue Orgel wird das Herzstück der Kirchenmusik sein. Soll doch die neue Orgel dazu beitragen, das Lob Gottes in der Gemeinde mit besonderer Klangfülle ertönen zu lassen.

Zur Kirchenrenovierung: Für die Renovierungen, Sanierungen, Restaurierungen sowie den Einbau der neuen Sandtner-Orgel wurden acht Monate beansprucht. Vergleichsweise schnell entstand der Kirchenbau vor 70 bzw. 71 Jahren in nur 13 Monaten, ohne technische Hilfsmittel der heutigen Zeit. Aber in den acht Monaten wurde viel geleistet, notwendige Maßnahmen und sinnvolle Erneuerungen wie: Altar- und Emporenrückwand neu verkleidet, dabei wurden die drei Emporenfenster wieder freigelegt. Maßnahmen gegen Einwirkung der Feuchtigkeit an der Emporenrückwand und im Turm vorgenommen. Die vorstehenden Klinker im Altarrundbogen wieder freigelegt, ebenso die Klinkerflächen unter der Empore rechts und links hinten, sowie das Klinkerkreuz über der zweiten Eingangsdoppeltüre. Im Eingangsbereich Klinkerboden ergänzt. Kirchenfenster ergänzt und neue Lüftungsmöglichkeit montiert. Neuen Parkettboden im Bereich der Bänke, im Mittelbereich neuen Sisalläufer eingelassen und fest verklebt. Seitenwände und Emporestützpfeiler bis in Bankhöhe mit hellen Multiplexplatten versehen, dazu dunkelweinrote Abschlussleisten. Gleiches Material an der Emporebrüstung verwandt, neue Handläufe aus hellem Rundholz. Bänke dunkelweinrot gebeizt und mit Antirutschbelag zum Boden hin versehen, neue Sitzauflagen in weinrot. Anstrich: Seitenwände, Altar- und Emporerundbogen in schwachem rosa, Deckengewölbe in weiß. Neues Altarkreuz aus Multiplexholz. Neue elektronische Liedanzeige über dem Korpus. Korpus restauriert und durch ein Kreuz mit geschnitzten Holznägeln ergänzt; hierbei altes Kreuz der Altarrückwand verwandt, Farbgebung wie Wandanstrich, damit keine Dominanz entstand. „Wir haben wieder ein Zuhause“ oder „Hier kann man sich wohlfühlen“, so reagierten viele Gemeindeglieder bei Besichtigungen. Viel positive Resonanz erfuhr das Presbyterium in den vergangenen Monaten für das gelungene Werk: „Herr, ich habe lieb die Stätte Deines Hauses und den Ort, da Deine Ehre wohnt“ (Psalm 26, Vers 8).

Walter Wassenberg

HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND

IHR PERSÖNLICHES HOTEL IN LINTORF.

RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.

GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.

FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.

HOTEL ANGERLAND GARNI
INH. M. BJELIC

LINTORFER MARKT 10
40885 RATINGEN-LINTORF
TEL. (02102)3 50 33/34
FAX (02102)3 64 15

„Die harmonischen Formen begeistern uns sehr“

Das Spätwerk des Architekten Emil Fahrenkamp in Ratingen

„Unser Haus schreitet sichtbar seiner Vollendung entgegen, nachdem die Putzer endgültig das Bauwerk verlassen haben. Die harmonischen Formen begeistern uns sehr und treten immer deutlicher und überzeugender hervor.“[1)]

Derart erfreut äußerte sich der Notar Dr. Karl Henseler über sein 1955 von Emil Fahrenkamp erbautes Wohnhaus und Notariat Grabenstraße 15.

Noch heute ist es für viele Ratinger ein vertrautes und gern gesehenes Gebäude. Die freistehende, leicht aus der Straßenflucht gerückte Natursteinfassade, der dezente und doch selbstbewußt-gediegene Charakter wecken Sympathien. Es sind traditionelle, erprobte Gestaltungsmittel, die Emil Fahrenkamp hier angewandt hat, und beim Vergleich mit Schinkels Pavillon im Charlottenburger Schloßpark wird deutlich, daß das Ratinger Notariat durchaus als eine Huldigung an den großen Klassizisten verstanden werden kann.

Was veranlaßte einen Architekten wie Emil Fahrenkamp, den man zunächst mit Bauten der Moderne in Verbindung bringt – vor allem mit dem Shell-Haus von 1930/32 in Berlin – im Jahr 1955 dazu, sich derart eindeutig auf die architektonische Tradition zu berufen? Zu dieser Zeit, als allenthalben Glasfassaden, Mosaikfelder und Flugdächer die 50er-Jahre-Architektur der Nierentischära prägten, war dies ein ungewöhnlicher und eher konservativ wirkender Bau.

Der mittlerweile 70 Jahre alte Fahrenkamp hatte zur Bauzeit des Notariats seine „große Zeit“ hinter sich. Er blickte auf ein Leben zurück, das ihm internationale Erfolge und rasanten beruflichen Aufstieg, aber auch einen tiefen Sturz beschert hatte.

Nachdem Emil Fahrenkamp unmittelbar nach Kriegsende 1945 sein Direktorat an der Düsseldorfer Kunstakademie niedergelegt hatte, konnte er in sein Lehramt, das er seit 1919 innehatte, nicht zurückkehren. Verbittert wandte er sich vom öffentlichen Kunst- und Architekturgeschehen ab. Daß seine von ihm selbst rückblickend als unpolitisch interpretierte Bau- und Lehrtätigkeit während des Dritten Reiches zu seinem Nachteil ausgelegt wurde, blieb ihm unverständlich. Er war beschämt über sein persönliches Verhalten verfolgten Freunden und Kollegen gegenüber, zu denen er den Kontakt nicht aufrechterhalten hatte. Seine Erfolge der 1950er und 1960er Jahre waren nur noch pekuniäre, Fahrenkamp selbst äußerte um 1960: „Es ist nicht mehr meine Zeit“.

Notariat Dr. Karl Heinrich Henseler, Ratingen (Emil Fahrenkamp 1954, Werk 301). Photo Februar 2000

Mit dem Notariat in Ratingen griff Fahrenkamp auf traditionelle Gestaltungsformen des Klassizismus zurück. Dies kann als eine Rückbesinnung des gealterten Architekten auf einen gleichsam überzeitlichen, allgemein anerkannten Stil interpretiert werden; die Tradition dient hier als Stütze und Orientierung in der Verbitterung. Doch läßt sich für jede Phase der fast sechzig Jahre baukünstlerischen Schaffens Fahrenkamps ein latenter klassizistischer Grundtenor ausmachen, in den er aktuelle Zeitströmungen, bautechnische Neuerungen und mitunter auch kurzlebige Modeerscheinungen integrierte.

Fahrenkamp um 1930: ein Stararchitekt

Den Höhepunkt seiner öffentlichen, internationalen Anerkennung erreichte Fahrenkamp um 1930, besonders markiert durch sein Meisterwerk, das Shellhaus am Landwehrkanal in Berlin.

In der Kunstgeschichte ist es fast das „pars pro toto“ seines Werkes – es ist in jedem Handbuch oder Lexikon zur Architektur des 20. Jahrhunderts zu finden: eine wunderbare Komposition eines in der Höhe gestaffelten Baues, dessen Fassade durch den Wechsel von Brüstungs- und Fensterbändern geprägt ist, die sich in Wellenschwüngen entfalten.

Ende der 1920er Jahre erfreute sich Fahrenkamp eines überragenden publizistischen Interesses. Doch war er in der ungeheuer aggressiv geführten Architekturdebatte jener Zeit jemand, an dem sich die Geister schieden.

Die stilistische Vielseitigkeit Fahrenkamps, der unterschiedliche Zeitströmungen in seinen Entwürfen aufgriff und zu ganz eigenen Lösungen entwickelte, wurde von einigen Kritikern als Verdienst Fahrenkamps herausgestellt. Gu-

1) Schreiben von Notar Henseler an Fahrenkamp vom 20. August 1955; Archiv Erben Fahrenkamp

Shell-Haus, Berlin, Ansicht Reichpietschufer/ Landwehrkanal (Emil Fahrenkamp 1930, Werk 156). Aus: Wasmuths Monatshefte für Baukunst und Städtebau 16 (1932): 363

stav Adolf Platz setzte große Erwartungen in ihn. Er beurteilte sein Talent als „besonders dazu geeignet, die bisherigen Erfolge der modernen Baukunst in einer wirkungsvollen Synthese zusammenzufassen".[2]

Ähnlich positiv äußerte sich August Hoff, der damalige Direktor des Duisburger Museums:

„Nicht auf eine besondere kurze Formel oder ein enges Programm ist das Wirken dieses Baumeisters zu bringen. Ursprünglich schöpferische Menschen spotten stets einer solchen Einengung. Man wird vielleicht die unbedingte Konsequenz vermissen, die die oft ungemein interessanten Problematiker auszeichnet; er ist dafür frei von der Gequältheit und Gedanklichkeit ihrer Arbeiten".[3]

In diesen Worten wird die Aggressivität in der Architekturdebatte um 1930 deutlich, denn bei den radikalen Vertretern der funktionalistischen Moderne, die in einer neuen Baugesinnung, dem „Neuen Bauen", sämtliche Stilfragen in der Architektur endgültig überwunden sehen wollten, war Fahrenkamp umstritten. Die wohl schärfste Polemik gegenüber Fahrenkamp wurde 1928 in der schweizerischen Architekturzeitschrift ABC veröffentlicht:

„Wir warnen vor dem Konjukturkitsch unserer unermüdlichen Innen- und Außendekorateure, die ihre Boudoirkunst heute auf 'Industriebaukunst' umstellen".[4]

Leonardo Benevolo faßte 1960 weitere zeitgenössische Bedenken gegenüber Fahrenkamps Architektur zusammen. Man habe ihm vorgeworfen, „die neuen formalen Beiträge aufzugreifen, ohne in die eigentlichen Probleme einzudringen"; Benevolo rechnete ihn zu den eklektizistischen Architekten:

„Sie willfahren den Tendenzen der Mehrheit; und da sie überdies außerordentlich anpassungsfähig sind, halten sie sich stets auf dem laufenden der kulturellen Neuheiten, nehmen bereitwillig auf, was jede Strömung zu geben hat, wenn sie nur aktuell ist, und passen ihre Formensprache jeder Gelegenheit an, ohne sich um grundsätzliche Fragen zu kümmern."[5]

In den späten 1920er Jahren bestand ein unüberbrückbarer Dissenz über diese Fragen architektonischer Gestaltung. Die Debatte wurde rasch mit ethisch-moralischen Kriterien angereichert, was im Laufe der folgenden Jahrzehnte zusätzliche Brisanz dadurch erhielt, daß die Vertreter der konsequenten Moderne – anders als ihre Kollegen im faschistischen Italien – im Dritten Reich kaum eine berufliche Chance hatten.[6]

Prämisse für die herbe Kritik war es, die Avantgarde des „Neuen Bauens" absolut zu setzen. Dies mag in der Zeit ihrer Konsolidierung als rhetorische Wendung verständlich und notwendig gewesen sein. Da sich aber die Architekturgeschichtsschreibung in der Folgezeit über Jahrzehnte hinweg allein für die Erfolgsgeschichte des „Neuen Bauens" interessierte, verschloß sich der Blick für die historische Realität, die in den 1920er Jahren wesentlich reicher und vielfältiger war, als die Apologeten des „Neuen Bauens" uns glauben machen wollen.

Erst eine jüngere Tendenz in der Architekturgeschichtsschreibung nimmt auch wieder jene Architekten in den Blick, die sich - wie Fahrenkamp - nicht bedingungslos den Ideen der Avantgarde anschlossen, sondern die sich als „Baukünstler" verstanden und in ihrer Zeit ungemein erfolgreich und populär waren. Durch den Blick auf das tatsächliche Baugeschehen, auf die für ihre Entstehungszeit wirklich aussagekräftigen Bauten eröffnet diese längst überfällige Entwicklung eine Vorstellung von der gestalterischen Vielfalt der späten 1920er Jahre – und darin spielt Fahrenkamp als Architekt und als Akademielehrer eine kaum zu unterschätzende Rolle.

Lebensstationen

Emil Gustav Fahrenkamp wurde am 8. November 1885 in Aachen geboren. Über die Eltern, den Zigarrenfabrikanten Louis Fahrenkamp und seine Frau Wilhelmine geb. Lampe ist wenig bekannt. Sie hatten sich wohl aus kleinen Verhältnissen zu einigem Ansehen hochgearbeitet und konnten dem jüngsten von drei Kindern – seinen

2) Gustav Adolf Platz: Die Baukunst der neuesten Zeit. Berlin 1927, S. 48

3) Hoff, August (Einleitung): Emil Fahrenkamp. Ein Ausschnitt seines Schaffens aus den Jahren 1924 - 1927. Stuttgart 1928, S. 11; vgl. Hoff, August (Einleitung): Architekturen Prof. E. Fahrenkamp, Düsseldorf. Düsseldorf 1925, S. 7

4) ABC Beiträge zum Bauen 5 (1928). Vgl. auch Wasmuths Monatshefte für Baukunst 12 (1928): 428

5) Benevolo, Leonardo: Die Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts. (Zuerst Bari 1960) 3 Bde, München 1988, hier Bd. 2, S. 180

6) Vgl. Winfried Nerdinger (Hg.): Bauhaus-Moderne im Nationalsozialismus. Zwischen Anbiederung und Verfolgung. München 1993, darin besonders S. 153-178; Winfried Nerdinger: „Bauhaus-Architekten im ‚Dritten Reich'".

Emil Fahrenkamp um 1937.
Photosammlung Erben Fahrenkamp

künstlerischen Begabungen entsprechend – sowohl Klavierunterricht ermöglichen als auch die Lehrzeit im Architekturbüro des Carl Sieben ermöglichen. Der über Aachen hinaus kaum bekannte, überwiegend im Villenbau tätige Architekt Prof. Carl Sieben (1864 Aachen – 1927 Aachen) übte großen, nachhaltigen Einfluß auf den jungen Fahrenkamp aus, brachte ihn mit Werkbundgedanken und dem englischen Landhausstil in Berührung und verhalf ihm in den führenden Aachener Industriellenfamilien zu einem gewissen Bekanntheitsgrad. Fahrenkamp nutzte nicht nur die Gelegenheit – etliche seiner Bauten späterer Jahre lassen sich auf den Fortbestand Aachener Bekanntschaften zurückführen –, er machte sich die gesellschaftliche Einbindung zum Prinzip: Zeit seines Lebens bilden sich Werkgruppen um Auftraggeberfamilien herum, zu denen oft über Jahrzehnte hinweg der Kontakt gehalten wurde.

Mit der Praxiserfahrung aus insgesamt sieben Jahren Mitarbeit bei Carl Sieben, kurzzeitiger Tätigkeit in zwei weiteren Aachener Büros und wenigen Gast-Semestern an der Technischen Hochschule und der Kunstgewerbeschule in Aachen wurde Fahrenkamp 1909 Assistent im Privatatelier von Wilhelm Kreis (1873-1955) in Düsseldorf. Von Kreis, dem damaligen Direktor der Düsseldorfer „Kunstgewerbeschule mit besonderer Architekturabteilung“, wurde Fahrenkamp nach Kräften protegiert: In Wettbewerben, deren Preisgericht Wilhelm Kreis angehörte, fiel stets ein Ankauf für den Schützling ab. 1911 holte Kreis Fahrenkamp als Assistenzlehrer an die Kunstgewerbeschule und berief ihn ein Jahr später zum hauptamtlichen Lehrer.

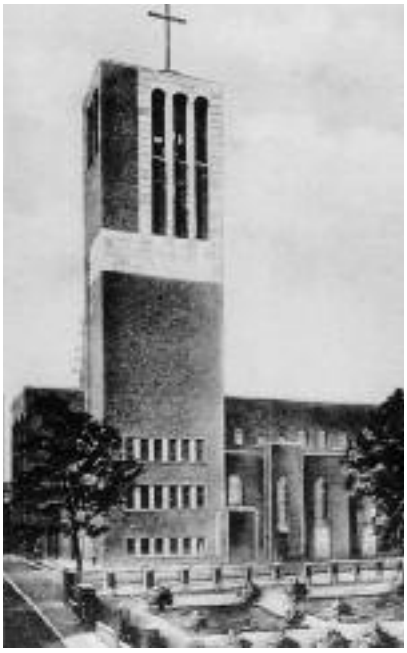
Fahrenkamps Tätigkeit bis Ende des Ersten Weltkrieges, aus dem er nach Kriegsverwundung 1916 zurückgekehrt war, hatte einen Schwerpunkt im Wohnhausbau. In einer Reihe nach Kriegsende publizierter, unausgeführter Landhausentwürfe variierte er additive Grundrisse im englischen Stil mit eher klassizistisch geprägten Entwürfen in strenger Axialität und Symmetrie.

Mit der Eingliederung der Architekturabteilung der Kunstgewerbeschule in die Kunstakademie Düsseldorf wurde Fahrenkamp 1919 Akademieprofessor und übernahm die Meisterklasse für „Künstlerische Durchbildung im Einzelnen, Wohnungsbau und Raumkunst“. Ausgehend von den Wohnhauseinrichtungen zweier Rheinstahl-Direktoren faßte Fahrenkamp bald Fuß in der rheinisch-westfälischen Industrie: So errichtete er zwischen 1920 und 1924 Verwaltungsgebäude und Lagerhäuser für die Niederlassungen der Rheinstahl-Handelsgesellschaft in Berlin, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Nürnberg und Stuttgart. In diesen Bauten löste sich Fahrenkamp allmählich von neuklassizistischen Detailformen. Mit den Gestaltungsprinzipien Symmetrie und Reihung verwirklichte er eindrucksvolle Fassaden von großartiger, monotoner Rhythmisierung. In der Verwendung des Backsteins und einzelner modischer Elemente wie Dreieckslisenen oder Spitzbögen mögen expressionistische Anklänge zu sehen sein, doch bleibt dies stets eingebunden in die dominierende klassizistische Strenge.

Zwei Triumphe kennzeichnen das Jahr 1925. Zum einen erhielt der Entwurf von Fahrenkamp und seinem Mitarbeiter Fritz Kunz einen 1. Preis beim Wettbewerb für die Neugestaltung des Rathauses und des Rheinufers in Düsseldorf. Der Entwurf zeigt den Kontrast zwischen der ruhig gelagerten, streng rhythmisierten Rheinfront und dem aus verschachtelten Kuben aufgebauten Rathausturm. Zur Ausführung kam es trotz der Aufforderung zur Überarbeitung des Entwurfes nicht. Fahrenkamp unternahm zwei weitere Anläufe, seinen Lebenstraum - die Umgestaltung der Düsseldorfer Altstadtfront zu einem „Markusplatz am Rhein“ - zu verwirklichen: 1931, auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise und im Kriegsjahr 1942, zu einer Zeit, als er sicherlich der einflußreichste Architekt Westdeutschlands war.

Der zweite Triumph des Jahres 1925 war die Eröffnung der von Fahrenkamp im Inneren gestalteten Stadthalle Mülheim/ Ruhr (Erhalten ist nach Kriegszerstörung nur der Außenbau von Pfeifer und Großmann). Neben der enormen Beachtung, die der Innengestaltung zuteil wurde, ist die Mülheimer Stadthalle in einer weiteren Hinsicht bedeutsam für Fahrenkamps Œuvre: Sie steht am Anfang der Mülheimer Werkgruppe, die in enger Zusammenarbeit mit dem ebenfalls aus Aachen stammenden Stadtbaurat Arthur Brocke (1884-1933) entstanden ist. Zu nennen sind hier die Kirche St. Mariae Geburt, das Kaufhaus

Lagerhaus Rheinstahl-Handelsgesellschaft Nürnberg (Emil Fahrenkamp 1923, Werk 73). Aus: Hoff 1928: 25



St. Mariae Geburt in Mülheim an der Ruhr (Emil Fahrenkamp 1928, Werk 140). Postkarte Archiv Manfred Buer, Ratingen-Lintorf

Othegraven, die Siedlung Speldorf, die Mendener Brücke (alle 1928) und die Planung einer Werkbund-Siedlung im Forstbachtal 1929.

In den Bauten der späten 1920er Jahre, zu denen auch die eingangs erwähnten Bauten der Zeit um 1930 zu rechnen sind, und frühen 1930er Jahre variiert Fahrenkamp gekonnt stilistische Anregungen von den führenden Architekten der jeweiligen Bauaufgaben. Die Kaufhäuser Othegraven in Mülheim und Michel in Wuppertal-Elberfeld lassen deutlich Anregungen von Mendelsohns Kaufhaus Weichmann in Gliwice (Gleiwitz) und Kaufhaus Schocken in Chemnitz erkennen. Doch ist die eigenständige Lösung der Aufgabe besonders bei dem Elberfelder Haus unverkennbar: Die um die abgerundeten Ecken herumgeführten Fensterbänder treten aus der Fassadenflucht hervor und verleihen dem Bau somit eine Plastizität, die sich deutlich vom flächigen Ideal der Curtain-Wall-Fassaden unterscheidet.

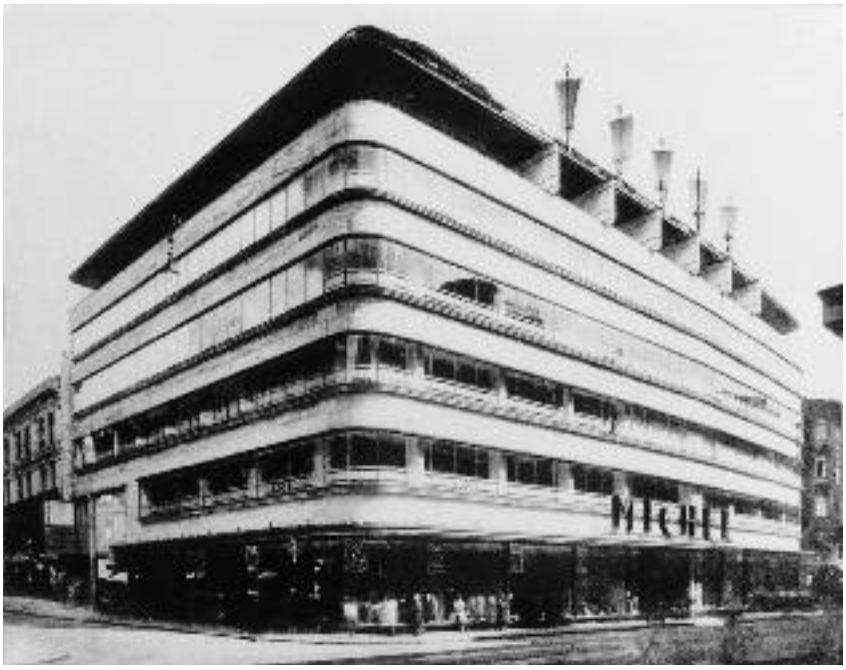
Die Weltwirtschaftskrise brachte für das gesamte Baugeschehen gravierende Auswirkungen mit sich. Fahrenkamp hatte noch bis zur Fertigstellung des DVK-Gebäudes Ende 1931 Aufgaben und Einkommen aus privater Bautätigkeit. 1932 mußte er sein Privatbüro schließen und sich allein auf die Lehrtätigkeit an der Kunstakademie verlegen. In der Freizeit, am Wochenende, zog sich Fahrenkamp mit seinen Freunden, dem Maler Werner Peiner – der das Wandbild in der Halle des Parkhotels Rechen gestaltet hat – und dem Shell-Generaldirektor Dr. Walter Kruspig mitsamt den Familien, in das Eifeldorf Kronenburg zurück. Kronenburg war seit einigen Jahren bevorzugter Ausflugsort des Freundeskreises, der bereits beim Shell-Haus in Berlin in gemeinsamer Tätigkeit vereint gewesen war: Kruspig vermittelte die Aufträge, Fahrenkamp hat gebaut und Peiner hat das Glasfenster der Halle gestaltet. In der Krisenzeit mußte sich Fahrenkamp auf kleinere Bauaufträge beschränken, auf Wohnhausneu- oder -umbauten für den Freundeskreis sowie Krieger-Ehrenmäler.[7)]

Im Kronenburger Landidyll verharrte man in der Zeit der politischen Unruhen und Straßenkämpfe, der Machtergreifung, der Entlassungswelle an der Kunstakademie, der Terroraktionen der SA, die bis in den engsten Freundeskreis Fahrenkamps hineinwirkten: Der Mülheimer Stadtbaurat Arthur Brocke wurde im September 1933 in den Freitod getrieben.

Fahrenkamp behielt sein Lehramt an der Kunstakademie, Werner Peiner wurde sein Kollege als Nachfolger von Heinrich Campendonk. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung kamen auch die Kronenburger Kolonisten bald wieder ins Geschäft: Walter Kruspig unterhielt als „Wehrwirtschaftsführer Öl“ gute Kontakte zu Hermann Göring, Werner Peiner wurde zum Lieblingsmaler des Reichsmarschalls und konnte sich einen Lebenstraum erfüllen: Am 1. Juni 1937 gründete Göring die „Hermann Göring Meisterschule für Malerei“ in Kronenburg in der Eifel und beauftragte per Erlaß vom 5. Juli 1937 Fahrenkamp mit der Bauleitung und – gemeinsam mit Werner Peiner – mit der ausschließlichen Verantwortung für den Neubau der Schule.

Doch nicht allein der Gunstkreis von Hermann Göring beförderte die Auftragslage von Fahrenkamp im Dritten Reich, auch seine Verbindungen zum IG-Farben-Werk Leverkusen (Bayer) erwiesen sich als tragfähig. Sein langjähriger Mitarbeiter Fritz Kunz war 1935 Leiter der dortigen Bauabteilung geworden. Im gleichen Jahr entwickelte Fahrenkamp mit dem

7) Zum Kronenburger Freundeskreis um Fahrenkamp und Peiner vgl. Christoph Heuter: Das Landidyll Kronenburg - und die Konflikte der Moderne. In: Denkmalpflege im Rheinland 13 (1996), H. 3, 126-134



Kaufhaus der Michel AG, Wuppertal-Elberfeld (Emil Fahrenkamp 1929, Werk 153). Aus: Deutsche Bauzeitung 34 (1930), S. 381

„Hermann Göring Meisterschule für Malerei“, Dahlem-Kronenburg
(Emil Fahrenkamp 1937, Werk 204). Aus: Moderne Bauformen 37 (1938): 597

Kraftwerksingenieur Karl Hencky die „Schornsteinlosen Kraftwerke“ (erbaut in Leverkusen, Y 9 und in Marl, Zeche Auguste Victoria für das IG-Farben-Werk in Leverkusen und für die IG-Farben-Zeche Auguste Victoria in Marl, beide abgerissen). Von Oktober 1935 bis zur Einweihung am 1. April 1939 war Fahrenkamp zudem mit der Planung und dem Bau des Leverkusener Verwaltungsgebäudes „Pharma“ der IG-Farben beschäftigt.

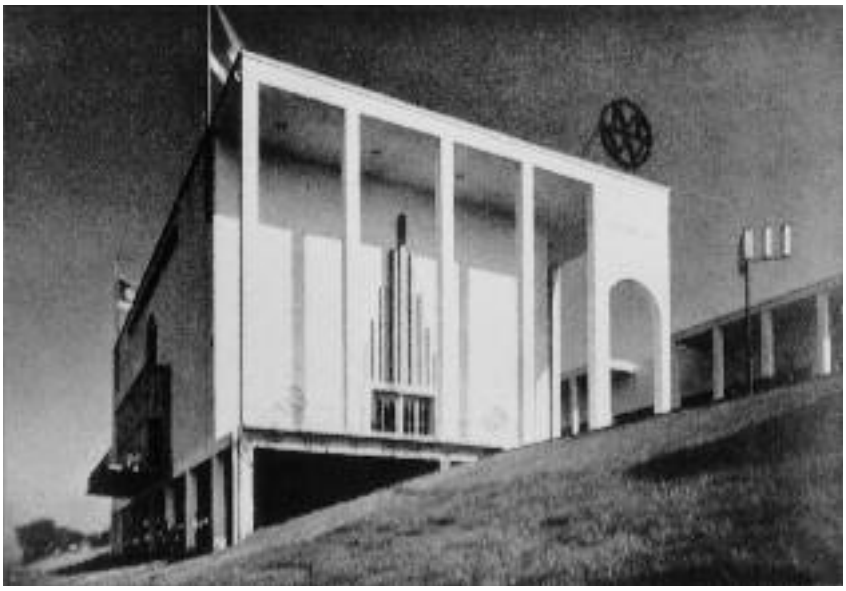
Das Auftragsvolumen und der Grad der Beachtung, die Fahrenkamp im Jahr 1937 erreichte, lassen sich durchaus mit dem von 1930 vergleichen. Neben den genannten Bauten hatte er die architektonische Leitung der Vierjahresplanschau „Schaffendes Volk“ in Düsseldorf inne; er errichtete etliche der Ausstellungshallen und gestaltete den Hauptfestplatz. Hier läßt sich zum ersten Mal der Kontakt zu Emil Mauritz Hünnebeck nachvollziehen, mit dem Fahrenkamp in den 1950er Jahren in Hösel engen Kontakt pflegte. Gleichfalls 1937 erfolgte ein entscheidender Karriereschritt: Fahrenkamp wurde auf Anweisung des Preußischen Ministerpräsidenten Hermann Göring im Juli 1937 zunächst kommissarischer, ab 1938 dann ordentlicher Direktor der Kunstakademie Düsseldorf.

Die Gestaltung seiner Bauten paßte Fahrenkamp in dieser Zeit dem jeweiligen topographischen und funktionalen Umfeld an: Die Meisterschule im Eifeldorf Kronenburg steht in der Tradition des Heimatschutzstiles; die kubischen Bauten der Industrieausstellung „Schaffendes Volk“ greifen mit strahlend weißen Fassaden, bündigen Fensterbändern und Pfeilergalerien die Neue Sachlichkeit der späten 1920er Jahre auf. Den für Repräsentationsbauten im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts üblichen trockenen Neoklassizismus verwirklicht Fahrenkamp in der Bayer-Verwaltung und beim Deutschen Pavillon der Wasserfachausstellung in Lüttich.

Derart exponiert wurde Fahrenkamp beauftragt, Planungen für die repräsentative Neugestaltung von Firmenzentralen zu erstellen. Er wurde vom Propagandaministerium mit der Neugestaltung der Filmstadt Babelsberg beauftragt, er beriet als Gauamtsleiter für Städtebauwesen die Kommunen des Gaues Düsseldorf bei ihren Neugestaltungsplänen und legte seine nunmehr dritte Planung für die Neugestaltung der Rheinfront Düsseldorf vor, die neben Altstadtsilhouette und Rathausneubau jetzt auch ein Gauforum nördlich des Ehrenhofes umfaßte.

Kriegsbedingt kamen alle diese Pläne nicht zur Ausführung, die meisten Planunterlagen gingen in der mehrfach bombardierten Kunstakademie verloren.

Nach Kriegsende stellte Fahrenkamp sein Amt als Direktor der Kunstakademie zur Verfügung, erwartete aber, weiterhin als Professor tätig sein zu können. Doch weder in der Lehrtätigkeit noch in Fragen des Wiederaufbaues zog man Fahrenkamp zur Mitarbeit heran. Verbittert wandte sich Fahrenkamp von politisch oder künstlerisch tätigen Freunden und Weggefährten der vorangegangenen Jahre und Jahrzehnte ab, nahm am öffentlichen Leben und am Baugeschehen keinen Anteil mehr und lebte zurückgezogen in seinem Landhaus am Krummenweg. Dort hatte er 1929 das „Gütchen“ Langentrath gekauft, das Fachwerk-Wohnhaus des späten 17. Jahrhunderts zunächst als Wochenendhaus umgebaut und 1939 durch einen Anbau erweitert. Das Wohnhaus am Krummenweg wurde nun bald zum alleinigen Wohnsitz der Familie Fahrenkamp. Düsseldorf war mit dem Auto schnell zu erreichen, während



Pavillon der Mannesmannröhren-Werke auf der Ausstellung „Schaffendes Volk“, Düsseldorf (Emil Fahrenkamp 1937, Werk 198). Aus: Moderne Bauformen 36 (1937): 343

Landhaus Fahrenkamp bei Ratingen (Emil Fahrenkamp 1929, Werk 152). Postkarte um 1930

des Krieges fühlte man sich auf dem Lande sicherer, und seit dem Ende der Lehrtätigkeit im Kriegsjahr 1944 sowie nach dem Rückzug von den Düsseldorfer Bekanntschaften gab es wenig Grund, sich in Düsseldorf aufzuhalten.

Als es in Deutschland nichts mehr zu planen und zu bauen gab, begann Fahrenkamp zu malen. An seinen Freund, den Maler Franz Radziwill, schrieb er:

„Ich selbst plage mich noch sehr in meiner Unerfahrenheit, aber ich glaube, da kann einem keiner so recht helfen, es muss eben durchgekämpft werden und das Ölmalen ist doch schön, so daß ich manche schöne Stunde habe." Und „Nun male und zeichne ich sehr viel und ich glaube, Du wirst, wenn Du wieder kommst, erhebliche Fortschritte feststellen."[8)]

So erlebte Fahrenkamp das Kriegsende auf dem Lande und tauschte seine Bilder bei den Bauern der Nachbarschaft gegen Naturalien. Neben den im Werkverzeichnis wohl vollständig erfaßten Bauten Fahrenkamps dürfte sich also noch so mancher unerkannte Fahrenkamp in Ratinger Privatbesitz befinden.[9)]

Fahrenkamp fühlte sich durch das britische Military Government, das die Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit an der Kunstakademie strikt ablehnte, ungerecht behandelt; er verstand sich stets als unpolitischer Künstler. Dies war eine in der Architektenschaft seit 1933 weit verbreitete Einstellung; man wollte weiterleben wie bisher und tun, was man schon immer tat, nämlich: Bauen. Diese lapidare Feststellung mag heute erschreckend oder gar naiv wirken und Fahrenkamp im Vergleich mit anderen zeitgenössischen Architekten als Opportunisten erscheinen lassen. Doch abgesehen von Architekten jüdischer Abstammung sowie von Architekten, die in den 1920er Jahren politisch besonders exponiert waren, empfand die Mehrheit der Architekten wie auch die Mehrheit der Bevölkerung die Machtergreifung der NSDAP 1933 kaum als tiefgreifende, bedrohliche Zäsur. Soweit man sich nicht ohnehin der „Bewegung" zugehörig fühlte, versuchte man in der Folgezeit zum Teil erfolgreich, die schleichende Veränderung des Alltags, das offensichtliche Unrecht zu ignorieren. Man war froh, wenn man nicht selbst von Repressalien betroffen war; solidarisches Verhalten oder offener Protest waren die Ausnahme.[10)]

Die Architekten waren in Bauverwaltungen oder Büros weiter tätig – und nahmen bei wieder erstarkender Konjunktur selbstverständlich Aufträge an. Dem Impuls, bauen zu wollen, folgten modern wie traditionalistisch orientierte Architekten gleichermaßen, über die vermeintlich so einschneidenden Zäsuren 1933 und 1945 hinweg.

Fahrenkamp wurde erst 1948 im Entnazifizierungsverfahren als „entlastet" eingestuft, anschließend durch Beschluß des Kultusministeriums rehabilitiert; er blieb Professor, kehrte jedoch aus gesundheitlichen Gründen nicht in die Lehrtätigkeit zurück.

Über Fahrenkamps Nachkriegstätigkeit ist bislang nur sehr wenig bekannt, Fahrenkamp hatte keinerlei Interesse an öffentlicher Aufmerksamkeit und publizierte selbst keinen seiner Bauten. Das Auftragsvolumen jedoch ist mit dem der vorausgegangenen Spitzenzeiten durchaus vergleichbar. In Kreisen von Industriellen und Kaufleuten war Fahrenkamps Name hoch angesehen, sein Rückzug aus der Öffentlichkeit hatte seine Reputation keinesfalls geschmälert. Aufgrund teilweise jahrzehntealter Bekanntschaften zog man ihn gerne als Architekten heran: Fahrenkamp leitete den Wiederaufbau des Breidenbacher Hofes in Düsseldorf 1948/50, errichtete das Verwaltungshochhaus der Firma Klöckner & Co. in Duisburg 1950, verlieh dem ersten Nachkriegs-Kaufhaus Westdeutschlands, dem Kaufhaus Horten in Duisburg, sein Gesicht (1950, heute Karstadt) und war in der Folgezeit bevorzugter Architekt des Karstadt-Konzerns mit Bau-Projekten in Duisburg, Geldern, Herne, Köln.

Die in den 1950er Jahren entstandenen Stahlbetonbauten mit Rasterfassade und Natursteinverkleidung entsprechen der in der Jahrhundertmitte bevorzugten, gleichermaßen als wirtschaftlich und repräsentativ angesehenen Bauweise. Die nun meist recht trockenen Entwürfe lassen jedoch die gestalterische Kraft, Erfindungsgabe und auch den spielerischen Witz der Vorkriegsjahre vermissen. Leichtfüßigkeit und Unbefangenheit scheinen verloren.

Fahrenkamp in Ratingen

Der Schwerpunkt der Bautätigkeit Fahrenkamps lag in den 1950er und 1960er Jahren beim Bau von Einfamilienhäusern für Direktoren der Metall- und Textilindustrie und des Handels. In dieser Phase ent-

8) Franz-Radziwill-Archiv, Dangast

9) Vgl. Werkverzeichnis in Christoph Heuter: „Emil Fahrenkamp – Architekt im rheinisch-westfälischen Industriegebiet". Unveröffentlichtes Manuskript, eingereicht als Dissertation bei der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn. Die Publikation ist als Arbeitsheft des Landeskonservators Rheinland im Michael Imhof Verlag vorgesehen.

10) Noch heute ist es wichtig, sich daran zu erinnern, daß für die Mehrheit der Bevölkerung und somit auch der Architekten dieses „Weitermachen" tatsächlich ein ganz „normaler" Vorgang war. In der heutigen, retrospektiven Sicht auf das Dritte Reich, im Wissen um die Unmenschlichkeit des Systems und im Erschrecken über die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen ihren nächsten Nachbarn gegenüber, muß diese verbreitete Realitätskonstruktion von „Normalität" beachtet werden, die allerdings keinesfalls ein Argument zu einer Exkulpierung sein kann.

standen auch die meisten Bauten, die Fahrenkamp in Ratingen verwirklichte; die Ratinger „Nahwelt“ hat für das Spätwerk des Architekten eine besondere Bedeutung.

Die Mehrzahl der Bauten sind eher konservative Wohnhäuser mit Steildach, häufig als weiß geschlämmte Backsteinbauten, in die als Blickfang einzelne besonders erlesene Ausstattungsstücke integriert wurden. Fahrenkamp hatte besonders in den 1920er Jahren auch das Mobiliar seiner Häuser selbst entworfen und noch in seinen späten Werken nahm er die Innenausstattung vor, allerdings kaum mehr nach eigenen Entwürfen. Aus seiner Heimatstadt Aachen und dem nahen Belgien bezog Fahrenkamp Antiquitäten; Möbel, Türen, schmiedeeiserne Gitter und Kamine wurden liebevoll ausgewählt, die Fußböden mit Aachener Blausteinplatten oder Tonfliesen belegt. So berichtet die Bauherrin Heidi von Vopelius, daß Fahrenkamp zunächst die zweiflügelige Tür ihres Wohnhauses aus Aachen mitgebracht und das Haus anschließend „drumherum“ gebaut hätte.[11)]

Ein ganz einfach zu nehmender Architekt war Fahrenkamp sicherlich nicht: Er hatte ausgeprägte ästhetische Vorstellungen, war durchaus eigensinnig und setzte sich mitunter über die naheliegenden Bedürfnisse seiner Auftraggeber hinweg: So wollte er das Innere des Hauses von Vopelius – seiner Aachener Bezugsquelle gemäß – ganz im Aachen-Lütticher Stil gestalten, unabhängig vom Wunsch der Auftraggeberin, die den Stil ihrer Möbel berücksichtigt wissen wollte. Und für den profanen Wunsch der Dame des Hauses nach einer Speisekammer hatte Fahrenkamp kein Verständnis. Dafür liebte er Niveauunterschiede zwischen den einzelnen, oft als Raumkontinuum aneinandergefügten Wohnräumen; über wenige Stufen schreitet man im Haus von Vopelius von der Wohnhalle zum Eßplatz, im Haus der Tochter ist eine Sitzecke mit Kamin gegenüber dem Wohnraum abgesenkt. Als besonders gemütlich konzipierte und tatsächlich von den Bewohnern auch angenommene und geliebte Räume sind in vielen Häusern winzige „Stübchen“ mit Holzbalkendecke oder Vertäfelung zu finden.

Der Kontakt zu Heidi von Vopelius leitet sich aus einer alten Bekanntschaft her, und diese über Jahrzehnte beibehaltenen Bindungen sind für Fahrenkamps Schaffen besonders charakteristisch.

Heidi von Vopelius ist die Tochter des Ingenieurs und Unternehmers Emil Mauritz Hünnebeck,[12)] der 1937 bei der Düsseldorfer Ausstellung „Schaffendes Volk“ mit seinem Stahllamellendach der Halle „Stahl und Eisen“ für Aufsehen gesorgt hatte und 1939 von Fahrenkamp zum Bau des Deutschen Pavillons auf der Internationalen Wasserbauausstellung in Lüttich herangezogen worden war. Hünnebeck lebte in Hösel, ob der Kontakt erst in den 1950er Jahren wieder auflebte oder nie ganz abgerissen war, ist unklar.[13)] Jedenfalls erbaute Fahrenkamp neben dem Wohnhaus für die Tochter Heidi das Haus des Sohnes Hajo sowie 1960 das neue Verwaltungsgebäude der 1954 von Düsseldorf nach Lintorf verlegten Firma Deutsche Stahllammelle Hünnebeck GmbH.

Die Pläne zur Neugestaltung Düsseldorfs von Friedrich Tamms betrafen auch das Düsseldorfer Stadthaus Fahrenkamps, denn es lag in dem Karree, das als Freifläche hinter dem neu zu erbauenden Schauspielhaus von Bernhard Pfau vorgesehen war.

Wohnhalle in einem Wohnhaus in Ratingen (Emil Fahrenkamp 1959, Werk 324).
Photo Christoph Heuter November 1998

11) Freundliche Mitteilung Frau Heidi von Vopelius am 19.11.1998

12) Emil Mauritz Hünnebeck (30. 07. 1891 Bochum - 1968 Ratingen); Ehrendoktor der TH Aachen. Schon in Schulzeiten wünschte Hünnebeck, Architekt zu werden. 1910 immatrikulierte er sich an der TH Aachen, studierte Statik und Konstruktion bei Prof. Dornke. 1913 wurde die Diplomarbeit mit der Intze-Plakette ausgezeichnet. Als Teihnehmer am Ersten Weltkrieg wurde Hünnebeck mit der Bauleitung der Fliegerschule Nordhausen beauftragt und kam hier mit dem Stahl-Leichtbau in Berührung. Anfang der 1920er Jahre ließ sich Hünnebeck in Essen als beratender Ingenieur nieder, man berief ihn in den von Prof Dr.-Ing. Hans Spiegel mitgestalteten „Ausschuß für wirtschaftliches Bauen“. 1924 ließ er seine „Rautennetzbauweise Bauart Hünnebeck“ patentieren und legte mit der „Stahllamelle“ die Grundlage für den Erfolg seiner Firma „Deutsche Stahllamelle Hünnebeck GmbH''. Auf der Ausstellung „Schaffendes Volk“ stellte er 1937 mit dem Pavillon „Stahl und Eisen“ die neuartige Form der Überdachung großer Spannweiten mit profilierten Stahlblechen vor, die zugleich als Tragwerk und als Dachhaut fungierten. Im gleichen Jahr wurde der Firmensitz von Dortmund nach Düsseldorf verlegt, bei Produktion und Ausführung der Bauten arbeitete man mit den Firmen Mannesmann und Vereinigte Stahlwerke zusammen. Eine zweite wichtige Entwicklung Hünnebecks waren die seit 1946 produzierten Zet-Schalungen, die als Betonschalungen aus Stahl die bisherigen Holzschalungen ersetzen sollten. Aufgrund seiner Patente plante Hünnebeck Flugzeug-, Messe- und Industriehallen, Schiebetore für Flugzeughallen und Ölbohrtürme. Seit 1954 produzierte die Firma in Ratingen-Lintorf, 1961 erfolgte die Umbenennung in „Hünnebeck GmbH“, heute Thyssen Hünnebeck GmbH.

Vgl. hierzu besonders Theo Volmert: „Randbemerkungen und Daten. Zur Geschichte der Unternehmensgruppe Hünnebeck“. In: Die Quecke. Angerländer Heimatblätter, Juli 1970: 45-55

In dem am 10. März 1952 eingeleiteten Umlegungsverfahren erhielt Fahrenkamp als Entschädigung für den Abriß des Hauses ein Grundstück an der Berliner Allee. Ganz offensichtlich überwog sein Interesse, bauen zu können, die Spekulation auf eine enorme Wertsteigerung des Grundstücks an dieser Straße: Fahrenkamp verkaufte das Grundstück und erwarb vom Verkaufserlös im Ratinger Ortsteil Hösel ein größeres Grundstück, parzellierte es und errichtete zum späteren Verkauf seit 1955 acht Einfamilien-Wohnhäuser ganz nach eigenen Vorstellungen. So mußte er sich nicht über Auftraggeber und deren Bedürfnisse wundern oder ärgern.[14] Die verkehrsgünstige Lage Hösels zwischen Duisburg, Mülheim und Düsseldorf sowie das wohlhabende Umfeld hatten eine große Nachfrage nach diesen Häusern zur Folge.

Es lag nahe, daß Fahrenkamp im eigenen Freundes- und Bekanntenkreis genauso selbstverständlich zu Entwürfen herangezogen wurde wie im Umfeld seiner geschäftlichen Kontakte. Und tatsächlich wurde er, kaum in Ratingen heimisch geworden, für seinen allmählich wachsenden Bekanntenkreis tätig. Geselliger Ausgangspunkt dürfte der Gastwirt Doerenkamp gewesen sein, der wenige 100 Meter von Fahrenkamps Anwesen entfernt sein Lokal unterhielt und der sich im Jahr 1955 einen Hotel-Anbau von Fahrenkamp errichten ließ. Für das heute heruntergekommen wirkende, in seiner erhaltenen Substanz als denkmalwert eingestufte Hotel liegt eine Umnutzungsplanung vor.

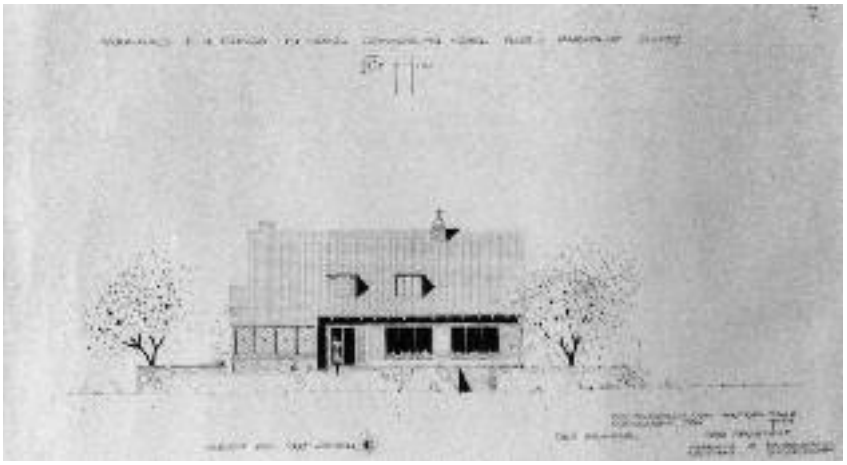
Wohnhaus in Ratingen-Hösel (Emil Fahrenkamp 1955, Werk 307).
Foto Archiv Helmut Goldbach

Nach dem Wohnhaus und Notariat für Dr. Henseler erbaute Fahrenkamp 1959 und 1964 zwei Bauten für seinen Hausarzt Maisel (Friedrichs Glück 5 und 7) und ab 1961 das Zentrum des Ortes Breitscheid mit Sparkasse, Feuerwehr- und Polizeigebäude (Alte Kölner Straße 51-55) sowie dem evangelischen Gemeindehaus nebst Kindergarten (Am Ehrkamper Bruch 1-5). Die Aufträge für die profane und die kirchliche Gemeinde wurden unabhängig voneinander vergeben; Fahrenkamp verfiel trotz der unmittelbaren Nachbarschaft nicht der Versuchung, mit einer einheitlichen, signifikanten Gesamtplanung aufzutrumpfen. Er gestaltete das Zentrum zurückhaltend, wie zufällig gewachsen. So entstanden schlichte, gediegene, eher bescheiden auftretende Bauten, wie Fahrenkamp es dem kleinen Ort als angemessen erachtet haben mag.

Für seine Tochter Ursula mit ihrem inzwischen geborenen Sohn Anthony baute Fahrenkamp 1963 am hinteren Ende seines Grundstückes am Krummenweg ein Haus, das er 1965 mit einem Anbau versah, in dem seine Frau wohnen sollte, „wenn ich mal nicht mehr bin“.[15]

Als Emil Fahrenkamp am 24.05.1966 in Breitscheid starb, nahmen die Fachwelt und die Öffentlichkeit kaum Notiz davon.

Anliegen meiner Doktorarbeit „Emil Fahrenkamp – Architekt im rheinisch-westfälischen Industriegebiet“,[16] aus der der vorliegende Text einen Teilbereich vertieft behandelt, ist es, einen der in den 1920er und 1930er Jahre meistbeachteten deutschen Architekten auf breiter Materialgrundlage in die heutige Diskussion zurückzuführen. Fahrenkamps Bauten für einflußreiche und kapitalkräftige Firmen und Familien des rheinisch-westfälischen Industriegebietes sind bedeutsame Zeugnisse für einen bislang wenig beachteten Strang in der Architekturge-



Entwurf Wohnhaus in Ratingen-Hösel (Emil Fahrenkamp 1953, Werk 294).
Zeichnung Archiv Erben Fahrenkamp

13) Als gemeinsamen Freund Fahrenkamps und Hünnebecks benannten die Töchter, Frau Ursula Leussing geb. Fahrenkamp und Frau Heidi von Vopelius geb. Hünnebeck, den Direktor des Forschungsinstitutes der Hüttenzementindustrie Richard Grün, der Nachbar Hünnebecks in der Preußenstraße in Hösel war. Die Tatsache, daß Richard Grün bereits 1947 verstarb, macht es wahrscheinlich, daß der Kontakt seit der Ausstellung „Schaffendes Volk“ fortbestanden hat.

14) Wohnhäuser in Hösel: Sachsenstraße 21-27, Rodenwald 1, 3, 4, 5.

15) Mitteilung Frau Ursula Leussing am 17.12.1994.

16) Vgl. Anmerkung 9

Hotel Doerenkamp in Ratingen, Krummenweg 1-5 (Emil Fahrenkamp 1955, Werk 305). Photo Christoph Heuter Mai 1998

Ev. Gemeindehaus in Ratingen-Breitscheid, Am Ehrkamper Bruch 1-5 (Emil Fahrenkamp 1963, Werk 337). 1. Entwurf, Modellphoto Archiv Erben Fahrenkamp

schichte des 20. Jahrhunderts. Sein Leben und Werk, seine Erfolge in vier Gesellschaftssystemen spiegeln exemplarisch die bürgerlich-konservativen Traditionen und Verstrickungen in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts wider.

In jüngster Zeit sind an Fahrenkamps Ratinger Bauten Veränderungen vorgenommen worden, die die Möglichkeit, sich ein Bild von seinem Spätwerk zu machen, erheblich beeinträchtigen. Geänderte Bedürfnisse oder Nutzungswandel mögen Umbauten veranlassen, doch ist besonders bei dem Sparkassengebäude in Breitscheid zu bedauern, daß eine vielleicht bescheidene, doch gut proportionierte und qualitätvoll gearbeitete Architektur einem unförmigen Ausbau geopfert wurde. Das kleine „Zentrum“ Breitscheids wurde immerhin von einem der namhaftesten deutschen Architekten des 20. Jahrhunderts gestaltet.

Danksagung:

Informationen zu den Ratinger Bauten und Projekten Fahrenkamps verdanke ich insbesondere Frau Ursula Leussing, Herrn Rudolf Leussing (†), Herrn Anthony de Taranto, Herrn Wilhelm Schmidt (†), Herrn Helmut Goldbach, Herrn Prof. Dr. Wolfram Köhler (†), Herrn Hermann Kresges, Frau Heidi von Vopelius sowie Frau Dorothee Boedecker, Herrn Dr. Daradimos und Frau Eufinger, Herrn Dr. Hans-Theo Schumacher, Frau Ria Voss.

Dr. Christoph Heuter

Haus der Tochter in Ratingen (Emil Fahrenkamp 1963, Werk 343). Photo Christoph Heuter Mai 1996

Sparkasse in Ratingen-Breitscheid, Alte Kölner Straße 51 (Emil Fahrenkamp 1961, Werk 334). Photo Christoph Heuter Mai 1998

Literaturauswahl

Hoff, August (Einleitung): Architekturen Prof. E. Fahrenkamp, Düsseldorf. Düsseldorf 1925

Hoff, August (Einleitung): Emil Fahrenkamp. Ein Ausschnitt seines Schaffens aus den Jahren 1924-1927. Stuttgart 1928

Hoffmann, Herbert: „Emil Fahrenkamp 1929“. Moderne Bauformen 28 (1929), S. 305-312

„Die neuesten Bauten von Emil Fahrenkamp“. In: Wasmuths Monatshefte für Baukunst und Städtebau 15 (1931), S. 145-150

Spuler, Christof: „Emil Fahrenkamp – zum 100. Geburtstag“. In: Denkmalpflege im Rheinland 3 (1986), H. 3, S. 36-39

Heuter, Christoph: Qualitätvolle Architektur - vorenthalten! Das ehemalige Kaufhaus Michel des Architekten Emil Fahrenkamp in Wuppertal-Elberfeld. In: Romerike Berge 41 (1991) H. 1, S. 19-23

Busch, Wilhelm: Bauten der 20er Jahre an Rhein und Ruhr. Architektur als Ausdrucksmittel. Köln 1993, insb. S. 258-260

Heuter, Christoph: Das Landidyll Kronenburg - und die Konflikte der Moderne. In: Denkmalpflege im Rheinland 13 (1996), H. 3, S. 126-134

Hanke, Hans: „Das Kaufhaus der Karstadt AG in Herne von Emil Fahrenkamp - Der Edelstein im Herner Mosaik“. In: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 1995, H. 2, S. 74-78

Speidel, Manfred und Stefan Starek: Zeitzeugen - Emil Fahrenkamp 1885 - 1966. In: Deutsches Architektenblatt 28 (1996), H. 5, S. 832

Heuter, Christoph: Emil Fahrenkamp – „Form Farbe Lebensfreude“ Nachwort für das Reprint des Bandes Parkhotel Haus Rechen in Bochum von Prof. Emil Fahrenkamp, der 1929 in der Reihe “Neue Werkkunst” erschienen ist. Hg. Roland Jaeger im Gebr. Mann Verlag, Berlin 1999

Heuter, Christoph: Emil Fahrenkamp 1885-1966 – Architekt im rheinisch-westfälischen Industriegebiet (unveröff. Manuskript, 2000 eingereicht als Dissertation an der Universität Bonn). Die Veröffentlichung als Arbeitsheft des Landeskonservators Rheinland ist im Michael-Imhof-Verlag, Petersberg, vorgesehen.

Die Zeit des ersten Lintorfer Baubooms

Zur Erinnerung an den Architekten Heinz Hassel (1925 – 1993)

Lässt man 50 Jahre Ratinger und Angerländer Architektengeschichte Revue passieren, so fällt einem gleich der enorme Bauboom in Lintorf ab Mitte der Sechzigerjahre auf. Zu den Architekten, die diese erste Bauphase besonders prägten, gehörte auch der Lintorfer Architekt Heinz Hassel, der in Lintorf, Breitscheid und Hösel ganze Straßenzüge und Teile des Lintorfer Ortskerns rund um den Lintorfer Markt neu gestaltete.

Der aus einer bäuerlichen Westerwälder Familie stammende Heinrich Wilhelm Hassel hat eine für die Zeit typische Biografie. Schon sehr jung wurde er in den Krieg eingezogen, nach dessen Ende er noch mehrere Jahre russische Kriegsgefangenschaft auf der Krim durchleben musste. Da er nicht Landwirt im Westerwald, sondern Architekt werden wollte, studierte er an der Staatsbauschule in Idstein. Um das teure Studium finanzieren zu können, verkaufte seine Mutter jährlich ein Stück Land. Bereits 1952 erhielt Heinz Hassel sein Ingenieurdiplom. Sein Vetter, der damalige Ratinger Oberamtmann Alfred Hassel, überredete ihn, ins Angerland zu ziehen. Schließlich suchte das Lintorfer Bauamt zu dieser Zeit qualifizierte Verstärkung für die Jahre des Aufbaus.

Entscheidungsfreudig und zukunftsorientiert, wie Heinz Hassel war, nutzte er die Chancen der Zeit und machte sich 1955 in Lintorf selbständig. Sein erstes Projekt war der Bau eines Einfamilienhauses, das heute noch in Lintorf Am Kohlendey 24 steht. Mit seiner offenen, kommunikativen Art machte sich der junge Westerwälder schnell Freunde in der Angerländer „Metropole“, die damals ca. 7.000 Einwohner zählte. Doch Lintorf sollte nicht länger ein Dorf bleiben. Grundstücke und Bauland gab’s genug und die waren damals so preiswert, dass man großzügige Grundstücke mit frei stehenden Einfamilienhäusern locker bebauen konnte. Auch die zentrale Lage zwischen den Großstädten Düsseldorf, Essen, Mülheim und Duisburg war damals schon Grund für viele, sich „draußen im Grünen“ z.B. in Lintorf, Breitscheid und Hösel, niederzulassen. So erlebten die alten Orte des Amtes Angerland eine enorme Baukonjunktur.

Eine typische „Heinz-Hassel-Siedlung“ aus den Sechziger- und Siebzigerjahren findet man in Breitscheid, Nähe Krummenweg. In vielen Häusern Am Kiefernhain, Eschenweg und Fichtenhain sind seine Ideen, Pläne und Zeichnungen verwirklicht. Auch in Ratingen, Angermund und in Hösel (z.B. Pirolweg, Amselweg, Am Rennbaum) finden sich zahlreiche von ihm gebaute Häuser. Heinz Hassels unkomplizierter und dienstleistungsorientierter Umgang mit den Bauherren machte ihn schnell beliebt. So erinnert sich eine damalige Bauherrin: „Besprechungsnotizen und Ideen wurden oft vor Ort auf Zigarettenschachteln oder Bierdeckeln festgehalten“.

Mit Ende der Siebzigerjahre wurde das Leben im Grünen doch teurer. Die Grundstückspreise stiegen stetig an und die ersten Doppelhaushälften und Reihen-Einfamilienhäuser wurden gebaut. Am Geist in Lintorf plante Heinz Hassel 1968 für den Reichsbund eine erste Reihenhausbebauung, mit der er Maßstäbe setzte. So stellte auch der soziale Wohnungsbau einen Teil seiner Arbeit dar. Hier war er neben seiner Tätigkeit als Planer und Bauleiter auch als Beauftragter für die Anfrage auf öffentliche Mittel verantwortlich.

Alles sprach vom großen Bauboom in Lintorf. Ein Richtfest folgte dem nächsten. Und die wurden damals noch ganz persönlich begangen. Besonders beliebt bei der Lintorfer Handwerkerschaft – die in dieser Zeit auch noch mitbauen durfte – waren die von Heinz Hassel selbst organisierten Richtfeste. Als seine Tochter erinnere ich mich, dass ich viele große blau und rot karierte Taschentücher von meinem Vater erhielt, in die ich jeweils eine Schachtel Zigaretten und mehrere blitzende Fünfmarkstücke einzupacken hatte. Diese Säckchen, mit einer großen Schleife zugebunden, durfte ich dann an jeden Handwerker auf dem Richtfest verteilen. Der Polier erhielt natürlich ein etwas größeres Päckchen.

Mit steigender Einwohnerzahl brauchte die Gemeinde eine neue Infrastruktur. Heinz Hassel plante und baute für die evangelische

„Stein auf Stein…“ unter Aufsicht von Herrn Bock (RWS), Heinz Hassel und seinen Mitarbeitern Manfred Brandt und Barbara Brocks – heute Frau Barbara Kugler – (von rechts nach links)

Das frühere evangelische Gemeindehaus an der Krummenweger Straße, die damals noch Klosterweg hieß, wurde 1960 von Heinz Hassel entworfen

Kirchengemeinde das „alte“ Gemeindehaus an der Krummenweger Straße, Ecke Ulenbroich. An der Umgestaltung des Lintorfer Ortskerns rund um den Lintorfer Markt war Heinz Hassel maßgeblich beteiligt. Der Gebäudekomplex um „Eisenwaren Butenberg“, die Sparkasse (vor 1995) und die Commerzbank sind nach seinen Plänen errichtet. Später folgte der Neubau der Deutschen Bank auf der Speestraße (1987).

Auch an öffentlichen Ausschreibungen nahm Heinz Hassel, der mittlerweile in seinem Architektenbüro fünf Architekten und technische Zeichner beschäftigte, erfolgreich teil. Er bekam den Zuschlag für das Oberschlesische Landesmuseum in Hösel, das 1972 fertig gestellt wurde.

Gastfreundlich, wie man Heinz Hassel kannte, baute er 1977 am Lintorfer Markt selbst das „Hotel Angerland“. Auch dies war ein sichtbarer Beweis für die Entwicklung Lintorfs vom ländlichen Dorf zum städtischen Vorort im Grünen. Die Nähe zu der expandierenden Messe machte das idyllische Lintorf allseits attraktiv.

„Architekt von Freundschaften“

Neben der Liebe zum Planen, Entwerfen und Bauen war Geselligkeit im Bürgershof oder im Meck bei einem Bierchen in seinen aktiven Jahren Heinz Hassels Lebenselexier. Als aktiver Tellaner schoss er natürlich auch den Vogel der Lintorfer Bruderschaft ab und „regierte“ mit viel Humor 1968/1969 als Lintorfer Schützenkönig.

Für viele Bauherren, die von nah und fern nach Lintorf zogen, war das „Hassel-Haus“ am Hülsenbergweg das „Haus der offenen Tür“. Oft genug wurden hier die Grundsteine für Neu- und Alt-Lintorfer Freundschaften gelegt, immer mit dabei seine Ehefrau und seine beiden Töchter.

Die Pfeife, eine Lederjacke und der amerikanische Ford Mustang waren sein Markenzeichen.

Nach über 25-jähriger intensiver Tätigkeit in Lintorf übergab Heinz Hassel 1982 – vor allem aus gesundheitlichen Gründen – sein Architekturbüro an seine Mitarbeiter Karl-Heinz Schrangs und Herbert Kommerscheid. Auch seine langjährige „rechte Hand“ Barbara Kugler ist dem Büro treu geblieben. Sie führt das damals gegründete Immobilien- und Hausverwaltungsbüro noch heute weiter.

Heinz Hassel verstarb am 23. Februar 1993.

Doch in Vergessenheit geraten wird er bestimmt nicht so schnell. Dafür hat er reichlich „vorgebaut“. Und so werden seine Bauten dank ihrer Qualität auch noch lange an Heinz Hassel und den ersten Lintorfer Bauboom erinnern.

Ina Wibbels und
Walburga Dörrenberg

Der Königsschuss! Heinz Hassel, umjubelt als neuer Schützenkönig auf den Schultern seiner Freunde Heinz Fleermann und Walter Perpéet. August 1968

Straßen in Lintorf

Straßen in Lintorf
– was kann schon Besonderes
daran sein?
Was normal ist,
fällt jedem ein:
Sie sind asphaltiert,
mit Bürgersteigen bestückt,
einige mit Randgrün verziert
oder mit Containern „geschmückt“.
Buchten und Schwellen
hemmen die allzu schnellen
Fahrer auf der Speestraße
und in Neubauzonen:
Das beruhigt den Verkehr
und erlaubt angenehmeres Wohnen.

Unter den Straßen
sind einige laut und viel benutzt,
aber auch ruhige Gassen,
von den Anwohnern herausgeputzt,
eine gar, die den Titel führt:
„Altenkamp, schönste Wohnstraße 1995“
– also Ehre, wem Ehre gebührt!
Und es gibt die ganz schlichten,
kaum jemals in Presseberichten
erwähnt; und dennoch verbindet jede
mit einem kleinen oder größeren Stück
die Menschen im Lintorfer Mosaik.

Sein ländliches Flair
macht Lintorf nicht arm,
es weckt eher den Charm
der Erinnerung
an ein rustikaleres Gestern.
Dann und wann erlebt man
das Rumpeln von Treckern;
kommen sie von den Äckern,
so hinterlassen ihre Fuhren
auf den Straßen erdige Spuren,
und im Spätsommer
ist's manchmal eine Spur von Stroh,
das von großen Ballen
bei rüttelnder Fahrt heruntergefallen.

Und dann die Bäume!
Sie begrünen die Straßenränder
und sind willkommene Schattenspender.
Sie wachsen, blühen und altern
bei Sonnenschein und Regen
gerad' so, wie wir selbst uns durch die Zeit bewegen,
und bedeuten dem, der den Blick
dafür hat, ein lebendiges Stück
der Natur.

Natur am Asphaltband!
Zwischen Lintorf und Angermund,
z.B., verschränkt sich Baum
mit Baum von beiden Seiten
der Straße her in den Kronen
zu einem hohen grünen Raum,
wo Eichhörnchen und Buchfink wohnen.

Von Lintorfs Straßen
ist mir indessen eine die liebste.
Unscheinbar führt sie an den Tennishallen
vorbei und hat doch von allen
den eigenartigsten Charm.
Immer wenn ich auf ihr gehe,
spüre ich die Nähe
der Natur.
Nur auf der einen Seite
stehen des Waldrands hohe Bäume,
auf der anderen
sind ein Bürgersteig und das weite
offene Feld.
Über die gesamte Breite
der Straße und den Steig
recken sommers dicht an dicht
die belaubten Äste sich
wie gewölbte Hände.
Sie beschützen mich
vor zuviel Sonne und vor Regen,
und damit ich Obdach fände
unterm Blätterschirm
bis hin zum Feldes-Saum,
neigt sich jeder Baum
zu mir herüber.

Eine von Lintorfs Straßen
zum Fahren und zum Gehen –
und auch zum Verweilen.
Bleib doch einfach mal stehen,
presch nicht hindurch
wie unter Fortbewegungszwang,
führ Aug' und Herz spazieren,
um-sichtig und gemach,
und fühl dich eine Straße lang
geborgen unterm grünen Dach.

Hartmut Krämer

Der MGV „Eintracht 02 e.V.“ Lintorf feiert im nächsten Jahr sein 100jähriges Bestehen

In Deutschland hat das Chorsingen eine lange und gute Tradition. Die großen Dichter und Komponisten haben dazu beigetragen. Bereits Anfang des 19. Jahrhunderts fanden sich Gruppen von Männern zusammen, um das Lied und den Chorgesang zu pflegen.

Am 2. Februar 1902, als durch die Industrialisierung die Einwohnerzahl Lintorfs sehr gewachsen war, wurde von 16 jungen Männern der MGV Eintracht 02 Lintorf unter dem Motto

Rein im Sang, treu im Wort,
fest in Eintracht immerfort

in der Gaststätte „Zum Grunewald“ (Doppstadt) gegründet. Den Vorsitz des Vereins übernahm Heinrich Hill. Zum ersten Dirigenten wurde ein Lehrer der ebenfalls 1902 gegründeten zweiten katholischen Volksschule, Herr Keuker gewählt. Stiftungsfeste, Ständchen, Ausflüge und Theaterabende waren bis 1914 die hauptsächlichen Aktivitäten des Vereins. Herausragendes Ereignis dieser Zeit war im Jahr 1906 die Weihe der eigenen Fahne. Sie ist noch heute im Besitz des Vereins. Große Schwierigkeiten hatte der Chor durch die Verhältnisse der Weltwirtschaftskrise und des Ersten Weltkrieges zu überstehen. 1919 wurden die Proben wieder aufgenommen. Damals bekam der Dirigent in der Woche ein Glas Bier oder den Gegenwert davon.

Ab 1924 ging es wieder sichtlich aufwärts. Neue Mitglieder waren hinzugekommen, so daß Konzerte und gesellige Veranstaltungen durchgeführt werden konnten.

1927 wurde unter Anteilnahme der gesamten Lintorfer Bevölkerung das 25jährige Vereinsjubiläum gefeiert. Vorsitzender zu dieser Zeit war Wilhelm Füsgen und Dirigent Alois Rütten. Die Leistung des Chores konnte so gesteigert werden, daß 1932 bei einem Wettstreit in Wuppertal vier wertvolle Preise ersungen wurden.

1933 brachte das Gleichschaltungsgesetz der Nationalsozialisten einige Veränderungen in der Vereinsführung. So war bestimmt, daß der Vorstand zu zwei Dritteln aus Mitgliedern der NSDAP bestehen mußte. Dies haben unsere Altvorderen geschickt gelöst. Es erscheinen zwar wie vorgeschrieben die Namen der Parteimitglieder, die eigentliche Arbeit erledigten aber die bewährten Mitglieder des alten Vorstandes.

Ab 1941, wegen Einberufung des Chorleiters zum Kriegsdienst, konnte der Probenbetrieb nur unregelmäßig und nur von einem Sangesbruder geleitet, aufrechterhalten werden. Im Oktober 1945 nahm der Rest der Sänger – vier Sänger waren gefallen, sieben vermißt und einige durch Kriegsumstände gezwungen, ihren Heimatort zu verlassen – die Proben wieder auf.

Anfang der 50er Jahre übernahm mit Günther Foltin ein junger, weltoffener Berufsmusiker die Leitung des Chores. Nach kurzer Arbeit mit dem Chor wurde in Tilburg

Der MGV „Eintracht 02“ Lintorf im Jahr 2001.
Auf dem Bild fehlen die Sangesfreunde Hans Christens, Alfred Gutberlet, Josef Hamacher und Armin Ruhe
Foto: Kajo Stemmler

mit dem dortigen Knabenchor das erste Auslandskonzert veranstaltet, das vom Niederländischen Rundfunk übertragen wurde. Viele Konzerte, die zum Teil vom Westdeutschen Rundfunk übertragen wurden, Sängerwettstreite und Freundschaftssingen in allen Teilen Deutschlands wurden während der über 25jährigen Tätigkeit von G. Foltin veranstaltet. Im November 1978 wurde dem Chor der seit Gründung genutzte Probenraum gekündigt. Innerhalb von fünf Jahren mußte noch dreimal ein neuer Probenraum gesucht werden. 1982, sechs Monate, bevor er nach kurzer Krankheit starb, führte G. Foltin den Chor mit einem vielbeachteten Konzert in Ystad bei Malmö (Schweden) noch einmal zu einem Höhepunkt.

Mit der Übernahme der musikalischen Leitung des Chores durch den 26jährigen Konzertorganisten, Dirigenten und Chorleiter Thorsten Pech im Jahr 1988 konnte der Chor nicht nur an seine alten guten Leistungen wieder anknüpfen, nein, diese konnten sogar noch gesteigert werden. Unter seiner Leitung wirkte der Chor bei Konzerten im Saarland, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz sowie in Antwerpen, Wien und Budapest mit. Höhepunkt der sechsjährigen Arbeit – Thorsten Pech mußte die Chorarbeit wegen seiner zahlreichen, weltweiten Orgelkonzerte aufgeben – war das große Jubiläumskonzert 1992 zum 90jährigen Bestehen des Vereins in der Stadthalle Ratingen vor über 800 Zuhörern. Mitwirkende waren neben den Musikern der Düsseldorfer Symphoniker die Sopranistin Caroline J. Merz von der Wiener Volksoper, der Tenor Hartmut op der Beck, der 1995 Opfer eines Mordanschlages in Düsseldorf wurde, und der Bassist Hartmut Bauer von den Städtischen Bühnen Wuppertal. 1993 erinnerten der MGV Eintracht 02 Lintorf und der aus Rundfunk und Fernsehen bekannte Tenor Joachim Kraus mit einem Konzert im Ratinger Stadttheater an den bekannten und beliebten Sänger Rudolf Schock.

Seit 1995 liegt die musikalische Verantwortung bei Musikdirektor FDB Wolfram Bieberstein. Er hatte die schwere Aufgabe, 1997, in dem Jahr, in dem der MGV Eintracht sein 95jähriges Bestehen feierte, trotz der ungünstigen wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse in Deutschland das musikalische Angebot des Chores zu erstellen und zu präsentieren. Außer bei Konzerten in Ratingen und Düsseldorf hat er dies bei einer Konzertreise nach Finnland in beeindruckender Weise bewiesen. Die Konzerte in der Felsenkirche in Helsinki, der Ratinger Partnerstadt Kokkola und im ganz neu errichteten Konzerthaus des finnischen Volkskunstzentrums in Kaustinen waren die herausragenden Ereignisse dieses Jahres.

Seit über 20 Jahren ist es ein besonderes Anliegen des Vereins, nicht nur selber Freude am Gesang zu haben, sondern vor allem alten und kranken Menschen mit einigen Liedern etwas Freude zu bringen. Darum singt der Chor in jedem Jahr an einem Adventssonntag in den Ratinger Seniorenheimen und Krankenhäusern. Ebenso sind die Matinee in jedem Frühjahr und das Weihnachtskonzert lieb gewordene Tradition bei der Lintorfer Bevölkerung.

In einem Festakt wird der MGV „Eintracht 02“ am Sonntag, dem 24. Februar 2002, seiner Gründung von 100 Jahren gedenken. Nach einem Gottesdienst zu Ehren der verstorbenen und gefallenen Sänger empfängt der Verein seine Gäste um 10 Uhr im großen Saal der St. Johannes-Kirche. Nach Grußworten des Vorsitzenden Johannes Netz und des Schirmherrn, Bürgermeister Wolfgang Diedrich, wird Hans Lumer, langjähriger Leiter der Johann-Peter-Melchior-Schule und Ehrenchef der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf, die Festansprache halten. Durch Chormusik von Mozart, Verdi, Schubert, Kreutzer und Panzer sorgen die Sänger für den feierlichen musikalischen Rahmen.

Drei Konzerte sind für das Festjahr 2002 geplant: Ein Freundschaftssingen mit dem Liederkranz Spaichingen e.V. am Sonntag, dem 28. April, und ein Festkonzert am Sonntag, dem 22. September, jeweils im Evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg, sowie das traditionelle Weihnachtskonzert am Sonntag, dem 22. Dezember, in der St. Johannes-Kirche.

Zum Jubiläum ist eine Festschrift erschienen, in der *Maria Molitor*, Schwester des ältesten aktiven Sängers und langjährige „Quecke“-Autorin, die Geschichte des Vereins neu erzählt.

Der Vorstand im Jubiläumsjahr besteht aus:

Johannes Netz 1. Vorsitzender	Günter Blumenkamp 2. Vorsitzender	Heinrich Goltz 1. Schriftführer
Horst Thiele 1. Kassierer	Werner Spangenberger Vizedirigent und Notenwart	Günter Kraft Notenwart
Werner Frohnhoff 2. Schriftführer	Fergi Görgen 2. Kassierer	Günter Fink 2. Kassierer

Heinrich Goltz

Eine katholische Jugendgruppe vor 50 Jahren

Als man mich gefragt hatte, ob ich nicht etwas zur Entwicklung der Katholischen Jugend in Lintorf nach dem Zweiten Weltkrieg schreiben könnte, fiel mir ein alter Pappkarton ein, der seit Jahrzehnten unberührt im Keller stand und in dem sich alte Kalender aus den 50-er Jahren befinden mussten. Ich stöberte in dem Karton und fand tatsächlich einiges an Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit.

Im Jahre 1948 hatte ich nach dem vierten Schuljahr, in dem Karl Schaefer mein Lehrer gewesen war, die Johann-Peter-Melchior-Schule verlassen, um nach Ratingen zum Gymnasium zu gehen. Im folgenden Jahr ließ Karl Schaefer, der meine ehemalige Klasse noch unterrichtete, mir mitteilen, er habe eine katholische Jugendgruppe für die Jungen meines Jahrgangs gegründet, er würde sich freuen, wenn ich mitmachte. Zur angegebenen Zeit bin ich zum Pfarrheim gegangen, und von da an war ich Mitglied dieser Gruppe. Wir trafen uns wöchentlich zum Heimabend. Es wurde gesungen, gespielt und auch über religiöse Themen gesprochen.

Im Jahre 1950 war es so weit, daß unsere Gruppe die erste Fahrt in eine Jugendherberge machte, keiner von uns hatte Ähnliches je erlebt: Übernachten außerhalb der Familie, Wegfahren in den Ferien war für uns alle etwas völlig Neues. In den Pfingstferien sollte es losgehen zu einer Fahrradtour in das Bergische Land. Nachdem wir in verschiedenen Gruppenstunden über die Einzelheiten gesprochen hatten, mussten wir Jungen am Freitag vor Pfingsten, dem 26. Mai 1950, Schreibzeug mit zum Pfarrheim bringen, um alle notwendigen Einzelheiten festzuhalten. Schließlich stand auf dem Zettel, den ich heute noch habe: (Siehe Kasten rechts)

Über diese Fahrt habe ich folgenden Bericht gefunden:

„Am Dienstag, dem 30. 05. 1950, trafen wir uns um 7.00 Uhr in der hl. Messe. Darauf erschienen wir um 9.00 Uhr mit unseren Rädern am Beekerhof, um Herrn Schaefer abzuholen. Als er das Geld eingesammelt hatte, fuhren wir los. Das lange Fahren kam uns sehr beschwerlich vor. Müde kamen wir am Nachmittag in Gevelsberg an. Es war die 1. Jugendherberge, die wir besuchten. Am Abend sangen wir noch auf der Wiese vor der Jugendherberge.

Am Mittwoch, dem 31. 05. 1950, wollten wir nach Radevormwald fahren. Wir fuhren aber nach Burg. Die dortige Jugendherberge war in ihrem Bau noch nicht ganz fertig. Vor der Jugendherberge wurde Herbert Schwarzkamp eine Zeltplane geklaut. Wir besuchten das Schloß. Am anderen Morgen aber machten wir eine Wanderung zur Müngstener Brücke. Unterwegs kletterten Herbert Schwarzkamp und ich zu einer Quelle hinauf. Als Herr Schaefer uns wieder zurück rief, rannte ich den steilen Berg herunter, es war sehr glatt und ich konnte mich kaum noch halten. Auf dem Bauch flog ich herunter. Auf dem Weg kam ich auf. In meiner linken Hand hatte ich einen langen Riß. Zu Mittag aßen wir selbstgekochte Erbsensuppe. Nach Mittag fuhren wir weiter nach Altenberg. Wir besuchten dort den Dom. Dann gingen wir in den Märchengarten. Am Abend schliefen wir ganz oben in der Tagesstätte.

Am nächsten Morgen besuchten wir die hl. Messe im Dom. Als wir abfahren wollten, stellten wir fest, daß in Herrn Schaefers Rad keine Luft mehr war. Wir bauten es aus, konnten aber nichts feststellen. Am frühen Nachmittag waren wir wieder zu Hause."

Wenn diese Fahrt nun auch gut 50 Jahre zurückliegt, sind mir einige Details lebhaft in Erinnerung geblieben:

Lintorf, den 26.05.1950

Sachen für Wanderung vom 30.5.1950

1. Treffpunkt 7 Uhr Messe

2. Abfahrt 9 Uhr Beekerhof (Kontrolle der Räder)

3. Mitzubringen:
   Regenschutz, Mütze, 1 Decke, Schlafsack weiß, Turnschuhe, Turnsachen,
   Waschzeug: Seife, Handtuch, Zahnbürste, Zahnpasta, Schuhputzsachen,
   Eßzeug: Löffel, Gabel, Messer, Eßgeschirr, Trinkbecher
   Fahrradflickzeug sowie Luftpumpe,
   Ein Stück starke, unzerreißbare Kordel
   Butterdose voll Butter (ca.1/2 Pfund), Wurst (keine weiche),
   1 Pfund Nudeln

Übernachtungen:
1. Abend: Gevelsberg
2. Abend: Radevormwald
3. Abend: Altenberg
4. Abend: Lintorf

Geld: 7,00 Mark

In der Jugendherberge Gevelsberg hatte Karl Schaefer sich mit einem alten Freund namens Hans Dohle verabredet, der dann während der Fahrt bei uns blieb. Am Abend des ersten Tages versammelten wir uns auf der Wiese vor der Jugendherberge. Karl Schaefer schlug vor, alle noch vorhandenen Butterbrote in die Mitte zu legen und gemeinsam aufzuessen. Das war für mich und wohl für die meisten eine völlig neue Situation: So kurz nach dem Krieg und bei der Knappheit an Lebensmitteln aß man das, was man hatte, selbst; mit anderen zu teilen war eine Tugend, die völlig in Vergessenheit geraten war. Ich hatte Kaninchenfleisch auf den Butterbroten. Das fanden einige zum Lachen. Von meinen Broten aß auch Hans Dohle, der, soweit ich mich erinnere, nichts mehr übrig hatte.

Im Schlafsaal erzählten Karl Schaefer und Hans Dohle im Dunkeln Geistergeschichten, durch das Rasseln mit Schlüsseln und das Klopfen an Balken machten sie auch die entsprechenden Geräusche dazu.

In Altenberg begegnete uns „Heini“ Köppler, der dort eine Funktion beim Bund der deutschen katholischen Jugend ausübte. Karl Schaefer schien ihn gut zu kennen. Wir wussten damals noch nicht, daß er eine bedeutende politische Karriere machen würde.*

Weil diese Fahrt allen gut gefallen hat und auch unser Leiter mit uns zufrieden schien, wurde beschlossen, in den Sommerferien wieder eine Tour zu machen. Über diese Fahrt vom 25. 8. 1950 bis zum 28. 8. 1950 konnte ich leider kaum schriftliche Aufzeichnungen finden. Obwohl wir mit dem Zug ins Sauerland fuhren, kamen wir mit insgesamt DM 10,00 für jeden von uns aus.

Am ersten Tag fuhren wir bis Altena im Sauerland. Wir übernachteten dort auf der Burg, in der im Jahre 1909 der Lehrer Richard Schirrmann die erste Jugendherberge gegründet hatte. Wir blieben zwei Nächte dort.

Am 27. 8. 1950 wanderten wir weiter nach Hohenlimburg. Die Jugendherberge dort war gerade fertiggestellt worden. Der Herbergsvater empfing uns mit einer Art Quiz, das er Pünktchenspiel nannte. Der Sieger erhielt eine Ansichtskarte der Jugendherberge mit einem Spruch auf der Rückseite.

Wenn auch nur wenige Einzelheiten in der Erinnerung geblieben sind, so gibt es von dieser Fahrt einige Fotos, die Karl Schaefer gemacht hat.

Aus meinem Kalender des Jahres 1951 ist zu ersehen, daß unsere Gruppenstunden donnerstags um 16.30 Uhr stattfanden. Für Donnerstag, den 1. Februar, ist eingetragen, daß eine Verschiebung auf 17.00 Uhr vorgesehen war, dann aber „der Lehrer nicht gekommen“ war. Vielleicht hat er Weiberfastnacht gefeiert. Am nächsten Tag dann wurde allerdings in der Gruppe Karneval gefeiert. In der darauf folgenden Woche sprachen wir in der Gruppe über Karneval und Küssen. Am 15. Februar fiel die Gruppenstunde aus; dafür wurde die tags zuvor ausgefallene Messdienerstunde nachgeholt.

In der Gruppenstunde am 22. Februar rissen wir Tapeten im zweiten Raum des Pfarrheimes ab, in der folgenden Woche ging es im großen Raum damit weiter. Also muß zu diesem Zeitpunkt die Familie Windisch aus dem unteren Teil des Pfarrheimes ausgezogen sein.

Am 15. März wurde die nächste Fahrt geplant. Am Samstag, dem 31. März, fand eine weitere Besprechung dazu statt.

Am 2. April, dem Montag nach Weißen Sonntag, trafen wir uns um 6.30 Uhr an der Kirche. Um 7.20 Uhr sind wir mit unseren Fahrrädern losgefahren und waren nachmittags um 16.30 Uhr in Alpen am Niederrhein. Dort sind wir am nächsten Morgen um 9.00 Uhr wieder abgefahren und kamen gegen 16.30 Uhr zu Hause an. Einzelheiten dieser Fahrt sind mir nicht mehr präsent, ich weiß nur noch, daß sich in Alpen eine schmale Anhöhe aus der niederrheinischen Tiefebene erhebt.

Am 1. Mai fand ein Fußballspiel zwischen der kath. Jugend und

Auf dem Gruppenbild vor der Jugendherberge in Hohenlimburg vom 28. August 1950 sind zu erkennen:
Stehend: Wilfried Kohnen, Max Knüwer, Walter Kowalewski, Willi Kohnen, Willi Hamacher, Günter Blumenkamp, Herbert Homeier, Werner Engling, Siegfried Butenberg, nicht zu identifzieren, dahinter Herbert Schwarzkamp, Willi Haufs.
Auf dem Boden sitzend: Berthold Otto, Wolfgang Butenberg

* Heinrich Köppler wurde 1969 Landesvorsitzender der CDU in NRW und Fraktionsvorsitzender der CDU im Landtag. Bei den Landtagswahlen 1970 und 1975 war er Spitzenkandidat seiner Partei.

Konzert der Berliner Sängerknaben im Schillertheater auf der Loreley am 7.8.1951. In der dritten Reihe sieht man Walter Kowalewski und Siegfried Butenberg.
Vierte Reihe von rechts: Wilfried Kohnen, Fritz van der Heyden, Willi Melcher, Herbert Poschen, Karl Heinz Schöll, Hans Lumer, Herbert Schwarzkamp.
In der Reihe dahinter Helmut Doppstadt und Willi Haufs (hinter Hans Lumer)

dem Kirchenchor statt, das die Jugend 5:2 gewann.

Der Höhepunkt des Jahres 1951 war die Fahrt nach Assmannshausen und auf die Loreley vom 2. bis 15. August. Zusammen mit der Gruppe von Hans Lumer, der sich um die Jungens kümmerte, die zwei Jahre älter waren als wir, machten wir diese Fahrt teils mit der Bahn, teils mit dem Fahrrad. In meinem Kalender fand ich dazu folgende Eintragungen:

Do. 02.08. Fahrt Anfang. Fahrt führte nach Marienhausen, Post: Assmannhausen/a. Rh., zum Knabenheim

Fr. 03.08. Von Marienhausen wanderten wir zum Niederwalddenkmal. Ich schrieb von hier die erste Karte nach Hause. Nachmittags fuhr ich mit Herrn Schaefer und H. Doppstadt zur Loreley.

Sa. 04.08. Wir wanderten zu einem Berg. Von hier aus hatten wir eine schöne Aussicht auf den Rhein. Uns lag Trecklinghausen gegenüber.

So. 05.08. Wir wanderten am Morgen nach Rüdesheim. Dort gab es schon während der Kirchzeit Betrunkene. Mittags gingen wir heim. Es war sehr warm.

Mo. 06.08. Mit dem Dampfer „Drachenfels“ fuhren wir zur Loreley zum Zeltlager. Ich hatte mit Fritz van der Heyden und Max Knüwer die Sachen zusammen. Wir bekamen Zelt Nr. 5. Am Abend wehte ein schrecklicher Wind. Ein Zelt flog fort.

Di. 07.08. Ich diente in der 7.30 Uhr-Messe mit Herbert Homeier. Der Lagerkaplan hielt eine Predigt. Jedes Zelt bekam ein „Voran“-Exemplar, in dem auch nach Namen führender Personen gefragt wurde. Drei Fragen hatte ich falsch beantwortet. Ich besuchte das Kino und das Kaspertheater.

Mi. 08.08. Heute war Schluß der 2. Dekade. Der Lagerkaplan hielt eine Abschiedsansprache. Gegen 14 Uhr fuhren wir mit dem Dampfer „Cecilie“ wieder nach Assmannshausen, und wir kletterten wieder zu unserem Quartier hinauf.

Do. 09.08. Wir hatten vor, nach Wiesbaden zu fahren. Aber das Wetter machte einen Strich dadurch. Ich bekam von Herrn Lumer ein Buch „Theo boxt sich durch“. Dann machten wir einige Spiele. Am Abend brachte ich Karten weg.

Fr. 10.08. Nach der hl. Messe um 7 Uhr sattelten wir unsere Räder und fuhren gegen 9.30 Uhr über den Rheinhöhenweg nach Lorch. Der letzte Teil führte einen sehr steilen Berg hinab, und einigen qualmte sogar der Freilauf vom Bremsen. Gegen 12.15 Uhr kamen wir an.

Sa. 11.08. Wir schliefen bis 7.30 Uhr. Dann stiegen wir auf einen benachbarten Berg und machten ein Geländespiel. Mittags kehrten wir zurück. Am Abend schoß W. Melcher den Fußball weg. Wir suchten den ganzen Abend, aber wir fanden ihn nicht.

Blick vom Hügel der Burg Nollig auf den Rhein am 10. 8. 1951.
Von links: Walter Kowalewski, Willi Haufs, Karl Heinz Schöll und Wilfried Kohnen

So. 12.08. Um 7 Uhr gingen wir ins Dorf zur Messe. Nach dem Frühstück suchten wir wieder den Ball, fanden ihn aber nicht.

Mo. 13.08. Wir brachen von Lorch in der Frühe auf, um 17.30 erreichten wir das Salesianer-Kloster Bendorf. Am Abend besichtigten wir unter der Leitung von Pater August Schmidt die alte Burg. Um 20.30 Uhr gingen wir zu Bett.

Di. 14.08. 6 Uhr standen wir auf und besuchten um 6.30 Uhr die hl. Messe. Um 8.16 Uhr brachen wir auf. Bis 12 fuhren wir und dann aßen wir. Gegen 16 Uhr machten wir wieder eine Rhein-Pause. Um 17.30 Uhr aßen wir in Köln Teilchen und erreichten um 18.33 Altenberg.

Mi. 15.08. Letzter Tag der Fahrt. 7 Uhr gingen wir ins Hochamt im Dom. Gegen 8.30 Uhr frühstückten wir. 10.07 Uhr brachen wir auf und um 13.20 Uhr erreichten wir unsere Heimat Lintorf.

Wenn ich nach nun 50 Jahren an diese Fahrt zurückdenke, fallen mir dazu noch folgende Tatsachen ein:

Das Knabenheim Marienhausen war ein Internat der Salesianer, das oberhalb von Assmannshausen am Hang des Taunus lag. Zur damaligen Zeit waren wohl die meisten Schüler in den Ferien. Wir „wohnten" in der Turnhalle des Hauses.

Ich erinnere mich, dass unter den Personen, nach denen im „Voran" gefragt wurde (siehe 7. August 1951) auch Fausto Coppi und Romano Guardini waren: Von beiden hatte ich damals noch nie etwas gehört.

Mode war es damals, kleine runde Käppchen, bestehend aus vier dreieckigen Stücken bunten, filzähnlichen Stoffes, auf dem Hinterkopf zu tragen. Anstecknadeln und Anhänger als Andenken an Orte, die man besucht hatte, wurden daran befestigt. Fast alle von uns hatten ein solches Käppchen. Als wir auf der Loreley zufällig zu denen gehörten, die von einem Radioreporter interviewt wurden, wies er ausdrücklich auf diese Modeerscheinung hin.

Ein Bericht über diese Fahrt erschien auch im Lokalteil der Rheinischen Post. Autor war vermutlich einer der beiden Lehrer, Herr Lumer oder Herr Schaefer, die unsere Fahrt leiteten. Aus diesem Zeitungsartikel ist zu erfahren, dass wir bis Niederlahnstein den Zug benutzten, von dort aus mit den Fahrrädern weiterfuhren, um schließlich von Assmannshausen die restliche Strecke bis zum Kloster Marienhausen unsere Räder den Taunus hinauf zu schieben. Des weiteren handelt der Artikel von dem Zeltlager auf der Loreley. Den Artikel habe ich damals aus der Zeitung ausgeschnitten und bis heute aufbewahrt.

Willi Haufs

Lintorfer Jugend auf der Lorelei

Mit dem Rad an den Rhein und zum Niederwald-Denkmal

LINTORF. Bei sonnigem Wetter fuhren zwei Gruppen der Katholischen Jugend Lintorfs zum Rhein. Die Fahrt ging mit dem Zug bis Niederlahnstein, dann mit dem Rad am Rhein entlang bis Aßmannshausen. Jetzt wurde nach dem alten Sprichwort „Wer sein Rad liebt, der schiebt" gehandelt. Dreiviertelstunde wurde in den Taunus hineingedrückt. Schweißgebadet standen die Jungen schließlich vor ihrem Heim, das ihnen während der Fahrt Unterkunft bieten wollte. Die Fahrt durch die kleinen Rheinstädte Braubach, Kamp, Bornhofen, St. Goarshausen, Kaub, Lorch, vorbei an rebenbewachsenen Hängen, war das erste Erlebnis. Von den Felsen grüßten die Ruinen mittelalterlicher Burgen, Marksburg, Schloß Liebeneck, Ruine Sternberg und Liebenstein, Burg Katz und Burg Maus, Burg Soneck und Schloß Rheinstein. Alte Sagen der Raubritter, der feindlichen Brüder, der Lorelei und vom Mäuseturm wurden wachgerufen. An der Pfalz bei Kaub gedachten die Jungen des Rheinübergangs Blüchers.

Bei einem Spaziergang am ersten Abend sahen sich die Lintorfer die landschaftliche Umgebung an. Bewaldete Höhen, liebliche Täler und kleine Dörfer boten einen reizenden Anblick. Am nächsten Morgen wanderten sie durch den Niederwald zum Denkmal. Beeindruckt waren sie durch die Ausmaße des Denkmals und den Ausblick, den sie von der Höhe hatten. Mächtig zieht sich der Strom durch das enge Tal des rheinischen Schiefergebirges und den Rheingau.

Ein dreitägiger Besuch im Zeltlager auf der Lorelei wird für alle Teilnehmer unvergeßlich sein. Über 1000 Jugendliche aus allen Nationen Europas trafen sich dort zum frohen Spiel und ernsten Beratungen. Begegnung der Europäischen Jugend steht über diesen Tagen, die bis zum 6. September dauern. Alle zehn Tage wechseln die Jugendlichen, um möglichst vielen die Gelegenheit der Begegnung geben zu können. Volkslieder und Tänze, Laienspiele und Sport jeder Art führten die Jugend zusammen. Bewundernswert war die Herzlichkeit bei den Gesprächen, die Zuvorkommenheit bei gemeinsamen Unternehmungen. Was der Jugend vorgemacht werden sollte, macht die Jugend selbst vor. Leider mußten die Lintorfer nach drei Tagen wieder aufbrechen, denn unser Plan sah noch allerlei Fahrten vor.

Rheinische Post vom 11. August 1951

50 Jahre Kolpingsfamilie Lintorf

1951 – 2001

Nimmt man sich die Ausgaben der „Quecke" aus den letzten Jahren zur Hand, stößt man immer wieder auf Berichte über 50-jährige Jubiläen. So schreibt Hans Lumer 1997: „Vor 50 Jahren kam ich nach Lintorf". Das Heft 1998 berichtet über „50 Jahre KAB in Lintorf". Die Ausgabe 1999 enthält eine ausführliche Schilderung über die „Wiederbegründung der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft in Lintorf vor 50 Jahren". Und dann 2000: „Vor 50 Jahren wurde der Verein Lintorfer Heimatfreunde gegründet", „Die Quecke 50 Jahre jung" und „50 Jahre Hubertus-Kompanie Lintorf".

Zu diesen Jubilaren reiht sich 2001 die Kolpingsfamilie Lintorf ein, die 1951, zu einer Zeit also, als nach dem leidvollen Krieg allgemeine Aufbruchstimmung herrschte, gegründet wurde. Zu einer Zeit, als in Lintorf die ersten Neubauten (nach dem Krieg) entstanden; so die Siedlung Am Kämpchen, bezogen 1951. Oder auch die auf Kirchenland gebauten Eigenheime an der Mathias-Claudius-Straße und an der Tiefenbroicher Straße, ebenfalls in diesem Jahr fertiggestellt, ehe dann viele weitere Baumaßnahmen folgten.

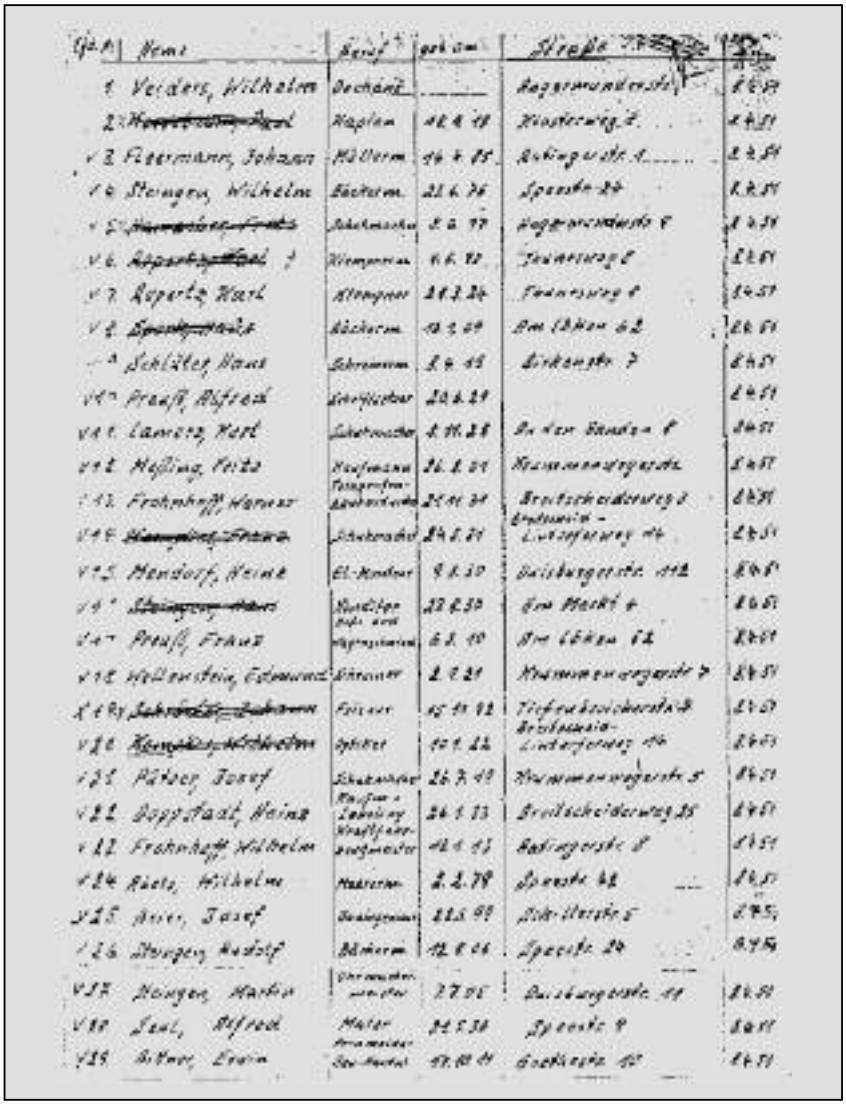
Pontifex in Rom war 1951 Papst Pius XII (1938 – 1958), in Köln residierte Joseph Kardinal Frings, Erzbischof von 1942 – 1969, Bundespräsident war Prof. Theodor Heuss (1949 – 1959), die Bundesregierung wurde von Dr. Konrad Adenauer (1949 – 1963) geführt, Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen war Karl Arnold (1947 – 1956).

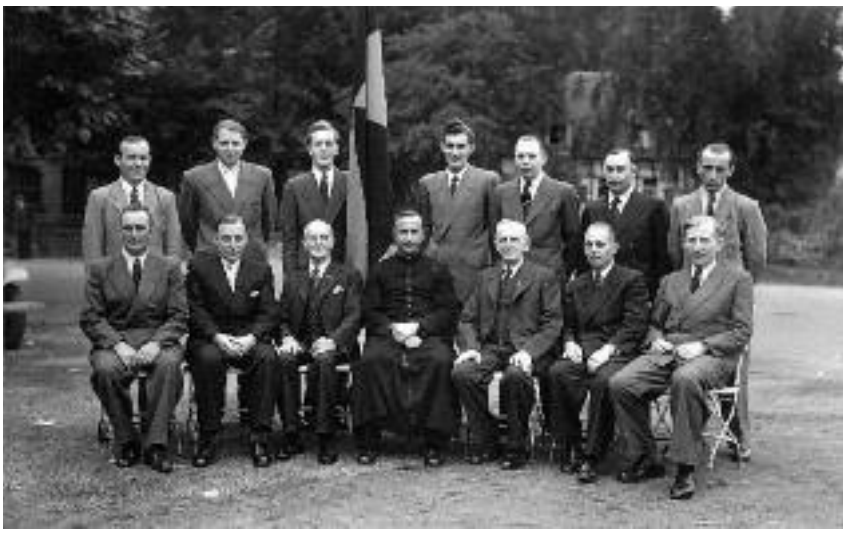
Und in Lintorf? Bürgermeister war Friedrich Windisch (1950 – 1952) und 1958 – 1961), dem Amt Angerland – bestehend aus den selbständigen Gemeinden Angermund, Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel, Lintorf und Wittlaer – standen Amtsbürgermeister Peter Bongartz (1950 – 952) und Amtsdirektor Dr. Rahn (1946 – 1953) vor. Die evangelischen Christen wurden von Pfarrer Johannes Schreiber (1931 – 1952) betreut, und Pfarrer der Lintorfer Katholiken war Dechant Wilhelm Veiders (1939 – 1970). Lintorf hatte 1951 6383 Einwohner, heute sind es 14.809.

Am 8. April 1951, vormittags nach dem sonntäglichen Hochamt, trafen sich im Lokal Steingen (Bürgershof) 40 Personen aus sämtlichen Handwerkergruppen zur Gründungsversammlung der Kolpingsfamilie. Die erste Mitgliederliste zeigt, daß an diesem Tag 38 Männer ihren Beitritt erklärten. Die Liste gibt uns aber auch interessante Auskunft darüber, wer und welche Lintorfer Namen 1951 zur Kolpingsfamilie gehörten; zu fast jedem Namen könnte man einen eigenen Artikel hier in der „Quecke" schreiben.

Die ersten 10 Jahre

Nach der Gründung am 8. April 1951 ging man mit viel Elan an die Arbeit. Der **erste Vorstand** mit Dechant Wilhelm Veiders als Ehrenpräses, Kaplan Paul Kersebaum als Präses, Franz Preuß als Altsenior (so hieß der Vorsitzende damals), Alfred Preuß als Senior (das war der Chef der Unverheirateten), Kurt Lamerz als Kolpingblattagent, Wilhelm Kempkes als





Präses Kaplan Kersebaum mit einigen Gründern der Kolpingsfamilie im Jahre 1951.
Untere Reihe v.l.n.r.: Josef Beier, Franz Preuß, Wilhelm Steingen, Kaplan Kersebaum, Peter Hamacher, Fritz Messing, Karl Enk.
Obere Reihe v.l.n.r.: Unbekannt, Hans Steingen, Franz Kempkes, Alfred Seul, Hans Spork, Heinrich Enk und Josef Pützer

Kassierer und Heinz Mendorf als Schriftführer organisierte für den Rest des Jahres 33 Heimabende, die in dem ehemaligen **katholischen Pfarrheim** an der Johann-Peter-Melchior-Straße stattfanden, heute bebaut mit Hoch- und Geschäftshäusern, bekannt jetzt als Konrad-Adenauer-Platz. Hier traf man sich die ersten Jahre wöchentlich zu Sing- und Spielabenden, Religionsvorträgen, politischen Diskussionsabenden und Filmvorträgen. 1959 wurden diese Abende, die nur noch zweimal im Monat stattfanden, in das Lokal des Kolpingbruders Heinz Doppstadt, Breitscheider Weg 25, damals bekannt als **Hotel Grunewald,** heute Domizil der Arbeiterwohlfahrt (Altentagesstätte), verlegt. Es sollte das Stammlokal der Kolpingsfamilie für viele Jahre bleiben. In den Anfangsjahren hatte man den Bau eines eigenen **Kolpingshauses** ernsthaft in Erwägung gezogen. Die in großer Zahl vorhandenen Handwerker in der Kolpingsfamilie wollten mit einem großen Teil Eigenhilfe den Grundstein legen. Die Mitglieder Bauingenieur Josef Beier und Schreinermeister Hans Schlüter hatten Pläne entworfen. Beim Abriß der Johann-Peter-Melchior-Schule an der Speestraße im Jahre 1954 – an dieser Stelle steht heute das „Lintorfer Rathaus", 1956 fertiggestellt – wollte man zum Beispiel die alten Mauersteine sicherstellen. Aus mancherlei Gründen kam es zu keinem Kolpinghaus, nachträglich betrachtet: besser so.

Bei einer Veranstaltung im Lokal „Grunewald" im Jahr 1961.
Kolpingsbruder Heinz Doppstadt bedient seine Gäste

Als ein **Auf und Ab** sind die ersten Jahre zu bezeichen. Die Beteiligung an den Heimabenden ließ nach anfänglicher Begeisterung bald nach. So schrieb die Zeitung von „der kleinen Schar der Lintorfer Kolpingsöhne", die die Jahreshauptversammlung am 5. 12. 1954 in der Gastwirtschaft besuchten.

Die jeweiligen Kapläne von St. Anna übernahmen das Präsesamt in der Kolpingsfamilie. Immer wieder appellierten sie, sich tatkräftiger zu beteiligen, was dann auch für kurze Zeit gelang, bis im April 1960 Herbert Köllen nach Lintorf kam und zur wesentlichen Belebung der Kolpingsfamilie beitrug. So war dann das **Zehnjährige,** das wir am Sonntag, dem 7. Mai 1961, in der Pfarrkirche St. Anna und im Vereinslokal Doppstadt feierten, ein gut besuchtes Familienfest, betrachtet von Öffentlichkeit und Presse: „10 Jahre Lintorfer Kolpingsfamilie. Jubiläumsfeier in festlichem Rahmen – Mitgliederzahl steigt", hieß eine Zeitungsüberschrift.

Diese eindrucksvolle Feier beflügelte unsere Arbeit für die nächsten Jahre.

Nach dem 10-jährigen ging es mit einem ausgeglichenem und guten Programm weiter. Aber schon 1963 lud der Präses, Kaplan Hubert Köllen, „den Rest der Kolpingsfamilie", wie er es nannte, ein, um mehr Aktivität zu fordern. Diese wurde mit wechselndem Erfolg erbracht. Die Versammlungen im Lokal Doppstadt fanden weiter zweimal monatlich statt. Jedes Jahr feierten wir, ebenfalls bei Doppstadt, **Karneval, Kolpinggedenktag, Advent** und **Nikolaus.** Das bescheidene Vereinszimmer wurde dann immer von unseren **Frauen** für den jeweiligen Anlaß schön oder auch würdevoll hergerichtet. Noch etwas zu den Frau-

en: Bereits 1966 versuchten wir, von der ursprünglichen Männergesellschaft (Gesellenverein) wegzukommen, indem wir unsere **Frauen und Bräute** zu jeder Versammlung einluden und das Programm so gestalteten, daß hiervon auch die Frauen profitierten.

Zwischenzeitlich war 1965 die St. Johannes-Kirche, damals St. Johannis Maria Vianney, fertiggestellt worden. Im März 1966 kam **Pater** Jacobus **van Gestel** nach Lintorf. Pater van Gestel versuchte, uns den nötigen Rückhalt zu geben und uns in jeder Hinsicht zu unterstützen. So half er bei der Beschaffung eines eigenen Raumes, den wir im Keller unter den Kirchengebäuden in Selbsthilfe ausbauen durften. Dieser **Kolpingkeller** wird heute noch genutzt, insbesondere von der Jugend (zum Beispiel: Dämmerschoppen). Nach der Fertigstellung der Pfarrzentrale (1975) trafen wir uns dann zu all unseren Veranstaltungen in den Räumen dieses schönen Pfarrheimes.

1971 feierten wir mit unseren Frauen das **20-jährige.** In der Einladung hieß es: „Wir wollen daher das 20-jährige am Samstag, dem 24. 4. 1971, feiern. Wir treffen uns um 20.00 Uhr in unserem Raum unter der Kaplanei der Pfarrer von Ars-Kirche mit unseren Frauen. Für Unterhaltung und Getränke ist gesorgt. Insbesondere werden auch die alten, bereits bei der Gründung dabei gewesenen Mitglieder eingeladen. Unser Wunsch Treu Kolping soll auch für die weiteren Jahre Gültigkeit haben."

Im November 1972 wurde Pater **Nico van Rijn** als Pfarrer von St. Joannis Maria Vianney eingeführt; bei der Mitgliederversammlung am 4. Februar 1973 wurde er zum Präses der Kolpingsfamilie gewählt.

Das Leben in der Kolpingsfamilie wurde immer intensiver. Und so konnten im März 1975 die Vorsitzenden Erwin Bittner und Willi Frohnhoff den „lieben Pfarrangehörigen der Gemeinden Pfarrer von Ars und St. Anna eine **Visitenkarte** der Kolpingsfamilie vorlegen. Sie betonten darin, daß wir ein abgekapseltes Vereinsleben verwerfen, vielmehr mitten in der Gemeinde stehen. „Wenn wir gebraucht werden, helfen wir". Sie betonten weiter, es sei gute Tradition, daß die Kolpingsfamilie im Norden (Busch) zu Hause sei, aber Mitglieder aus beiden Pfarren habe.

Kolpinggedenktag 1980. V.r.n.l.: Pater Jacobus van Gestel, der an diesem Tag zum Ehrenpräses ernannt wurde, Pater Nico van Rijn, Vorsitzender Hans-Hermann Jacobs, Renate Jacobs und Ursula Gendrisch

Am Kolpingsgedenktag 1976 wurde dann im großen Saal des neuen Pfarrzentrums das **25-jährige** gefeiert.

Auftakt zum Jubiläum mit Tanz war am Samstag, dem 4. Dezember. Es spielte das Club-Trio Schlosser (der 1. Organist und Chorleiter von St. Johannes). Der Sonntag begann um 10 Uhr mit der Festmesse. Um 11 Uhr schloß sich die Feierstunde an. Dieses Ereignis sollte damals für uns nicht nur Rückblick, sondern vor allem Ansporn für die Zukunft der Kolpingsfamilie sein. Wenn wir uns heute, im Jahr 2001, betrachten, können wir voller Bescheidenheit feststellen: es ist uns gelungen.

Es würde zu weit führen, die nächsten 25 Jahre bis zum **50-jährigen 2001** minutiös darzustellen. Ein grober Überblick muß genügen, mehr würde den Rahmen sprengen.

Denn: 1977 begann mit dem neuen Vorsitzenden Hans-Hermann Jacobs ein **Neuaufbruch,** eine segensreiche Zeit für die Kolpingsfamilie, sowohl nach innen als auch nach außen. Unsere ausführliche und anschauliche **Festschrift** mit Chronik „50 Jahre Kolpingsfamilie Lintorf" umfaßt 60 Seiten. Sie kann gern und jederzeit eingesehen und auch ausgeliehen werden beim Archivar der Kolpingsfamilie, Joachim Zeletzki, beim derzeitigen Vorsitzenden Werner Glasmacher, aber auch im Archiv beim Herausgeber dieser Zeitschrift, dem Heimatverein Lintorf.

Hier aber einige Stichworte, nach Jahren geordnet:

– An 13 Samstagen im Sommer und Herbst 1977 haben 23 Kolpingbrüder die Häuser im Kinderdorf **Maria in der Drucht** renoviert und gestrichen.
– Am 17. und 18. Juni 1978 führte uns das erste **gemeinsame Wochenende** ins bischöfliche Priesteramt nach St. Thomas in der Eifel. 44 Erwachsene und 36 Kinder bzw. Jugendliche erlebten Tage, die uns noch enger zusammenrücken ließen. Es sollte dies der Auftakt vieler folgender, **jährlicher** Bildungswochenenden an wechselnden Orten sein. Eine Einrichtung, die aus dem jährlichen Programm der Kolpingsfamilie Lintorf nicht mehr wegzudenken ist und die vom Diözesanverband damals als Beispiel für andere Kolpingsfamilien dargestellt wurde.

– Abschluß und Höhepunkt des Jahres 1979 war der Kolpinggedenktag im Dezember. An diesem Tag wurden **25 Frauen** als Mitglieder **aufgenommen,** das tatsächliche und löbliche Ende der Männergesellschaft.

– Unvergessen bleiben für Aktive und Zuschauer die **Fußballspiele** der Kolpingsfamilie gegen den Angstgegner, die Meßdiener von St. Johannes. Sie standen jeweils unter der Leitung des Schiedsrichters Pater Nico van Rijn. Trotz intensiver Nachfrage läßt sich heute nicht mehr feststellen, wie hoch wir (die Kolpingbrüder) jedes der drei Spiele verloren haben.

– „Der Busch, wie er singt und lacht." Unter diesem Motto trat die Kolpingsfamilie ab 1980 für 11 aufeinanderfolgende Jahre als Ausrichter des **Pfarrkarnevals** auf. Hierzu gehörten auch die Auftritte des **Kolping-Männer-Balletts** mit jährlich wechselnden Themen und einem Bekanntheitsgrad von Eggerscheidt bis in die Landeshauptstadt.

– Der erste **Weihnachtsbaumverkauf** der Lintorfer Kolpingsfamilie im Dezember 1983 war ein Erfolg, dem weitere folgten. Die Bäume waren in dem Gang zwischen St. Johannes-Kirche und Pfarrhaus jedes Jahr so schnell verkauft, daß die Besucher der 10-Uhr-Messe keine mehr abbekamen und uns nur noch beim Zusammenkehren der Tannennadeln beobachten konnten.

– 1985 knüpften wir die ersten Kontakte mit der Kolpingsfamilie in **Schirgiswalde,** unter den damals erschwerten Bedingungen zu **DDR-**Zeiten. Briefwechsel konnte nur privat unter „Lieber Cousin" und ähnlich, ein persönliches Treffen nur im Rahmen der Leipziger Messe stattfinden. Der erste Besuch von sechs Lintorfer Kolpingsschwestern und -brüdern in Schirgiswalde fand kurz vor der Wende statt, im Oktober 1989. Heute hat sich eine blühende Partnerschaft entwickelt, mit wechselseitigen Besuchen. So konnten wir am Freitag, dem 18. Mai 2001, dreißig Gäste von der Kolpingsfamilie Schirgiswalde empfangen, die drei Tage an unserem Jubiläum teilnamen.

– Zwischenzeitlich war am 5. Februar 1985 **Pater** Chris **Aarts** nach Lintorf gekommen. Seitdem ist er Präses der Kolpingsfamilie. 1985 wurde auch Günter Edelmann zum Vorsitzenden gewählt, er führte Kolping Lintorf mit viel Geschick bis zum Jubiläumsjahr.

– Eine große und vielbeachtete Aktion war 1994 die Übernahme der Instandsetzung und dauernden Pflege des **Wegekreuzes** am Ortseingang von Lintorf an der Krummenweger Straße. „Restauriert und schon wieder zerstört" – das war eine Erfahrung, die wir kurz danach und mehrmals machen mußten.

Heute im Jahr 2001, ist **Kolping Lintorf** eine Großfamilie mit 121 Personen, davon 88 Erwachsene und 33 Kinder.

Unser Jubiläum von Freitag, dem 18. Mai, bis Sonntag, den 20. Mai 2001, fand viel Beachtung in der Öffentlichkeit. Wir haben es mit großer Dankbarkeit begangen und uns sehr über den Besuch des Kölner Erzbischofs Joachim Kardinal Meisner gefreut. Es war nach 40 Jahren erstmals wieder der Besuch eines Kardinals in Lintorf. Das letzte Mal war es Kardinal Frings 1961 bei der Einweihung des Hauses Anna, das nun bald abgerissen wird.

Nach der feierlichen Messe in der St. Johannes-Kirche am Sonntagmorgen, die von Kardinal Meisner zelebriert wurde, fand im großen Pfarrsaal ein Festakt zum 50jährigen Jubiläum statt. Die Festansprache hielt der Bundesvorsitzende des Kolpingwerkes Deutschland und Bundestagsabgeordnete unseres Wahlkreises, Heinz Schemken. Während der Feierstunde ehrten Kardinal Meisner und Heinz Schemken vier Mitglieder für 50-jährige Treue zur Lintorfer Kolpingsfamilie: Heinz Mendorf, Alfred Seul, Josef Zacharias und Heinrich Enk sind seit der Gründung im April 1951 dabei und haben sich immer aktiv an den Veranstaltungen und Aktionen „ihrer" Kolpingsfamilie beteiligt. Ihnen gebührt großer Dank!

Der zu Beginn des Jubiläumsjahres gewählte **Vorstand** (nur der „engere", es gibt weitere Vorstandsmitglieder) setzt sich wie folgt zusammen: 1. Vorsitzender Werner Glasmacher, 2. Vorsitzender Rainer Bielefeld, Kassierer Hans Knapstein, Schriftführer Frank Hansch.

Joachim Zeletzki

Die vier Jubilare, die für ihre 50-jährige Treue zur Lintorfer Kolpingsfamilie geehrt wurden.V.l.n.r.: Heinz Mendorf, Alfred Seul, Josef Zacharias und Heinrich Enk. Dahinter der Bundesvorsitzende des deutschen Kolpingwerkes, Heinz Schemken, und Vorsitzender Werner Glasmacher

„Aus dem Glauben heraus“

Die Gemeinde St. Anna und St. Johannes in Lintorf feierte mit ihren Geistlichen Primiz und 40jähriges Priesterjubiläum

„Aus dem Glauben heraus“, so lautete das Thema einer Predigt, in welcher der damalige Diakon Temur Bagherzadeh in einer Abendmesse den Gläubigen in der Pfarrkirche St. Johannes zu erklären versuchte, warum er sich zum Priesteramt berufen fühle.

Am 22. Juni 2001 wurde er im Dom zu Köln zum Priester geweiht, im Dom konnte er auch zwei Tage später seine Heimatprimiz feiern. Denn Temur Bagherzadeh ist „ne Kölsche Jong“.

Kaplan Temur Johannes Bagherzadeh

Im Jahre 1973 wurde er im Zentrum Kölns geboren. Das Gemeindeleben in der Dompfarre St. Peter, seine Tätigkeit als Meßdiener und als Sänger im Kölner Domchor und später die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen der Pfarre prägten seine Jugendjahre und ließen in ihm den Wunsch reifen, Priester zu werden. Bevor er 1994 sein fünfjähriges Theologiestudium in Bonn und München begann, absolvierte er eine zweijährige Ausbildung zum nebenberuflichen Kirchenmusiker. Am 12. Oktober 1999 kam er als „Seminarist im Pastoraljahr“ in die Pfarre St. Johannes nach Lintorf. Pfarrer Pater Chris Aarts o.s.c. sollte ihn als Mentor in seiner praktischen Ausbildung zum Gemeindeseelsorger betreuen. Im Juni 2000 wurde er zum Diakon geweiht.

Einen schöneren Tag hätte sich Temur Bagherzadeh gar nicht aussuchen können, als er am 1. Juli 2001 in der Pfarrkirche St. Johannes seine erste hl. Messe in Lintorf lesen konnte. Die Primiz in der Pfarre St. Anna und St. Johannes fiel nämlich zusammen mit dem Pfarrfest der Gemeinde. So wurde er nach der Messe in der übervollen Kirche von den Gemeindemitgliedern und vielen Gästen auf dem Kirchplatz empfangen, um mit ihm zu feiern und ihm Glück und Gottes Segen zu wünschen für sein weiteres priesterliches Wirken. Bis zum Sommer 2002 wird Temur Bagherzadeh noch in Lintorf als Kaplan tätig sein. Schwerpunkt seiner Arbeit und Herzensangelegenheit werden dabei die Betreuung der Kinder und Jugendlichen der Gemeinde und die Taufvorbereitung sein.

Auch die Lintorfer Heimatfreunde gratulieren Kaplan Bagherzadeh noch einmal ganz herzlich und wünschen ihm eine segensreiche Tätigkeit in seiner ersten Gemeinde als Priester.

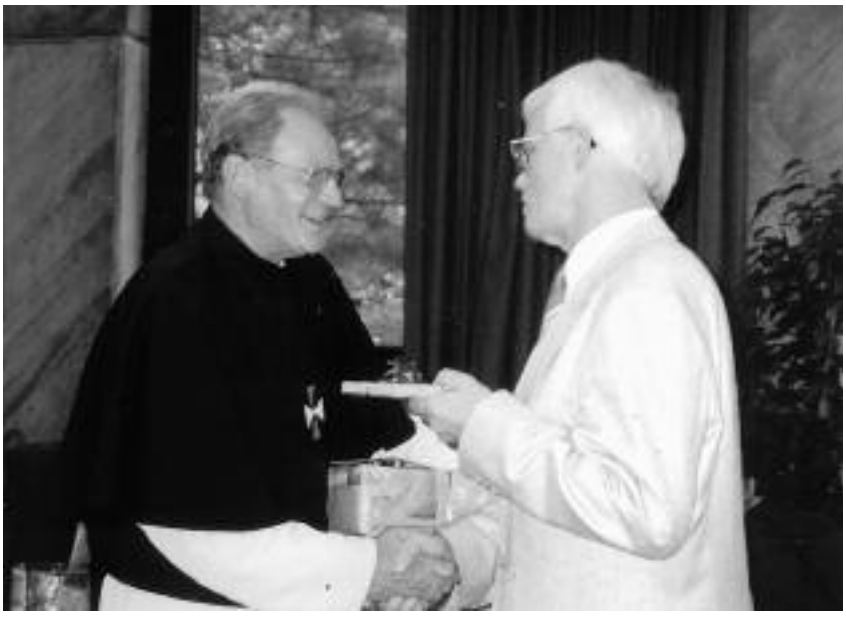
Hatten am 1. Juli viele Gläubige die Gelegenheit genutzt, ihrem Pfarrer Pater Chris Aarts während des Pfarrfestes nachträglich zum 67. Geburtstag zu gratulieren, so bot sich ihnen am 15. Juli 2001 erneut Gelegenheit, mit ihrem Pfarrer zu feiern: Christ Aarts konnte an diesem Tag sein 40jähriges Priesterjubiläum begehen.

Am 16. Juli 1961 weihte Wilhelmus Bekkers, Bischof von s’Hertogenbosch, den jungen Kreuzherrn zum Priester.

Nach der festlichen Messe in St. Johannes, an der neben seinen Eltern und Geschwistern sowie den Pfarrangehörigen von St. Anna und St. Johannes auch viele Freunde, Mitarbeiter und Bekannte aus ganz Ratingen teilnahmen, hatten der Pfarrgemeinderat und der Kirchenvorstand zu einem Empfang in den Pfarrsaal eingeladen. Trotz der gerade begonnenen Sommerferien waren sehr viele Gäste gekommen, um dem beliebten Seelsorger zu gratulieren. Von den 40 Jahren seiner Priestertätigkeit war Pater Chris Aarts 16 Jahre Pfarrer von St. Johannes. Seit sechs Jahren ist er außerdem Pfarrer von St. Anna.

Auch ihm gratulieren die Lintorfer Heimatfreunde an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich und hoffen auch weiterhin auf gute Zusammenarbeit.

Manfred Buer



Viele Freunde und Bekannte waren gekommen, um Pater Chris Aarts zum 40jährigen Priesterjubiläum zu gratulieren

En wiet jereeste Uhr

Be-i völl Kenger on Enkelkenger es immer wat los

Als de Marcus su vier Johr auld wor, krech he üver Neiht Asthma. De Dr. Blumberg seit: „Sofort nach Borkum.“ Do wuht dat Kenk henjeflohre.

Als sechs Weeke öm woren, on dat Kenk wor widder jesonkt, hant minne Mann on ech de kleene Jong en Leer, en Ostfriesland, affjeholt, bes dohen esse jeflohre.

Als wir nu en Leer woren, hadden wir noch völl Tied, bes dat Fluchzeuch kom. Su hant wir us Leer anjekieke. Wat us opfiel, woren die völle Uhrelädes, wahl tien en so enem kleene Städtche. Am Eng vonne Hauptstroot wor noch ne Uhrelade. Em Schaufenster woren völl antike Uhre, die hant wir us besongisch anjekieke. Wir twei woren bejeistert von all den schüne Uhre. Ech hatt schon een em Visier. „Kiek mol, Willi, die Uhr pasten doch schün enne Diele, do kickt mer sufort drop, wenn mer enne Husdür erenkömmt.“ „Jo, mennt he, die jefällt mech och juet, lommer ens erenjonn on frore, wat die kost.“

Et wor sonne richtich aultmudische Lade, e beske krempelisch wor alles, aver nett antesenn. Do kum ut sinnem Kabüffke ne aule Herr met witte Hoore on nem witte Baat on nem blaue Schütel öm. Nu frochten wir öm, wo all die aule Uhre herkömen. Do hät he us vertellt, dat die Siemänner, die fröher mondelang op em Schepp woren, wenn se völl Tied hadden, vör öhr Fraue on Bräut Uhre jebastelt hant, dat woren die Scheffsuhre. Wenn se dann von jruter Fahrt trückkomen, breite se e schün Jeschenk met. He hätt su met der Tied völl aule Uhre repariert, on weil se öm su juet jefielen, och völl Uhre opjekoppt, repariert, on weil he se nit all behaule konnt, widder verkoppt.

Nu frochten wir nach der Uhr em Schaufenster on wat die koste sollt. Dat wor en aule Uhr ut Ostfriesland, e selden schün Stöck, wie he seid, on soll tweidoosend Mark koste. „Na, das wollen wir uns noch einmal überlegen“, seid minne Mann, on su jingen wir widder.

Die Uhr jing mech nit ut em Kopp. „Tweidoosend Mark vör en aule Uhr, dat es tevöll“ seit de Willi, „avver dat well ech dech sare, du kress en aule Uhr, lot mech mähr make.“

Wir twei woren völl ongerwegs, wir woren jo Rentner, mol met em Auto, mol met em Rad, mol te Fuet. De Willi deiht immer anne Uhr, he had se mech jo versprooke.

Oft han ech jehuht, wie he seit: „Hesse nit en aule Uhr erömlieje?“ Enes Dags wor et suwiet. „Jo, seit ne Bur, ech han noch su aul Deng op em Söller lieje, aver die wellse doch nit han, die ess janz kapott on verrostet.“ „Lommer ens kieke“, seid minne Mann. Ech bliev enne Köch sette. Et duhrden nit lang, do komen se vom Söller eraf.

En ner Kest wor alles, wat se von der Uhr jefonge hant.

De Bur seid: „He litt se mähr eröm, wir hant su jenoch aule Krempel om Söller, ech ben fruh, wenn se fott es.“ Willi packden alles en et Auto, on wir fuhren jlöcklich nach Huus. He bekiekden wir us alles, et wor mähr noch Schrott. Et Uhrwerk verrostet, etliche Deele fehlten, et Jehäuse vonne Uhr kapott,

alles ut em Liem, Kapitällches fehlden, on et janze Holtwerk dick met Farv beklarvt. Avver et Zifferblatt wor noch juet, et hätt die lange Johre op em Söller juet überstange. Och die feine Ziselierung wor noch do, och tom Deel kapott, alles Stöckskes, aver dat Wichtigste wor och noch do, de Name vom Uhrmäker on die Johreszahl, alles verstufft on voll Spennjewebs. Johan Brode, Uhrmacher in Angermund 1843, su steht met de Hank jeschrieve op nem ronge Scheldche, met e paar Strichelches on Schnörkelches verziert, on e Jlasschiefke dovör.

„Na, seid de Willi, wat han ech jeseit, du kress en aule Uhr, on he esse.“ De Willi hätt Stonde öm Stonde met jruter Jedold dran jearbed, alles sortiert, alles reen jemackt, die aule Farv eronger jeholt, on wat kom erut? Feine Intarsienarbed en Nußboom- on Kirschboomholt. He krech immer mieh Spaß an der Uhr on ech och. He hätt die fehlende Kapitällches nohjearbett, he hätt afjebeezt, jeschmerjelt, jeliemt on alles tesame jesatt, wir twei hant us jefreut wie de Kenger.

Nu moßten wir aver ne Uhrmäker fenge, de dat Uhrwerk widder en Jang breit. Te-isch jingen wir narm Martin Stengkes, avver de wor noch voll em Jeschäft on hatt vör son Liebhaberei ken Tied. Dat konnden wir verstonn. Dann hant wir von nem Uhrmäker in Hilden jehuht, de aule Bergische Uhre reparierden. Wir us ennet Auto jesatt, die aule Uhr em Kartong, on aff jing et nach Hilden. Als wir endlich die Adress jefonge hant, hieß et: „Der Meister war schon so alt, er ist vorige Woche verstorben.“ Wir widder met de aule Uhr nach Lengtörp. Do sach ech für minne Mann: „Willi, wesse wat, wir fahren nach Leer, de aule Uhrmäker kann se us secher widder op Jang brenge.“ Su packden wir de janze Krom ennet Auto on fuhren nach Leer. Dat Lädche hant wir schnell widder jefonge, aver de aule Mann, wiet üver de achtzich, wor och du-et.

Wat nu? „Halt“, seid de Willi, „ech kenn eene, sonne Pönternöres, de

könnt us am Eng die Uhr make. Dat es et Karlche Raspel, de wonnt am Potekamp en sonnem kleene Hüske, do fahren wir morje hen.“

Am angere Dach fuhren wir met der nu schon wietjereeste Uhr narm Karlche Raspel. Ech kannt de Mann nit, aver minne Mann kannt to der Tied noch all die aule Lengtörper. Wir jinge henge eröm en et Huus, do kom och schon e kleen Männeke on kiek us frohrend an. De Willi zecht em de Kartong met dem aule Uhrwerk on seid: „Karlche, kannsse mech die Uhr tesame sette?“ He bekiek sech de janze Schrott on seid: „Do mot ech völl Ersatzdeel selver make, fräse on fiele, aver lott se mol heh, wir wollen emol senn.“

Et verjingen Weeke, jo Monde, wir huden on sohren nix mieh von de Uhr. Op emol fiel us widder die Uhr en. „Lommer noch ens henfahre on hüre, wie et met de Uhr es“, seiden ech förm Willi. „Ja“, meint he, „de Mann hätt völl Arbed, ne Schworer von dem hätt en Keisischweet e Antiquitätenjeschäft, do arbed de för, repariert on restauriert, on dat jeht am Eng vür“. Aver ech liet ken Roh, on su fuhren wir widder narm Karlche Raspel. Als wir anjekloppt hant, kom he erut. De Häng dick anjeschwolle on verbonge. He seid, he hätt e Exem anne Häng on könnt se koum beweje, an de Uhr repariere wör ke denke dran, wir sollten de janze Krom widder metnehme.

Dat Uhrkästke wor ongertösche fedich on pickfein, wir hadden us Freud dran, avver et Uhrwerk? Schrott? Sie wud widder en der Keller jesatt, et Kästke dobei, e Duek dröm on bold verjete.

Et Mondeis komen döck de Jagdfrönde ut Angermonk, dat wor de Ferdi Röskes on de Fritz Karrenberg. Sie komen immer su öm elf Uhr, dann wuht en Schnäpske on e Bierke jedronke on jefrocht, wann et widder narm Taunus nach de Jagd jing. Ech soet oft dobei, et wud vertellt, mer kome vom Hölzke op et Stöckske. Wie et kom, ech weet et nit, op emol woren se vonne aule Uhre dran. „Jo“, seid de Willi, „ech han och noch een em Keller lieje, feng aver kenne, de se reparieren kann“. Do seid de Ferdi: „De Reiner Faßbender had och en aule Uhr, die hät em de Martin Stengkes jemackt, do motse enns henjonn.“

Uhrmachermeister Martin Steingen (1905 - 1985), langjähriges Vorstandsmitglied des Lintorfer Heimatvereins und „Quecke“-Autor

De Martin wor ongertösche och en Rente jejange, su hatte Tied. De Martin bekiek sech alles on seit: „Ech versüek se te make, avver et kann lang duhre“. Enes Dags riep de Martin an on seid, de Uhr wör fedich. Voller Freud hant wir se affjeholt on woren begeistert vonne Uhr. Em Wohnzimmer hätt se de richtije Platz jekritt, on wir freuen us jiede Dach dran.

De Willi hät die Uhr immer selver opgetrocke on versorcht, dat wor sin Arbed, do lieht he mech nit dran. Aver eines Dags jing se nit mieh, se bliev stonn, he konnt make, wat he wollt.

Met de Johre es minne Mann blenk jewode on konnt sech nit mieh öm die Uhr kömmere. Do kom de Marcus to Besüek, de Jong, weswejen wir damals nach Leer jefahre sind. „Marcus, du mots dech mol öm die Uhr kömmere, die löpt nit mieh, nemm se emol eraff, dann mäksse se reen on des se öle.“ „Aber Opa, ich verstehe doch nichts von Uhren, ich verstehe nur etwas von Flugzeugen.“ „We wat von Fluchzeuje versteet, de versteet och wat von Uhre, mak mähr.“

Marcus dieht, wie de Opa jeseit hätt, am Eng liep de Uhr widder. Minne Mann es öngertösche verstorve, on de Marcus flücht als Pilot enne Welt eröm. Nu es de Uhr widder ston jeblieve, ech krich se nit op Jang, aver töm Jlöck es de Enkel vom Martin Stengkes Uhrmäker-Meester on sorcht, dat se widder annet Loupe kömmt.

Maria Molitor

Lengtörper Kall

Adelspuhl	Jauchegrube
Ämseke	Ameisen
arme Schluff	armer, treuer Mensch
Bädel	altes Zeug
banduse	randalieren
Biestegras	Pferdeweiden, saures Gras
bratsche	weinen
Bretlog	Porree
Dadderich	Schüttellähmung
dat jeht doch hatte Bäng	schwer zu lösendes Problem
Dem es en Lus öwer de Lewer jelope	nicht umgänglich, mit sich selbst nicht zufrieden
et jeht alles dorch et Schieroch	es geht alles unkontrolliert in kleiner Form weg
Fleumeufel	Kleinigkeit zum Essen
Fudpad	kleiner, schmaler Fußweg
Futmatt	Fußmatte
Hälskesträcker	saures Obst, unreif, verkrüppelt
Imeskau	Bienenhaus
jape	gähnen
Jedüns	wichtig machen
Jeus	Gans
Kapp	Schirmmütze
knitsche	anecken
Knoop	Knopf
Kömmste öwer dor Honk, kömmste öwer dor Steht	Kommt man über die großen Beschwerden weg, sind auch die kleinen zu bewältigen
kongele	handeln und verhandeln
Kosch	Kruste, Brotkruste
Kulingsköpp	Froschlaich
letscht wie ne Oos	ein durch das Körpergewicht unkontrollierter Gang
Lüs	Laus
mangs	weich, gar
Mastfuder	kräftiges, kalorienreiches Essen oder beim Vieh Mastfutter
Muckefuck	Malzkaffee
Mutz	kleine Tabakpfeife
nobere	Besuch und Gespräch mit Nachbarn
ödeme	atmen
onüsel	ungezogen, unkontrolliert, z.T. böse
Pack-Ahn	starke, fleißige Person
Pöngel	ein zu einem Beutel zusammengefaltetes Tuch mit Inhalt
Pootling	Pflanzleine
prüme	priemen, Priemtabak
Pürk	Perücke
püsele	einer lustlosen, unkontrollierten, langweiligen Beschäftigung nachgehen
Putesack	Türvorlage im Winter
Schabau	Schnaps
Schluffe	Hausschuhe

schmure	rauchen
Schnorrbüdel	Einkaufstasche
schnorre	zusammentragen, einsammeln
schröppe	zahlen, ausnehmen
Schuffelschöpp	Schaufel
Schuffkar	Schubkarre
schülle-jonn	nachsehen, suchen
schuwe	schieben
schwaddroniere	viel reden
Sewer	Speichel
Sood	Samen
Sprötz	Gieskanne
Stoff	Staub
Stons-Fus-schlope	stehenden Fußes schlafen
Stuuf	Wohnzimmer
Tööt	Metallkanne
Überziehr	Mantel
vom Jewe und vom Fotschmiete es noch kene riek jewode	vom Geben und vom Ausgeben ist noch keiner reich geworden
Vöreng	Vorende, auslaufende Furchen auf einem gepflügten Feld quer zur Längsrichtung
Wetthold	Holzlatte ca. 3,5 cm breit, ca. 45 cm lang, auf ca. 30 cm mit Schleifkorn (Silizium-Karbid) beschichtet, zum Schärfen von Sensen
Wettstehn	Wetzstein zum Schärfen einer Sense
Ziehdung	Zeitung

Wenne wat jedonn han wells am Dach, dann modste met de Hönner opstonn on met de Hönner schlope jonn
Wer am Tag viel schaffen möchte, muß mit den Hühnern schlafengehen, also sehr früh, und ebenfalls sehr früh aufstehen, bei Tagesanbruch.

Wenn et blöht ut de Tied, jöft et en Hochtied oder Liek
Eine Baumblüte außerhalb der normalen Blütezeit bedeutet eine Hochzeit oder einen Todesfall.

Lorenz Herdt

Sprachgeschichte am Beispiel Ratingen

Ein Duisburger Forschungsprojekt zur Entstehung der deutsch-niederländischen Sprachgrenze

Im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts wurde der rheinmaasländische Sprachraum, zu welchem auch Ratingen zählt, von zwei Seiten her überschichtet – von Süden her durch das Hochdeutsche und von Westen her durch das Brabantische und Holländische. Weder diese Entwicklung noch die damit verbundenen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen wurden bisher untersucht. Vielmehr wurde die Sprachgrenze häufig in sehr fragwürdiger Weise mit dem Einfluß der Reformation, der Unabhängigkeitsbewegung der Niederlande oder den politisch-territorialen Veränderungen, insbesondere der Verbindung von Jülich-Berg, Kleve und Mark, gesucht.

Dies nahm die Universität Duisburg unter der Federführung von Prof. Dr. Arend Mihm zum Anlaß, 1999 ein Forschungsprojekt in die Wege zu leiten, das insbesondere die Vergleichbarkeit einzelner Orte in diesem Raum gewährleisten sollte, um weitere Aufschlüsse zu gewinnen. Als Textsorten sollten Rats- oder Gerichtsprotokolle, Stadtrechungen, Akzise- und Anschreibbücher und serielle Rechtstexte ausgewertet werden. Die Quellen sollten im 16. und

frühen 17. Jahrhundert entstanden sein. Von über 100 Archiven im Untersuchungesgebiet wurden 12 Schreiborte ausgewählt. Als einzige Stadt aus dem früheren Herzogtum Berg fiel aufgrund der noch ausreichend vorhandenen Quellen die Wahl auf Ratingen.

Weiter wurden berücksichtigt: Im heute deutschen Bereich Emmerich und Wesel aus dem damaligen Herzogtum Kleve, die Stadt Geldern aus dem damaligen Herzogtum Geldern und Neuss aus dem damaligen Territorium Kurköln. In den heutigen Niederlanden und Belgien sind es die Schreiborte Hasselt und Tongeren aus dem ehemaligen Bistum Lüttich, Venlo und Roermond aus dem früheren Herzogtum Geldern, Venray aus der Grafschaft Kessel, Maastricht aus dem ehemaligen Herzogtum Limburg, Sittard aus dem ehemaligen Herzogtum Jülich.

Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen, allerdings gibt es für die Schreiborte Ratingen, Wesel und Venlo erste Ergebnisse, die hier für Ratingen kurz zusammengefaßt werden sollen.

Ratingen gehört zu den Ortspunkten des Forschungsprojekts, die den südlichen Teil des Rheinmaaslandes repräsentieren. Die Stadt ist charakterisiert durch ihre Lage zwischen der Benrather und der Uerdinger Linie. Die Forscher erwarteten hier vorab ein frühes Einsetzen der hochdeutschen Überschichtung der Sprache.

Die Untersuchung wurde in Ratingen von der Duisburger Sprachwissenschaftlerin Dr. Kerstin Salewski und wissenschaftlichen Hilfskräften durchgeführt. Weil überwiegend auf handschriftliche Quellen zurückgegriffen werden mußte, war ein immenses und anspruchsvolles Arbeitspensum durch die Forscher zu bewältigen. Da für Ratingen hinsichtlich der seriellen Quellen gerade für die Zeit zwischen 1557 und 1567 eine Lücke besteht – ein Zeitraum, in welchem sich erfahrungsgemäß gravierende Sprachveränderungen vollzogen haben - mußten zudem auch innerstädtische Schöffenurkunden einbezogen werden.

Der Untersuchungsbefund ergab bald, daß schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts bestimmte hochdeutsche Varianten in der Ratinger Stadtsprache üblich waren. Um diese Merkmale zu vervollständigen, mußten die Quellen bis zum Beginn der innerstädtischen volkssprachlichen Schriftlichkeit im Jahr 1380 zurückverfolgt werden.

Die hochdeutschen Varianten einzelner Wörter hatten einerseits seit alters her auch im ripuarischen Sprachgebiet ihre Gültigkeit und werden in der Fachsprache als ripuarische Überschichtung bezeichnet. Ein Grund für diese Entwicklung könnte in den weitreichenden, eng mit Köln verbundenen Handelsbeziehungen Ratingens zu suchen sein.

Während die Ripuarisierung in Ratingen einen sehr langen Zeitraum in Anspruch nahm und erst um 1570 abgeschlossen war , ließ sich andererseits eine zweite Überschichtung durch genuin oberdeutsche Sprachmerkmale feststellen. Diese setzte erst 1565 ein und nahm nur etwa 40 Jahre in Anspruch. Um 1605 war sie so gut wie abgeschlossen.

Allerdings läßt sich aufgrund der rezenten Dialektbefunde unstrittig feststellen, daß die Mehrheit der Ratinger Bevölkerung von diesen beiden Überschichtungsvorgängen überhaupt nicht betroffen war, sondern an der rheinmaasländischen Sprache festhielt. In den Quellen schlägt sich also der Sprachgebrauch der Ratinger Oberschicht nieder. Die Führungsschicht verhielt sich also etwa bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts der Mehrheit der Bürgergemeinde gegenüber loyal, indem sie ripuarische Wörter nur zögerlich verwendete. Dieses loyale Verhalten gegenüber der Bürgermehrheit deutet Salewski als wichtige Voraussetzung für den Erhalt des Stadtfriedens.

Anders verhält er sich bei der Übernahme der oberdeutschen Wörter, die innerhalb kürzester Zeit, scheinbar ohne Hemmungen gegenüber der rheinmaasländisch kommunizierenden Bürgermehrheit, zwischen 1570 und 1605 von der Ratinger Oberschicht übernommen wurden. Dieser Befund konnte aber bisher auch bei den anderen Orten, die in das Forschungsprojekt einbezogen sind, festgestellt werden, so daß hier ein lokaler Erklärungsbezug nicht mehr ausreicht.

Der Rückgang der Loyalität der Oberschichten gegenüber den lokalen Sprachgemeinschaften scheint chararkteristisch für die Herausprägung der frühneuzeitlichen Obrigkeitsstaaten, deren Vertreter eher im Interesse der Landesherren als der Bürger (von ihnen als Untertanen angesehen) agieren und sprechen.

Die vorliegenden und hier zusammengefaßten Untersuchungsergebnisse können zu den Öffnungszeiten in der Bibliothek des Stadtarchivs Ratingen eingesehen werden:

Arend Mihm, Michael Elmtaler, Stephanie Heth, Kerstin Salewski, Tim Stichlmair, Die frühneuzeitliche Überschichtung der rheinmaasländischen Stadtsprachen. Ein Duisburger Forschungsprojekt zur Entstehung der deutsch-niederländischen Sprachgrenze, in: Michael Elmtaler (Hg.), Regionalsprachen, Stadtsprachen und Institutionssprachen im historischen Prozeß (= Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 10), Wien 2000, S. 118-156.

Eine weitere neue Publikation zur Diaklektforschung liegt ebenfalls zur Einsicht bereit:

Helmut Lausberg/Robert Möller, Rheinischer Wortatlas, Bonn 2000.

Alle an der Sprachgeschichte und der Mundartforschung Interessierten sind im Stadtarchiv willkommen. (Weitere Informationen: 02102/98-2443).

Dr. Erika Münster

Die Modelleisenbahnfreunde Angerland

Modelleisenbahn als Teil der Völkerverständigung

Im Jahre 1982 gründeten sich die Modelleisenbahnfreunde Angerland. Gründungsmitglieder waren unter der Initiative des heutigen Ratsmitgliedes Rechtsanwalt Rüdiger Matysek Herr und Frau Küpper und Wilfried Schlüter, der als einziges der Gründungsmitglieder bis heute aktives Mitglied ist.

Heute haben die Modelleisenbahnfreunde unter der Führung von Dieter Piefky und André Theis ständig etwa 16 Mitglieder, die sich mittwochs und freitags zwischen 15 und 22 Uhr regelmäßig in den Clubräumen treffen, die die Stadt Ratingen den Modelleisenbahnfreunden in der Eduard-Dietrich-Schule (Lintorf, Duisburger Straße) zur Verfügung gestellt hat. Jugendliche Mitglieder zahlen DM 5,00 Beitrag im Monat, alle anderen DM 20,00.

In den Clubräumen findet der Besucher eine riesige Modelleisenbahnanlage über drei verschiedene Räume, teilweise sogar mehrstöckig.

Nachdem man in den Anfangszeiten mit einer von Wechselstrom betriebenen Anlage angefangen hat, zeigte es sich schon bald, dass eine bessere Anlage wegen der modellgetreueren Schienen mit einem Gleichstromsystem zu erreichen ist. So wurde die erste Anlage komplett abgebaut und durch eine vollkommen neue Anlage ersetzt. Diese verfügt über riesige (unsichtbare) Stationen, in denen lange Züge abgestellt sind, die bei Bedarf auf den Weg geschickt werden können.

Heute kann man dort auf ca. 12-15 m^2 eine über drei Räume verteilte mehrstöckige Eisenbahnanlage bewundern. Es sind über 1 km Gleise verlegt, von denen allerdings weniger als die Hälfte zu sehen sind, weil der größte Teil der Gleisanlagen unterhalb der sichtbaren Fläche als Rangierbahnhof und Abstellbahnhof konstruiert ist. In den Abstellbahnhöfen sind bis zu 150 komplett zusammengestellte Züge, teilweise mit bis zu 25 Wagen geparkt, angefangen von einem ICE, der wie das Vorbild über 15 Waggons verfügt, über verschiedenste Güterzüge aus vielen europäischen Ländem bis zu wunderschönen historischen Zügen.

Imposant ist nicht nur die Vielfalt der historischen Züge, sondern auch die Länge der von den Eisenbahnfreunden zusammen gestellten Zugeinheiten. Die meisten der Züge gehören den einzelnen Clubmitgliedern, die hier ihre eigenen Züge fahren lassen können. Dem Club gemeinsam gehören nur etwa fünf dieser Züge. Das heißt aber nicht, dass sich der Besucher nur an den Clubzügen erfreuen kann, ihm werden die schönsten Exemplare auch dann vorgeführt, wenn der Eigentümer gerade einmal nicht da ist.

Der Club hat - außer der kaum zu bewertenden Arbeitszeit aller Mitglieder für den Aufbau der Anlage – mittlerweile mehrere Tausend Mark in die Hardware gesteckt. Gleise, Stellwerke, Verkabelungen, Modellhäuser sind nur ein kleiner Teil dessen, was hier alles verbaut ist. In diese Summe ist natürlich nicht der riesige Fuhrpark eingerechnet.

Weithin sichtbares Zeichen des aktiven Vereinslebens sind die großen Signale, die auf dem Schulhof der Eduard-Dietrich-Schule aufgebaut sind. Sie zeugen von der Liebe der Eisenbahnfreunde zur wirklichen Eisenbahngeschichte.

Ein ganz wesentliches und eigentlich unerwartetes Element für den Fremden ist aber eine nicht alltägliche Freundschaft zu Modelleisenbahnfreunden in Ratingens französischer Partnerstadt Maubeuge. Der Bürgermeister wurde in den achtziger Jahren auf einer

Die Modelleisenbahnfreunde mit Bürgermeister Diedrich und ihren französischen Freunden auf den Gleisen vor dem alten Lintorfer Bahnhof

Reise dorthin angesprochen, ob es in Ratingen nicht auch eine Gruppe gibt, die sich für Modelleisenbahnen interessiert. So stellte der damalige Bürgermeister einen Kontakt her, und man traf sich zum ersten Male 1989. Aus diesem ersten Kontakt ist mittlerweile ein regelmäßiger Austausch und - mehr noch - eine tiefe internationale Freundschaft entstanden.

Man trifft sich ein- bis zweimal jährlich in Lintorf oder Maubeuge, alle Gäste wohnen bei den Mitgliedern des jeweils anderen Modelleisenbahnclubs und leben an diesen 3 bis 4 Tagen in den Familien wie zu Hause.

Und auch das Lokalkolorit kommt nicht zu kurz: Wenn die Lintorfer nach Maubeuge fahren, hat es sich eingebürgert, dass sie immer ein Fass Altbier im Gepäck haben, auf das sich die Franzosen besonders freuen. Die notwendige Ausrüstung mit Lintorfer Altbiergläsern, Zapfhahn, Spülbürste usw. ist sowieso in Maubeuge deponiert.

Der französische Verein besteht aus ca. 100 Mitgliedern, die sich ebenso regelmäßig treffen wie die Angerländer Modellbahnfreunde. Viele der Mitglieder in Frankreich sind richtige Eisenbahner.

Wenn die Franzosen Lintorf besuchen, steht neben der Modelleisenbahn auch immer eine größere Besichtigung an, z.B. mit der Privatbahn durch den Braunkohlentagebau oder ein Besuch bei der Ruhrkohle AG und Besichtigung und Fahrt mit der in zwei Systemen betriebenen Privatbahn dort. Diese Züge fahren da, wo eine Elektrifizierung vorhanden ist, elektrisch, ansonsten mit Dieselantrieb. Außerdem hat es auch schon Fahrten mit historischen Zügen der Deutschen Bahn oder Besuche von Stellwerken und Güterbahnhöfen gegeben.

In 2001 hatten sich die befreundeten Vereine etwas Besonderes zum Ratinger Stadtjubiläum ausgedacht: Die Franzosen kamen mit ihrer gesamten Modelleisenbahnanlage in einem riesigen Lastzug nach Lintorf und zeigten ihre Prachtstücke am 23. und 24. Juni in der Sporthalle der Eduard-Dietrich-Schule einer großen staunenden Besucherschar.

Wilfried Schlüter und sein Sohn vor der auf die Namen der Städtefreundschaft zwischen Ratingen und Maubeuge getauften Lokomotive der französischen Staatsbahnen SNCF

Dazu muss man wissen, dass die Franzosen – mangels eines ständigen Quartiers wie hier in Lintorf – ihre Anlage auf Modulen aufgebaut haben, die sich zusammensetzen lassen. Jedes dieser Module ist ca. 2 x 1 m groß und transportabel. So kann die Anlage auch in Frankreich einmal im Jahr in der Messehalle oder im Rathaus in Maubeuge aufgebaut und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Natürlich ist diese gesamte Anlage auf dem in Frankreich bei den Eisenbahnen üblichen Linksverkehr aufgebaut. Eines der Module haben wiederum die Angerländer Modellbahnfreunde gebaut: Dieser Teil der Anlage liegt jenseits des Rheins als Grenzfluss. Das Modul befindet sich ständig in Frankreich und hat eine zweisprachige Beschreibung.

Gemeinsam mit den Freunden in Maubeuge wurde im Jahre 1997 als ein Höhepunkt der Freundschaft eine echte Lokomotive der französischen Staatsbahnen auf den Namen der Partnerstädte Ratingen und Maubeuge getauft.

So hat sich im Lauf der vergangenen 12 Jahre auf einer ganz kleinen Ebene ein völkerverbindendes Element aufgebaut, an dem Adenauer und de Gaulle als Väter der deutsch-französischen Freundschaft sicher ihre helle Freude hätten.

Und wer dann auch die Gelegenheit hat, z.B. Gründungsmitglied Wilfried Schlüter zu hören, dem wird ganz schnell klar, dass hier ein immenser Fundus über Lintorfs Eisenbahngeschichte vorhanden ist. Hier haben die Angerländer Modellbahnfreunde neben der Freude an der Modellbahn auch ganz viel Wissen und Kompetenz am Original - eine nicht zu unterschätzende Quelle für entsprechende Historiker.

Aber auch den Blick in die Zukunft haben die Eisenbahnfreunde immer vor sich. Sie freuen sich auch schon auf die Reaktivierung des Personen-Eisenbahnverkehrs zwischen Lintorf und Duisburg bzw. Düsseldorf im Jahre 2005.

Christian Dörrenberg

Archäologischer Report 2001

Einleitende Polemik

Während heute „mittelalterliche“ Märkte und „echte“ Ritterturniere zu Ausflügen in ein phantasievoll gedachtes „Mittelalter” einladen, steckt die wissenschaftliche Erforschung der mittelalterlichen Kultur-, Sozial- und Sachgeschichte noch in den Anfängen. Selbst in Köln, einer der bedeutendsten Städte des „europäischen Mittelalters“, wurde noch bis vor wenigen Jahrzehnten erst der „mittelalterliche Schutt“ abgebaggert, damit man an die vermeintlich wertvollere römische Substanz heranreichen konnte. Dieser unbedachte Umgang mit der eigenen Geschichte hat große Wissenslücken gerissen, die kaum noch zu schließen sein werden.

Die Stadt Ratingen, historisch immerhin eine der „Hauptstädte“ des Herzogtums Berg und ein überregional bedeutendes Zentrum der mittelalterlichen Eisenverarbeitung im Rheinland, mit Handelsbeziehungen weit über die Landesgrenzen hinaus, kann sich sogar rühmen, niemals eine fundierte Erforschung des eigenen mittelalterlichen und auch ur- und frühgeschichtlichen Bodenarchivs in Angriff genommen zu haben. Es gibt zwar die repräsentativ und werbewirksam hergerichtete „Operettenkulisse“ der mittelalterlichen Stadtbefestigung und die modern zweckgenutzte, in Privatinitiative ,,gerettete“ Burg Haus zum Haus. Tatsächlich wurde sogar die Frühgeschichte der Kirche Peter und Paul im Stadtzentrum archäologisch erforscht, wofür dem Landschaftsverband Rheinland von Herzen zu danken ist. Aber wenn es um die Frage einer selbstverständlichen Praxis der Bodendenkmalpflege geht, der planmäßigen und soviel wäre zu wünschen, auch fachlich fundierten Erforschung und Veröffentlichung der gefundenen festen und vor allem der „beweglichen“ Bodendenkmäler, die vom wissenschaftlichen Standpunkt her das einstmalige Leben in den heute stummen mittelalterlichen Bauresten zum Vorschein bringen könnten, dann hört, liest und erfährt man … NICHTS!

In privater Hand und in privaten Haushalten befinden sich in Ratingen mehr archäologisch interessante Fundstücke, als das vielleicht deshalb wenig besuchte Stadtmuseum auf einen Schlag zeigen könnte, was die Ahnung vorgibt, daß der Bürger aus reiner Intuition allemal tiefer schürft als die Abgründe und Löcher, denen seine Steuergelder zufließen.

Doch vielleicht investiert „die Stadt“ nur an anderer Stelle? Vielleicht läßt sich einmal in fernen Zeiten als „Fenster in die Vergangenheit“ und archäologische Sensation eine unbenutzte Toilettenanlage oder eine Bushaltestelle des 21. Jahrhunderts „in situ“ vorweisen, auf der niemals ein Mensch gesessen, an der niemals ein Bus gehalten hat. Solche bereits in Presse, Funk und Fernsehen als Denkwürdigkeiten überregional gewürdigten und besprochenen „Fundkomplexe“ sind die einzig wirklich wahrnehmbaren Stadtgeschichte(n).

Nach diesem kurzen Innehalten zur Würdigung der kaum wahrnehmbaren und wahrgenommenen städtischen Aktivitäten und Pflichten im Bereich der BODENDENKMALPFLEGE sollen nun einige der neuesten Aktivitäten und Forschungsergebnisse vorstellt werden, die aufgrund privater Initiativen in Zusammenarbeit mit dem Landschaftsverband Rheinland zustande kamen.

Archäologische Funde und Beobachtungen im Jahr 2001

Im Mittelalter war das Rheinland Standort einer weit umfassenden und hochstehenden Keramikindustrie, die die regionalen Märkte mit Gebrauchsgeschirr versorgte. Zahlreiche Gefäße gelangten als Verpackung für bestimmte Waren und vielleicht auch als eigentlicher „Exportartikel“ weit über die Landesgrenzen hinaus. Einige dieser hochmittelalterlichen Töpferbetriebe lagen bei Breitscheid und Lintorf.[1)] Die hier hergestellte Keramik gelangte nach heutigem Fundbestand offensichtlich vor allem in die freie Reichsstadt Duisburg. Zugleich konnte das nahe Umland ausreichend mit Keramikgeschirr versorgt werden. Grob umrissen lag der Schwerpunkt der Verbreitung der Breitscheider/Lintorfer Töpferware im Raum zwischen Rhein, Ruhr und Düssel. Breitscheider Keramiken fanden sich aber auch weiter entfernt im Umfeld der Burg Linn (Krefeld), von Haus Morp (Monheim), der Feste Zons und überraschend auch im Stift Vilich bei Bonn (eine der signifikanten Breitscheider Schalen mit aufgelegter Tonleiste). Das Stift verfügte zu dieser Zeit über die Kirche von Wittlaer und reichen Grundbesitz in der Region. Dem bislang bekannten vielfältigen Spektrum von Rheinischen Töpferwaren des hohen Mittelalters kann nun aus Breitscheid ein neuer Funktionstyp hinzufügt werden.

Fragen an einen neunhundertjährigen Töpfer

Aus einem Breitscheider Töpfereikomplex des späten 11./beginnenden 12. Jahrhunderts, dessen Fundmaterial beim Landschaftsverband Rheinland verwahrt wird, stammt ein auf den ersten Blick eher unscheinbares Keramikfragment.[2)] Tatsächlich ist dieses Fundstück zutiefst rätselhaft! Der Töpfer hat bei der Herstellung zunächst eine technische Methode angewandt, die nicht den Möglichkeiten seines Arbeitsmaterials entsprach. Ein Innovationsversuch? Ein „Prototyp“? Hat er versucht, ein Gerät aus Holz

1) Fanke, Ursula: Fundstellen mit Töpfereiabfällen in Paffrath und Breitscheid. In: Archäologie im Rheinland 1992. Köln/Bonn 1993. S.153ff

Lohuizen, Thomas van: Ulen aus Linnep: Ein Beitrag zur Breitscheider Töpferware im Mittelalter. Die Quecke (Ratingen) 64 (1994) S. 100-115.

Lohuizen, Thomas van: Mittelalterliche Töpfereibetriebe bei Lintorf und Breitscheid. In: Archäologie im Rheinlad 1999. Köln/Bonn 2000. S. 163-165.

2) Die technischen Details bereits besprochen in: Lohuizen, Thomas van: Mittelalterliche Töpfereibetriebe bei Lintorf und Breitscheid. In: Archäologie im Rheinland 1999. Köln/Bonn 2000. S. 163-165.

oder Metall in Ton nachzuarbeiten? Und noch seltsamer! Aus der Zeit seines Lebens sind für ganz Europa nur wenige bildliche Darstellungen überliefert, die nicht aus der Hand künstlerisch geübter Menschen stammen. Warum hat der einfache Töpfer aus Breitscheid nicht wie auf einigen wenigen der zahlreichen mitgefundenen Gefäßscherben Dekore aus Fingertupfen hinterlassen oder einen schlichten Rollstempel in den feuchten Ton gedrückt, dessen Spur im gemeinsamen Fundmaterial auf nur einer Scherbe erhalten ist? Wieso hat er ein abstraktes Zeichen verwendet, das er frei aus der Hand gestalten mußte? Wieso hat er seine Darstellung entgegen allen bekannten Ziergewohnheiten aufwendig mit einem runden Stab in den Ton geritzt und punktiert? Welche Verwendung hatte man für ein solches Tonobjekt mit besonderer technischer Konstruktion und umfangreicher Verzierung? Warum gibt es bislang nur dieses bemerkenswerte „Typusexemplar“? Der Versuch, einem Rätsel auf die Spur zu kommen, eine Reise in eine Zeit religiöser Wirrungen und mörderischer Kreuzzüge!

Ein UFO
(**U**nbekanntes **F**und**O**bjekt)

Aus mehreren Bruchstücken konnte das zu etwa 50% erhaltene Fragment einer runden Tonplatte zusammengesetzt werden.

Auf einer Seite dieser Tonplatte war ursprünglich eine Handhabe angesetzt, von der nicht mehr als die Ausbruchflächen erhalten geblieben sind. Um den heute verlorenen Griff gegenüber besonders stark einwirkendem Druck und/oder Zugkräften abzusichern, wurde die Tonplatte auf Höhe der beiden Henkelaufsatzflächen mit einem runden Stab leicht angeschrägt durchstoßen. In diese Löcher wurden dann „Tondübel“ eingesetzt, die auf der Unterseite in die Platte eingearbeitet und auf der Oberseite mit der Tonmasse des gebogenen Griffs überfangen wurden.

Die erhaltenen Überreste der Breitscheider Tonplatte zeigen das besondere Problem dieser ungewöhnlichen Kombinationstechnik. Während sich einer der Tondübel im Brand tatsächlich mit der Platte verbunden hat und in seiner ursprünglichen Position erhalten blieb, zeigt die glatte Wandung des zweiten Bohrkanals, daß hier der Dübel keine Verbindung hatte und mit dem Griff zusammen ausgerissen ist.

Tondübel zur besonderen Befestigung der Handhabe an einer runden, dekorierten Tonplatte aus Ratingen-Breitscheid (spätes 11.–frühes 12. Jh. n. Chr.)

Der Nachweis der Verbindung von zwei Formelementen (Platte und Griff) mit Hilfe von Tondübeln ist im mittelalterlichen Töpferhandwerk einzigartig.

Wenn verschiedene Elemente aus Ton miteinander verbunden werden, unterliegen sie unterschiedlich verlaufenden Trockungsprozessen, die im Brand zu einer ungleichmäßigen Schrumpfung (Reduktion) der Tonmasse führen. Daher verlangt bereits das Ansetzen eines Henkels an einen Krug viel Übung und handwerkliches Können. Das Abplatzen von Henkeln, Griffen, Tüllen oder Standbeinen im Brand oder während des Auskühlens der Töpferware war ein häufiger Grund dafür, daß auch in professionellen Töpfereien des Mittelalters gebrannte Gefäßkeramik in hohen Stückzahlen verworfen werden mußte.

Bedenkt man das enorme Gewicht eines gefüllten Kruges, dem ein seitlich angebrachter Henkel standhalten konnte, so wird deutlich, wie stark die zu erwartenden Kräfte eingeschätzt wurden, denen der Griff der vergleichsweise leichten Tonplatte im Gebrauch ausgesetzt war. Die Platte wurde offenbar nicht wie ein Deckel bei Bedarf abgehoben und aufgesetzt, sondern mußte in intensiver Bewegung und mit überdurchschnittlichem Kraftaufwand als eigentliches „Arbeitsgerät“ geführt werden. Bei der Ausführung der Griffkonstruktion wurde physikalisches Wissen bzw. im Gebrauch gewonnene Erfahrung in ein geeignetes Konstruktionsprinzip umgesetzt. Die leichte Schrägstellung der Dübel in ihrer Einfassung, die so gesetzt unmittelbare Krafteinwirkungen besser ableiten konnten, zeigt, daß selbst im Detail genau geplant und gearbeitet wurde.

Es lassen sich deutliche Parallelen zu Konstruktionsprinzipien der mittelalterlichen Holzverarbeitung erkennen. So wurden z.B. Balken von Fachwerkgebäuden mit Hilfe von Holznägeln miteinander verbunden. Der wichtigste Unterschied in der Umsetzung liegt in den Materialeigenschaften der Tonmasse. Während Holz bereits durch Luftfeuchtigkeit Volumen gewinnt und die Verbindungskonstruktion durch das Aufquellen der Zellmasse zusätzlich Festigkeit erhält, verhält sich gebrannter Ton als Arbeitsmaterial entgegengesetzt. Ihm wird bei der Lufttrocknung und im Brand Feuchtigkeit entzogen, und die Materialmasse schrumpft (Reduk-

tion). Der Breitscheider Töpfer hat offensichtlich versucht, eine Verbindungstechnik von Holzarbeiten auf Ton zu übertragen, vielleicht sogar ein ursprünglich und üblicherweise in Holz ausgeführtes Objekt in gleicher Machart ganz in Ton nachzubilden, ein „Experiment“, das zumindest am erhaltenen Überrest gescheitert ist.

Die gehenkelte Tonplatte aus Breitscheid gehört aufgrund ihrer Konstruktionsmerkmale zur verschwindend kleinen Gruppe von keramischen Einzelstücken mit Sonderfunktionen aus der Zeit des hohen Mittelalters, die nicht der Gefäßkeramik zuzuordnen sind. Die Besonderheit ihrer Konstruktion wird vor allem durch den gescheiterten Versuch gekennzeichnet, zwei Konstruktionselemente mit Hilfe von „Dübeln“ zu verbinden. Es wurde versucht, ein technisch gut durchdachtes und funktionsfähiges mechanisches Prinzip in ungeeignetem Material nachzubilden. Mit dem Fundstück aus Breitscheid ist für die Rheinische Keramik des hohen Mittelalters ein bislang einzigartiger Versuch einer konstruktiven Innovation im Töpferhandwerk belegt.

Alles im Bilde?

Mittelalterliche Keramik aus der Zeit des 11./12. Jahrhunderts ist nur selten dekoriert. Gelegentlich finden sich Fingertupfen oder Stempelabrollungen kleiner Vierecke vor allem im Bereich der Schulterpartie von Gefäßen. Vereinzelt finden sich auch Einzelstempel zu einer Zweier- oder Dreiergruppe zusammengefaßt.

Die Breitscheider Tonplatte zeigt auf der flachen „Unterseite“ keines dieser Ornamente, sondern ein komplex gestaltetes Dekorfeld. Die Darstellung ist etwa zur Hälfte erhalten und so „glücklich“ zerbrochen, daß sich die „Gesamtkomposition” mit einiger Sicherheit rekonstruieren läßt.

Die Darstellung:

Eine vor dem Brand in den feuchten Ton geritzte randparallel geführte Linie setzt auf der Bildseite eine unverziert gebliebene Randleiste vom runden Innenfeld ab. Vermutlich vom zentralen Mittelpunkt der Platte ausgehend,

Dekorierte „Unterseite” der Breitscheider Tonplatte (spätes 11.–frühes 12. Jh. n. Chr.)

wurde anschließend das Innenfeld durch lineare Ritzungen mit einem dünnen Holzstab in Kreissegmente aufgeteilt. Erhalten ist ein sicher zu erschließendes Kreissegment, das den Dritten Teil des Innenfeldes einschließt. Rechts und links schließen Teilflächen von zwei weiteren Kreissegmenten an. Eine gleichmäßige Unterteilung der Kreisfläche vorausgesetzt, waren ursprünglich drei gleichgroße, durch gerade Ritzlinien abgeteilte Kreissegmente vorhanden. Die abteilenden Linien hätten dann die Form eines Y angenommen. Wurden die vorhandenen Linien der Innenzeichnung in gerader Bahn weitergeführt, hätten die Linien die Form eines X ergeben.

In die zur gebeugten Randlinie hin orientierten Winkel des vollständig erhaltenen Kreissegments wurde je ein liegendes, lateinisches Kreuz (ein Kreuzarm ist verlängert) eingeritzt. Im Bereich der anschließenden Kreissegmente sind diese Positionen frei geblieben. Die unbearbeiteten, „leeren“ Innenflächen der Kreissegmente wurden abschließend mit dem runden Ende eines Holzstabes (Arbeitsgerät des Töpfers) durch linear geführte Punktreihungen, die die durchgängigen Linienführungen als Abgrenzung strikt berücksichtigen, „aufgefüllt“.

Im Gesamteindruck entstand mit großer Wahrscheinlichkeit eine Darstellung, die dem Markenzeichen einer großen Automobilfirma, ein „Stern“ in einem Kreis, gleicht. Den punktierten „Untergrund“ in allen Flächen und die beiden Kreuzzeichen in eines der Drittelsegmente dazu gedacht, ergeben die „Zeichnung“ auf der Breitscheider Tonplatte.

Interpretation:

Bei dem Versuch, die Darstellung auf der Breitscheider Tonplatte als bildhaften Ausdruck zu verstehen, wurde zunächst der Aufbau der Bildfläche analysiert.

Durch die Überlagerung der verschiedenen Eindrücke in den Ton ist zu erfassen, daß der Töpfer zunächst die randparallele „Fassungslinie“ anlegte und somit Bildfeld und Randleiste voneinander abgesetzt hat. Dann setzte er Linien in den Kreis, die vom Plattenmittelpunkt ausgehen und etwas unsauber ausgeführt, teils über die äußere „Fassungs- oder Kreislinie“ hinauslaufen. Die Innenlinien bilden ein Y, das unmittelbar an die Kreislinie anschließt. Die Rolle der Innenlinien ist die der „Teilung“, denn durch die Verbindung ihrer Enden mit dem Kreis ist ihre Bedeutung nicht mehr figürlich zu bestimmen. Nach der Innengliederung in drei Kreissegmente setzte der Töpfer je ein liegendes lateinisches Kreuz in die randständigen Winkel des einzigen vollständig erhaltenen Kreissegments. Diese Kreuze sind innerhalb des Kreisdrittels symmetrisch angeordnet und stehen frei im Raum. Sie sind unmittelbar als Zeichen zu erkennen und als Paar in gleichrangiger

Position aufeinander ausgerichtet. Der Töpfer führte abschließend die lineare Punktierung der freigebliebenen Innenflächen durch. Dabei achtete er streng darauf, daß die Punktreihen nicht über die geraden Teilungslinien hinwegführen oder die Lininenbahnen der Kreuze tangieren.

Der Versuch der Interpretation beginnt mit der Feststellung, daß der Punkt als eine materialisierte, vom menschlichen Auge erkennbare Fläche, die kleinste graphische Einheit bildet. Die lineare Aneinandersetzung mehrerer Punkte täuscht den Ausdruck einer Linie vor. Der lineare Ausdruck entsteht gewissermaßen durch einen in „Bewegung“ gesetzten Punkt. Diese in der modemen Theorie entstandene Überlegung hat der Breitscheider Töpfer nicht nur bildlich, sondern auch physisch umgesetzt, indem er sein „Arbeitsgerät“, das am unteren Ende einen „Punkt“ bildete, durch geplante, zielgerichtete Bewegung in linearer Abfolge in den feuchten Ton drückte. Dieses Vorgehen erfordert feinmotorisches Geschick und planvolles Handeln. Der Töpfer hatte bereits eine Vorstellung von dem, was er tun wollte, bevor er mit der Ausführung des Dekors begann, und setzte diese Idee durch die gedankliche Anwendung der Geometrie um.[3)]

Die sorgfältige Ausführung der Punktreihen, die peinlich genau jede Überschneidung mit einer der durchgehenden Linien vermeidet, führt zu einer optischen „Materialisierung“ der zuvor „leeren“ Flächen. Auf diese Weise entstand ein „Hinter-” bzw. „Untergrund” vor dem nun die innerhalb des Kreises gelegenen Teilungslinien wieder als „Materie” faßbar und als zeichenhafte Verbindung aus dem verbundenen Kreis herausgelöst werden.

Der Töpfer verband die inneren „Trennungslinien“ zunächst mit dem Kreis und versuchte anschließend, sie wieder als „Figur“, als Zeichen herauszuarbeiten. Dadurch verdeutlichte er die doppelte Funktion der Innenlinien als „Raumteiler“ und „Zeichen“. Sie gliederten den Kreis in drei gleiche Teile und dienten zugleich als dreiteiliges Symbol innerhalb einer komplexen Zeichnung. Die beiden Kreuze wurden dagegen von vornherein und unmißverständlich als freistehende Zeichen ausgeführt. Durch die symmetrische Anordnung innerhalb desselben Raumes waren sie jedoch zugleich fest miteinander verbunden. Sie nahmen als untrennbares Zeichenpaar (!) einen bestimmten Platz in der Gesamtdarstellung ein. Der Dualismus, die gegenständige Darstellung ein und desselben Motives, war ein markantes Merkmal der romanischen Kunst.[4)] Beispiele für dieses Darstellungsprinzip finden sich in allen gestalterischen Bereichen, von der Buchkunst über die Architektur bis hin zu byzantinischen Seidengeweben, die in runden Bildmedaillons gegenständige Motivpaare zeigen.

Zum Vergleich des grafischen Aufbaus sei hier eine Fibel aus Pfinztal-Berghausen erwähnt[5)]. Das Schmuckstück (11,4 cm Durchmesser) zeigt eine vom runden Bildfeld abgesetzte Randleiste. Das Bildfeld selber ist durch ein als „Lebensbaum“ interpretiertes lineares Zeichen in zwei Bildhälften geteilt. Die Linienenden schließen dabei unmittelbar an die randparallel verlaufende „Fassungslinie“ an, die die Randleiste vom Bildfeld abtrennt. Zwei ornamental vereinfachte Vogeldarstellungen sind gegenständig an den „Lebensbaum“ gesetzt und ragen weit in die beiden durch den Lebensbaum abgetrennten Bildhälften hinein. Die von der bildlichen Darstellung freigebliebenen Flächen sind mit genauer Ausrichtung auf die durchgängigen Linienführungen durch linear gesetzte Punktreihungen „materialisiert“. Es wird derselbe optische Effekt erzielt, wie ihn die Breitscheider Tonplatte zeigt. Der linear ausgeführte Bildteil hebt sich vom Untergrund ab und löst sich aus der Verschmelzung mit dem Kreisrand. Die linear ausgeführte „Zeichnung“, die als christlich-ikonografische Darstellung des Paradieses gilt, wird deutlich „hervorgehoben“.

Während auf dieser Fibel vereinfachte figürliche Darstellungen als Symbole (gr.-lat: Sinnbilder) fungieren, finden sich auf der Breitscheider Bildplatte abstrakte Zeichen, deren Bedeutungsinhalte grundlegend definiert bzw. erklärt werden müssen, um sinngemäß verstanden zu werden.

Das Kreuz nimmt dabei eine Sonderstellung ein, denn es ist sowohl abstraktes Zeichen (z.B. in der Mathematik) wie auch alles überragendes, christlich-religiöses Symbol.[6)]

Ein „komplettes Zeichen“:

Es finden sich auf der Breitscheider Tonplatte die Zeichen

1. **Kreis**
2. **Kreuz**
3. **Gabelzeichen** (Gabelkreuz)

zu einer komplexen Darstellung zusammengefügt.

Durch die Kombination dieser drei Figuren entstand ein „komplettes Zeichen’’[7)], eine Verbindung von einzelnen Zeichen, die einen neuen, rein zweidimensionalen grafischen Eindruck hinterlassen. Solche Zeichen und Symbole sind in der Zeit des frühen bis späten Mittelalters weit verbreitet und finden sich insbesondere in der Buchkunst, auf Schmuckstücken aber auch auf sonstigen dekorierten Gegenständen u.a. auch als bis heute nicht sicher erklärbare „Handwerksmarken“ an Steinmetz-, Metall- und Holzarbeiten. Reiche Patrizier und nichtadlige Kreise führten in späterer Zeit vergleichbar aufgebaute Signets als ‚Hausmarken“. Es handelt sich um Überreste einer einst tatsächlich vorhanden gewesenen, volkstümlichen „Zeichensprache“. Ähnlich der Darstellung auf der Breitscheider Tonplatte ist die bereits weit oben bei der Betrachtung von Schmuckfibeln angeführte Darstellung eines Kreuzes mit vier Punkten in einem Kreis, ein „komplettes Zeichen“, das nach byzantinischer Tradition die Herrschaft Christi über die Welt und ohne den umfassenden Kreis die Eucharistie, das Abendmahl symbolisiert. Dieser Fibeltyp war

3) Frutiger, Adrian: Der Mensch und seine Zeichen. Paris 1978. 3. Auflage 1991. S. 23-24

4) Beigbeder, Oliver: Lexikon der Symbole. Würzburg 1998. S.451ff

5) Die Franken: Wegbereiter Europas: Katalog-Handbuch Teil II zur Ausstellung im Reiss-Museum Mannheim. Mainz 1996. S.1030,24. Abb. S.1029

6) s. Anm. 6., S. 49ff

7) s. Anm. 6., S. 62ff

8) s. Anm. 3., S. 114,14

während des 10. bis mittleren 11. Jahrhunderts vor allem in England und Skandinavien verbreitet.[8] (Die Salier, S.114,14) Dasselbe Zeichen zierte die Rückseiten mittelalterlicher Münzprägungen. Dieser Umstand erinnert an die enge Anbindung der im weiteren Umfeld des Breitscheider Fundareals bestehenden Abteien Kaiserswerth, Werden und Essen an die angelsächsische Mission und das Kaiserhaus, sowie die Verbindungen Werdens und der Handelsmetropole Duisburg nach Friesland, England und Skandinavien.

„Nam quod legentibus scriptura, hoc idiotis praestat pictura cernentibus“ (Denn was dem Lesenden die Schrift, das ist dem Ungebildeten das Bild)[9]

Papst Gregor der Große
(gest. 604)

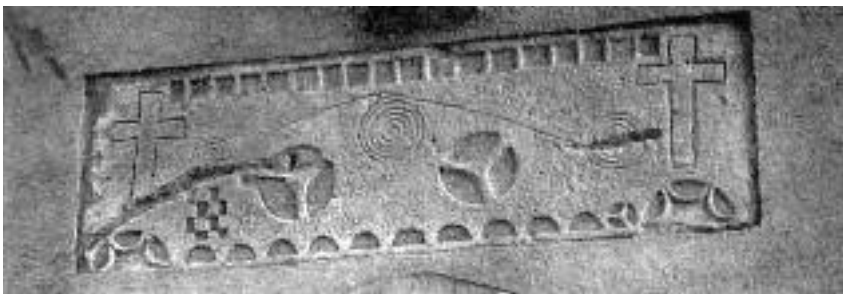
Vergleichsbeispiele für den Gebrauch abstrakter Zeichen theologischen Inhalts aus der Zeit des 11.-12. Jhs.

Als Vergleichsbeispiel für christologische Zeichenprogramme soll aus dem unmittelbaren Bezugs- und Lebensumfeld der Fundregion zunächst ein Werdener Denar aus der Zeit Heinrichs IV. (1084-1106), der Entstehungszeit der Tonplatte, angeführt werden (Kungliga Myntkabinettet, Stockholm; Kat. Nr. 183)[10]

Die Rückseite des Denars zeigt ein Kreuz, dessen Kreuzarme von Perlreihen eingefaßt sind. Auf den Kreuzbalken befinden sich linear hintereinandergesetzte Kreisaugen (Kreis mit zentral gesetztem Punkt). Die Kreuzmitte wird von einem perlgefaßten Kreis mit abgesetzter Randleiste eingenommen, in dessen Zentrum ein achtzackiger Stern steht. Die Zahl Acht symbolisiert die Wiedergeburt durch die Taufe, die Auferstehung. Sie ist die Zahl des zukünftigen Lebens.

Weiter ist das berühmte „Werden cascet“, der fränkische Reliquienkasten (sog. Tragaltar des hl. Liudger) anzuführen, eine Beinarbeit aus Burgund (7./8. Jahrhundert).[11]

An diesem einzigartigen Überrest fränkischer Schnitzkunst ist eine



Reliefverzierter Türsturz aus der Kirche von Zotzenheim.
Rheinhessen. 11.–12. Jh. n. Chr.
(aus: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern. Band 12. Mainz. 1969)

Vielzahl von Kreisdarstellungen in Verbindung mit dem Kreuzsymbol überliefert.

Alle Kreise zeigen eine abgesetzte Randleiste. Auf dieser Randleiste sind entweder aufeinanderfolgende Punkte (Durchbrucharbeiten) als geometrisches Ornament eingesetzt oder mit dem Ritzzirkel eingetiefte Kreisaugen. Gelegentlich blieb die Randleiste auch unverziert. Die zentralen runden Bildfelder sind dann entweder frei geblieben oder mit einem unterschiedlich ausgeführten Kreuz versehen, darunter die Darstellungen des Kreuzes mit vier Punkten, das abstrakte Zeichen der Eucharistie.

In Rheinhessen sind einige Beispiele für die komplexe sakrale „Zeichensprache“ des hohen Mittelalters erhalten geblieben. Es handelt sich um eine Gruppe von Steinreliefs mit flach eingeritzten abstrakten Zeichen, die alle in die Zeit des 11.-12. Jahrhunderts datieren.

Von besonderem Interesse ist ein rechteckiger Reliefstein aus der Kirche von Zotzenheim (Länge 1,57m).[12]

Die Langseiten des Steins sind einmal durch eine Kästchen- und einmal durch eine Bogenreihe ornamental verziert. Die Fassung der Schmalseiten bildet je ein Kreuzsymbol. In das Innenfeld sind drei Spiralen in regelmäßigem Abstand zueinander eingefügt. In den Freiräumen zwischen den Spiralen steht je ein durch ein Gabelzeichen dreigeteilter Kreis. Ein weiteres Gabelzeichen in einem Kreis findet sich nahe der unteren rechten Ecke, vor einer halb erhaltenen Rosette, die vielleicht auf einem zweiten Steinblock ihr Gegenstück hatte. Unterhalb der linken Spirale findet sich noch ein kleines Dekorfeld mit Schachbrettmuster. Es handelt sich um eine Zeichengruppe, die in der schlichten grafischen Darstellungsweise der Breitscheider Darstellung gleichzusetzen ist. Der dreigeteilte Kreis steht auch hier zweifelsfrei in einem theologischen Bildprogramm. Während in Breitscheid Kreis, Gabelzeichen und zwei Kreuzzeichen zu einem „kompletten Zeichen“ zusammengezogen wurden, bot die Zotzenheimer Stein-

---

9) Ornamenta Ecclesia: Katalog zur Ausstellung des Schnütgen-Museums. Teil 2. Köln 1985. S. 332ff

10) Das Jahrtausend der Mönche: Werden 799-1803. Katalog zur Ausstellung im Museumszentrum Essen. Köln. 1999. S.132. Abb. 45-46

11) s. Anm. 20., S. 519-521

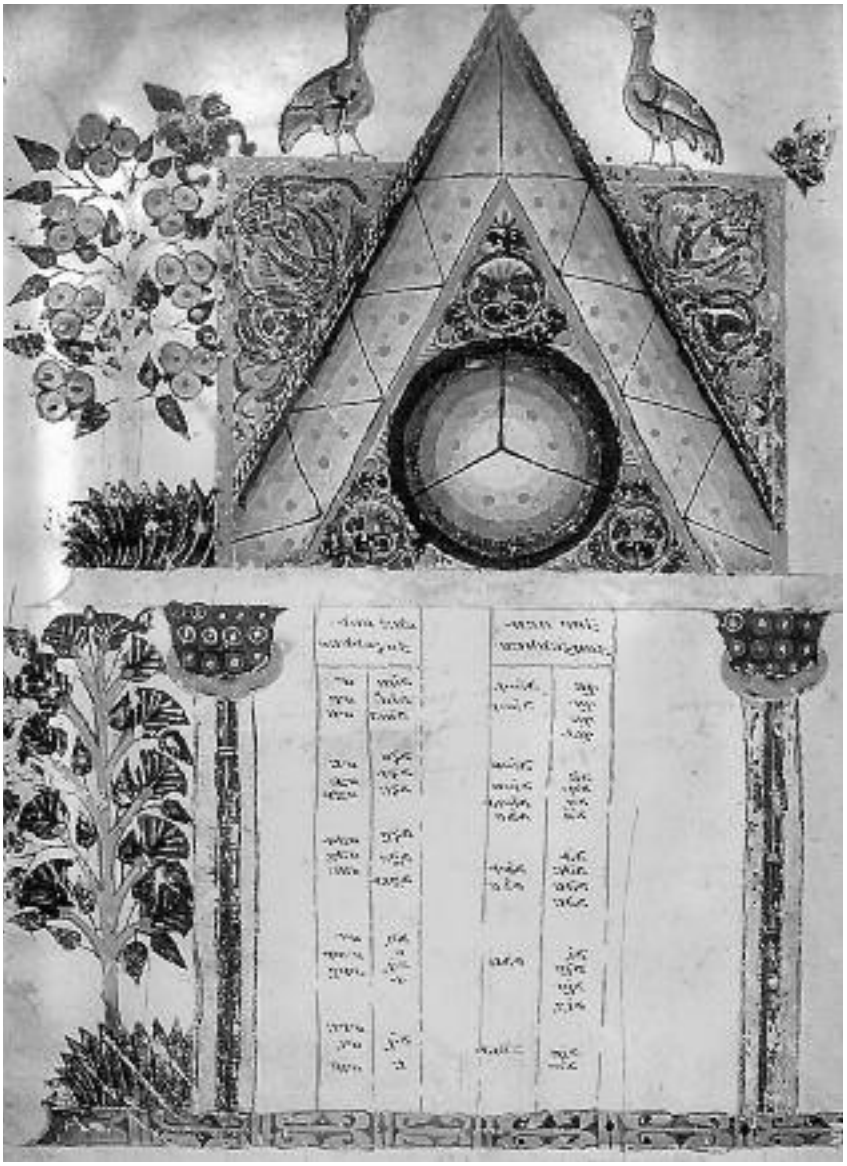
12) Ellmers, D.: Früh- und Hochmittelalterliche Steinreliefs in Rheinhessen. In: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern Band 12. Nördliches Rheinhessen Mainz 1969. S. 83: „Die dritte Gruppe von Flachreliefs unterscheidet sich … durch einen völlig anderen Motivschatz in einfacher, flacher Ausarbeitung, wurde aber besonders in der älteren Literatur dem gleichen oder gar einem früheren Zeitraum zugewiesen, zumal sie gewisse Motive (Kreuze, Rosetten) und Techniken **(einfache Ritzung)** der ersten Gruppe wieder aufnahm.“
S.84: „Somit belegen diese Denkmäler **aus dem 11. und 12. Jh.** eine in vieler Hinsicht bemerkenswerte Kunstströmung”
S. 87: „Die übrigen Reliefs sind gekennzeichnet durch eine Komplikation von **traditionellen Zeichen** und Figuren, meist **in symmetrischer Anordnung.** Am häufigsten bildet das Kreuz Christi das Zentralmotiv, um das, wie bereits in merowingischer Zeit, Rosetten oder auch Spiralen gruppiert sind, die auf spätantike Darstellungen von Sonne und Mond bei Kreuzigungsbildern zurückgeführt werden können. Da sie auf den Reliefs häufig in größerer Zahl auftreten, kann ihre ursprüngliche Bedeutung nicht mehr recht verstanden worden sein. Neben anderen **geometrischen Figuren** und stark stilisierten Lebensbäumen kommen gelegentlich auch Tierdarstellungen vor…”

platte Platz für eine großzügigere Darstellungsform, in die auch noch andere Zeichen einbezogen werden konnten.

Die Spirale verweist auf den Ursprung, die Erschaffung der Welt, und ihre dreimalige Wiederholung auf die Dreifaltigkeit. Das Schachbrettmuster besteht aus vier mal vier Kästchen und vertritt im Bildprogramm die Zahl Vier. Durch die Gegenüberstellung der Zahlen Vier und Drei (drei Spiralen, dreigeteilter Kreis, drei Gabelzeichen) in einem Bildprogramm wird in der romanischen Kunst der Gegensatz zwischen Himmel und Erde, Geist und Körper hervorgehoben. Der Zotzenheimer Bildstein, als Türsturz einer Kirche verwendet und somit Teil von Tor und Eingang in ein Haus Gottes, verdeutlicht besonders eindrücklich die Bedeutung der religiösen Zeichensprache zur Zeit des 11.-12. Jahrhunderts.[13)]

Eine christlich-armenische Handschrift des 13. Jhs. zeigt auf einer Kanontafel ein der Breitscheider Tonplatte sehr ähnliches Motiv. In den architektonisch gestalteten Rahmen der Buchseite ist in den dreieckigen Frontgiebel als zentrales Motiv ein in Regenbogenfarben ausgemalter Kreis eingefügt, der durch ein Gabelzeichen dreigeteilt ist. Das Gabelzeichen ist nach unten geöffnet.

Im Gegensatz zur Breitscheider Tonplatte sind in jedes der drei Kreissegmente drei Punkte eingesetzt. Die Kreisdarstellung wird von drei Blüten umfaßt. Innerhalb des Zickzackmusters (Aneinanderreihung vieler Dreiecke) in der Umrandung des Giebels befinden sich in jedem Dreieck drei Punkte. Den Frontgiebel fassen zwei dreieckig ausgeführte Seitengiebel ein. Der links vom Giebel stehende Baum zeigt drei Früchte im Wechsel mit drei Blättern. In dieser Darstellung findet sich die Zahl der Dreieinigkeit in vielfältigem Ausdruck in den Vordergrund gestellt. Den Dualismus, vertreten durch die Zahl Zwei, repräsentieren die beiden Vögel auf dem First und das Säulenpaar, das den Aufbau der Architektur trägt. Die armenische Kirche hat die Tradition vieler alter christlicher Symbole mit universaler Bedeutung bewahrt. Der dreigeteilte Kreis war zur Zeit des hohen Mittelalters in Verbindung mit anderen Figuren eines dieser kirchlichen „Urzeichen“.



Kanontafel aus einer christlich-armenischen Handschrift. 13. Jh. n. Chr.
(aus: Adriano Alpago Novello. Die Armenier. Brücke zwischen Abendland und Orient. Belser Verlag. Stuttgart-Zürich. 1986. Tafel 28)

Zusammenfassung

Das in die Breitscheider Tonplatte eingetiefte „komplette“ Zeichen läßt sich als „sprechendes“ Zeichen identifizieren. Es repräsentiert eine volkstümliche „Zeichenformel“ aus der Zeit des 11. und 12. Jhs. und findet unmittelbare Parallelen in dekorativen Steinmetzarbeiten, die in Kirchen der Zeit an hervorgehobenen Stellen eingesetzt wurden.

Die Zeichnung steht inhaltlich möglicherweise für ein theologisches Grundsatzprogramm, das zur Zeit der Entstehung in der geistigen und geistlichen Auseinandersetzung des abendländischen Christentums eine zentrale Rolle spielte.

Im dreigeteilten Weltenkreis steht das althergebrachte Symbol des Gabelkreuzes (gelegentlich auch als Lebensbaum interpretiert) für das göttliche Prinzip der Dreifaltigkeit.

Die Anlage von zwei Kreuzsymbolen in einem der Kreisdrittel orientiert sich an der dogmatischen Prämisse der „zwei Naturen Christi“ und verweist auf den Bedeutungsschwerpunkt innerhalb des dreigeteilten Kreises, bzw. den Aussagewert des Gabelkreuzes. So enstand ein „komplettes“ Zeichen als bildhafter Ausdruck für die Erlösung der Welt durch Christi Tod und Auferstehung.

13) Zur Zahlensymbolik umfassend in: Anm. 6., S. 447ff

Es ist anzunehmen, daß der Töpfer weder die Idee zur Herstellung der Tonplatte noch zum Entwurf der bildlichen Komposition hatte, sondern daß er im Auftrag nach einer Vorlage arbeitete. Als „materialfremde“ Umsetzung läßt sich insbesondere der Versuch beschreiben, der Tonplatte auf der „Oberseite“ einen Griff anzusetzen, der mit Hilfe von Tondübeln gegenüber zu erwartenden Zugkräften abgesichert werden sollte. Im Grunde hätte der Handwerker das Mißlingen dieses Versuchs vorhersehen können und nach anderen Lösungen suchen müssen. Der bislang einzigartige Nachweis dieser Technik im mittelalterlichen Töpferhandwerk zeigt nachdrücklich, daß vermutlich das ganze Objekt die materialfremde Umsetzung eines bislang unbekannten Gebrauchsgerätes darstellt. Die Ausführung des „Bildfeldes“ verweist auf gestalterische Prinzipien, die sich ansonsten nirgendwo im Rheinischen Töpferhandwerk des 11. und 12. Jahrhunderts belegen lassen. Unmittelbare gestalterische Parallelen finden sich in Darstellungen auf Steinmetzarbeiten, Schmuckfibeln und in der Buchmalerei.

In der Gesamtkonzeption, eine besonders abgesicherte Handhabe mit gegenständiger grafisch gestalteter Bildseite, erinnert das Breitscheider Plattenfragment an das Arbeitsprinzip von Druckstöcken, Stempeln und Siegeln, die durch mechanischen Druck ihr Motiv auf eine bildsame Masse übertragen konnten. Stempel und Siegel waren Gerätschaften zur manuellen Vervielfältigung von Bildern, Symbolen und kurzen chiffrierten oder ausgeschriebenen Botschaften. Sie dienten der Vervielfältigung und Veröffentlichung von Eigentumsansprüchen, Doktrinen, Programmen oder Propaganda. Abdrücke eines Stempels in der Breitscheider Machart haben sich jedoch weder auf Tonobjekten noch auf anderen Untergründen wie etwa Textilien erhalten.

Nach dem Funktionsprinzip von Handhabe und gegenständiger „Stempelfläche“ wurden auch Brot- und Oblatenstempel aus Ton, Holz oder Metall gefertigt, für die es aus dem europäischen Mittelalter bislang keine zweifelsfreien Belege gibt. Das Breitscheider Zeichen bezieht sich unmittelbar auf das Fest der Eucharistie, auf die Feier des Abendmahls. Durch die „eucharistische Wandlung“ erhält das Brot seine höchste und heiligste Bedeutung. „Christus selbst ist das Brot, das gesät wurde in der Jungfrau, durchsäuert im Fleische, zubereitet im Leiden, gekocht im Ofen des Grabes, gewürzt in der Kirche, geopfert auf den Altären. Dieses Brot teilt er als himmlisches Brot täglich den Gläubigen aus“.[14] Auch die rein grafisch gestaltete Darstellung eines Kreuzes mit vier Punkten in einem Kreis, das seit dem frühen Mittelalter weit verbreitete Symbol der Eucharistie, verweist auf die Feier des Abendmahls, die Austeilung von Brot und Wein. Kreuzigung und Auferstehung, die Themen der „Zeichnung“ auf der Breitscheider Tonplatte, sind Inhalt des Osterfestes, das besonders eng mit der Feier der Eucharistie verbunden ist. Zu Ostern gab es vielfältige Gebräuche, die mit der Herstellung und der Verteilung von überwiegend rund geformten Broten und Gebäck verbunden waren. Das runde Brot stand für den Sieg Christi über den Tod, überdeckte aber auch ältere Kultgebräuche, in denen runde Brote ein Sonnensymbol und Zeichen für den Kreislauf des Lebens waren. In ländlichen Bereichen wird selbstgebackenen Broten auch heute noch mit den Fingern das Kreuzzeichen eingeritzt.

Von der frühchristlichen Zeit an wurden eucharistische Brote (eine der häufigsten Darstellungen in der Katakombenkunst) zumeist kleinformatig und rund abgebildet, also in einer Form, die der gehenkelten Tonplatte aus Breitscheid vollkommen entsprach.[15]

Für organische Produkte (Holz wie Brot) waren die Überlieferungsbedingungen besonders ungünstig, so daß sich in Europa bis heute kein gestempeltes Brot oder eine solche Oblate aus der Zeit des Mittelalters gefunden hat. Auf mittelalterlichen Tafelgemälden findet sich jedoch gelegentlich die Darstellung einer Hostie über einem Abendmahlkelch als Zeichen der Eucharistie. Diese Oblaten sind häufig gestempelt. So zeigt ein Gemälde der Malerschule um Stefan Lochner aus Köln die Darstellung des Gekreuzigten, dessen Körper wie ein Y in den umlaufenden Kreisrand einer Hostie eingefügt ist.[16]

Die Kreisfläche der Hostie ist dadurch dreigeteilt. Zur linken Seite Christi steht die römische Ziffer I und zur rechten die II, die nicht nur die sonst üblichen Zeichen Alpha und Omega vertreten, sondern auch als Hinweis auf die beiden Naturen (menschliche und göttliche) Christi verstanden werden können. Addiert ergibt sich die Zahl Drei, die Zahl der Dreifaltigkeit und der Tage, die Christus im Grabe lag. Auch für die vielfach auf Gemälden dargestellen gestempelten Brote und Pasteten der Renaissancezeit liegen keine Orginalbelege (weder Stempel, noch die Brote selbst) vor. Die Brote wurden entweder verzehrt oder sind im Abfall vergangen. Die Stempel wurden, nachdem sie verschlissen waren, entweder ebenfalls im Hausmüll entsorgt oder im Herdfeuer verbrannt. An bildlich dekorierten Teigwaren und speziell dafür angefertigten „Stempeln“ sind heute noch die

---

14) s. Anm. 12., S. 429

15) s. Anm. 12., S. 42

16) Stefan Lochner und Werkstatt: Triptychon mit der Muttergottes im Paradiesgarten. Erste Hälfte des 15. Jhs. Vom Betrachter ausgehend die linke Seitentafel. Wallraf-Richartz-Museum, Köln.

Auszug:

Siegfried Aring, Leiter des Planungsamtes: „Es besteht überhaupt kein Grund zur Eile, denn gebaut wird frühestens in zwei Jahren. Bis dahin wird noch Zeit sein, sich über archäologische Funde zu unterhalten und gegebenenfalls Grabungen vornehmen zu lassen.“ Im übrigen sei völlig unklar, ob das Gebiet überhaupt der Stadt gehöre und in den Bereich des Bebauungsplanes falle. Es gebe Hinweise darauf, daß lediglich eine westlich der Kalkumer Straße gelegene Ackerfläche für die Archäologen von Interesse sei.

Anmerkung des Verfassers

Es scheint für die Stadtverwaltung Ratingen im Bereich der Bodendenkmalpflege symptomatisch zu sein, daß ein fachfremder Verwaltungsangestellter, der in diesem Fall nicht einmal über seine räumliche Zuständigkeit Bescheid wußte, auch öffentlich wertende Beurteilungen über Sachverhalte abgeben konnte, die nicht seinen Wissens- und Zuständigkeitsbereich betrafen. Die tatsächlich vorhandene und zuständige Stelle innerhalb der Stadtverwaltung tritt dagegen kaum einmal öffentlich auf.

Waffeln und Waffeleisen und als besonderes Weihnachtsgebäck Spekulatius und die dazugehörigen Holzmodeln bzw. Formmaschinen in Gebrauch. Auch die Stechformen für Weihnachtsplätzchen dienen zur Ausformung von Teigmasse.

Die Breitscheider Tonplatte war möglicherweise ein Stempel zur Prägung von Oblaten bzw. Brotfladen.

Vom Ende der Jungsteinzeit

Aus dem Bereich späteiszeitlicher Dünenzüge in Ratingen-Lintorf stammen zwei Bruchstücke von Tonbechern der Zeit um 2000-1800 v.Chr. Eines der Fragmente wurde aus einer eisenzeitlichen Siedlungsgrube geborgen und stammt vermutlich aus einer erodierten und verlagerten Bestattung. In der Epoche des Übergangs der ausgehenden Jungsteinzeit zum Metallzeitalter (frühe Bronzezeit oder Stein-Kupferzeit) wurden die Toten einzeln bestattet und häufig ein Erdhügel über das Grab gehäuft. Charakteristische Beigaben waren neben tönernen Bechern Streitäxte, Feuersteindolche, Pfeilspitzen und steinerne Armschutzplatten, die die Wucht der zurückschnellenden Bogensehne abfingen. Bei Lintorf wurden bereits 1992 Reste des Inventars eines anderen Grabes dieser Zeitstellung geborgen. Es handelte sich um die Nackenpartie einer fein und sorgfältig gearbeiteten, durchbohrten Steinaxt und das Bruchstück eines Dolches aus Feuerstein, der aus der Region um Aachen importiert wurde. Überreste eines Tonbechers hatten sich am Fundort nicht erhalten. Die Fundstücke repräsentieren das Beigabeninventar in der Art einer Bestattung der „Schnurkeramischen Kultur“.

Die beiden neugefundenen „Becherscherben“ sind durch feine Einstichreihen verziert und dürften ebenfalls auf Zierweisen der „Schnurkeramischen Kultur" zurückgehen. Sie „imitieren“ die Negative in den feuchten Ton eingedrückter echter Schnüre aus Pflanzenfasern, die ein ähnliches Muster ergeben. Archäologische Nachweise der Becherkulturen sind im Rheinland ausgesprochen selten und oft nur auf kleinteilige Überreste der Keramikgefäße aus Bestattungen beschränkt.

Deutliche Siedlungsspuren finden sich kaum einmal. Ein in der älteren Literatur auch als „Speerspitze“ fehlinterpretierter Feuersteindolch mit Schulterabsatz aus Ratingen sowie ein großes Becherfragment von der Volkardey ergänzen den Bestand an endneolithischen Fundplätzen in Ratingen. Die drei endneolithischen Fundstellen in Lintorf deuten auf eine intensivere Siedlungstätigkeit zu dieser Zeit. Ein überraschendes Ergebnis für eine insgesamt im Rheinland selten faßbare Epoche, über die noch sehr wenig bekannt ist.

Eine verlorene Siedlungsstelle der älteren Eisenzeit

1994 wurde der Ausbau der L 269 in Höhe Kalkumer Straße/Breitscheider Weg im Planungsausschuß beschlossen. Im Zuge dieser Bauplanung war auch ein Gelände betroffen, auf dem bei archäologischen Begehungen über Jahre hunderte Keramikbruchstücke der älteren Eisenzeit (8.–5. Jh. v. Chr.) und Feuersteinwerkzeuge aufgesammelt und sorgfältig dokumentiert wurden. Die Bezirksvertretung und die zuständige Außenstelle beim Landschaftsverband wurden darüber umgehend in Kenntnis gesetzt. Auch die Presse zeigte Interesse an dem Verfahren.[17] Auf den entstandenen öffentlichen Druck hin wurden, nach gewundenen Erklärungen von Seiten der Stadt, baubeobachtende und baubegleitende archäologische Maßnahmen angeordnet und von Seiten des in dieser Frage dankenswert engagiert arbeitenden Landschaftsverbandes die entsprechenden Gelder für eine mögliche umfassendere Ausgrabung freigestellt.

Leider und nicht unerwartet, wurde der Baubeginn im November 2000 der zuständigen Stelle des Landschaftsverbandes von Seiten der Stadt nicht angezeigt!

Erste Sondierungen durch Fachkräfte des Landschaftsverbandes, die zuletzt dann doch von privater Seite über den Baubeginn informiert wurden, ergaben zunächst keine sicheren Hinweise auf Befunde (im Boden erkennbare menschliche Eingriffe wie die Anlage von Gräbern, Gebäuden, Gruben oder Gräben) im bereits weitgehend abgeschobenen und durch die Baufahrzeuge verdrückten Boden. Unter dem abgetragenen Mutterboden fand sich eine dunkel verfärbte und nur wenige Zentimeter tief reichende Erdschicht, in die ein dichter Fundschleier von Keramikfragmenten eingelagert war. Es handelte sich in der Mehrzahl um Überreste überwiegend massiver und großformatiger Töpfe und Schalen der älteren Eisenzeit („Niederrheinische Grabhügelkultur“ 8.–5. Jh.v.Chr.) Eine kleinere Anzahl von Gefäßresten kann der jüngeren Eisenzeit zugeordnet werden (etwa 4.-2. Jh. v. Chr.). Viele Gefäße hatten vor dem Brand einen rauhen Tonüberzug erhalten, der beim Tragen wohl einen festeren Halt ermöglichen sollte. Geglättete oder polierte Gefäßreste lagen nur selten vor. Als Verzierungen wurden Fingertupfen an der Randpartie und im Mündungsbereich sowie „Kammstrichdekor“ (eingeritzt mit einem gezahnten Holz oder mehreren aneinandergereihten dünnen Ästen) nachgewiesen. Typologisch gehört die Keramik überwiegend der frühen Phase der „Niederrheinischen Grabhügelkultur” an und läßt noch Einflüsse der bronzezeitlichen „Urnenfelderkultur” erkennen. Vergleichbare Keramikinventare sind im Raum zwischen Rhein, Ruhr und Düssel, so auch in Lintorf, bereits häufiger erfaßt.

Die mit den Gefäßscherben aufgelesenen Reste von Spinnwirteln belegen die örtliche Verarbeitung von Pflanzenfasern oder Wolle zu Textilien.

Erst im Verlauf der Baumaßnahmen, im Bereich noch nicht zerstörter Restflächen, konnten zwei Befunde festgestellt und gemeldet werden. In beiden Fällen handelte es sich um kreisrunde Verfärbungen mit einer rotfarbigen lehmigen Verfüllung. Über die Funktion dieser „Grubenreste“

17) Rheinische Post. Ratingen - Heiligenhaus. Freitag, 2. September 1994 - 204: Kein Gold und Silber, aber enorme Werte: Droht archäologischen Funden die Zerstörung?

ließen sich keine Aussagen treffen. Die lehmige Verfüllung enthielt neben sehr zahlreichen Keramikresten von Töpfen und Schalen auch sogenannten „Hüttenlehm“ als Überrest der Lehmwände von Gebäuden und eine überraschend große Anzahl von Gesteinstrümmern einer bislang nicht näher identifizierten Gesteinsart, die in Lintorf selbst nicht vorkommt, aber bereits in verschiedenen anderen Fundzusammenhängen gleicher Zeitstellung in Lintorf (Soestfeld) aufgetreten ist. Diese Steine sind rötlich verfärbt und waren offenbar starker Hitze ausgesetzt.

Umrissener Grubenbefund mit ältereisenzeitlichen Keramikfragmenten, Hüttenlehm und verglühten Steintrümmern. 7. Jh. v. Chr. (Ratingen-Lintorf / Kalkumer Straße, Ecke Breitscheider Weg)

Im Gesamteindruck konnte festgestellt werden, daß die ursprüngliche Topografie des Geländes durch Ackerbau und Erosion stark verändert ist. Ältere Kulturschichten sind abgewittert, die erhaltenen Relikte vorangegangener Siedlungen haben sich sozusagen als „Bodensatz“ in der dunkleren Verfärbungsschicht abgelagert.

Überraschend fand sich auch ein kleines Inventar bearbeiteter Feuersteine und Steinwerkzeuge, die in die späte Altsteinzeit bis Mittelsteinzeit (12. Jahrtausend bis 6. Jahrtausend v. Chr.) datieren. Außergewöhnlich war zudem der Fund einer reich verzierten, endneolithischen „Becherscherbe” aus der Zeit um 2000 v.Chr., die offenbar infolge von Erosionsprozessen in eine sonst mit eisenzeitlicher Keramik gefüllte Grube eingelagert wurde.

Die metallzeitlichen keramischen Funde datieren in die Zeit, in der zwischen Rhein, Ruhr und Düssel die Methoden der Eisengewinnung bereits bekannt waren, wie der Fund eines „Rennfeuerofens“ in einer zeitgleichen Siedlung bei Düsseldorf-Rath dokumentiert.

Der Lintorfer Raum ist besonders reich an sogenanntem „Raseneisenerz“. Tatsächlich fand sich auch in der untersuchten Baustelle eine deutliche Konzentration von Raseneisenerzbrocken, wobei nicht mehr ermittelt werden konnte, ob es sich um natürliche Ablagerungen oder um bereits aufgesammelte und eingelagerte Mineralvorräte handelte. Die neuesten Beobachtungen stützen die Vermutung, daß in Lintorf im 8.-1. Jahrhundert vor Christus tatsächlich das vor Ort anstehende Eisenerz abgebaut und verarbeitet wurde. Die Verhüttungplätze dürften nicht weit entfernt von den Siedlungen gelegen haben.

Zur Zeit der Fertigstellung dieses Artikels im Februar 2001 wurde erneut eine Grubenverfärbung angeschnitten. Diesmal reichte das Profil des Befundes in ca. 60 cm Tiefe und damit 40 cm weit in gleichzeitig angeschnittene sehr reichhaltige Raseneisenerzschicht hinein. Ob es sich um eine ,,Pinge“, eine obertägige Abbaugrube handelte, konnte aufgrund der fortgeschrittenen Zerstörung nicht geklärt werden.

Im Zentrum der Grube, die sich durch graue Färbung sehr deutlich von den hellen bzw. rostroten Sanden unterschied und Holzkohlepartikel enthielt, fanden sich die Überreste einiger keramischer Gefäße. Aus Lintorf und dem gesamten Gebiet zwischen Rhein, Ruhr und Düssel sind überwiegend dickwandige und nur selten geglättete oder polierte Gefäßbelege der Metallzeit bekannt. Der einzige derartige Fund aus Lintorf stammte bislang aus dem Soestfeld. Es handelt sich um den Überrest einer fein polierten Schale mit drei senkrechten Kehlungen und Fingertupfen auf der Schulterpartie und einem „Kammstrichdekor” auf dem unteren Gefäßteil. Gefäße in dieser außergewöhnlichen Qualität sind in den Regionen des Niederrheins nur selten anzutreffen. So war es eine große Überraschung, innerhalb des zufällig bemerkten Grubenrestes am Breitscheider Weg zahlreiche Bruchstücke eines feinwandigen und polierten Gefäßes, eines großen Topfes mit zylindrischer Halspartie und weit auskragender Schulter, bergen zu können. Leider konnten von den vergleichsweise zahlreich erhaltenen Bruchstücken nur einige alt gebrochene Scherben zusammengepaßt werden. Noch mehr zu bedauern ist, daß offenbar die überwiegende Anzahl aller Scherben ursprünglich noch vorhanden war, jedoch im Verlauf der Baumaßnahme ein großer Teil der Überreste verlorengegangen ist. Die Keramik aus diesem Befund kann aufgrund der typologischen Merkmale in die Zeit des 8./7. Jhs.v.Chr. (ältere Eisenzeit) datiert werden.

Es ist in besonderem Maße zu bedauern, daß die archäologischen Untersuchungen nicht im geplanten Umfang stattfinden konnten.

Römisches Pferdegeschirr aus Ratingen-Lintorf

Unter den Oberflächenfunden „unbekannter” Zeitstellung aus dem weiteren Umfeld des oben beschriebenen eisenzeitlichen Fundplatzes befindet sich ein stark fragmentiertes Bronzestück mit hervorragender Erhaltung des stellenweise noch „goldglänzenden“ Metalls. Es handelt sich um eine „Rundel“ mit einer zentralen Aussparung zur Aufnahme eines Zierniets, mit dessen Hilfe der Bronzebeschlag auf einem Lederriemen an einem Pferdegeschirr befestigt werden konnte. Die Aussparung für den Zierniet umläuft als Dekor eine mitgegossene Umrandung aus kleinen Dreiecken. Auf die Rundel folgt eine Fortführung des Metallgusses mit dem massiven Ansatz einer durchbrochenen Zierfläche. Der Archäologe Dr. Reichmann, der die römischfränkischen Funde von Krefeld-Gellep (römisches Kastell mit Zivilsiedlung und über-

regional bedeutendes römisch-fränkisches Gräberfeld) bearbeitet, begutachtete das Bronzefragment überraschend als Bestandteil des Pferdegeschirrs eines römischen Soldaten. Solche Beschläge wurden von Militärhandwerkern in den Legionslagern selbst hergestellt. Beschädigte oder modisch „überalterte“ römische Bronzen wurden zur Rohstoffgewinnung gesammelt, zerkleinert und eingeschmolzen. In der Regel wurden die Metallstücke unmittelbar in den Werkstätten der Militärlager „recycelt“.

Das stark fragmentierte Lintorfer Fundstück könnte zunächst einmal sowohl aus einer „Schrottsammlung“ stammen, als auch im Gebrauch verlorengegangen sein.

Ungewöhnlicher als das Fundstück selbst ist der Fundort, denn Lintorf liegt im rechtsrheinischen Vorland zur römischen „Staatsgrenze“, dem historischen Rheinlauf und daher außerhalb des unmittelbaren Aktionsradius der römischen Reiterei, die u.a. auch im Kastell von Krefeld-Gellep stationiert war. In Lintorf sind mittlerweile an verschiedenen Stellen germanische Siedlungsbelege, darunter auch zahlreiche römische Importwaren (Sigillata, Millefioriglasperlen, Münzen), nachgewiesen.

Das Bronzefragment könnte daher sowohl als Tausch- oder Beutegut, aber auch als „Bezahlung in Rohmetall“ nach Lintorf gelangt sein. Vom Fundareal stammt eine römische Goldmünze des 4. Jahrhunderts (Valens), die bereits im 19. Jahrhundert entdeckt worden war.[18] Der Fundplatz scheint demnach einige Überreste einer „germanisch-kaiserzeitlichen“ Besiedlung oder eines Bestattungsplatzes aufzuweisen. Goldmünze und Bronzebeschlag können aufgrund mangelnder Hinweise zwar nicht in einen unmittelbaren Fundzusammenhang gebracht werden, würden jedoch auch zur Bestattung eines machtvollen einheimischen Reiterkriegers in römischen Diensten passen. Im späteren 4. Jahrhundert dienten Goldmünzen verstärkt der Entlohnung von römischen Soldaten einheimischer Abstammung. Hervorzuheben ist ein Münzschatz derselben Zeit aus der nahegelegenen Ortschaft Duisburg-Rahm. Die Verwendung der Lintorfer Goldmünze als „Charonspfennig“ zur Bezahlung des „Fährmanns“ beim Übergang ins Totenreich ist schon früher angenommen worden (Die gelegentlich geäußerte Vorstellung, daß solche wertvollen antiken Stücke „im Vorüberreiten” verlorengegangen sind, ist durch den Nachweis umfangreicher germanischer Siedlungsaktivitäten in Lintorf widerlegt). Es ist jedoch nicht auszuschließen, daß tatsächlich römische Reitereinheiten in der Region unterwegs waren, sei es zu einer militärischen Strafaktion oder zu Erkundigungs- und Handelszwecken. Der römische Bronzebeschlag kann als Oberflächenfund zur Zeit in keinen näheren Befundzusammenhang gebracht werden, gehört aber als besonderes Einzelstück zu der sich beständig vergrößernden Gruppe römisch-kaiserzeitlicher Fundbelege aus Lintorf.

Zerpflügte Lehmwandungen und starke Keramikstreuung vom Standort zweier Töpferöfen des 12./13. Jhs. (Ratingen-Breitscheid/Aufnahme aus dem Jahr 2000)

Gesucht-Gefunden: Zwei 800 Jahre alte Töpferöfen in Breitscheid

Die „Mittelalterarchäologie“ ist bis heute ein Stiefkind der Bodenforschung. Der Verlust an aussagefähigen „Bodenurkunden“ in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ist an allen Orten des Rheinlands enorm. Nur wenige Städte wie Münster, Duisburg, Neuss, Zons und nun auch verstärkt Köln, bemühen sich um die Erhaltung und Aufarbeitung ihres mittelalterlichen „Bodenarchivs“. Andere Städte wie Düsseldorf und Ratingen nutzen ihre reichen Potentiale überhaupt nicht. Während zufälligen Einzelfunden von Schmuck, Waffen und Münzen bisweilen einige Aufmerksamkeit zukommt, werden die vielfältigen sonstigen Sachbelege der mittelalterlichen Alltagskultur stillschweigend registriert und oft genug auch schnell abgebaggert. Sehr gerne wird mit dem Argument angeblich zu hoher Kosten und einer vermeintlich drohenden Baustellenstillegung gearbeitet, die allerdings, wie bei der Freilegung des historischen Düsseldorfer Hafens, nur dann eintritt, wenn der klammheimlich vorangetriebene Versuch, vollendete Tatsachen zu schaffen, mißlingt. Nur wenigen ist bekannt, daß die heute so viel gelobte Erhaltung dieses beispielhaft genannten, wertvollen Denkmalbestandes allein und ausschließlich privater Initiative zu verdanken ist und daß den Bauarbeitern geradezu im letzten Moment und dann auch nur aufgrund der Intervention auf Landesebene die Schippe aus der Hand geschlagen wurde. Die damals äußerst beleidigt aufgetretenen Lokalpolitiker sonnen sich heute im Lob über die gelungene Uferpromenade, die ein wunderschön gestalteter Touristenmagnet geworden ist. Vergleichbar waren die von der Stadt Ratingen begleiteten Vorgänge beim Abriß des denkmalge-

18) Bolin, S.: Fynden Av Romerska Mynt i Det Fria Germania, Lund 1926, sowie Fahne, A.: Die Landwehren von Velbert bis Schloß Landsberg und von Barmen nach Hückeswagen. In: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Band 14. Bonn 1878. S. 191. Erworben von C.Guntrum in Düsseldorf. Verbleib heute unbekannt.

schützten „Gärtnerhauses" von Schloß Landsberg. Ohne jedes Wissen der Stadt wurde das bauhistorisch wertvolle Gebäude hinter einem verhangenen Baugerüst Stück für Stück abgetragen und war dann auf einmal „nicht mehr da", als endlich ein Verantwortlicher hinter die „Kulissen" blickte. Die Rollen waren danach klar verteilt. Die einen waren „die Bösen", die anderen „die Getäuschten". Auf ähnliche Weise verschwand das denkmalgeschützte mittelalterliche Kornsgut in Lintorf, ein nicht nur ortsgeschichtlich bedeutendes Gebäude. Als Bußen wurden jeweils „Peanutbeträge" entrichtet.

Im Jahr 2000 wurden erstmals Standorte von Töpferöfen der überregional bedeutenden mittelalterlichen Keramikproduktion in Lintorf und Breitscheid festgestellt, die durch landwirtschaftliche Aktivitäten in ihrem Bestand akut bedroht sind. Der Fundort wurde durch die „Archäologische Arbeitsgruppe Düsseldorf" im Auftrag der oberen Bodendenkmalpflege (Außenstelle Overath) umfassend kartiert und dokumentiert.

Hier ist von seiten der Stadt sofortiges und konsequentes Handeln im Rahmen der Pflichten und Auflagen der Bodendenkmalpflege und des Denkmalschutzes einzufordern.

Ob sich die Anlagen in einem aussagefähigen Erhaltungszustand befinden, kann erst eine Sondierungsgrabung zweifelsfrei klären. Diese bedeutenden und im gesamten Rheinland nur selten zu erfassenden technischen Anlagen, die nach Aussage der Begleitfunde in die Zeit des 12.-13. Jahrhunderts datieren, könnten nach Abschluß möglicher Ausgrabungsarbeiten ohne großen finanziellen und technischen Aufwand der öffentlichen Präsentation zugeführt werden und so den Bezug zur Geschichte des Ortes mit seiner verlorengegangenen Handwerkstradition herstellen.

Die im Jahr 2000 und 2001 zu beobachtenden umfangreichen Bauaktivitäten in Breitscheid lassen erhebliche Bedenken aufkommen, ob die weiterhin zu erwartenden Bodenfunde im Ortsgebiet überhaupt Beachtung finden werden. Unklar ist auch, in welchem Umfang in den vergan-

Ein Kugeltopf auf dem Herdfeuer.
(Chorgestühl im Dom zu Erfurt. 15. Jh.)

genen Jahren Bodenfunde bereits ohne Dokumentation vernichtet wurden. Allerdings haben die regen Bauaktivitäten am Ort verdeutlicht, warum die Stadt Ratingen kein Interesse an der Durchführung von Maßnahmen der Denkmalpflege in ihrem Zuständigkeitsbereich hat. Die Recherchen des vergangenen Jahres haben ergeben, daß die in Lintorf und Breitscheid hergestellte Gefäßkeramik überwiegend in der mittelalterlichen Handelsmetropole Duisburg abgesetzt wurde. Im Bestand des Duisburger Niederrheinmuseums befinden sich neben zahlreichen Kugeltopfbelegen auch einige Krüge „Breitscheider und Lintorfer Machart" aus einem Brunnen bei Duisburg-Huckingen sowie rekonstruierte bauchige Großgefäße der Breitscheider/Lintorfer Produktion aus Siedlungsbefunden im historischen Stadtkern Duisburgs.

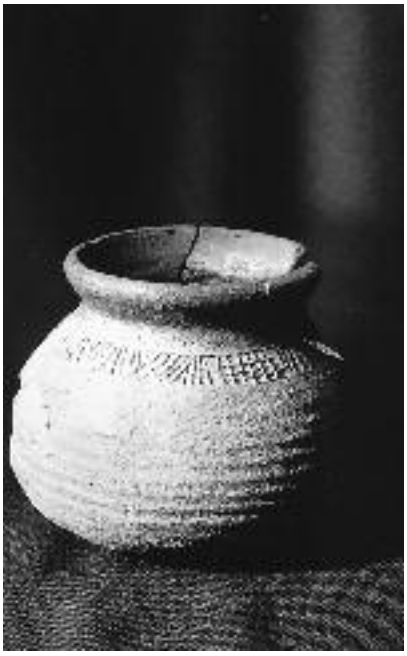
Die seit etwa zehn Jahren gezielt beobachtete und in ihrer Bedeutung und großen räumlichen Ausbreitung erkannte mittelalterliche Töpferei von Breitscheid und Lintorf ist mittlerweile wissenschaftlich anerkannt. Ihre Geschichte wird intensiv aufgearbeitet. Die Besonderheit liegt in der rechtsrheinischen Lage nahe der Handelsmetropole Duisburg und in der Sorgfalt der Gefäßherstellung, die nicht nur außerordentlich vielseitig, sondern bemerkenswert qualitätvoll war.

Die hier festgestellte Produktpalette trägt auch dazu bei, die bislang eher überschätzte Bedeutung anderer Töpferregionen (Paffrath/Elmpt) abzuarbeiten, denn deren Produkte lassen sich vom Breitscheider und Lintorfer Material typologisch und technologisch nur bei genauer Untersuchung und Kenntnis des Materials unterscheiden. Paffrather und Elmpter Gefäße erreichen dabei kaum einmal die hohe Qualität der Breitscheider und Lintorfer Geschirre. Zur Zeit steht zur Diskussion, ob in Breitscheid nicht schon im 11./12. Jahrhundert Verfahren zur Herstellung von Glasuren als zierendes Außendekor angewandt wurden. Bislang ist die Herkunft solcher Gefäßreste in mittelalterlichen Siedlungen dieser Zeitstellung im Rheinland nicht geklärt.

Blei- und Vitriolbergbau

Lintorf war im 18. und 19. Jahrhundert ein bedeutendes Bergbauzentrum mit einem reichen Spektrum an Mineralvorkommen. Zu den hier bestehenden Bergwerken gehörte die Zeche Friedrichsglück am Bleibergweg/Rehhecke.

2000 wurden in diesem Bereich die letzten obertägig erreichbaren Reste des Bergbaus unter Aus-



Scheibengedrehter und rollstempelverzierter Kugeltopf. 13. Jh. n. Chr.
(Fundort: Ratingen-Breitscheid)

schluß der Bodendenkmalpflege und daher undokumentiert überbaut. Der Verlust des ungeschützten(!) Denkmals für den regionalen Bergbau, der einmal die Haupterwerbsquelle in der Region bildete, ist unersetzlich. Erheblich bedroht sind weitere Relikte des Lintorfer Bergbaus des 18.-20. Jahrhunderts am Teufelshorn heute Stadtgebiet Duisburg. Hier werden vor allem die ursprünglich noch gut erhaltenen Abraumhalden von Mineralienjägern (mit mäßigem Erfolg!) durchwühlt und erheblich beschädigt. Auch hier, in der Zuständigkeit der Städte Duisburg und Essen, sind ungeschütze Denkmäler für die Geschichte des Ortes und des Bergbaus in Nordrhein-Westfalen in ihrem Bestand gefährdet. Der Standort erlangt auch dadurch besondere Bedeutung, daß sich hier die erste funktionsfähige Dampfmaschine auf dem europäischen Kontinent unter Tage in Bewegung setzte. Neben der Textilspinnerei in Cromford liegt hier eine weitere herausragende Stätte der Frühindustrialisierung in Europa! In Zusammenarbeit mit der Stadt Duisburg und dem Landschaftsverband Rheinland wird der erhaltene Fundbestand zurzeit durch die „Archäologische Arbeitsgemeinschaft Düsseldorf“ aufgenommen.

Hohlweg an der Bushaltestelle „Zur Grenze” (Ratingen-Lintorf, Aufnahme aus dem Jahr 2000)

Rekonstruktionsbeispiel für die Schäftung querstehender Pfeilspitzen

Hohlwege

In den Wäldern um Lintorf haben sich einige Partien historischer Wegführungen erhalten, die sich im Laufe ihrer Nutzung tief in den weichen Waldboden eingeschnitten haben. Diese alten Streckenführungen werden als „Hohlwege“ bezeichnet. Einige Teilstrecken sind noch hervorragend erhalten und werden z.Zt. erfaßt und kartiert, um eine Inschutzstellung und Aufnahme in die Denkmalliste der Stadt Ratingen zu erreichen.

Aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts liegen mit dem „Theilungs-Receß“ der Lintorfer Gemarkung detaillierte Streckenbeschreibungen vor, die sich zumindest teilweise mit den gefundenen Überresten in Verbindung bringen lassen.

Mesolithische Pfeilspitzen

Aus Lintorf stammen zwei 1999 gefundene Pfeilspitzen, die bereits in der letzten Quecke kurz erwähnt wurden. Sie datieren in das 6. Jahrtausend v.Chr. (späte Mittelsteinzeit).

Ihnen kommt besondere Bedeutung zu, da sie als „querstehende“ Pfeilspitzen einem Projektiltyp zugeordnet werden, der die letzte Epoche kurz vor der Seßhaftwerdung des Menschen im Rheinland kennzeichnet.

Zugleich belegen die zusammengefundenen Stücke, daß der bereits seit einigen Jahren bekannte Jagdplatz aus der späten Altsteinzeit (12.-11. Jahrtausend v. Chr.) bei Lintorf wohl aufgrund seiner besonderen natürlichen Voraussetzungen immer wieder von Jägern und Sammlern aufgesucht wurde. Auf die gut fünftausendjährige „Tradition“ des Fundplatzes als Jagdaufenthalt soll hier hingewiesen werden.

Epilog

In diesem Beitrag ist mehrfach nachdrücklich auf die besondere Sorgfaltspflicht und die säumige Haltung der Stadt Ratingen bei der Wahrnehmung der Aufgaben der Bodendenkmalpflege hingewiesen worden. Gerne werden die sichtbaren Ergebnisse der Denkmalpflege vorgewiesen, die jedoch nicht mit Aufgaben der Bodendenkmalpflege verbunden sind. Es ist zu bedauern, daß es nicht öffentliches Interesse zu sein scheint, die reiche und vielseitige Geschichte eines Ortes zumindest zu dokumentieren, wenn einer Erhaltung vor Ort dringende, zumeist wirtschaftlich begründete Erfordernisse entgegenstehen. Es reicht auch nicht aus, lediglich dann aktiv zu werden, wenn eines der wenigen, bereits in die Denkmalschutzliste eingetragenen Bodendenkmäler betroffen wird. Die seit langem bekannte Funddichte in Lintorf, aber auch in den umliegenden Gemeinden Ratingen-Breitscheid und Düsseldorf-Angermund, sowie im Umfeld der Volkardey und bei Düsseldorf-Rath zeigt unwiderlegbar, daß eine regelhafte Präsenz vor Ort (baubeobachtende oder baubegleitende Maßnahmen) zwingend geboten ist. Durch die säumige Haltung der verantwortlichen Stellen in der Stadtverwaltung entsteht nicht nur eine kulturgeschichtliche Wüste und ein enormer Verlust an wissenschaftlich relevanten Informationen. Den nachfolgenden Generationen wird zugleich die Möglichkeit der Identifikation mit der regionalen Geschichte und Tradition genommen. Daß es in Lintorf im Vergleich zum Stadtbereich Ratingen anders aussieht, die Fundkarte im Rheinischen Landesamt für Bodendenkmalpflege zeigt Lintorf als überreiche Insel in einem „Meer der Leere“, ist seit über einhundert Jahren nur und ausschließlich privaten Initiativen zu verdanken. Es wird Zeit, aus dem Dornröschenschlaf aufzuwachen.

Thomas van Lohuizen

Novalis

(Friedrich Leopold Freiherr von Hardenberg)

∗ Oberwiederstedt
2. Mai 1772

† Weißenfels
25. März 1801

Novalis nach einem zeitgenössischen Kupferstich

Bergmannsleben

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt;

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß und Plage;
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloßnen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heilge Lüfte
Umwehn sein Angesicht
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ewges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Tun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebürgen
Der frohe Herr der Welt.

„Lintorf hat viel Wasser, aber auch viel Erz"[1)]

Die letzten Jahre des Lintorfer Bergbaues unter der „Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke" (1888-1892 und 1897 - 1902)

Schon im Mittelalter wurden in Lintorf Bleierze gewonnen, oder zumindest war das Vorhandensein dieser Erze bekannt. Darauf deutet die alte Flurbezeichnung „Bleiberg" hin, womit die Stelle benannt war, auf der jetzt das Firmengelände der Firma Thyssen-Hünnebeck liegt. „Einige 500 Meter gegen Norden haben auch Bleihütten gestanden"[2)], über deren genauen Standort bis jetzt jedoch nichts Genaues zu erfahren war.

Das erste wirklich größere Unternehmen wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts betrieben, wobei im Lintorfer Bleibergwerk von dem Unternehmer und Bankier Heinrich Kirschbaum nicht nur neue Verhüttungsverfahren ausprobiert, sondern um 1753 in Deutschland die erste wirklich brauchbare, von dem belgischen Ingenieur Jean Wasseige konstruierte Dampfmaschine für die schwierige Wasserhaltung aufgestellt wurde. Aber schon 1755 kam für Kirschbaum der Konkurs.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts läßt sich wieder Bergbautätigkeit in Lintorf in einigen kleineren Betrieben feststellen. Um 1840 kam durch verschiedene Gesellschaften neues Leben in den Lintorfer Bergbau. Besonders holländische Kapitalgeber investierten ab 1860 in den Lintorfer Bergbau, zunächst mit der „Nederlandsche Loodmijn", dann mit der „Tweede Nederlandsche Loodmijn" und schließlich der „Anglo-Dutch Mining Company", die 1883 zwangsversteigert wurde. Es folgte die „Maatschapij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnwerken", die aber ab 1888 ihr Bergwerk an die „Lintorfer Bleiwerke" verpachteten und schon knapp zehn Jahre später in die Liquidation ging. Das Bergwerk kam nun in den Besitz der Firmen Haniel & Lueg aus Düsseldorf und Broekman & Houders aus Amsterdam, die dann ab 1897 unter der neuen „Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke" bis 1902 versuchten, den Bergbau in Lintorf rentabel zu gestalten.

Die meist sehr optimistisch gefärbten offiziellen Grubenberichte haben Aktionäre und Außenstehende darüber hinweggetäuscht, mit welchem Risiko der Kampf mit der Wasserhaltung verbunden war. Erhebliche Summen wurden investiert, gewaltige Mengen Wasser wurden aus den Schächten herausgepumpt, und dennoch reichte es nicht aus, den Bergbau rentabel zu machen. Bemerkbar machte sich nur das Absinken des Grundwasserspiegels, das Versiegen der Brunnen nicht nur in Lintorf und das Absterben weiter Flächen des Speeschen Waldes.

Bereits seit Mitte des Jahres 1901 zeichnete sich das Ende des Lintorfer Erzbergbaus ab, obwohl sich in dieser Zeit die Zahl der unter Tage Beschäftigten von etwa 200 im Laufe des Jahres auf über 340 erhöhte und die offiziellen Grubenberichte sehr optimistisch klangen. Beinahe ganz Lintorf lebte damals von der Gewerkschaft. Im Sommer 1902 war der Zusammenbruch der Lintorfer Gruben nicht mehr aufzuhalten.

1. Abgrenzung des Themas

In der über 350-jährigen Geschichte des Lintorfer Bleibergbaues haben sehr viele Gewerkschaften, Gesellschaften, Unternehmer, aber auch einzelne Bergleute versucht, die Bodenschätze der Lintorfer Umgebung auszubeuten. Darum sollen an dieser Stelle nicht alle Begebenheiten aufgezeigt werden. Es sind vor allem zwei wichtige Abschnitte der Lintorfer Bergbaugeschichte sehr interessant.

Als erster Schwerpunkt kann die Zeit von 1745 bis 1754 herausgestellt werden, in der der Kaufmann und Bankier Heinrich Kirschbaum das Lintorfer Bleibergwerk betrieb. Für damalige Verhältnisse war dieses Unternehmen von wirtschaftlicher Bedeutung und für Lintorf das erste Industrieunternehmen überhaupt. Da dieses Kapitel der Lintorfer Bergbaugeschichte in den Quecken Nr. 39 und Nr. 66 aus den Jahren 1968 und 1996 näher beschrieben wurde, soll hier nicht näher darauf eingegangen werden.[3)]

Der zweite Schwerpunkt liegt in den letzten 50 Jahren des Lintorfer Bergbaues (1852-1902). Ich möchte hier vor allem die letzten Jahre von 1888 bis 1892 und - nach einer Stillegung von fünf Jahren - von 1897 bis 1902, näher betrachten. In diesem Zeitraum wurde versucht, unter dem Namen „Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke" mit gewaltigen Anstrengungen und großem finanziellen Aufwand den Lintorfer Bleibergbau rentabel zu gestalten. Da die „Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke" auch nach 1902 weiterbestand, soll hierauf ebenfalls eingegangen werden.

Damit man aber eine bessere Vorstellung und Übersicht vom Lintorfer Bergbau im 19. Jahrhundert erhält, soll vorab die geographische Lage der Erzgänge und Schachtanlagen beschrieben und der geschichtliche Weg des Lintorfer Bergbaus vom Konkurs Kirschbaums im Jahre 1755 bis zum Jahre 1888 als Übersicht aufgezeigt werden. Dabei ist anzumerken, dass vor allem die Jahre von 1852 bis 1888 - nach Einsicht in die noch vorhandenen Quellen - bergbaugeschichtlich sehr interessant, aber bisher noch nicht genügend aufgearbeitet sind.

Der Lintorfer Bergbau war immer durch die großen Wassermengen und die dadurch entstandenen Probleme der Wasserbewältigung gekennzeichnet. Dies soll bei der Bearbeitung des Themas besondere Beachtung finden.

---

1) Aussage in einem Gutachten von Oberbergrat Köhler aus Clausthal über die Lintorfer Bergbauverhältnisse.

2) Die Lintorfer Erzbergwerke in der Düsseldorfer Gewerbeausstellung, Düsseldorf 1880, S. 7

3) Theo Volmert, Heinrich Kirschbaum und das Lintorfer Bleibergwerk, in: Die Quecke, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde (fortan VLH), Nr. 39, Lintorf 1968, S. 9-13. Michael Lumer, Vor 250 Jahren gründete der Düsseldorfer Bankier und Unternehmer Heinrich Kirschbaum in Lintorf ein Bleibergwerk, in: Die Quecke, Hrsg. VLH, Nr. 66, Lintorf 1996, S. 167-178

Zutage tretende Kalkauffaltung in der Drucht

Zum Abschluß dieses Artikels soll auf die Nutzbarmachung der Gelände und Gebäude für nachfolgende Betriebe eingegangen und eine Bewertung der Bergbautätigkeit in Lintorf vorgenommen werden.

2. Geographische Lage der Lintorfer Erzgänge und Schachtanlagen

Die erdgeschichtliche Entwicklung des hiesigen Raumes und die vorhandenen Bodenschätze begünstigten das Entstehen der Industrie überhaupt. Der älteste Zweig ist die Kalkindustrie. „Der Bergkalk tritt bei Eggerscheidt und Ratingen inselartig auf, verschwindet dort unter den jüngsten Formationen und erscheint noch einmal sattelförmig bei Lintorf."[4)]

Zunächst wurde dieses Kalkgestein zu Beginn der Steinkohlenzeit - vor rund 265 Millionen Jahren - als Kalkschschlamm abgelagert und verfestigte sich später.

Vor rund 200 Millionen Jahren wurde das Material bei der Auffaltung des Variskischen Gebirges steil gestellt, und es bildeten sich Spalten und Klüfte. In diese Spalten drang von unten her mineralisiertes Wasser ein und ermöglichte so die Ablagerung von Bleiglanz, Zinkblende und Kupferkies, der in Verbindung mit Rauch- und Milchquarz auftrat. Neben dem Kalkstein wurden auch die oben genannten Erze auf Lintorfer Gebiet gewonnen.[5)]

Nach der Meinung von Bergmeister Schrader aus dem Jahre 1880 gehört dieses „Lintorfer Erzvorkommen, eins der reichsten unseres Vaterlandes, dem Kohlenkalk an, zieht sich aber auch in die darüber liegenden Kulmschichten hinein."[6)]

Die Erdoberfläche des Lintorfer Gebietes ist durch Ablagerungen geprägt. Kiese, Sande und Terassenschotter des Rheins bedecken weite Flächen. Aus dieser oberen Schicht treten zwei etwa 2 km voneinander entfernte, nur äußerst wenig hervorragende flache Kuppen von Kohlenkalk auf. Die nördlichere dieser nach Nordosten sich „einschiebenden Sattelerhebungen des im großen und ganzen die Faltung des Steinkohlengebirges mitmachenden Kohlenkalkes entspricht dem „Wattenscheider", „Amsterdamer" oder „Rüttenscheider" Sattel ... , die südlichere dagegen einem Spezialsattel."[7)]

Die beiden Kohlenkalksattelkuppen sind die einzigen geringen Hervorragungen im Lintorfer Gelände und waren somit in früheren Jahrhunderten die einzigen Angriffspunkte für Schürfungen und für den Bergbau. Zwischen diesen beiden Aufschlüssen - dem 'Friedrichsglücker' und dem 'Diepenbrocker Sattel' – liegt ein Gangzug von ungefähr 2100 m, wenn man von den übrigen Bohrfunden absieht, die außerhalb dieser Grenzen gemacht worden sind und immerhin Zeichen einer noch weiteren beiderseitigen Gangerstreckung gegen Süden und Norden bilden.[8)] Von diesem sogenannten Friedrichsglücker Gang liegt etwa 600 m westlich entfernt ein zweiter Gang, der durch große Mächtigkeit und größeres Aushalten im Streichen ausgezeichnet ist: der „Georgsgang".

Auch heute noch erinnern einige Lintorfer Straßennamen wie „Friedrichsglück", „Broekmanstraße" „Katharinenstraße" und „Schacht-Georg-Weg" an diese Gänge und Schächte.

Die Mächtigkeit der Gänge ist erheblichen Schwankungen - je nach dem Nebengestein - unterworfen. Es kommen Stellen von 15 m Spaltenweite vor; im Durchschnitt beträgt diese jedoch innerhalb der erzführenden Partien nicht mehr als 2 m. Im nördlichen Teil des Grubenfeldes -zwischen den beiden Hauptgängen- befindet sich ein mächtiges Diagonaltrum, auf dem Schacht „Heinrich" angesetzt ist. „Obwohl zwar weder der „Georgsgang" vom Schacht „Georg" bis zum Schacht „Drucht", noch der Friedrichsglücker Gang vom Schacht „Friedrichsglück" bis zum Schacht „Loman" überfahren worden ist, kann man doch mit Sicherheit annehmen, dass die von den beiden östlichen Schächten gebauten Gangvorkommen identisch sind und dem Friedrichsglücker Gang angehören, und dass ebenso das von Schacht „Georg" gebaute westliche Erzvorkommen identisch ist mit demjenigen, das in

---

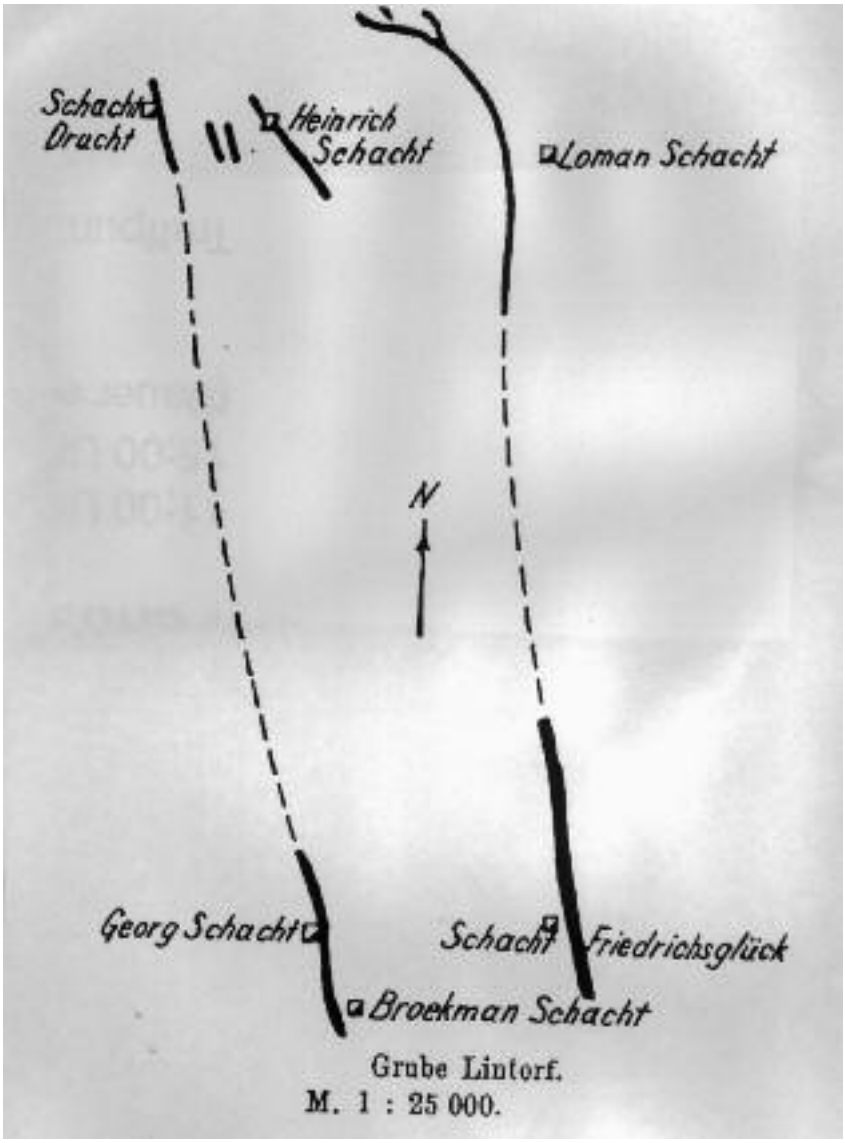
4) Heinrich Schmitz, Angermunder Land und Leute, Lintorf 1926, S. 193

5) Hugbert Hahn, Zur Geologie des Angerlandes, in: Die Quecke, Hrsg. VLH, Nr. 39, Lintorf 1968, S. 4

6) Bergmeister Schrader, Bleierzvorkommen bei Lintorf, in: Verhandlungen des naturhistorischen Vereines der preussischen Rheinlande und Westfalens, Bonn 1880, S. 61

7) Bergreferendar H.E. Böker, Die Mineralausfüllung der Querverwerfungsspalten im Bergrevier Werden und einigen angrenzenden Gebieten, in: Glück auf, 42.Jg., Essen 1906, S. 1066ff. Ralf-Ulrich Lütsch, Der Velberter Bergbau und das Bergrevier Werden, Bad Oldesloe 1980, S. 71. Ralf-Ulrich Lütsch hat in seinem Kapitel III „Die Betriebsverhältnisse der Velberter Gruben und die Beschreibung ihrer Baue" – in dem auch die Lintorfer Gruben beschrieben werden – einen Großteil seiner Angaben aus der Abhandlung von Bergreferendar H.E. Böker übernommen. Im nachfolgenden Text werden hierzu die Textstellen von Lütsch angegeben.

8) Lütsch 1980, S. 9



früheren Zeiten vom Schacht „Drucht" her ausgebeutet worden ist."[9].

Es würde dies einer bekannten Länge der Gänge von etwa 2,25 km entsprechen. Es werden aber z.T. größere Entfernungen aufgeführt, so z.B. 6-9 km. Dabei sind dann die nördlich und südlich vorgenommenen Bohrlochfundpunkte mit inbegriffen.

Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man als nördliche Fortsetzung der Lintorfer Gangspalten den Sprung der ersoffenen Grube „Java" und die beiden parallelen, erzreichen Hauptverwerfungen von Rheinpreussen (bei Duisburg-Homberg) und als südliche Fortsetzung den Bleigang von „Cromford" auffasst.[10]

Die Zeche Friedrichsglück befand sich an der „Rehhecke" auf dem heutigen Betriebsgelände der Firma Thyssen-Hünnebeck, und die Zeche Diepenbrock - ab 1890 war dies die Lomanschacht-Anlage - lag im Wald am Teufelshorn und war auf Breitscheider Gebiet. Der Schacht „Georg" gehörte zur Broekmanschacht-Anlage und befand sich „Am Löken" auf dem heutigen Gelände der Wohnsiedlung an der „Broekmanstraße" gegenüber der St. Johannes-Kirche.

Bis ca. 1862 wurden auf dem Gebiet der Lintorfer Erzbergwerke die Schächte „Friedrich", „Georg", „Franz", „Heinrich", „Wilhelm" und „Augusta" betrieben. Auf den beiden Schachtanlagen Friedrichsglück und Diepenbrock entwickelten sich ab dem Jahre 1865 Tiefbaue, die aber wegen ungenügender Wasserhaltungskräfte 1872 vorläufig eingestellt werden mussten.[11]

Nach Aufstellung größerer Wasserhaltungskräfte konnte der Bergbau 1878 wieder in Betrieb gesetzt werden. 1880 betrieben die Lintorfer Erzbergwerke in den gesamten Konzessionsfeldern zwar zwei Wasserhaltungsschächte „Friedrich" und „Diepenbrock", aber fünf Förderschächte mit maschinellen Vorrichtungen, „Friedrich", „Diepenbrock", „Franz", „Georg", „Heinrich" und mehrere Hilfs-, Aufschluss- und Wetterschächte.[12]

1891 wurde der Betrieb wiederum wegen zu hoher Wasserzuflüsse eingestellt, jedoch im Jahre 1897 nach Aufstellung leistungsfähiger Wasserhaltungsmaschinen und nach Abteufen mehrerer neuer Förderschächte unter erheblichem Kostenaufwand wieder aufgenommen. Trotz günstiger Aufschlüsse bis 115 m Teufe mußte die Grube 1902 ihren Betrieb einstellen.

3. Die Bleiförderung im 19. Jahrhundert bis zum Jahre 1852

Nach dem Kirschbaum'schen Konkurs im Jahre 1755 muß das Bergwerk der Lintorfer Bleigruben längere Zeit stillgelegen haben. Denn in der 1766 von Bergrat Christian Ludwig Döring verfaßten Abhandlung „Historische Nachrichten von sämtlichen in beiden Herzogtümern Jülich und Berg befindlichen Bergwerken", die 1775 in den „Bemerkungen der churfürstlichen physikalischen ökonomischen Gesellschaft" abgedruckt wurde, war kein Bergbau in oder bei Lintorf erwähnt.[13]

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts läßt sich eine stärkere Bergbautätigkeit zwischen Ruhr und Anger feststellen. Ein Alaunschieferflöz, schon früher von Abt Heinrich aus dem Stift Werden entdeckt, war schon im 16. Jahrhundert ausgebeutet worden. Man brauchte den Alaun besonders für das Färben

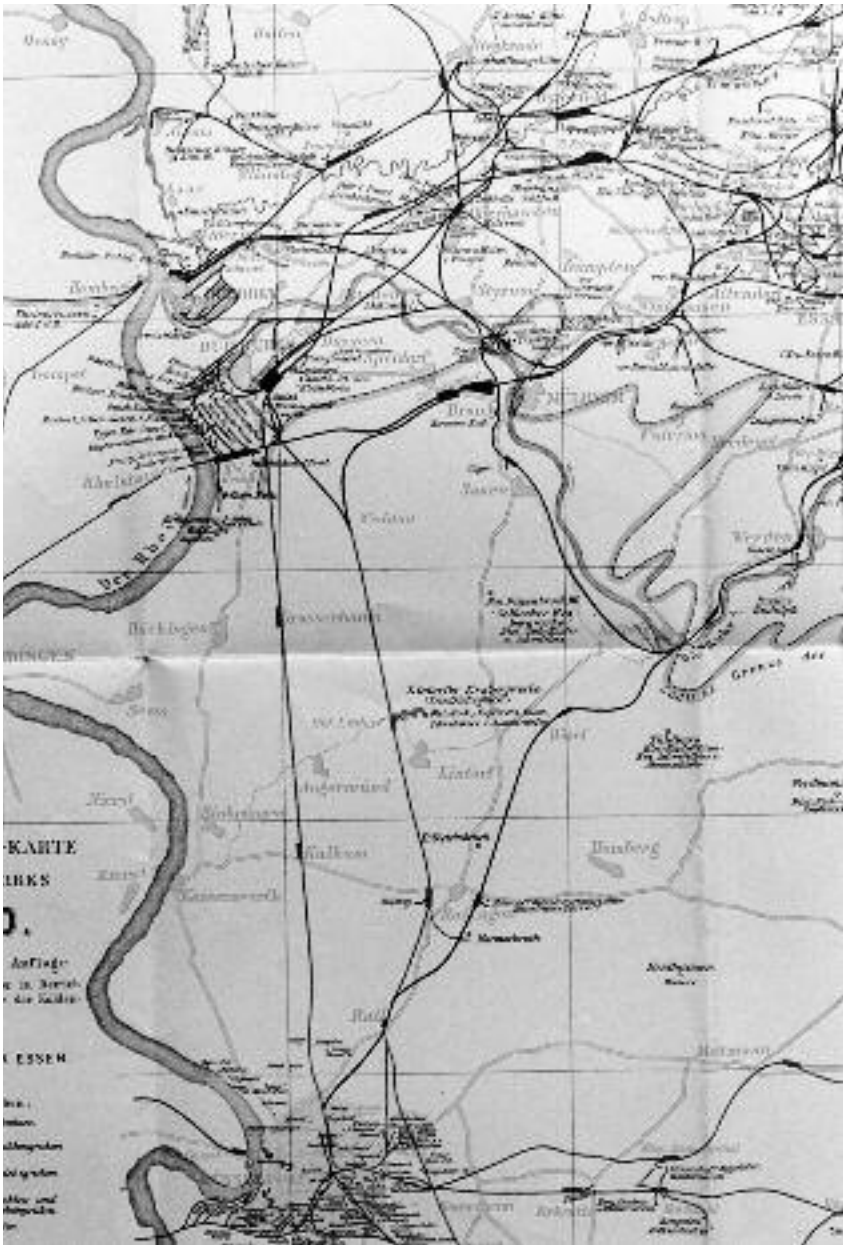
9) Lütsch 1980, S. 72. Die Zeichnung wurde von Bergreferendar H.E. Böker übernommen.

10) Ebd.

11) von Groddeck, Ueber die Erzgänge von Lintorf, in: Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinen-Wesen im Preussischen Staate, 29. Band, Berlin 1881, S. 201

12) Die Lintorfer Erzbergwerke in der Düsseldorfer Gewerbeausstellung, Düsseldorf 1880, S. 28

13) Theo Volmert, Vom Lintorfer Bergbau im 19. Jahrhundert, in: Die Quecke Nr. 40, Lintorf 1970, S. 6



Karte der Region Düsseldorf und des westlichen Ruhrgebietes mit eingezeichneten Zechen und Industriebetrieben (nach 1880)

von Tuchen, zuerst in Kettwig und Werden, später auch in Wuppertal. Ein erhöhtes Interesse aber fand dieses alte Flöz, als man 1784 in Wuppertal mit dem Geheimnis der Türkischrotfärberei bekannt wurde. Es ist darum nicht verwunderlich, dass nach 40 Jahren, 1795, das Lintorfer Bergwerk neu belehnt wurde, da auch hier früher schon Alaun gefunden worden war.[14)]

Über das Ausmaß und die Erfolge dieser Bergbautätigkeit ist nichts Genaues bekannt.

Im Jahre 1806 oder 1807 besuchte der spätere Professor der Mineralogie und Bergwissenschaften an der Bonner Universität Dr. Nöggerath das Lintorfer Blei- und Vitriolwerk. 1812 berichtet Nöggerath, dass hier die Bleierze, die Klüfte des Kalksteins regelmäßig ausfüllten und eine Mächtigkeit von 18 Zoll besäßen.[15)] 1815 kam der Betrieb auf dem Werk „Zur guten Hoffnung" endgültig zum Erliegen.[16)]

Erst im Jahr 1841 läßt sich wieder eine erhöhte Bergbautätigkeit in Lintorf nachweisen. Denn ein aus Düsseldorf stammender Forstmann hatte auf einen Schürfschein vom 14. April 1840 am 23. April 1841 eine weitere Verlängerung von einem Jahr und sechs Wochen bewilligt bekommen und mit den Belgiern Junot, Triest und Doignon eine Gesellschaft gegründet zu dem Zweck, in den Gemarken-Waldungen bei Lintorf nach Mineralien zu graben.[17)]

Durch die Berichte des Berggeschworenen Haardt sind wir recht gut unterrichtet über den „Fortgang der Versuchsarbeiten auf metallische Fossilien in der Gemeinde Lintorf und Umgebung".

So geht aus dem Bericht vom 30. Juni 1841 hervor[18)], dass zu diesem Zeitpunkt folgende Schürfarbeiten betrieben wurden: Ein Steiger namens Jaaksch schürfte auf dem alten Blei- und Vitriolwerk bei Lintorf. Der Düsseldorfer Kaufmann Forstmann, die in Lintorf wohnenden Belgier Junot und Triest und die Mülheimer Eisenhütte Goering, Deus et Moll betrieben ebenfalls Versuchsarbeiten auf Lintorfer Gebiet. Letztgenannte Eisenhütte betrieb im Juni 1842 im Hinkesforst zwischen Angermund und Lintorf eine Raseneisensteingräberei, die aber aufgrund der Verschmutzung des nahegelegenen Baches bald wieder eingestellt wurde.

Wie schon erwähnt, schürfte auch der Kaufmann Arnold Forstmann in Lintorf und hatte eine Mutung „Catharina" eingelegt. Schon früher war der Name Catharina für einen Schacht oder eine Mutung aufgetaucht, als Bergmeister Wilcken und Bergverwalter Fresenius in einem Schreiben vom 28.02.1754 an den Bankier Kirschbaum von einem „baldigen Durchbruch in besagtem Catrinen-Schacht" berichteten.[19)] Nöggerath sprach von einer Konzession „Auguste-Catharina", deren Betrieb 1841 mit einem Schacht eröffnet wurde und auf dem eine Lokomobile[20)] von vier und später eine

14) Peter vom Frylingsrad, Das Alaunbergwerk „Zur guten Hoffnung", in: Die Quecke Nr. 39

15) Theo Volmert, Vom Lintorfer Bergbau im 19. Jahrhundert, S. 6

16) Johann Jakob Nöggerath, Bergmännisches Gutachten über die Gruben der Nederlandsche Loodmijn, Oktober 1872, Manuskript, Archiv des VLH

17) Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (fortan: HSTAD), Bergamt Werden, Nr. 172, Bericht des Bergbeamten Haardt v. 30.6.1842

18) Ebd.

19) HSTAD, Jülich-Berg, Hofrat VII, 372, Vol.XXV., Bericht: Wilcken/Fresenius an Kirschbaum, 28.2.1754

20) Lokomobile (lat.) = fahrbare Dampfmaschinenanlage (veraltet)

zweite von zwölf Pferdekräften mit entsprechenden Pumpen gestanden habe.[21] Es kann als gewiss gelten, dass es sich hier um ein und dieselbe Schachtanlage handelt, auch wenn man später (1902) bei der Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke von dem Schacht „Augusta Katharina" spricht.

Über die bergbaulichen Unternehmungen in den Jahren zwischen 1840 und 1845 kann man sich durch die Berichte des Berggeschworenen Haardt ein relativ genaues Bild machen.

Weder die Belgier Junot und Triest noch die Deutschen Jaaksch und Forstmann konnten sich längere Zeit behaupten. Auch Forstmann, der noch am längsten hier gearbeitet hatte, musste schließlich aufgeben, und 1849 wurde auf Schacht Auguste Catharina der Betrieb eingestellt.

So ausführlich die Berichte von Haardt waren, so zeigen sie doch auf, dass die Bergbautätigkeiten in diesem Zeitabschnitt nur als Versuche einer Erzgewinnung zu bezeichnen sind.

4. Der Lintorfer Bleibergbau von 1852 bis zum Jahre 1888

4.1 Gesellschaften des Lintorfer Bleibergbaus

Zwischen 1849 bis 1852 ruhte die Arbeit auf dem Lintorfer Bleibergwerk wegen der eintretenden Wasserzuflüsse.[22]

Doch von 1852 bis 1865 war die Grube Auguste Catharina mit vermehrter Maschinenkraft fast immer in Betrieb.[23]

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vollzog sich in Deutschland, vor allem im Ruhrgebiet, das in diesen Jahrzehnten zum führenden Industriegebiet des Deutschen Reiches wurde, eine umfassende Industrialisierung. Neue Methoden der Kapitalbeschaffung mußten angewendet werden. Existierten in Preußen 1851 dreizehn Aktiengesellschaften im Bereich des Bergbaus und der Eisenerzeugung, so wurden in den nächsten sechs Jahren in Preußen 119 weitere Aktiengesellschaften gegründet. Das Banken- und Börsengeschäft weitete sich aus, und ausländisches Kapital strömte ins Land.[24]

Auch die Gruben in Lintorf wurden ab 1860 von verschiedenen Aktiengesellschaften betrieben, und deren Kapital machte erst einen Abbau im größeren Rahmen möglich. Vor allem holländische Kapitalgesellschaften zeigten sich an der Ausbeutung der Lintorfer Gruben interessiert.

Daneben betrieb der ehemalige königliche Förster Engelhard Diepenbrock als Alleingewerke einige Jahre auf dem nach ihm benannten Gelände der Zeche Diepenbrock ein Blei-, Zink-, Kupfer- und Schwefelkies-Bergwerk.

"Er hat(te) mehrere Schächte ausgeführt und Dampfmaschinen aufgestellt zur Förderung der Erze und Beseitigung der Wasser."[25]

Aus einem Gesuch vom 7.August 1860 ist zu entnehmen, dass er für einen Ziehschacht „eine 35 bis 40 pferdige" Hochdruckdampfmaschine errichten wollte.[26]

Doch dazu scheint es nicht gekommen zu sein. Denn seit Dezember 1861 war die Zeche Diepenbrock „fast ganz außer Betrieb".[27]

Zu diesem Zeitpunkt waren hier eine 20 PS und eine 8 bis 10 PS starke Dampfmaschine aufgestellt. „Vom September 1859 bis Ende 1861 wurden 2251 Ztr. Blei, 550 Ztr. Blende und 56,639 Ztr. Schwefelkies gefördert; in der ersten Zeit waren etwa 100 Arbeiter und in der letzten 30 bis 40 Arbeiter bei der Zeche beschäftigt."[28] 1861 befanden sich aber nur noch der Sequestor, ein Steiger, ein Wächter und ein Arbeiter dort.

Dies lag aber nicht nur an den Lintorfer Wasserverhältnissen, sondern auch an der ungünstigen Konjunktur mit gesunkenen Verkaufspreisen.

4.2 „De Nederlandsche Loodmijn" (1860 - 1874)

Im Jahre 1860 hatte die in Amsterdam bestehende Aktiengesellschaft „Nederlandsche Loodmijn" die Grube Auguste Catharina erworben. Um wirksamer in Lintorf Erzbergbau betreiben zu können, tat sie sich bald mit der „Tweede Nederlandsche Loodmijn" zusammen. 1868 kauften die Holländer das alte Vitriolbergwerk, das Franz von Perot 1839 besessen hatte, an. Hier besaß 1750 Heinrich Kirschbaum bereits das Bleibergwerk St. Elisabeth, und 1795 wurde Wiel mit dem Blei- und Vitriolbergwerk „Zur guten Hoffnung" belehnt.

Erstmalig taucht hier der Name „Friedrichsglück" (heute Firmengelände der Firma Thyssen-Hünnebeck) für dieses Zechengelände auf.[29] Auch diese - zwei Jahre in Betrieb gewesene - Zeche „Friedrichsglück" war Ende 1861 ebenfalls außer Betrieb gesetzt worden, weil die sich auf der Zeche befindende Maschine nur 35 PS hatte und außer Stande war, das Wasser zu bewältigen. Sie sollte durch eine stärkere ersetzt werden. Anfangs waren hier etwa 70 Arbeiter bei der Zeche beschäftigt.[30]

Doch die Holländer ließen sich nicht entmutigen. 1872 hatten sie bereits ein zusammenhängendes Bergwerksgelände, das sich von Süden nach Norden aus folgenden Teilstücken zusammensetzte:

1. Friedrichsglück (264.014 Quadratlachter) konzessioniert auf Bleierze, Blende, Kupferkies, Kupfererze und Schwefelkies.
2. Holland (262.300 Quadratlachter) Bleierze, Blende und Schwefelkies.
3. Admiral de Ruyter (264.016 Quadratlachter) Bleierze, Blende und Schwefelkies.

---

21) Johann Jakob Nöggerath, Bergmännisches Gutachten über die Gruben der Nederlandsche Loodmijn

22) Johann Jakob Nöggerath, Bergmännisches Gutachten über die Gruben der Nederlandsche Loodmijn.
Heinrich Schmitz, Angermunder Land und Leute, Lintorf 1926, S. 195

23) Johann Jakob Nöggerath, Bergmännisches Gutachten über die Gruben der Nederlandsche Loodmijn

24) Rudolf Herbig, Notizen aus der Sozial-, Wirtschafts- und Gewerkschaftsgeschichte vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bremerhaven 1976, 5. Aufl.

25) HSTAD, BR 1388/d28, Diepenbrock/Breitscheid und Lintorf

26) HSTAD, BR 1388/d28, Gesuch des Diepenbrock vom 7.8.1860

27) Statistik des Kreises Düsseldorf für die Jahre 1859, 1860 und 1861, Düsseldorf 1864, S. 84 ff

28) Ebd.

29) Theo Volmert, Vom Lintorfer Bergbau im 19. Jahrhundert, S. 16

30) Statistik des Kreises Düsseldorf für die Jahre 1859, 1860 und 1861, Düsseldorf 1864, S.84 ff.

4. Auguste Catharina (264.016 Quadratlachter) Bleierze, Blende und Schwefelkies.
5. Diepenbrock (238.345 Quadratlachter) Bleierze, Blende und Schwefelkies.
6. Pyrit I (500 Quadratlachter) und
7. Pyrit II (500 Quadratlachter) beide auf Bleierze, Blende und Schwefelkies konzessioniert.[31]

Bei dieser Aufzählung handelte es sich allerdings lediglich um Grubenfelder. Schachtanlagen waren 1872 nur auf Friedrichsglück, Diepenbrock und Auguste Catharina, gefördert wurde nur auf Friedrichsglück und Diepenbrock.

Bevor allerdings die Holländer in Lintorf noch größere Summen investierten, verpflichteten sie den über Deutschlands Grenzen hinaus bekannten Geologen Prof. Dr. Nöggerath aus Bonn, der dieses Projekt auf Ertragsfähigkeit überprüfte.

Am 29. September 1872 kam er als 84-jähriger nach Lintorf, wo er schon einmal vor 65 Jahren das Vitriol- und Bleibergwerk besichtigt und kennengelernt hatte. Schon allein seines Alters wegen ließ er sich im wesentlichen von dem ortskundigen Direktor Wasserfuhr und dem Obersteiger Cornbuchen bei der Besichtigung der Grubenanlagen begleiten und informieren. Auch mußte auf eine Befahrung der Gruben verzichtet werden, da die Werke zu diesem Zeitpunkt wegen der großen Wasserzuflüsse, die von den vorhandenen Maschinenkräften nicht mehr zu heben waren, stillstanden.[32]

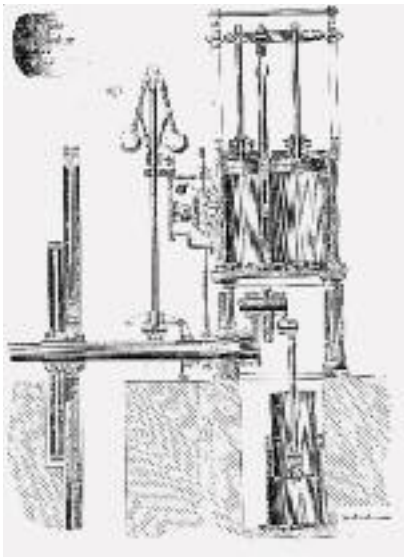
Professor Dr. Johann Jakob Nöggerath (1788 – 1877)

In Nöggeraths abschließendem Bericht gibt er bei den allgemeinen geologischen Verhältnissen die Ansichten des Oberberghauptmannes Dr. Heinrich von Dechen wieder, der als erster namhafter Wissenschaftler genaue geologische Untersuchungen über Lintorf betrieben und bereits 1823 darüber geschrieben hatte.[33])

Nöggerath kommt auf die Wasserbewältigung zu sprechen, auf die zu erreichende Förderkapazität und die bei vorsichtiger Kalkulation mögliche Gewinnchance. Weiterhin schreibt er, dass beide Zechen (Diepenbrock und Friedrichsglück) im Oktober 1872 noch in Betrieb und die Schächte im Liegenden abgeteuft waren. Auf Diepenbrock war der Gang in seinem Streichen auf 300 Lachter aufgefahren. Zwischen den Aufschlüssen von Diepenbrock und Friedrichsglück war eine Entfernung von 1500 Lachter, in der die Weiterführung des Ganges zu vermuten war.

Zu der Zeit bestand die Wasserhaltung aus einer 300 PS starken Woolf'schen Maschine mit zwei 36-zölligen Pumpen von 3 Fuß Hub. Zur Dampfversorgung hatte man für die große Maschine fünf große Cornwall-Kessel und für eine kleinere 40 PS starke Maschine zwei Bouilleur-Kessel bereit. Daneben besaß Friedrichsglück eine 20-pferdige Aufbereitungsmaschine und einen 25 PS Dampfkessel.[34])

Diese Aufzählung allein macht schon deutlich, dass hier nicht nur erheblich investiert worden war, sondern dass dieser Ausbau auch ganz anders gestaltet war wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Und dennoch blieben alle diese Aufwendungen unzureichend für die Wasserbewältigung, die darum sehr unregelmäßig war. Darum konnten auch nur durchschnittlich pro Schicht etwa 300 Zentner Gangmasse aus dem Gang gefördert werden, die wiederum etwa nur 6% Bleierze enthielten. Doch hatte Wasserfuhr, der an einer positiven Beurteilung interessiert war, Berechnungen angestellt, wie das Ergebnis zu verdoppeln wäre. Voraussetzung dazu waren aber bessere Wasserhaltungsmaschinen. Darum unterbreitete er Nöggerath einen Plan, wie er in seinem Bericht



Skizze einer Woolf'schen Dampfmaschine

schreibt, auf dem Wasserhaltungsschacht Diepenbrock noch eine 150 PS starke Wasserhaltungsmaschine mit zwei 20-zölligen Pumpen aufzustellen, da für die starken Wasserzuflüsse die vorhandenen Maschinenkräfte nicht ausreichten. Weiterhin schlug er vor, die Lagerstätte auf Diepenbrock Richtung Friedrichsglück untersuchen zu lassen und - nach einem günstigen Ergebnis - zwischen beiden Schächten eine 600 PS Wasserhaltung zu errichten, die auch vermehrte Wassermengen fassen könne. Die Kosten für die gesamte Anlage schätzte Wasserfuhr auf etwa 30.000 Taler.

Nöggeraths Bericht schließt mit dem Hinweis, dass ohne eine neue Anlage zur Wasserhaltung alle bisherigen Kosten vergeblich gewesen seien, mit einer entsprechenden Neuanlage aber eine „gedeihliche Aussicht zur Rettung des großen verwendeten Capitals und entsprechende Ausbeutung zu erwarten sei."[35]

---

31) Johann Jakob Nöggerath, Bergmännisches Gutachten über die Gruben der Nederlandsche Loodmijn.

32) Ebd.

33) Heinrich von Dechen, Geognostische Bemerkungen über den nördlichen Abfall des Niederrheinisch-Westfälischen Gebirges, in: Johann Jakob Nöggerath, Das Gebirge in Rheinland-Westfalen, Bd. 2, 1823, S. 20, 21, 31, 32, 36, 50-52.

34) Johann Jakob Nöggerath, Bergmännisches Gutachten über die Gruben der Nederlandsche Loodmijn.

35) Ebd.

Nöggeraths Gutachten aus dem Jahre 1872 zeigt zwar auf, dass die Nederlandsche Loodmijn erhebliche Summen investiert hat, doch sagt sie nichts über die Zahl der beschäftigten Bergleute und deren Arbeitsbedingungen aus.

4.3 Die „Anglo-Dutch Mining Company" (1874 - 1883) und die „Lintorfer Bleiwerke" (1878 - 1883)

Da die Gesellschaften „De Nederlandsche Loodmijn" und „De Tweede Nederlandsche Loodmijn" nicht das nötige Geld aufbringen konnten, um in Lintorf einen rationellen und lohnenden Bergbau betreiben zu können, wurden sie 1874 unter dem Namen der Firma „Anglo-Dutch Mining Company" fusioniert und zwar mit einem Kapital von 3 Millionen Gulden Aktien und 1,1 Millionen Gulden 6 %-iger Hypotheken-Obligationen.[36)]

Ein anderer Grund für die Entstehung der neuen Gesellschaft könnte die Tatsache sein, dass Lintorf im Jahre 1874 eine eigene Eisenbahnstation erhielt. Dieser Anschluss an das Eisenbahnnetz verband Lintorf mit den Städten Düsseldorf, (Duisburg), Mülheim und Essen. Er beeinflußte die Entwicklung der Lintorfer Industrie, da die Transportkosten dadurch deutlich gesenkt werden konnten.

Doch durch die geringen Barmittel war die Anglo-Dutch Mining Company nicht imstande, den Betrieb gewinnbringend zu gestalten. J.H.Broekman jr., nach dem auch später eine Schachtanlage benannt wurde, bemerkte dazu, dass die Anglo-Dutch Mining Company „mit einem sehr großen Kapital in Papier versehen war, aber von dem äußerst wenig in Geld in die Kasse der Gesellschaft kam."[37)]

Auch im ersten Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung" (10.Oktober 1889) sprach man davon, dass „der chronische Mangel an baren Mitteln" die Anglo-Dutch Mining Company dazu zwang, nach liquideren Geldmitteln Ausschau zu halten.[38)]

1877 wurde dann schließlich ein Vertrag mit einem deutschen Konsortium, der „Zivilgesellschaft der Lintorfer Bleiwerke" mit Sitz in Krefeld, abgeschlossen, in der pachtweise die Ausbeutung der Gruben gegen Zahlung eines gewissen Prozentsatzes vom Reingewinn an die Anglo-Dutch Mining Company und gegen Rückerstattung für Kapitalauslagen für dauernde Einrichtungen von dieser an die Zivilgesellschaft ausgemacht wurde.[39)]

Von 1877 bis 1883 führte die Zivilgesellschaft Lintorfer Bleiwerke den Betrieb weiter. Nachdem sie ungefähr 2 Millionen Mark im Interesse der Grubenbauten ausgegeben hatte, konnte sie 1878 den Betrieb wieder aufnehmen.[40)]

1877 fand man beim Bau dieser Zechenanlagen aus Kämpfen vergangener Zeiten, z.B. dem 30-jährigen Krieg, eine Menge Knochen und Schädel. An mehreren Schädeln befanden sich Hiebe von scharfen Waffen und Löcher, die offenbar von Kleingeschossen herrührten. Dies läßt den Schluss zu, dass Lintorf bei kriegerischen Auseinandersetzungen oft gelitten hat und dass an diesen Stellen harte Begegnungen stattgefunden haben.[41)]

1878 war eine Drahtseilbahn - für die Lintorfer eine technische Sensation - von der Zeche Friedrichsglück zu der 1063 m entfernten Lintorfer Bahnstation gebaut worden. Mit ihrer Hilfe sollten Steinkohlen vom Bahnhof zur Zeche und die Erze von dort zur Eisenbahnstation befördert werden.[42)]

Im Jahre 1878 sah man sich genötigt, die Aufbereitungsanstalt zu vergrößern. Im Oktober 1880 war diese neue Aufbereitungsanstalt in vollem Betrieb und hatte eine Leistung von 4.000 Zentner bei 12-stündiger Arbeitsschicht.[43)]

Die Hauptanlage lag im Felde Friedrichsglück ca. 1050 Meter gegen Osten vom Bahnhof der Rheinischen Eisenbahn. Zu diesem Zeitpunkt wurde der Bergbau hauptsächlich von den beiden Schächten Friedrichsglück und Diepenbrock aus, von ersterem in nördlicher, von letzterem in südlicher Richtung in Strecken betrieben, so dass sie aufeinander zugingen. Daneben hatte man westlich davon einen Parallelgang beim Abteufen des Schachtes „Georg" gemacht.[44)]

Überhaupt fand in den Jahren 1879 bis 1883 der bis dahin umfangreichste Betrieb in der Geschichte des Lintorfer Bleibergbaues statt, und durch zahlreiche Bohrungen wurde zu diesem Zeitpunkt die Ausdehnung der Gänge erkannt.[45)]

---

36) Theo Volmert, Vom Lintorfer Bergbau im 19. Jahrhundert, S.19.

37) J.H.Broekman, De Lintorfer Lood en Zinkmijnen, Sonderdruck, Amsterdam 1892, Fotokopie im Archiv des VLH.

38) Erstes Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung", 10.10.1899.

39) Schriftstück, handgeschrieben, Verfasser unbekannt, 7.10.1889, Archiv des VLH.

40) Theo Volmert, Vom Lintorfer Bergbau im 19. Jahrhundert, S.19.

41) Lintorfer Erzbergwerke in der Düsseldorfer Gewerbeausstellung, Buchdruckerei L. Schwann, Düsseldorf 1880, S.6.

42) Ebd.

43) Die Erzaufbereitungsanstalt der Lintorfer Bleibergwerke, in: Glasers Annalen für Gewerbe und Bauwesen, 1.4.1881, No. 91.

44) Die Lintorfer Bleiwerke, Separatabdruck aus der Wochenzeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure, Nr. 38, Jahrgang 1882.

45) Rudolf Landgraf, Bericht über die Lintorfer Erzbergwerke, Seperatabdruck, (ohne Datum), S. 3, Archiv des VLH.

46) A.Schmeißer, Die Lintorfer Erzbergwerke, Separatabdruck, Dezember 1891, Archiv des VLH.

	geförderter Rohstoff in Tonnen	Produzierte Erze in Tonnen			
Jahr	Rohstoff	Blei	Blende	Schwefelkies	Summa
1880	8.486,45	688,94	246,20	2.913,02	3.848,16
1881	24.095,95	1.159,66	654,45	5.851,35	7.665,46
1882	29.324,65	1.511,30	190,00	6.891,00	8.592,30
1883	19.011,30	949,00	527,00	3.677,00	5.153,00
	80.900,45	4.308,90	1.617,65	19.342,35	[46)]

Die in der Tabelle angegebenen Erzmengen wurden in den Jahren 1880 - 1883 unter der Leitung des Direktors Büttchenbach gefördert.

Die Förderung im Jahr 1883 kann nicht als normal bezeichnet werden, da die Maschinen wegen Reparaturen öfter außer Betrieb waren. In den Jahren 1880 bis 1882 konnte ein Ausbringen von 5,44 % Blei, 1,76 % Blende, 25,33 % Schwefelkies erzielt werden, so dass ein Gesamtausbringen von 32,53 % an Erzen aus dem Rohstoff erreicht werden konnte.[47)]

Neben den Dampfmaschinen für die Wasserhaltung waren 1880 noch 10 weitere Dampfmaschinen für die Kesselspeisung, zum Transport und zum Betrieb der Erz-Wäsche vorhanden, so dass die Werke insgesamt 22 Dampfmaschinen besaßen, die zusammen ca. 1500 PS hatten. Der hierzu nötige Dampf wurde durch 18 stationäre und vier Locomobil-Kessel geliefert.[48)]

Trotzdem erzielte man – wenn überhaupt – nur vorübergehend einen Gewinn. Die in den Jahren 1877 und 1878 verstärkten Wasserhaltungsmaschinen auf Friedrichsglück und eine auf Diepenbrock konnten zwar 45 bis 50 cbm Wasser in der Minute zu Tage bringen[49)] und waren auch ausreichend für die Hebung der Wasserhaltungskräfte, doch fehlten die Reservemaschinen. Somit war bei Ausfall einer Maschine kein Ersatz vorhanden, und die Förderung mußte unterbrochen werden. Die stark beanspruchten Maschinen fielen öfter aus, und in erhöhtem Maße traten Unregelmäßigkeiten auf, was besonders für das Jahr 1883 galt. In diesem Jahr hatte die Grube nur 178 Arbeitstage, da sie nur in dieser Zeit wasserfrei war.[50)] Allein 1882 stand die große Woolf'sche Maschine 29 mal und 1883 sogar 35 mal still. Dadurch arbeiteten die Lintorfer Gruben nicht rationell genug.

So ist es nicht verwunderlich, dass bereits 1881 die „Anglo-Dutch Mining Company" in Zahlungsschwierigkeiten kam und sich am 17. Juni 1882 einige Obligationsteilnehmer zu einem Ausschuss zusammenschlossen, um die Ertragsmöglichkeiten und die Verhältnisse der Lintorfer Gruben zu überprüfen. Dieser Ausschuss, bestehend aus den Herren P.J. Loman, A.C. Wertheim, J.H. Broekman jr., A.F.K. Hartogh und H.F. De Wildt, beauftragte als erstes den niederländischen Bergingenieur R. Everwijn („hoofingenieur van het mijnwezen in Ned. Indie"), den Stand und die Aussichten des Lintorfer Bergwerkes zu untersuchen. Am 6. Oktober 1882 legte er dem Ausschuss einen Bericht vor, in dem er sich sehr günstig über die Möglichkeiten äußerte. An dem Reichtum zweifelte Everwijn nicht, doch mußten nach seiner Meinung stärkere Pumpen eingesetzt werden, die nunmehr aus 90 m Tiefe (bis dahin aus 40 m) das Wasser herauspumpen sollten.[51)]

Dazu fehlten die Geldmittel. Ebenso war die „Anglo-Dutch Mining Company" nicht in der Lage, die Summen, die die „Zivilgesellschaft Lintorfer Bleiwerke" vorgestreckt hatte, zurückzuzahlen. Als dann die „Anglo-Dutch Mining Company" auch noch die Zinsenzahlung auf die Hypothekenschulden im Jahre 1882 einstellte, wurde von den Hypothekengläubigern und den Pächtern der „Zivilgesellschaft Lintorfer Bleiwerke" eine Zwangsversteigerung beantragt.[52)]

Der gesamte Besitz ging an die „Maatschappij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnwerken" in Amsterdam über.

4.4 „Maatschappij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnwerken" (1883 - 1888)

Die konstituierende Versammlung der „Maatschappij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnwerken" fand am 31. Oktober 1883 statt. Jedoch schon nach zwei Monaten kam man zu der Erkenntnis, dass das zur Verfügung stehende Kapital von einer Million Mark für die Neuanlagen nicht ausreichen würde. Darum stellte man den Betrieb zu Beginn des Jahres 1884 vorläufig ein.[53)]

Aus den Landratsberichten vom April 1884 über die Lage der Industrie bezüglich der Lintorfer Bleiwerke geht folgendes hervor: „Ungünstig ist die Lage der Lintorfer Bleiwerke, welche ihren Betrieb haben einstellen müssen. Es ist dies indessen lediglich Folge davon, daß die bisher aufgestellten Maschinen das Wasser nicht bewältigen konnten. Die umgebildete Gesellschaft hat die Absicht, größere Wasserhaltungsmaschinen aufzustellen. Bis wann dies gelingen wird, ist jedoch noch nicht abzusehen. Einstweilen sind die Arbeiter entlassen, dieselben haben aber auf den benachbarten Zechen wieder Arbeit gefunden."[54)]

Um stärkere und ausreichendere Wasserhaltungsmaschinen erwerben zu können, war es das Ziel der Gesellschaft, neue Geldmittel zu beschaffen. Daneben aber sollte ein bestehender ungünstiger Erzlieferungsvertrag mit der Firma Pönsgen & Söhne aus Düsseldorf erst auslaufen.[55)]

Bevor der Betrieb in Lintorf wieder anlaufen und weiteres Kapital investiert werden sollte, wurden – um kein Risiko einzugehen – von bekannten Fachleuten aus Deutschland, England und Holland die Grubenverhältnisse überprüft. Unter den Experten waren: Dr. Ad. Gurlt/Bonn, Mr. Thomas Richard/London, H.E.Taylor, Bergrat(h) Schrader/Essen, Bergassessor Tillmann/Dortmund, Bergrat(h) G.Köhler/Clausthal, Dr. von Groddeck/Clausthal, Bergrat(h) von Bernuth/Werden, Markscheider Feller/Wetzlar und der oben schon genannte Bergingenieur Everwijn.

Diese Gutachten über den weiteren Betrieb der Lintorfer Gruben sprachen sich alle übereinstimmend günstig über den außerge-

---

47) Ebd.

48) Lintorfer Erzbergwerke in der Düsseldorfer Gewerbeausstellung, S.32.

49) Die Lintorfer Bleiwerke, Separatabdruck aus der Wochenzeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure, Nr. 38, Jahrgang 1882.

50) A.Schmeißer, Die Lintorfer Erzbergwerke, Separatabdruck, Dezember 1891, Archiv des VLH.

51) J.H. Broekman jr., De Lintorfer Loode Zinkmijnen.

52) Theo Volmert, Vom Lintorfer Bergbau im 19. Jahrhundert,S.20.

53) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902. (Bei dem Verfasser dieser Aufzeichnungen handelt es sich sehr wahrscheinlich um den Rechnungsführer Carl Kohl). Archiv des VLH.

54) HSTAD, Regierungsbezirk Düsseldorf/Handel u. Gewerbe, Nr. 2011, Bericht des Landrats über Stockung der Geschäfts- und Handelsverhältnisse v. 8.4.1884.

55) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

wöhnlichen Erzreichtum der Gänge und für eine Wiederaufnahme des Zechenbetriebes aus.[56)]

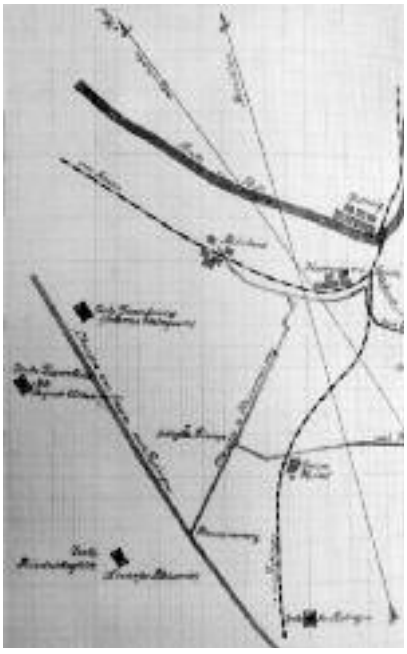
Das Problem der Wasserbewältigung wurde eingehend besprochen. Auch hier zeigte man sich optimistisch, und Bergrat(h) von Bernuth meinte dazu: „Die aus Laien-Kreisen herrührenden Zweifel über die Möglichkeit einer rationellen Lösung der Wasser-Frage für Lintorf sind für den Fachmann unbedingt ausgeschlossen."[57)]

5. Die Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke

5.1 Neuer Aufschwung durch die „Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke" (1888 - 1892)

Am 24. Februar 1885 hatte der aus Selbeck kommende Bergingenieur A. Schmeißer die technische Leitung des Betriebes übernommen.[58)]

Nachdem bekannte Experten sich für die Wiederaufnahme des Betriebes der Lintorfer Bleibergwerke ausgesprochen hatten und Direktor A. Schmeißer einen Plan für die rationelle Ausbeute der Lintorfer Werke ausgearbeitet hatte, wurde im Jahre 1888 der Betrieb auf dem Lintorfer Bleibergwerk wieder aufgenommen. Mit zur Wiederaufnahme hatten auch die bedeutenden Erfolge der Selbecker Erzbergwerke beigetragen, die nur 3 km östlich von den Lintorfer Gängen entfernt waren und deren Erzreichtum man längst nicht so bedeutend einschätzte, wie die der Lintorfer Gänge.[59)]



Lageskizze der Lintorfer und Selbecker Zechen gegen Ende des 19. Jh.

Hierzu vermerkt der königliche Revierbeamte Bergrat von Bernuth am 1. August 1888: „Seit einigen Wochen ist der seit 4 Jahren gestundete Betrieb durch den Beginn des Abteufens zweier großer Schächte im Felde von Holland einerseits und im Felde von Diepenbrock andererseits wieder aufgenommen worden.

Die Schächte sollen eine Teufe von 100-120 m erreichen und später mit Wasserhaltungsmaschinen versehen werden, von denen jede mindestens 25 Kubikmeter pro Minute zu heben im Stande ist."[60)]

Wie schon im 18. Jahrhundert Bankier Heinrich Kirschbaum mit hohen finanziellen und technischen Mitteln in Lintorf Bleibergbau betrieben hatte, so mußten auch jetzt - sollte der Bergbau Erfolg versprechen - aufgrund der schwierigen Wasserhaltungsfrage besondere Mittel eingesetzt werden. So waren die Anstrengungen, allerdings unter ganz anderen wirtschaftlichen und technischen Voraussetzungen als Kirschbaum sie hatte, und der finanzielle Aufwand nicht weniger groß. Das Gelände umfaßte alle Gebiete, in denen jemals Bergbau betrieben worden war, und auch Gebäude und Maschinen wurden aufgestellt, die an Umfang und Größe der Lintorfer Bleibergbau bis dahin nicht gekannt hatte.

Unter der Leitung des Direktors A. Schmeißer wurde im Mai 1888 der Betrieb auf dem Lintorfer Bergwerk wieder aufgenommen.

Zuvor hatten die Aktionäre der „Maatschappij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnwerken" zu Amsterdam neben den bestehenden drei Millionen Gulden Stammaktien noch 1,6 Millionen Mark Prioritätsaktien emittiert. Davon wurden 1,1 Millionen Mark sofort durch die Aktionäre eingezahlt und die restlichen 500.000 Mark für spätere Zwecke zurückbehalten.

Aus Zweckmäßigkeitsgründen wurden die Lintorfer Gruben nunmehr unter dem Namen „Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke" mit Sitz in Lintorf (Rheinland) betrieben. Die 100 Kuxe blieben aber im Besitz der „Maatschappij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnwerken" zu Amsterdam.[61)]

Der königliche Revierbeamte v. Bernuth vermerkt hierzu: „Allem Anschein nach sind die hauptsächlich von holländischen Kapitalisten herrührenden Betriebsmittel derart, daß eine energische Inangriffnahme des reichen Lintorfer Erzvorkommens zu erwarten ist."[62)]

Nach dem vom Notar H. Westermann zu Essen am 27. Februar 1889 aufgenommenen Konsolidierungsakt und der dazu erteilten Genehmigungsurkunde des Königl. Oberbergamtes zu Dortmund vom 26. Januar 1890, besaß diese neu gebildete Gewerkschaft folgende Bergwerke:

1. Friedrichsglück, 2. Admiral de Ruyter, 3. Holland, 4. Gute Hoffnung, 5. Diepenbrock, 6. Pyrit I, 7. Pyrit II, 8. Pyrit III, 9. Pyrit IV, 10. Holland IV, 11. Holland VI, 12. Holland VII.

Die beiden Bergwerke „Heinrich II" und „Wilhelm", die zunächst auf den Namen des ehemaligen Direktors Büttchenbach eingetragen waren, wurden durch einen Notariatsakt des Notars H.A.F. Endepols in Aachen auf die Gewerkschaft übertragen. Daneben gehörte das Bergwerk „Augusta Katharina" ebenfalls der Gewerkschaft. Die drei zuletzt genannten Bergwerke waren in der Konsolidation zunächst nicht mit eingeschlossen.[63)]

Diese fünfzehn Bergwerke, die zur Gewinnung von Blei-, Blende-, Kupfer-, Eisen-, Alaun-Erzen und Schwefelkies beliehen waren, hat-

---

56) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

57) J.H. Broekman jr., De Lintorfer Loodenen Zinkmijnen.

58) A. Schmeißer, Bericht zur ersten ordentlichen Generalversammlung der Maatschappij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnwerken v. 8.9.1885, Archiv des VLH.

59) Schriftstück handgeschrieben, Verfasser unbekannt, 7.10.1889, Archiv des VLH.

60) HSTAD, BR 1388/103.

61) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

62) HSTAD, BR 1388/103, v. 10.02.1889.

63) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

ten eine Gesamtfläche von rund 29 Millionen Quadratmetern und bedeckten die bis dahin bekannten Hauptgänge auf eine streichende Länge von insgesamt 15 km.[64]

Dem Betriebsplan zufolge, den Schmeißer vor der Wiederaufnahme erstellt hatte, wurde mit der Anlage von neuen Pumpenschächten und daneben befindlichen Förderschächten nebst Gebäuden begonnen.

In einem Bericht der Regierung Düsseldorf vom August 1888 über die Lage der Industrie heißt es: „Die Lintorfer Bleibergwerke haben mit den Vorarbeiten zur Wiederaufnahme ihres Betriebes in neuen Schächten, mit deren Abteufen man augenblicklich beschäftigt ist, begonnen."[65] Und an einer anderen Stelle: „Bei den im Felde Holland und Diepenbrock im Abteufen begriffenen neuen Schächten ist man mit der Errichtung von den zur Aufnahme der Maschinen bestimmten Gebäuden beschäftigt."[66]

In Lintorf waren zwar fünfzehn Grubenfelder im Besitz der Gewerkschaft, doch bestanden die Betriebsanlagen nur aus drei Hauptgängen: dem Friedrichsglück-Schacht, dem Broekman-Schacht und dem Loman-Schacht.

Während die Friedrichsglück-Schachtanlage schon bestanden hatte und nur ausgebaut werden mußte, wurden 1888 die Broekman- und die Loman-Schachtanlage neu ausgeführt.[67]

Die alte Schachtanlage Friedrichsglück hatte einen Wasserhaltungsschacht von 42 m Teufe, der mit zwei Wasserhaltungsmaschinen ausgerüstet war, die ca. 40 Kubikmeter pro Minute heben konnten. Bei Durchführung des Planes, diesen Schacht auf 100 m Teufe abzusenken, würde die Leistungsfähigkeit nur noch 18 Kubikmeter pro Minute betragen. Mit diesem Wasserhaltungsschacht war durch einen verschließbaren Kanal der Förderschacht verbunden, der eine Teufe von 42 m besaß.[68]

Etwa 600 m westlich von dieser Anlage entfernt wurde die Broekman-Schachtanlage errichtet. Der Pumpenschacht dieser Anlage hatte bei einem Durchmesser von 6 m eine Teufe von 111 m und war mit zwei Steinstärken ausgemauert. 27 m hiervon entfernt lag der Förderschacht mit einem Durchmesser von 3,50 m, der durch einen verschließbaren Kanal mit dem Pumpenschacht verbunden war. Der Pumpenschacht war ausgerüstet mit einer liegenden Receiver-Compound Wasserhaltungsmaschine von 800 indirekten Pferdekräften, die durch Kunstkreuze zwei Pumpen antrieb, welche wiederum imstande waren, 25 Kubikmeter Wasser pro Minute zu heben.

Die Loman-Schachtanlage war ähnlich wie die Broekman-Schachtanlage ausgeführt. Der Pumpenschacht hatte hier einen Durchmesser von 5 m und eine Teufe von 115 m. Er war mit einer direkt wirkenden Woolf'schen Wasserhaltungsmaschine ausgerüstet, die durch zwei Pumpen ebenfalls 25 Kubikmeter Wasser pro Minute fördern konnte. Der Förderschacht mit einem Durchmesser von 3,5 m besaß eine direkt wirkende Fördermaschine und war ebenfalls wie der Broekman-Schacht durch einen verschließbaren Wasserkanal mit dem Wasserhaltungsschacht verbunden.[69]

Da beabsichtigt war, die Wasserhaltungsschächte ebenfalls auf 100 m abzuteufen, hatte man die Möglichkeit, mit allen vorhandenen Wasserhaltungsmaschinen aus einer Teufe von 110 m insgesamt 68 Kubikmeter Wasser pro Minute zu heben.[70]

Anfang des Jahres 1890 nahm das Abteufen der Broekman- und Loman- Wasserhaltungs- und Fahrschächte seinen Fortgang. Die beiden fertig gestellten Förderschächte erreichten eine Teufe von 107 bzw. 112 m. Auf dem Broekmanschacht wurde die Verbindung zwischen Fahr- und Wasserhaltungsschacht in einer Teufe von 104 m beendet.

Ebenfalls konnte in dem neu erbauten Maschinen- und Schachtgebäude die 800 pferdige rotierende Wasserhaltungsmaschine montiert werden.[71]

Die Broekman-Schachtanlage wurde im August 1890 und die Loman-Schachtanlage im November 1890 einschließlich der Montage von Maschinen und Pumpen fertig gestellt und in Betrieb genommen.[72]

Durch mehr als 200 Bohrungen in den vorhergehenden Jahren hatte man geglaubt, die vorhandenen Erzgänge ziemlich genau zu kennen. Umso überraschter war man, als man am 4. Juni 1890 beim Abteufen des Pumpenschachtes auf der Loman-Schachtanlage im Hängenden des Ganges bei einer Teufe von 80 m auf einen bisher völlig unbekannten mächtigen Erzgang stieß, der einen Erzgehalt von 25 - 30% Zinkblende zeigte.[73]

Neben den Grubenbauten unter Tage wurden aber auch über Tage größere Veränderungen vorgenommen.

Wie schon erwähnt, war 1881 auf der Zeche Friedrichsglück, neben einer älteren Aufbereitungsanlage mit 50 t Haufwerk bemessen, eine neue Erzaufbereitungsanlage für 150 bis 200 t Rohförderung pro Tag errichtet worden. Daneben stand auf Friedrichsglück ein Maschinengebäude des Wasserhaltungsschachtes und ein massives Kesselhaus mit fünf Cornwall-Kesseln von je 86 m^2 Heizfläche. Weitere vorhandene Kessel waren nicht mehr brauchbar. Darum wurden auf dem Broekmanschacht der Zeche Friedrichsglück, sowie auf dem Lomanschacht der Zeche Diepenbrock die beiden Dampfkesselanlagen um je 2 Fairbain Dampfkessel vergrößert.[74]

Durch die ebenfalls schon erwähnte 1.080 m lange Seilbahn war die Zeche Friedrichsglück mit

---

64) A.Schmeißer, Die Lintorfer Erzbergwerke, Separatabdruck, Dezember 1891, Archiv des VLH.

65) HSTAD, Regierung Düsseldorf/Handel u. Gewerbe, Nr. 2014, Bericht des Landrats über die Lage der Industrie v. 29.8.1888.

66) HSTAD, BR 1388/I03, v. 10.02.1889.

67) A.Schmeißer, Exposé, 16.11.1891, Archiv des VLH.

68) A.Schmeißer, Die Lintorfer Erzbergwerke.

69) Ebd.

70) A.Schmeißer, Exposé.

71) HSTAD, BR 1388/103, v. 02.02.1890.

72) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

73) Ebd.

74) HSTAD, BR 1388/103, v. 12.05.1890.

Betriebsgelände der Firma Thyssen-Hünnebeck. Links das ehemalige Werkstattgebäude der Zeche Friedrichsglück, rechts das frühere Bürogebäude. Beide Häuser stehen unter Denkmalschutz

der Lintorfer Eisenbahnstation verbunden. Der weitere Transport von der Zeche Friedrichsglück zu den Haupt- und Nebenschächten wurde durch schmalspurige Eisenbahnen für Grubenwagen mit Pferdebetrieb durchgeführt.[75)]

Neu hinzu kamen auf der Zeche Friedrichsglück 1890 ein 43,6 m langes Werkstättengebäude mit einer Grundfläche von 333 m², das den fühlbaren Mangel an Werkstätten aufheben sollte und selbst größere und schwierigere Reparaturen möglich machte. In diesem Gebäude befanden sich eine Schreinerei, Schmiede, ein Magazin und eine mechanische Werkstatt, die voll maschinell (Kreissäge, Hobel-, Dreh-, Bohrmaschinen, Lochpresse etc.) ausgerüstet waren. Dieses Gebäude ist neben dem alten Bürogebäude der Lintorfer Erzbergwerke das letzte noch erhaltene Zechengebäude und steht auf dem Gelände der Firma Thyssen-Hünnebeck.

Ebenfalls 1890 entstand eine 7,3 x 9,3 m große Kutscherwohnung mit anstoßendem Pferdestall und Wagenremisen. Außerdem wurden zwei große Doppelhäuser mit jeweils einer Grundfläche von 10 x 10,8 m errichtet, die für vier Beamtenfamilien der Zeche gedacht waren. Diese Wohnhäuser befanden sich bis vor wenigen Jahren an der „Rehhecke", wurden aber inzwischen abgerissen.

Außer dem schon vorhandenen zweistöckigen Bürogebäude – heute noch erhalten – und der Direktorwohnung besaß die Zeche Friedrichsglück insgesamt eine überbaute Grundfläche von 4.689,5 m².[76)]

Die inzwischen abgerissenen Beamtenhäuser der Zeche Friedrichsglück

Die neue Broekman-Schachtanlage besaß:

1. ein Maschinengebäude von 33,6 x 17,4 m Grundfläche,
2. ein Schachtgebäude von 13,8 x 14,6 m Grundfläche, welches so ausgelegt war, daß später eine zweite liegende Wasserhaltungsmaschine eingebaut werden konnte,
3. ein Bürogebäude aus Fachwerk, das neben einem Büro für den Obersteiger mit einer Steigerstube, Waschkaue, einem Baderaum und einem Magazinraum ausgestattet war,
4. ein Dampfkabelgebäude von 8 x 6,5 m Grundfläche, das ein Dampfkabel mit zwei Zylindern von 280 mm Durchmesser und 450 mm Kolbenhub beinhaltete,
5. ein Fördermaschinengebäude aus Fachwerk, mit Fördermitteln ausgerüstet,
6. einen hölzernen Förderschachtturm,
7. eine 93 m lange Holzbrücke mit Schienengleis vom Förderturm zur Halde des Georgsschachtes,
8. eine Ladebrücke an der Drahtseilbahn,
9. eine Kesselbatterie. Diese bestand aus vier Cornwall-Kesseln von je 102,58 m² Heizfläche für sechs Atmosphären Dampfüberdruck und zwei Fairbain-Kesseln von je 110,66 m² Heizfläche für sechs Atmosphären Überdruck, zwei Dampfsammlern mit Rohrleitungen nach der Wasserhaltungsmaschine, Fördermaschine und Dampfkabel, sowie einem 40 m hohen Kamin,
10. ein Speisepumpenhaus. Es enthielt eine zylindrische und eine zweizylindrische Speisepumpe und einen Körting'schen Injektor.

Insgesamt hatte die Broekman-Schachtanlage eine überbaute Fläche von 1.629,40 m².[77)]

---

75) HSTAD, Bergamt Werden, Nr.39., Bericht: A. Schmeißer an Bergrat von Bernuth v. 17.5.1890.

76) Ebd.

77) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902. A. Schmeißer, Die Lintorfer Erzbergwerke.

Die Broekman-Schachtanlage um 1930 mit Schornstein, Halde und Maschinenhaus

Die Loman-Schachtanlage erhielt:

1. ein Maschinen- und Schachtgebäude nebst Anbau aus Ziegelsteinen, mit einer Grundfläche von 11,8 x 16,8 m und einer Höhe von 20,3 m. Neben der direkt auf dem Schacht stehenden Woolf'schen Wasserhaltungsmaschine befanden sich hier eine Akkumulationsspeisepumpe, ein Luftkompressor, eine zweizylindrische Dampfhaspel und ein Laufkran mit Gall'scher Gelenkkette.
2. ein Fördermaschinengebäude, aus Ziegeln gebaut, mit einer Grundfläche von 10,6 x 6,9 m, das die Zwillings-Fördermaschine enthielt,
3. ein hölzerner Förderturm,
4. eine 29 m lange Holzbrücke mit Schienengleis vom Förderturm zur Halde,
5. ein Dampfkabelhaus mit 8 x 6,5 m Grundfläche,
6. eine Kesselbatterie. Sie bestand aus sechs Fairbain-Kesseln mit je 110,66 m² Heizfläche, zwei Dampfsammlern mit Rohrleitung zur Wasserhaltung, Fördermaschine und Dampfkabel. Dazu gehörte ein 40 m hoher Kamin.
7. ein Speisepumpenhaus mit einer zwei- und einer einzylindrischen Speisepumpe,
8. eine Holzbrücke mit Schienengleis bis zum Anschluss an die Schleppbahn,
9. ein Werkstättengebäude von 35 x 11,6 m Grundfläche. Hier waren untergebracht: zwei Steigerzimmer mit Badebassin, eine Waschkaue für die Belegschaft, eine Schlosserwerkstatt, eine Schmiede und ein Magazinraum.
10. eine Schreinerei mit einer Grundfläche von 10,5 x 6 m,
11. ein Bürogebäude auf der Halde, aus Ziegeln gebaut, mit einer Grundfläche von 12,3 x 8,7 m,
12. ein Logierhaus. (Am Neujahrstag 1889 brannte das Maschinengebäude des früheren Schachtes ab. Dieses Haus wurde um ein Stockwerk erhöht und zu Arbeiterwohnungen umgebaut.)

Reste des Logierhauses des Loman-Schachtes
Es handelte sich um ein umgebautes früheres Maschinengebäude

Die überbaute Fläche des Loman-Schachtes betrug 2.018,60 m².[78)]

Außer den drei beschriebenen Förderschachtanlagen standen auf den Gängen verteilt noch vier Förderschächte zur Verfügung, die eine Teufe von 42 m besaßen. Für die Erstellung der Neuanlagen, der Aus- und Vorrichtungsarbeiten und Installierung der Wasserhaltungen benötigte man die Zeit von Mai 1888 (Wiedereröffnung des Betriebes) bis gegen Ende 1891.

Die Ausgaben beliefen sich bei der Broekman-Anlage auf 741.648,06 M, beim Loman-Schacht auf 699.809,67 M und für die Neuanlagen auf Friedrichsglück auf 91.468,50 M.

Die übrigen Kosten, wie Pacht, Gehälter, Steuern etc. beliefen sich auf 175.303,19 M, so dass man insgesamt in der Betriebsperiode von 1888 bis 1891 die Summe von 1.708.229,42 M für den Bergbau in Lintorf ausgegeben hatte und nun auch entsprechend den wirtschaftlichen Gewinn erhoffte.[79)]

78) Ebd.

79) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

Reste der Schachtanlage des Loman-Schachtes am Teufelshorn

Nach dem Bericht des Bergrats Köhler vom 6. April 1891 konnte man diesbezüglich optimistisch sein. Doch wies er darauf hin, dass weitere Maschinen und Pumpen notwendig seien. Er schreibt: „Irgend welcher Grund zur Beunruhigung liegt deshalb nicht vor. Es giebt Werke genug, welche viel mehr Wasserschwierigkeiten haben als Lintorf und dennoch reichen Gewinn abwerfen, obgleich ihre Erzreichthümer sich mit denen in Lintorf nicht messen können" und „Das Unternehmen ist zweifellos ein gutes und es wäre im höchsten Grade zu bedauern, wenn es durch Geldmangel - den alten Lintorfer Fehler - gerade jetzt zu Grunde gehen sollte, wo man dem Ziele so nahe ist."[80)]

Doch waren die Kosten inzwischen weit größer geworden, als man vorher geschätzt hatte.[81)] 1891 hatten die Lintorfer Erzbergwerke den Betrieb noch immer nicht vollständig aufnehmen können, da „Quergänge etc." hergestellt werden mußten.[82)]

Die unerwarteten Mehrkosten entstanden nach Broekmans Meinung durch die Verzögerung bei der Beschaffung von Maschinen, höhere Materialkosten und höhere Arbeitslöhne.[83)] Die Löhne der Arbeiter an kleineren Maschinen beliefen sich 1890 auf 2,75 M pro Schicht und bei größeren Wasserhaltungsmaschinen auf 3 - 3,50 M.[84)] 1889/1890 lag die Arbeiterzahl auf dem Lintorfer Bleibergwerk bei rund 130.[85)] Ebenfalls bekannt ist, dass im Jahre 1890 allein fünfzehn Arbeiter unter 18 Jahre dort beschäftigt waren. [86)]

Auch wenn sich die Sachverständigen in ihren Berichten ausschließlich positiv äußerten, so kann dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass bei der Bleiförderung in Lintorf besondere Schwierigkeiten auftraten.

Dies geht sehr deutlich aus dem Bericht über die bergbaulichen Verhältnisse des Revierbeamten Bergrat von Bernuth für das Jahr 1890 hervor, und sei an dieser Stelle zitiert:

„Nach Fertigstellung und Inbetriebnahme der Pumpen- und Maschinen-Anlage auf dem Broekman-Schachte erfolgte im Förderschachte bei 104 m Teufe das Ausbrechen und die Ausmauerung des Füllortes. Aber als der sich an letzteres aufschließende Durchschlag nach dem Gange etwa 28 m Länge erreicht hatte, trat plötzlich ein Wasserdurchbruch ein, welcher zwar nur 1 cbm Wasser zuführte, jedoch einen derartigen Druck im Gebirge verursachte, daß die mit 12 zölliger Eichen-Thürstockzimmerung versehene Strecke zu Bruche ging und auch das Füllort in Mitleidenschaft zog.

Da der untere Theil des Schachtes ebenfalls in Gefahr gerieth, so wurde der noch aufrecht gebliebene Theil des Füllortes wieder vermauert und der Schacht von der Sohle 13 m hoch in eine starke Cement-Einmauerung gesetzt.

Bei dem Wasserdurchbruch zeigte sich, nachdem die Aufschlußvorrichtungen zwischen Pumpen- und Förderschacht geschlossen waren, daß das Wasser durch das Gebirge über den in Cement-Mauerung hergestellten Verbindungs-Kanal hindurch nach dem Pumpenschacht drang. Es erschien deshalb nothwendig, die durchlässigen Gebirgsschichten zu entfernen und durch Mauerung die Abdichtung zu bewirken. Diese mehrere Monate beanspruchenden Arbeiten sind gegen Mitte Dezember mit bestem Erfolg zum Abschluß gekommen.

Auf dem nördlich belegenen Loman-Schachte wurden auf dem Wasserhaltungs-Schachte die Pumpen eingebaut und in Betrieb genommen, ferner die Verbindungen zwischen Pumpen- und Förderschacht hergestellt."[87)]

Auch aus einem Bericht über die Bleiförderung, wie sie 1890/91 betrieben wurde, geht dies hervor. Allerdings kann der Verfasser dieses Berichtes nicht mit letzter Gewißheit bestimmt werden. Doch spricht einiges dafür, daß es der Rechnungsführer C. Kohl war.[88)]

Um eine Vorstellung über die damals vorhandenen Schwierigkeiten zu erhalten, soll hier dieser Bericht, der vom Broekman-Schacht handelt, wiedergegeben werden:

„Nachdem im 2. Halbjahr 1890 auf Broekmanschacht im Niveau 104 m das Füllort angesetzt und ausgemauert war und der sich an dasselbe anschließende Querschlag nach dem Gang 28 m aufgefahren war, erfolgte ein plötzlicher Wassereinbruch, der einen

---

80) J.H. Broekman jr., De Lintorfer Loodeen Zinkmijnen.

81) Ebd.

82) HSTAD, Regierung Düsseldorf/Handel u.Gewerbe, Nr. 2016, Bericht des Landrats über die Lage der Industrie v. 28.8.1891.

83) J.H. Broekman jr., De Lintorfer Loodeen Zinkmijnen.

84) HSTAD, Bergamt Werden, Nr.39., Bericht: A. Schmeißer an Bergrat von Bernuth v. 17.5.1890.

85) Friedrich Stockfleth, Der südlichste Theil des Oberbergamtsbezirks Dortmund, Bonn 1896, S.90-109.

86) HSTAD, Bergamt Werden, Nr. 39, Bericht: Neunart? (Unterschrift war unleserlich geschrieben) an Bergrat von Bernuth v. 3.12.1890.

87) HSTAD, BR 1388/I03, v. 01.02.1891.

88) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

siehe hierzu auch: Theo Volmert, Vom Lintorfer Bergbau im 19.Jahrhundert, S. 25.

derartigen Druck im Gebirge verursachte, daß die mit 12 zölliger Eichenthürstockzimmerung versehene Strecke zu Bruch ging und auch das Füllort in Mitleidenschaft zog. Da der untere Theil des Schachtes ebenfalls in Gefahr gerieth, so wurde der noch verbliebene Theil des Füllortes wieder vermauert und der Schacht von der Sohle aus 13 m hoch in zwei Steine starke Cementmauerung gesetzt, welche Arbeiten mehrere Monate in Anspruch nahmen.

Sodann wurden im 1. Halbjahr 1891 zwei Füllörter und zwar eins am nördlichen und eins am südlichen Schachtstoß ausgemauert, in der Fortsetzung beider Füllörter bezw. Lösungsstraßen aufgefahren und solche ca. 40 m nach Norden und Süden zu Felde gebracht. In geeigneten Abständen wurden nun diese mit je drei Querschlägen nach dem Gang – unter Beobachtung aller gegen etwa hereinbrechende Wasser nothwendig erscheinenden Vorsichtsmaßregeln – vorangegangen.

Die Querschläge konnten immer bis nahe an den Gang, der an verschiedenen Stellen angebohrt bezw. durchbohrt wurde, vorgebracht werden und zeigte derselbe eine reiche Erzführung in 4 1/2 m Mächtigkeit meist derben Erzes in Bleiglanz, Blende und Schwefelkies.

Es ist dies eine Thatsache, die alle Erwartungen übertroffen hat, besonders im Hinblick darauf, daß an der correspondierenden Stelle der oberen Sohlen, welche früher getrieben worden sind, der Gang nur eine geringe Mächtigkeit zeigte und nicht bauwürdig war.

Das, was man auf Grund der in den früheren Betrieben gemachten Erfahrungen erwartet hatte, nämlich die Zunahme der Mächtigkeit des Ganges und die Edelheit der Erzführung, ist somit unzweifelhaft erwiesen.

Leider lagen am Hangenden des Ganges sehr weiche Schichten aus geriebenem Schiefer bzw. Letten, die, sobald sie mit Wasser in Berührung kamen, sich lösten, aufblähten und einen so enormen Druck äußerten, daß die 15-zöllige Eichenthürstockzimmerung, die in 30 cm Abstand der Thürstöcke ausgeführt war, zerdrückt wurde, so daß unter solchen Umständen wiederholt die Querschläge aufgegeben werden mußten. Bei neu getriebenen dergleichen Querschlägen zeigte sich leider dasselbe Resultat. Da auch auf Lomanschacht ähnliche Verhältnisse eintraten, so kam die Betriebsleitung zu dem Entschluss, eiserne Streckenzimmerung anzuwenden.

Um die Wasser, welche im Jahre 1884 in Folge Undichtigkeiten des Dammverschlusses in den Pumpenschacht auf Zeche „Friedrichsglück“ eingedrungen waren und zum Erliegen der Werke mit beigetragen hatten, abzuschließen und den Schacht mit den im Jahre 1890 durch die Firma Haniel & Lueg wieder in betriebsfähigen Zustand gesetzten Maschinen sümpfen und weiter bis 110 m abteufen zu können, wurde beabsichtigt, da sich herausstellte, dass wegen der defecten Ventile ein Sümpfen des Schachtes nicht möglich war, den Pumpenschacht und Förderschacht verbindenden Querschlag mittels Gefrierverfahrens zu dichten, alsdann den Pumpenschacht zu sümpfen und den Damm zu schließen.

Dieses Gefrierverfahren war mit einem Kostenaufwand von 30.000 M veranschlagt worden.

Wenn man nach Lage der Verhältnisse erwartet hatte, bereits im Frühjahr 1891 die Erzproduktion aufnehmen zu können, so war dies in Folge der eingetretenen misslichen Gebirgsverhältnisse nicht zu erzielen.

Bisher ging das Streben der Betriebsleitung dahin, möglichst schnell, wenn auch nur an einem Punkte, die Erze und den Gang aufzuschließen, um den Erzreichtum nachzuweisen und mit der Förderung zu beginnen. Die Druckschwierigkeiten beim Auffahren der Querschläge haben aber zu einer anderen Taktik geführt.

Die im früheren Betrieb gemachten Beobachtungen berechtigen zu der Annahme, daß die Klüftigkeit des Ganges sowohl wie des Nebengesteins mit der Teufe abnehmen und in Folge dessen dem Eindringen der Wasser aus den alten Bauen in die Tiefe Widerstand entgegensetzen würde.

Dieser Ansicht wurde auch von den früher zu Rate gezogenen Sachverständigen beigetreten. Die Dispositionen in Betreff der Wasserhaltungen der neuen Anlagen waren theilweise durch diese Meinung beeinflußt worden. Die Ergebnisse der letzten Monate hatten jedoch bewiesen, daß die Klüftigkeit und die Wasserdurchlässigkeit des Ganges auch auf der tiefsten Sohle noch vorhanden ist. Es lastete also der ganze Wasserdruck, der auch durch Manometer-Messungen festgestellt wurde, auf den Schichten, und war es einleuchtend, daß bei schlechten, brüchigen Gebirgsverhältnissen es kaum möglich sei, Grubenbau herzustellen, wenn man mit großen Wassermengen, welche unter einem Drucke von 9 Atmosphären stehen, zu kämpfen hat.

Es mußte, nachdem man dieses erkannt hatte, der Betrieb nach anderen Grundsätzen geführt werden. Es durften nicht mehr die Erze zuerst gesucht werden, sondern es mussten zuerst die Wasser gelöst werden. Bevor die Wasser auf die tiefere Sohle oder doch wenigstens unter die neu angesetzte 70 m Sohle gezogen waren, konnte nicht damit gerechnet werden, in Erzgewinnung zu treten...

Was hier in Bezug auf die Gebirgs- und Wasserverhältnisse der Broekmanschacht-Anlage gesagt ist, gilt auch im großen und ganzen für die Lomanschacht-Anlage.

Das daselbst durchfahrene Gebirge war zwar erheblich besser, es zeigte weit weniger Druck und weit mehr Festigkeit als auf Broekmanschacht, allein sobald man an den Gang herankam, hat sich auch hier menschliche Kraft und menschlicher Scharfsinn nicht ausreichend erwiesen, um die durch den Wasserdruck herbeigeführten Kraftäußerungen zu überwinden.

Es wurden daher auch auf diesem Schachte solche Maßregeln getroffen, um zunächst die Wasser zu lösen.”[89]

Durch den stetigen Wasserzufluß und den starken Wasserdruck wurde ein Abbau unmöglich. Nach der oben geschilderten Situation war es unumgänglich, weitere Wasserhaltungsmaschinen aufzustellen. Unbedingt notwendig war

89) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

der Aufbau einer zweiten Wasserhaltungsanlage, die beim Bau des Pumpenschachtes und des Maschinengebäudes auf dem Broekman-Schacht schon vorgesehen war.

Allerdings fehlten die vorhandenen Geldmittel. Die Firma Broekman & Houders zu Amsterdam hatte bereits 160.232,56 M an Vorschüssen geleistet und verweigerte weitere Zahlungen zur Fortsetzung des Betriebes.[90]

Wären die Versuche glücklicher gewesen, hätte man nach Meinung Broekmans leichter neue Geldquellen erschließen können. Bei den Aktionären der „Maatschappij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnwerken“ in Amsterdam kam sogar das Gerücht auf, „man müsse in Lintorf den Rhein auspumpen, um an die Erze zu gelangen.“[91] Auch sie verweigerten alle weiteren Geldmittel.

So kam es aufgrund von finanziellen Schwierigkeiten am 1. August 1891 zu einer abermaligen Einstellung des Betriebes. Allerdings sollte dies nur eine vorläufige Stilllegung sein, bis neue Geldmittel beschafft worden waren.[92] Beamte und Arbeiter wurden bis auf die unbedingt nötigen Wärter und Aufseher entlassen.

Die Aktionäre der „Maatschappij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnwerken” gaben die Hoffnung, in Lintorf Erz zu fördern nicht auf, da ja schließlich enorme Geldsummen investiert worden waren.

Um sich über die Abbauwürdigkeit der Lintorfer Grube zu vergewissern und damit eine „bessere Begründung der Rentabilitätsberechnungen bei der neuen Finanzierung”[93] in der Hand zu haben, wurden noch einmal Erzproben aus den Bohrlöchern von bekannten Experten untersucht:

1. Der Gang wurde an verschiedenen Stellen angebohrt und das erhaltene Bohrmehl nach der Analyse von Dr. Reicher, erster Assistent am Wissenschafts-Laboratorium zu Amsterdam, ergab:

Bleiglanz	2,53 Teile
Zinkblende	24,32 Teile
Schwefelkies	33,46 Teile
Gangart	39,69 Teile

   also etwa 60 % Erz[94]

2. Eine Analyse, ausgeführt in dem chemischen Laboratorium der Herren Dr. Mecke und Dr. Wimmer in Stettin ergab:

   Blei
   9,15%
   entsprechend
   10,56% Bleiglanz

   Zink
   20,06%
   entsprechend
   29,91% Zinkblende

   Eisen
   9,13%
   entsprechend
   11,83% Schwefeleisen

   Gangart 47,70%
   also ca. 52 % Erz[95]

3. Ein Aufbereitungsversuch der Maschinenbau-Anstalt Humboldt zu Kalk bei Köln vom 2. April 1892 mit 175 kg, das einem Bohrloch des Broekman-Schachtes entnommen war, zeigte folgende Erzmengen:

Bleiglanz	2,068%
Blende	20,286%
Schwefelkies	2,532%
Walzerz	6,286%
Berge	68,828%[96]

Zu diesen günstigen Analysen kam noch eine umfangreiche Schrift des Direktors Schmeißer im Dezember 1891 mit dem Titel „Die Lintorfer Erzbergwerke“ heraus, in der er sich ausführlich mit den Besitzverhältnissen der Werke, den Ergebnissen des früheren Betriebes und der zukünftigen Förderung, den Wasserverhältnissen und den Selbstkosten beschäftigte. Ebenfalls nahm er eine Rentabilitätsrechnung vor.

Schmeißer ging von einem Erlös von 130 M pro Tonne Bleiglanz, 130 M pro Tonne Blende und 15 M pro Tonne Schwefelkies aus. Bei einer Jahresproduktion von 40.000 Tonnen Erz, was 30% des Rohhaufwerkes entsprach, rechnete er mit 20% Bleiglanz, 20% Blende und 60% Schwefelkies.

Dies ergab:

Hiervon gingen ab:

die Gesamt-Selbstkosten einschließlich der Wasserhaltungskosten von 1.180.000 M. Somit errechnete Schmeißer einen Gewinn von 1.260.000 M pro Jahr. Dabei vergaß Schmeißer allerdings nicht zu erwähnen, daß diese Zahl durch andere Metall- und Kohlenpreise sich verändern würde.[97]

Einem anderen Bericht Schmeißers zufolge hätte man, bei der jährlichen Fördermenge von 120.000 t Rohwerk, 37 ½ Jahre benötigt, um das vorgerichtete Abbaufeld in Lintorf auszubeuten.[98]

In der Schrift „Die Lintorfer Erzbergwerke“ hatte sich Schmeißer besonders dem Wasserproblem zugewandt. Dies ist umso verständlicher, da ja die Bewältigung der Wasser über die Existenz des Lintorfer Erzbergbaus entschied. Da Schmeißer die Grubenverhältnisse in Lintorf sehr genau kannte, war sein fachmännisches Urteil über die Wasserverhältnisse und

90) Ebd.

91) J.H. Broekman jr., De Lintorfer Lood- en Zinkmijnen.

92) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

93) Ebd.

94) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902. J.H. Broekman jr., De Lintorfer Lood- en Zinkmijnen.

95) Ebd.

96) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902. A.Schmeißer, Die Lintorfer Erzbergwerke.

97) A.Schmeißer, Die Lintorfer Erzbergwerke.

98) A.Schmeißer, Exposé.

20% Bleiglanz	=	8.000 t x 130 M	= 1.040.000 M
20% Blende	=	8.000 t x 130 M	= 1.040.000 M
60% Schwefelkies	=	24.000 t x 15 M	= 360.000 M
			2.440.000 M

die Lösung des Wasserproblems nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung der holländischen Aktionäre. Er schreibt:

„Der Gewinnung des bedeutenden Erzreichthums stehen leider durch die großen Wasserzuflüsse erhebliche Schwierigkeiten entgegen; doch sind dieselben nicht der Art, daß ein rentabler, sogar ein hochrentabler Betrieb unmöglich wäre. Während der früheren Betriebsperiode auf der 42 m Sohle haben die Wasserzuflüsse bei regelmäßigem Betrieb ca. 38 - 40 Cubicmeter pro Minute betragen. Auf der neuen tiefsten Sohle ist ein Zuwachs von 38 - 50 cbm in Rechnung gestellt. Beweise, daß das Quantum von 50 cbm unter- oder überschritten wird, lassen sich nicht erbringen. Aus den bisherigen Betriebsergebnissen und unter Berücksichtigung der geologischen Verhältnisse läßt sich wohl die Annahme rechtfertigen, daß in der Folge mit einem größeren Quantum als 50 cbm auf sämtlichen Betriebspunkten nicht zu rechnen ist. Die Beobachtungen, welche im Laufe des letzten Jahres bei dem Anhieb der Wasser auf der tiefsten Sohle in den Broekman- und Loman-Schächten gemacht worden sind, rechtfertigen diese Annahme. Bei allmählicher Vermehrung des Wasserquantums von 1 auf 17 cbm in den beiden Schächten ist der Wasserspiegel in den alten Bauen ganz regelmäßig, dem gehobenen Wasserquantum entsprechend, gesunken. Jeder vermehrte Zufluß auf der tiefsten Sohle bedingt ein schnelleres Sinken, und jeder Stillstand ein sofortiges Steigen der Wasser in den alten Schächten.

Durch diese Thatsache dürfte doch wohl ein Anhalten für die Ansicht gegeben sein, daß erheblich neue Wasserzuflüsse in der Teufe nicht erschroten worden sind. Es könnte andernfalls unmöglich ein so genau correspondierendes Verhalten des alten Wasserspiegels mit den gehobenen Wasserquantitäten vorhanden sein.

Die zur Verfügung stehenden und die noch neu zu errichtende Wasserhaltungsmaschine auf dem Broekman-Schacht werden jedoch im Stande sein, auch noch größere Zuflüsse bewältigen zu können.

Es würden pro Minute mit 3 neuen und 2 alten Maschinen gehoben werden können, zusammen ca. 93 Kubikmeter.

Die stellenweise, besonders in Laienkreisen herrschende Ansicht, daß die Provenienz der Wasserzuflüsse auf den Rhein zurückzuführen sei, kann durch nichts bewiesen werden und steht allen gemachten Erfahrungen entgegen.

Diejenigen Sachverständigen, welche in die Verhältnisse gründlich eingedrungen sind, haben einer solchen Ansicht auch auf das Entschiedendste widersprochen.

Die Wasserhaltungskosten für ein minütlich zu hebendes Wasserquantum von 50 cbm aus einer durchschnittlichen Teufe von ca. 107 Meter werden bei heutigen Kohlen- und Materialpreisen nach dem Gutachten verschiedener Sachverständiger ca. 250.000 M betragen. Für außergewöhnliche Reparaturen und Amortisation seien noch 50.000 M zugeführt, so daß ein Betrag von rund 300.000 M pro Jahr resultiert.

Die neuen Maschinen arbeiten vorzüglich. Es haben die Versuche mit denselben Maschinen anderen Orts einen Dampfverbrauch pro Stunde und Pferd von 11 - 12 K ergeben.

Die Resultate mit denselben im eigenen Betrieb ergaben zwar ein etwas ungünstigeres Resultat, allein es ist zu berücksichtigen, daß die Maschinen noch nicht voll ausgenutzt waren, ohne Condensation arbeiteten und noch unter Mängeln litten, welche allen neuen Maschinen eine gewisse Zeit anhaften."[99)]

Auch andere Gutachten von den verschiedensten Sachverständigen unterstützten die These Schmeißers. Unter ihnen waren Bergrat von Bernuth aus Werden, Thomas Richard aus London, die Bergingenieure Everwijn, P. van Dijk und J.H. Hooze aus Holland und Oberbergrat Prof. G. Köhler aus Clausthal.[100)]

Doch zwei Fachleute hatten Bedenken, nämlich die Herren Heckmann, Oberingenieur der Aktiengesellschaft für Bergbau zu Stollberg in Westfalen und Behrens, Bergrat und Generaldirektor der Bergbaugesellschaft in Herne. In ihren Gutachten vom 27. Oktober 1891 und vom 1. April 1893 bestritten sie zwar nicht den überaus großen Erzreichtum, bezweifelten aber wegen der hohen Betriebskosten die Rentabilität des Abbaus.[101)]

Schmeißer war vom Aufsichtsrat der Lintorfer Erzbergwerke in Amsterdam aufgefordert worden, eine Stellungnahme auf das von Herrn Heckmann am 27. Oktober erstellte Gutachten zu machen. Am 4. Dezember 1891 schrieb Direktor Schmeißer eine 26-seitige, handgeschriebene Erwiderung auf das Gutachten. Hierin versuchte er, Punkt für Punkt das Gutachten Heckmanns zu wiederlegen und brachte seine teilweise schon erwähnten Argumente und Positionen zum Ausdruck. Zum Schluß seiner Erwiderung schrieb er:

„Aus dem Vorstehenden dürfte wohl hervorgehen, daß die Berechnungen des Herrn Heckmanns das Richtige nicht getroffen haben und daß der Vorwurf desselben, ..., indem er sagt, daß meine Ansichten zu optimistisch, daß meine Annahmen absolut durch nichts gerechtfertigt und daß denselben alle bisher in Lintorf gemachten Erfahrungen schroff entgegenständen, <u>völlig unberechtigt ist.</u>

Ich kann nur diese Erörterungen mit der Bemerkung schließen, daß ein solcher Pessimismus, wie ihn Herr Heckmann in seinem Berichte niedergelegt hat, durch nichts begründet ist und sich aus den Erfahrungen und Beobachtungen im Lintorfer Betriebe absolut nicht herleiten läßt."[102)]

Besonders setzte sich J.H. Broekman jr. für die Wiederaufnahme des Lintorfer Grubenbetriebes ein. Er verfaßte einen Bericht, der am 26. August 1892 in Amsterdam auf einem einseitig bedruckten Bogen (60 x 46 cm) unter der Überschrift

---

99) A.Schmeißer, Die Lintorfer Erzbergwerke.

100) Theo Volmert, Vom Lintorfer Bergbau im 19.Jahrhundert, S. 28.

101) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

102) A. Schmeißer, Erwiderung auf das Gutachten des Herrn A. Heckmanns, Lintorf 4.12.1891, Archiv des VLH.

„De Lintorfer Lood- en Zinkmijnen" veröffentlicht wurde. Er war von der Rentabilität der Minen überzeugt und bedauerte sehr, nachdem man vier Millionen Gulden investiert hatte, daß die Gruben stillstanden.[103]

Broekman teilte die Meinung der Herren van Dijk und Hooze, die eine gewinnbringende Förderung bis 105 m Tiefe für möglich hielten. Bei einer Förderung von durchschnittlich 35.000 t pro Jahr wäre dann bis zu einer Tiefe von 105 m ein Vorrat für 40 Jahre.

Er schließt seinen Bericht fast beschwörend mit den Worten: „Möge dieser Versuch Erfolg haben und dadurch verhindert werden, daß ein vielversprechender Besitz, nach großer Anstrengung und vielen Geldopfern, für immer für Holland verloren geht. Falls nicht, muß man befürchten, daß der ganze Besitz für einen geringen Betrag in deutsche Hände fällt, die dann alle Vorteile ernten würden.**"**[104]

Doch trotz der meist günstigen Untersuchungsergebnisse und Prognosen konnten keine neuen Kapitalien beschafft werden. Sei es, dass die ungünstig lautenden Gutachten eine Rolle gespielt haben, oder dass man vor der hohen Investition zurückschreckte, die Schmeißer mit weiteren 1.120.000 M errechnet hatte[105], um den Betrieb in einen gewinnbringenden umzuwandeln. Weder von den bisherigen Aktionären, noch von anderer Seite waren die erhofften Kapitalien zu bekommen. Hinzu kam, dass in den Jahren 1892 bis 1895 überaus niedrige Erzpreise gezahlt wurden.[106]

Ein weiteres Problem lag darin, dass nicht nur ungeheure Mengen von Grubenwassern aus den Schächten herausgepumpt, sondern dass diese Wasser auch über Kanäle und Bäche abgeführt werden mußten. So gab es denn auch Beschwerden über die Verunreinigung des Dickelsbaches durch das Einleiten der Grubenwasser.[107]

Ein Verhandlungsbrief des Angermunder Bürgermeisters aus dem Jahre 1889 war ebenfalls diesbezüglich von 13 Grundeigentümern – darunter auch Graf Franz von Spee – an Bergwerksdirektor Schmeißer geschickt worden.[108]

Schmeißer mußte diese Verunreinigungen auch gegenüber dem Oberbergamt Dortmund erklären. Dazu ist ein Brief erhalten, der die Bedingungen für das Einführen der Grubenwasser gut wiedergibt:

„In den Konzessionen der Königlichen Regierung zu Düsseldorf vom 23. October 1867 und 20. September 1875 ist den Lintorfer Erzbergwerken die Berechtigung eingeräumt worden, ein Quantum Wasser bis zu 1500 Kubikfuß pro Minute in den Dickelsbach abzuführen, welchem seitens der Werke dieser Bach verbreitert und vertieft worden war...

Bis zum Jahre 1884 haben die Lintorfer Erzbergwerke Wasser durch den Dickelsbach abgeführt, von da ab bis zum Jahre 1890 hat der Betrieb geruht; in diesem Jahre ist wieder ein Minimalquantum Wasser von etwa 1-2 Kubikmeter pro Minute eingeführt worden, welches sich im vorigen Sommer steigerte auf 10 resp. 3-5 Kubikmeter, zusammen also im Maximum auf 13-15 Kubikmeter jedoch nur für die Dauer einiger Monate. Seit Juli 1891 ist der Betrieb wieder eingestellt und kein Wasser mehr abgeführt worden.

Im Juli 1890 wurde der Dickelsbach bis zum Einfluß des Haubaches und auch dieser gründlich gereinigt und zwar mit einem Kostenaufwande von rund 6000 Mk. Auch im vorigen Jahre ist die Reinigung, nachdem der Grubenbetrieb bereits eingestellt war, nochmals vorgenommen worden."

Im weiteren Schreiben weist Schmeißer darum eine weitere Reinigung zurück, da eine „Verschlämmung des Baches" den Lintorfer Erzbergwerken „unter allen Umständen nicht zugeschrieben werden" kann.[109]

Unter diesen ungünstigen Verhältnissen beschlossen die Aktionäre der „Maatschappij tot Exploitatie der Lintorfer Mijnwerken" in Amsterdam in der Gewerkenversammlung vom 26. 3. 1892 ihre Auflösung.

Daraufhin gelangten die Lintorfer Erzbergwerke in den Besitz der Firmen Haniel & Lueg in Düsseldorf und Broekman & Houders in Amsterdam, da Haniel & Lueg noch Restforderungen auf die gelieferten Maschinen und Pumpen in Höhe von 180.231,80 M und Broekman & Houders noch gewährte Vorschüsse in Höhe von 160.232,56 M geltend machen konnten.[110]

Der Besitzwechsel wirkte sich nicht positiv auf die Wiederaufnahme der Bergwerke aus. Sie lagen weitere fünf Jahre still.

Die Belegschaft bestand nur aus dem Obersteiger W. Schmidt und fünf Arbeitern, die als Wächter fungierten.[111]

Die Löhne für diese Arbeiter mußten bezahlt werden, und weitere Ausgaben in Form von Pachtgeldern, Steuern und Unterhaltung der Maschinen und Gebäude kamen hinzu. Insgesamt mußten in diesen Jahren 80.246,05 M dafür ausgegeben werden.

Diese Kosten wurden bestritten von der Pacht der Wälder und Wiesen, den Wohnungsmieten und nicht zuletzt von Verkäufen von Materialien, Inventar und Gerätschaften. Ebenfalls brachte Holzschlag- und Steinbrucherlös und eine zurückerhaltene Kaution neben einem Barzuschuss der Besitzer Haniel & Lueg und J.H. Broekman diese Kosten herein.[112]

In der Zeit von 1874 bis 1892, als auf den Lintorfer Bleibergwerken versucht wurde, groß angelegte Pläne zu verwirklichen und bedeutende Neuanlagen wie Maschinenhäuser, Wäschen, Fördertürme entstanden, blieb der Ort Lintorf selbst in seiner Gesamtstruktur unverändert. Lediglich an der Kreuzung Speestraße – Am

---

103) J.H. Broekman jr., De Lintorfer Lood- en Zinkmijnen.

104) Ebd.

105) A.Schmeißer, Die Lintorfer Erzbergwerke.

106) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

107) HSTAD, BR 1388/d26, v. 27. 04.1892.

108) HSTAD, BR 1388/d26, v. 05. 02.1889.

109) HSTAD, BR 1388/d26, v. 24. 05.1892.

110) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

111) HSTAD, Bergamt Werden, Nr.40., Bericht: C.Kohl an Bergrat von Bernuth v. 16.12.1893.

112) Aufzeichnungen über das Lintorfer Bleibergwerk von 1880 bis 1902.

Die sogenannte „Kantine“, eine 1882 von der „Anglo-Dutch-Mining Company errichtete Arbeitersiedlung an der Ecke Speestraße/Am Löken, die 1962 abgerissen wurde

Speckamp – Am Löken hatte die „Anglo-Dutch Mining Company” 1882 einige Arbeiterwohnungen, die sogenannte „Kantine” errichtet. Dies waren zweistöckige in eintöniger Backsteinbauweise errichtete Häuser, die für zwölf Arbeiterfamilien gedacht waren.

Da der Lintorfer Bergbau sehr oft unterbrochen war und nicht die gewünschten Erfolge zeigte, wurden kaum fremde Arbeiter benötigt. Darum entstand hier keine größere Bergbausiedlung wie zum Beispiel im benachbarten Selbeck. Die nur geringen Zuwanderungen waren vorwiegend Spezialisten wie Maschinisten, Bergbaufachleute oder erfahrene Hauer. Die meisten Arbeiten wurden gern von den Lintorfer Köttern ausgeführt, da sich hier eine lohnende Beschäftigung für sie bot.

Viele der ansässigen Bergleute waren ständige Mieter eines Hauses oder sogar Hauseigentümer mit einem kleinen Grundbesitz und hatten nicht selten einzelne Ackergrundstücke gepachtet. So konnte nach beendeter Grubenschicht die Ackerfläche selbst bewirtschaftet werden. Dies war nötig, da neben den häufigen Betriebs-

1870 – 1895: Belegschaft, Menge und Geldwert der Erzförderung

a) Friedrichsglück – Lintorf b) Diepenbrock – Lintorf

Jahr	Bergwerk	Anzahl Belegschaft	Zinkerze Menge t	Zinkerze Werth Mk	Bleierze Menge t	Bleierze Werth Mk	Schwefelkies Menge t	Schwefelkies Werth Mk
1870	a), b)	–	–	–	–	–	–	–
1871	a)	2	–	–	0,35	–	–	–
	b)	2	–	–	4,80	750,-	85,2	1107,-
1872	a)	1	–	–	–	–	–	–
	b)	1	–	–	–	–	–	–
1873	a)	11	–	–	–	–	–	–
	b)	9	–	–	20,8	3735,-	–	–
1874	a)	67	–	–	46,7	5652,-	–	–
	b)	25	–	–	–	–	–	–
1875	a)	43	–	–	22,2	2670,-	–	–
	b)	16	–	–	–	–	–	–
1876	a)	3	–	–	–	–	–	–
	b)	2	–	–	–	–	–	–
1877	a), b)	–	–	–	–	–	–	–
1877	a) Holland	113	79,1	15820,-	–	–	–	–
	b)	–	–	–	–	–	–	–
1879 und 1880 werden die bis dahin getrennt aufgeführten Zechen gemeinsam unter dem Namen „Lintorfer Erzbergwerke (Friedrichsglück & Diepenbrock)“ aufgeführt. Ab 1881 nur noch gemeinsam unter dem Namen „Lintorfer Erzbergwerke“.								
1879	a) +b)	265	47,7	3308,-	591,1	88658,-	2726,4	38170,-
1880	a) +b)	307	246,2	17234,-	1089,0	103,343	2913,0	40783,-
1881		412	654,5	45780,-	1159,0	174,000	5851,4	81944,-
1882		328	190,0	7600,-	1511,0	211,035	6891,0	48293,-
1883		317	527,0	21680,-	949	130,962	3677	23244,-
1884		21	–	–	–	–	–	–
1885		–	–	–	–	–	–	–
1886		–	–	–	–	–	–	–
1887		–	–	–	–	–	–	–
1888		96	–	–	–	–	–	–
1889		132	–	–	–	–	–	–
1890		131	–	–	–	–	–	–
1891		100	–	–	–	–	–	–
1892		10	–	–	–	–	–	–
1893		7	–	–	–	–	–	–
1894		5	–	–	–	–	–	–

(Angaben nach Friedrich Stockfleth, königlicher Bergassessor zu Witten) [114]

113) Friedrich Stockfleth, Der südlichste Theil des Oberbergamtsbezirks Dortmund, Bonn 1896, S.112.

114) Ebd., S. 90-109.

einstellungen die Arbeitslöhne bei weitem nicht die Höhe erreichten, wie sie in anderen Industriegegenden und vor allem in den Steinkohlenrevieren gezahlt wurden.[113)]

Die Arbeitslöhne in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts lagen für eine achtstündige Schicht bei etwa 1,60 bis 1,80 Mark und stiegen allmählich auf 3,50 und sogar 4,50 Mark in den Jahren 1872 und 1873 an. Doch dann sanken sie – trotz allmählicher Verteuerung der Lebensmittel – wieder bis zu Anfang der achtziger Jahre bis auf durchschnittlich 3,00 und 2,50 bzw. 2,00 Mark herab, wo sie bis Mitte der neunziger Jahre blieben.[115)]

Die Arbeitsverhältnisse am Ende des Jahres 1893 sind für Lintorf durch eine vorgenommene Bergarbeiterzählung des Oberbergamtes Dortmund bekannt. Demnach bestand die Belegschaft bei den Lintorfer Erzbergwerken aus sechs männlichen, deutschen Arbeitern. Alle sechs waren verheiratet, drei waren evangelisch, drei katholisch. Das Lebensalter lag bei dreien zwischen 30-40 Jahren und bei den anderen zwischen 40-50 Jahren. Zwei lebten im eigenen Hause und waren auch Feldbesitzer, zwei lebten in einer Dienstwohnung und zwei hatten eine Mietwohnung. Vier lebten in Lintorf und zwei kamen von Breitscheid-Selbeck. Wenn auch nur sechs Bergleute 1893 auf der Lintorfer Grube arbeiteten, so waren jedoch 73 Lintorfer im Erzbergbau tätig, davon allein 68 auf der Selbecker Grube „Diepenbrock III".[116)]

Belegschaftszahl, Menge und Geldwert der Erzförderung - soweit noch vorhanden - wurden wegen der besseren Übersicht in einer Tabelle zusammengefaßt. Der Geldwert der geförderten Erze muss dabei in Bezug zu den Ausgaben für Grubenbauten unter Tage, den Baumaßnahmen über

115) Ebd., S.112.

116) Ebd., S. 114-129.

Kleines Wörterbuch der Bergmannssprache

Bergmännische und geologische Begriffe

Abteufen:	eigentlich „tief machen", in die Tiefe führen, einen Schacht abteufen. Niederbringen eines Schachtes
Aufbereitung:	Gebäude und Verfahren zur Trennung der Erze von unerwünschten Bestandteilen
Aufschluss:	Stelle im Gelände, an der das anstehende Gestein zugänglich ist
Berechtsame:	Bergwerkseigentum, Gesamtheit der zu einem Bergwerk oder einer Bergwerksgesellschaft gehörenden Grubenfelder
Bleierz:	= Glätte = Bleiglätte = Bleiglanz = Galenit
Blende:	= Zinkblende = Sphalerit
Dammerde:	Ackererde
Druse:	Gesteinshohlraum mit kristallbewachsenen Wänden
Duckel:	ein kleiner, meist nicht ausgebauter Schacht, von dem aus die in geringer Tiefe vorhandenen Lagerstätten abgebaut werden
Durchschlag:	Verbindung zweier Grubenbaue
Fahrt:	bergmännische Bezeichnung für eine Leiter
Fahrschacht:	Schacht mit Leitern
Fallen:	siehe Streichen
Feld:	Gebiet mit Erzvorkommen, das von einer Bergbehörde für den Abbau von Erzen an einen Antragssteller verliehen wird. Wird auch als Grubenfeld bezeichnet.
Friktion:	Reibung
Füllort:	befindet sich in jedem Schacht dort, wo die Tonnen und Kübel mit der Matte der Berge oder Erze gefüllt und zu Tage gefördert werden. Hier werden Förderkörbe oder Fördergefäße be- und entladen.
Galmei:	Zinkerz

Gang: eine mit Erz gefüllte Spalte in einem anderen (älteren) Gestein. Bei den Erzgängen erfüllt selten das nutzbare Erz den ganzen Gangraum; meist kamen die Erze mit nicht nutzbaren Mineralien (Gangarten) vor. Stellen größerer Anhäufungen von Erz nennt man Erzpunkte (Erzmittel, Gewinnpunkte).

Gewerke: Anteilsinhaber einer Gewerkschaft

Gewerkschaft: spezielle deutsche Rechtsform einer Eigentümergemeinschaft im Bergbau ohne Grundkapital. Der Anteilseigner (Gewerke) hatte das Recht auf Gewinnausschüttung (Ausbeute) und die Pflicht zur Investition oder zum Ausgleich von Verbindlichkeiten (Zubuße). Das Kapital ist in quotenmäßige Anteile (Kuxe) eingeteilt, die auf einen Bruchteil des Gewerkschaftskapitals lauten.

Gezimmer: Bau, Holz zum Bau

Glasurerz: bezeichnet reines Bleierz ohne Nebengestein oder großen Fremdanteil

Hangende: das über einem Grubenbau befindliche Gestein; Gegensatz: das (unter dem Grubenbau befindliche) Liegende

Hängebank: Halle über dem Schacht, in welcher der Umschlag der Förderwagen oder das Entleeren der Fördergefäße erfolgt, und die Bergleute den Förderkorb betreten oder verlassen. Früher die Plattform im Fördergerüst, von der aus die Förderkübel vom Seil abgenommen und nach dem Entleeren wieder angehängt wurden

Huthaus: Zechenhaus, wo die Berggerätschaften aufbewahrt werden

klauben: absondern des haltigen vom tauben Gestein (Klauberarbeit).

Konglomerat: (lat.) das: ein Gestein aus abgerundeten Gesteinsbruchstücken, die durch ein kieseliges, kalkiges, toniges oder eisenschüssiges Bindemittel verkittet sind (Gegensatz: Breccie)

Konkordanz: die gleichmäßige, ungestörte Überlagerung älterer Schichten durch jüngere mit gleichem Streichen und Schichteinfall: Gegensatz: Diskordanz

Konsolidierung: Vereinigung mehrerer Bergwerke oder mehrerer Bergwerksfelder zu einem Bergwerk

Kux: Anteil am Vermögen eines Bergwerkes (→ Gewerkschaft)

Lachter: früher dt. Bergmaß für Grubentiefen = 8 Spann (Gräpel) zu je 10 Lachterzoll; auch 10 Fuß (Lachterfuß) etwa 1,90 bis 2 m; meist 1 Lachter = 2,0924 m

1 Lachter	=			2,0924 m
10 Lachterzoll	=	1/8 Lachter	=	0,261550 m
1 Lachterzoll	=	10 Primen	=	0,0261550 m
1 Prime	=	10 Sekunden	=	2,616 mm
1 Sekunde			=	0,2616 mm

Lagerstätte: Anhäufung von Gesteinen, Erzen, Mineralien. Verfahren zur Auffindung von L.-Probebohrungen in der Tiefe

Letten: der: feuchtfette Schiefertone des Keupers; häufig auch als seitliche Begrenzung von Erzgängen auftretend (Gangtonletten). Tonerde: Letten aus Tonerde (letticht, lettig)

Liegende: siehe: das Hangende

Markscheide: (Vermessungsurkunde): Grenze, Mark, bes. die Grenzlinie des verliehenen Grubenfeldes. Die Markscheidekunde (M.-Kunst) befasst sich mit den Vermessungen, die zum Erwerb und zur Sicherung von Bergwerkseigentum und zur Gewinnung von Mineralien notwendig sind. Insbesondere gehören dazu die Vermessung, Berechnung und zeichnerische Darstellung der untertägigen Grubenräume und ihre Lage gegenüber der Erdoberfläche, ferner die genaue Festlegung von Bewegungen der Erdoberfläche als Folgen des Bergbaues (Bergschäden). Grenze des Grubenfeldes

Mutung:	von muten, ahd. begehren; Bezeichnung für das bei einer Bergbehörde schriftlich oder protokollarisch auf Grund eines Fundes eingereichte Gesuch um Verleihung (Belehnung) eines Grubenfeldes zur Ausübung des Bergbaus auf gefundenen und gegebenenfalls noch zu erwartenden Mineralien (Muter, Mutschein)
Ort:	Bezirk für Arbeitsort, besonders am Streckenende („vor Ort“)
Paläozoikum:	Geologische Formation
Pinge:	auch Binge; eine durch Zusammenbruch alter Grubenbaue an der Erdoberfläche (über Tage) entstandene trichter- oder grabenförmige Vertiefung (Tagesbruch, Bergschäden)
pochen:	klopfen, mit Werkzeugen klopfend, hämmernd bearbeiten. (Pochwerk, Pochmühle, Pochtrog, Pochmehl)
Salband:	(aus mhd.) das; Begrenzungsfläche eines Ganges zum Nebengestein
Sattel (Falte):	Struktur, die durch bruchlose Verformung von Sedimentgesteinen bei seitlicher Einengung von Erdkrustenteilen entsteht. Nach der Lage unterscheidet man stehende, schiefe, überkippte und liegende Falten
seiger:	(ahd.) saiger: bedeutet im Bergbau „senkrecht“
seigern:	einen Schacht senkrecht in die Tiefe führen
Schurf:	im Erdreich ausgehobene Grube zum Schürfen
Strecken:	ein der Zu- bzw. Abfuhr von Rohstoffen, Material und Wettern sowie der Fahrung dienender horizontaler Grubenbau
Streichen:	Streichen und Fallen: Begriffe aus der Geologie zur Kennzeichnung geologischer Lagerverhältnisse. Streichen (a) ist die Schnittlinie einer Schicht oder Fläche mit der waagerechten Ebene, auch die Richtung von Klüften, Spalten, Gebirgsketten etc. Ihre Richtung wird als Abweichung von der Nordrichtung bestimmt. Das Fallen (b) ist die Neigung einer Gesteinsschicht, Verwerfungs- oder Überschiebungsfläche etc. als Abweichung von der waagerechten Ebene, die Neigungsrichtung (das Einfallen), die Abweichung von der Nordrichtung. Streichen und Fallen stehen senkrecht zueinander.
Stufe:	erzhaltiges Gesteinsstück
sümpfen:	pumpen
taub:	erzleer
Teufe:	Tiefe, der Bergmann spricht von Teufe, abgeteuft
Trum:	das Wort entstammt der alten Bergmannssprache und bezeichnet die einzelnen Teile eines Ganges. So kann etwa ein Bleiglanzgang ein Haupttrum haben, das sich in Nebentrümern verzweigen oder in zahlreiche schmalere Trümchen zerschlagen (zertrümern) kann. Nebenspalte
trummen:	in Stücke teilen; Trummerz: Erz in Trümmern
variskisches Gebirge:	im Karbon gebildetes Faltengebirge Mitteleuropas, von dem zwischen dem französischen Zentralmassiv und den Sudeten nur noch einzelne, abgetragene Rümpfe bestehen
Zeche:	Ordnung, Reihenfolge, Gesellschaft zum gemeinsamen Essen und Trinken, Bergwerksgesellschaft. Zeche nennt der Bergmann die Grube mit ihren Tagesgebäuden. Das Wort stammt aus der Zeit, wo die Bergleute auf ihren Gruben, die meist weit von ihren Wohnungen im Walde lagen, sonntags zusammenkamen und zechten.

Zusammengestellt von Michael Lumer

Die Höhle „Friedrichs Glück“ in Ratingen-Lintorf

Über die Entdeckung einer Höhle im unterkarbonischen Kohlenkalk des Velberter Sattels

Einleitung
Im August 2000 wurde bei Bauarbeiten auf dem Eckgrundstück Rehhecke/Friedrichs Glück in Ratingen-Lintorf eine Höhle entdeckt. Sie befand sich in Kalksteinen aus der Zeit des Unterkarbons (360-325 Mio. Jahre), dem so genannten Kohlenkalk. Im Folgenden sollen nach einer kurzen Einführung in die Grundlagen der Höhlenentstehung die Entdeckung und Raumdimension der Höhle „Friedrichs Glück” beschrieben, sowie etwas zu ihrer Entstehung und Altersstellung gesagt werden.

Grundlagen der Höhlenentstehung
Nach heutiger Definition sind Höhlen von festem Gestein umschlossene, mit Luft, Sediment oder Wasser gefüllte natürliche Hohlräume in der Erdrinde, die nicht durch die Grabtätigkeit eines Lebewesens entstanden sind und eine Mindestgröße erreichen, die dem Menschen den Zugang erlaubt. Es hat sich eingebürgert, eine Ausdehnung von mindestens fünf Metern zu fordern, um Höhlen dokumentationswürdig zu machen.

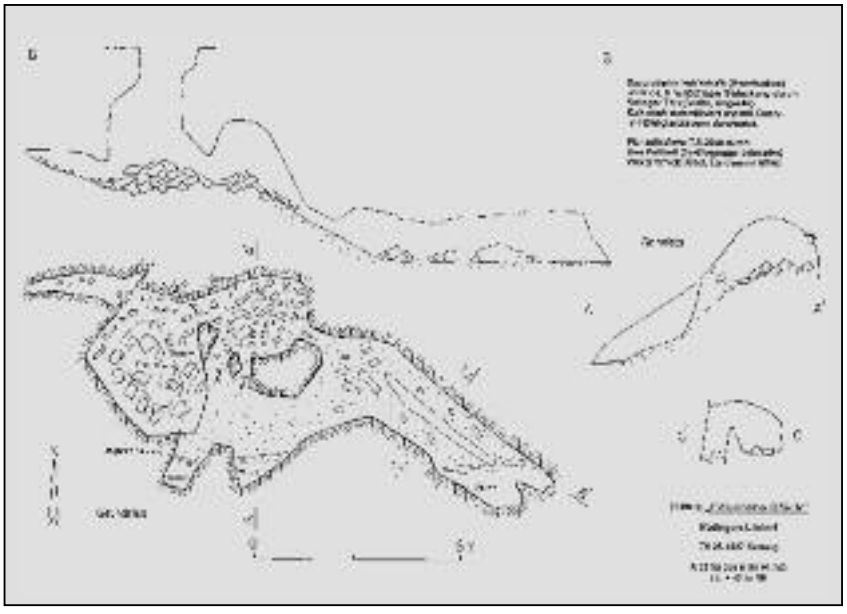
Von ihrer Entstehung her lassen sich die Höhlen grundsätzlich in zwei Gruppen einteilen. In Primärhöhlen, die zusammen mit dem umgebenden Gestein entstanden sind, und in Sekundärhöhlen, die sich erst nachträglich in dem sie umgebenden Gestein bildeten.

Primärhöhlen sind verhältnismäßig selten. Am häufigsten sind noch die Tuffhöhlen (z.B. in der Schwäbischen Alb), die sich bei der Ausscheidung von Kalktuff an Quellen stark kalkhaltigen Wassers bilden können. Ein anderer Typ der Primärhöhlen sind Lavatunnel, die dadurch entstehen, dass die äußere Rinde eines fließenden Lavastroms bereits erhärtet ist, während im Inneren die Lava weiterströmt.

Die meisten Höhlen, darunter auch die von vielen Menschen besuchten Tropfsteinhöhlen, z.B. im Sauerland, gehören zu den Sekundärhöhlen. Ihre Entstehung hängt mit der Fähigkeit des Sickerwassers zusammen, unter bestimmten Bedingungen Gips, Kalk- und Dolomitstein auflösen zu können. Dieser Vorgang wird als Verkarstung bezeichnet. Durch Verkarstung entstehen nicht nur typische unterirdische Erscheinungen, sprich Höhlen, sondern auch charakteristische Formen auf der Erdoberfläche, z.B. Dolinen (trichterförmige Eindellungen, entstanden durch Hohlraumeinsturz oder Gesteinslösung).

Verschiedenste Prozesse tragen zur Höhlenbildung (Speläogenese) bei, und jede Höhle wird von diesen Prozessen in unterschiedlicher Weise geprägt.

Wie schon gesagt, steht die Entstehung von Sekundärhöhlen meist in Zusammenhang mit der Tätigkeit von Wasser - Wasser, das Gestein auflöst oder korrodiert. Am Anfang der Höhlenbildung steht im Allgemeinen eine Trennfläche, das heißt eine oft nur haarfeine Spalte oder Kluft, auf der das Wasser - wenn auch langsam - in das Gestein eindringen kann. Um diese Urbahn auch bis unter den Grundwasserspiegel auf Höhlenformat zu bringen, braucht es neben Druck einer besonderen Lösungskraft, da Kalkstein in Wasser allein ziemlich schwer löslich ist. Reines Wasser vermag höchstens 10 mg Kalk pro Liter zu lösen, zu wenig für die Entwicklung größerer Höhlen. Erst die chemische Reaktion mit Kohlendioxid, CO_2, bringt Kalk oder Dolomit in Lösung. Dieses CO_2 stammt meist aus der Luft oder wird durch die biologische Tätigkeit der Pflanzen im Boden gebildet und löst sich im versickernden Regenwasser. Es kann aber auch als Bestandteil von Mineralwässern aus dem Erdinneren stammen. Durch Lösung des CO_2 im Grundwasser entsteht Kohlensäure, und das kohlensäurehaltige Wasser kann dann einige 100 mg Kalk pro Liter in Lösung bringen. Diese Grundvoraussetzung der Höhlenbildung in Kombination mit anderen chemisch-physikalischen Prozessen



Höhlenplan (Aufriss- und Grundrissdarstellung)

macht die Entwicklung von weitreichenden Höhlensystemen bis in große Tiefen möglich. Erst in zweiter Linie wirken auch Erosionsprozesse (d.h. mechanische „Auswaschung" des Gesteins) bei der Höhlenentstehung mit.

Entdeckung

Im Sommer 2000 wurde damit begonnen, auf dem Eckgrundstück Rehhecke/Friedrichs Glück eine Fundamentfläche für zwei geplante Mehrfamilienhäuser vorzubereiten. Das stark relieffierte Gelände, ein ehemaliger Kalksteinbruch, musste auf einem tieferen Niveau planiert werden. Dazu wurde nach Rodung des Baumbestandes zuerst großflächig der hier in Mächtigkeiten von drei bis fünf Metern anstehende, grau-grüne Ratinger

Im Vordergrund die präoligozäne Landoberfläche auf dem Kohlenkalk; an der hinteren Baugrubenwand ist die Überlagerung durch den Ratinger Ton zu erkennen

Die Einstiegsöffnung der Höhle in der Fundamentfläche des Neubaus

Ton, eine mitteloligozäne (ca. 32 Mio. Jahre) Ablagerung der tertiären Nordsee, abgetragen. Die dabei freigelegte Oberfläche des unterkarbonischen Kohlenkalkes (das Gestein, welches auch im Gelände am Blauen See ansteht) war die schwachwellige Landoberfläche aus der Zeit vor der Überflutung der Region durch die mitteloligozäne Nordsee.

Zur Anlage der Fundamentfläche mussten mit schwerem Gerät zwischen ein und zwei Meter Kalkstein abgetragen werden. Aus der Kenntnis heraus, dass der Kohlenkalk im Lintorfer Gebiet von zahlreichen Mineralisationen durchsetzt ist, wurde die Baugrube regelmäßig von Mineraliensammlern aufgesucht (vergl. Artikel von Heckmann & Harms & Klein in diesem Band). Auch die Autoren hatten das Gelände schon vor Entdeckung der Höhle begangen, um Handstücke zu bergen und die erkennbaren geologischen Strukturen fotografisch zu dokumentieren.

Die Meldung darüber, dass bei den Bauarbeiten der Zustieg zu einer Höhle bzw. zu einem Stollen oder Bergwerkschacht geöffnet wurde, erging von einer Privatperson an den Geologischen Dienst des Landes Nordrhein-Westfalen. Am 7. 8. 2000 erfolgte daraufhin eine Erstbefahrung und Vermessung der Höhle, an der auch Uwe Polikeit, Höhlenforscher aus Wuppertal, beteiligt war.

Beschreibung

Schon die Sichtung des Objektes von außen zeigte, dass es sich um einen natürlichen Hohlraum handelte.

Eine Öffnung von ca. zwei mal ein Meter Größe führte in einen darunter liegenden Raum mit oval- bis kreisförmigem Querschnitt und ursprünglicher Höhe von drei Metern. Ursprünglich deshalb, da Gesteinsblöcke der Decke bei der Höhlenöffnung durch Baggermeißel in den Raum gestürzt waren.

In der NW-Ecke des Raumes führte ein kurzer Gang noch 2,5 m

Quarzdruse in der Wand des Hauptraumes (Größe des Bildausschnittes ca. 30 cm)

Durchstieg vom Hauptraum in einen weiteren Raum in östlicher Richtung

nach Westen. Hier, wie im Einstiegsbereich und an anderen Punkten der Höhle, traten Dezimetergroße Quarzdrusen mit Kristallen bis ca. 5 cm Größe auf.

Ein Durchstieg führte vom Hauptraum aus in östliche Richtung in einen weiteren kuppelförmigen Raum von 2 m Durchmesser und ca. 1,8 m Höhe. Den Boden beider Räume bildete vorwiegend Kalkschutt, im zweiten Raum trat auch ein sandig-lehmiges Sediment auf. Nach Süden bzw. Südosten hin führten sehr enge Durchgänge steil (ca. 30°) abwärts in einen niedrigen, an einer Schichtfläche (?) angelegten Raum, dessen Boden mit stark sandigem, eisenschüssigen Lehm bedeckt war. Dieser Raum erstreckte sich randlich bis unter den Hauptraum der Höhle. An den tiefsten Punkten des Raumes befand sich ein Wasserspiegel, der in etwa mit der Höhe des im ehemaligen Steinbruch befindlichen Teiches korrespondieren dürfte. Im Osten zweigte von diesem flachen Raum ein geschätzt 5 m langer, an zwei parallele, mit 130° nordwest-südost streichende Klüfte gebundener Gang ab, der ebenfalls im Wasser endete. Dieser Gang konnte wegen extrem schlechter Bewetterung nicht befahren werden.

Im Zuge der weiteren Baumaßnahme wurde die Höhle im September 2000 mit Beton verfüllt und dann überbaut. Im Höhlenkataster von Nordrhein-Westfalen wird sie unter der Nummer 4607/002 geführt. Der Name der Höhle leitet sich von dem unmittelbar benachbarten früheren Erzbergwerk „Friedrichsglück" her.

Mineralisationen

Bemerkenswert waren die im Bereich der Baugrube und auch in der Höhle selbst aufgeschlossenen Mineralvorkommen, die wahrscheinlich mehreren Bildungsphasen angehören. Zum einen war der ursprüngliche Kalkstein des Kohlenkalks in Dolomit umgewandelt. Bei diesem Vorgang wird ein Teil der Calcium-Atome in den Kalkspatkristallen, aus denen der Kalkstein besteht, durch Magnesium-Atome ersetzt. Hierdurch vermindert sich das Gesteinsvolumen, und es entstehen zahlreiche Klüfte und Höhlungen im Gestein von meist Millimeter- bis Zentimeter-Größe, in denen sich weißer oder schwach rosafarbener Dolomit absetzte.

Die auffallendste Mineralisation des Aufschlusses stellte eine Sulfid- (= Metall-Schwefelverbindung) Vererzung dar. In den Klüften und kleinen Hohlräumen des Kalksteins traten bereichsweise häufig Metallerze auf. Vor allem der silbrig glänzende Bleiglanz (PbS), der Kristalle bis zu Zentimeter-Größe bildete, überzog den offenbar etwas älteren Dolomit der Kluftfüllungen. Daneben kamen untergeordnet auch geringe Mengen an Kupfer- und Zinkerzen sowie Pyrit (ein Eisensulfid) vor. Begleitet wurden die Erze von Quarz-Dolomit- und Kalkspatkristallen, die in Drusenräumen ebenfalls beträchtliche Größen erreichten. Diese Vererzung steht im Zusammenhang mit den Erzgängen, die früher in der unmittelbaren Nachbarschaft abgebaut wurden. Unmittelbar östlich des Baugeländes liegt das Areal der früheren Grube „Friedrichsglück", auf der bis 1902 die Bleierze eines in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Erzganges abgebaut wurden. Etwa 500 m westlich verlief parallel hierzu ein weiterer Erzgang, der durch die Schachtanlage „Georg" erschlossen war. Die beiden Grubenanla-

Durchstieg in den Schichtfugenraum nach Süden. Foto V. Wrede

gen waren durch einen Querschlag unterirdisch miteinander verbunden. Nach einem Bericht von v. Groddeck aus dem Jahre 1881 waren schon beim damaligen Bergbau Höhlen im Kohlenkalk entdeckt worden, die der jetzt gefundenen Höhle offenbar ganz ähnlich waren: „Der Kalkstein, welcher die Gänge...begleitet, ist von Klüften und Höhlen durchzogen... In diesen Klüften und Höhlen, die augenscheinlich Auswaschungsräume sind, finden sich sehr gewöhnlich Quarzkrystalle von wasserheller Beschaffenheit (Bergkrystalle) oder bräunlicher Farbe; auch mehr oder weniger grosse Massen reinsten Bleierzes (Glasurerze) sind hier angetroffen...". Nach diesem Bericht befanden sich die Höhlen meist nur wenige Meter von den Erzgängen entfernt, so dass ein Zusammenhang von Gangmineralisation und Höhlenbildung bestehen dürfte.

Eine weitere bemerkenswerte Mineralbildung fand sich auf der Grenzfläche des Kohlenkalkes zum überlagernden, mitteloligozänen Ratinger Ton. Es handelte sich um einen dünnen, maximal etwa einen Zentimeter starken, grün gefärbten, sandigen Belag, der überwiegend aus dem Tonmineral Glaukonit besteht. Dies ist insofern interessant, weil sich Glaukonit ausschließlich in küstennahen Meeresablagerungen bildet. Der Glaukonitbelag auf der Oberfläche des Kohlenkalkes ist also ein Indiz für die Überflutung der freigelegten Kohlenkalkoberfläche durch das Tertiärmeer. An einigen Punkten konnten aber Quarzkristalle gefunden werden, die auf der Grenzfläche vom Kohlenkalk zum überlagernden Sediment gewachsen sind und ebenfalls grünlich gefärbt waren. Eine genaue Untersuchung im Labor des Geologischen Dienstes NRW ergab, dass dieser Quarz feine Glaukonitpartikel einschloss, das heißt, er kann erst nach der Glaukonitbildung entstanden sein. Möglicherweise bestehen hier Bezüge zu einer Quarz- / Bleiglanz-Mineralisation, die Schaeffer (1983) ebenfalls aus wahrscheinlich Oligozän-zeitlichen, sandigen Karstschlottenfüllungen im Kohlenkalk bei Velbert beschrieben hat.

Alter und Entstehung

Der hier beschriebene Baugrubenaufschluss erlaubt nun einige Aussagen zur Altersabfolge der auftretenden geologischen Phänomene. Das Gestein, in welchem sich die Höhle gebildet hat, ist der Kohlenkalk aus der Zeit des Unterkarbons vor ca. 340 Millionen Jahren. Diese Schichten wurden gegen Ende des Oberkarbons gefaltet, wie die schwach sattelförmige Lagerung der Schichten im Aufschluss erkennen ließ. Das Alter der Dolomitbildung und Vererzung im Velbert-Lintorfer Gebiet ist umstritten. Am wahrscheinlichsten dürfte nach der lagerstättenkundlichen Literatur ein kreide- bis tertiärzeitliches Alter sein. Hierzu liefert die Höhle „Friedrichs Glück" weitere Hinweise.

Unterstellt man, dass die mineralhaltigen Wässer, die zur Bildung der Erzgänge im Lintorfer Gebiet beitrugen, reich an CO_2 waren, könnten sie nach dem eingangs beschriebenen Mechanismus Auslöser für die Höhlenbildung gewesen sein. Die Höhle wäre dann in ihrer ursprünglichen Anlage etwa gleich alt wie die Vererzung. Die Ausgestaltung der Höhle zu ihrer endgültigen Form erfolgte dann durch Korrosion im wenig bewegten Wasser unterhalb des damaligen Grundwasserspiegels, dabei wurden die zuvor gebildeten Mineralvorkommen im Gestein angeschnitten.

Eine mikropaläontologische Analyse der sandigen Höhlensedimente aus dem Innern der Höhle ergab Hinweise auf tertiärzeitliche Landpflanzen (unter anderem Palmen), so dass diese Ablagerungen aus dem frühen Tertiär (Paleozän und Eozän) vor der Überflutung durch das Oligozänmeer vor etwa 32 Millionen Jahren stammen müssen. Daraus folgt, dass auch die Höhle mindestens so alt ist, es gibt aber keinerlei Hinweise auf ein wesentlich höheres Alter. Da in der Höhle kein mitteloligozäner Ratinger Ton beobachtet wurde, obwohl sich dessen Basis nur ca. 1 m über dem höchsten Punkt der Höhle befunden hat, muss die Verbindung zur Erdoberfläche, durch welche die Höhlensedimente im frühen Tertiär eingetragen wurden, zum Zeitpunkt der Überflutung durch das Mitteloligozänmeer bereits wieder verstopft gewesen sein.

Die Zeit der Höhlenbildung dürfte damit im frühen Tertiär gelegen haben. Nimmt man einen Zusammenhang zwischen der Höhlenentstehung und der Vererzung an, dürfte somit auch diese in diesen Zeitraum zu datieren sein, wobei allerdings ein höheres Alter für Vererzung und Höhlenbildung nicht völlig auszuschließen ist.

Den jüngsten Hinweis auf Mineralisationsvorgänge bilden die Quarze, die nach der Ablagerung der dünnen Lage glaukonithaltigen Sandes auf der Oberfläche des Kohlenkalks gewachsen sind: Dieser Sand muss - weil im Meer entstanden - jünger als die Sedimente in der Höhle sein, ist aber älter als der mitteloligozäne Ratinger Ton, der ihn überlagert. Der Ratinger Ton selbst zeigte keinerlei Hinweise auf Mineralisationsvorgänge mehr, so dass diese mit dem Mitteloligozän abgeschlossen waren.

Dr. Wilfried Rosendahl
Dr. Volker Wrede
Dr. Dierk Juch

Literatur

Groddeck, v. (1881):
Ueber die Erzgänge bei Lintorf. – Zeitschr. Berg-, Hütten-, Sal.-Wes., 29: 201 – 207, 1 Taf.; Berlin.

Heckmann, H. & Harms, U. & Klein, K. (2001):
Die Mineralführung des dolomitisierten Kohlenkalkes im Baustellenaufschluß Rehecke/Friedrichs Glück in Lintorf. – Die Quecke - Ratinger und Angerländer Heimatblätter, 257-263 71:

Rosendahl, W. & Krause, E. (1996):
Im Reich der Dunkelheit - über Höhlen und Höhlenentstehung in Deutschland.- 156 S.; Gelsenkirchen.

Rosendahl, W. (1996):
Zur allgemeinen Geologie und Paläontologie des Blauen Sees bei Ratingen.-
In: Fiene, M.; Rosendahl, W. & Thelen, K.: Der Blaue See in Ratingen - Natur - Kultur und Mythos; Natur- und Kulturdenkmäler in Rheinland und Westfalen: Bd.2; 5-21; Gelsenkirchen.

Schaeffer, R. (1983):
Vererzungen in karbonischen und tertiären Sedimenten bei Velbert (Niederbergisches Land) - eine Zeitmarke für die saxonische Mineralisation des Rheinischen Schiefergebirges. - Z. dt. geol. Ges., 134: 225 - 245, 4 Abb., 1 Tab., 2 Taf.; Hannover.

Volmert, Th. (1970):
Lintorfer Bergbau im 19. Jahrhundert. – Die Quecke - Angerländer Heimatblätter, Sondernummer Juli 1970: 6 – 43, zahlr. Abb.; Ratingen-Lintorf.

Die Mineralführung des dolomitisierten Kohlenkalkes im Baustellenaufschluß Rehhecke/Friedrichs Glück in Lintorf

Vorgeschichte

Nachdem sich schon bald der Tag zum einhundertsten Male jährt, an welchem in Lintorf der letzte Erzwagen aus der Tiefe emporgezogen wurde, würde kaum jemand vermuten, daß es über Mineralien aus Lintorf noch etwas Neues zu berichten gäbe. Von der einstigen Mineralpracht Lintorfs findet sich in Museen und privaten Sammlungen so gut wie nichts mehr. Es bleibt jedem einzelnen überlassen, sich auszumalen, was gemeint ist, wenn in der älteren Literatur die Rede ist von traubenförmigen Bildungen aus Schwefelkies *„… meist in ihrer Oberfläche kammkiesförmig oder mit kleinen prachtvoll glänzenden und regelmäßig aneinandergereihten Kriställchen des irregulären Systems überdeckt. Hierdurch entstehen Gebilde, welche zu den schönsten des Mineralreiches gehören…“* oder von zentnerschweren Bleierzblöcken mit Kristallen von 6-10 cm Kantenlänge oder von prachtvollen*„…Anhäufungen schöner Bergkristalle …, worunter sich süperbe Rauch- oder Brauntopase zeigen.“* Gemeint sind Rauchquarze – s. Broschüre (1880) u. Böker (1906).

Wer sich allerdings von derartigen Schilderungen beseelt der Hoffnung hingibt, in Lintorf nach Mineralien suchen zu können, wird anstelle der erhofften fundträchtigen Bergwerkshalden nur noch Siedlungen und Gewerbegebiete vorfinden, die jegliche Sammlerfantasie ersticken lassen.

So erging es auch uns, als wir vor etlichen Jahren Lintorf zum ersten Mal besuchten. Nichts mehr zu machen! – war der beherrschende Eindruck. Beiläufig nahmen wir ein abgezäuntes Waldgelände wahr, das der topographischen Karte nach einmal ein Steinbruch oder eine Tongrube gewesen sein mußte (Abb. 1). Der Zufall wollte es, daß im Jahre 1995 einer der Autoren dort vorbeikam und feststellte,

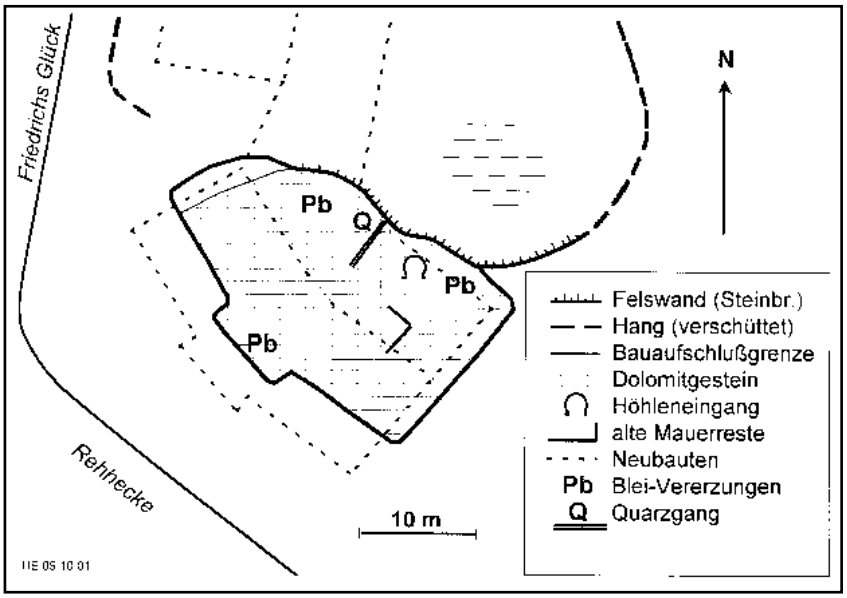


Abb. 1: Situationsskizze des Aufschlusses Rehhecke/Friedrichs Glück

daß der Zaun an einer Stelle infolge einer Bautätigkeit gefallen war. Selbstverständlich haben wir es uns nicht nehmen lassen, die Gelegenheit zu einer Inspektion des Geländes zu nutzen. Schon damals konnten wir feststellen, daß in einer von der Straße her nicht einsehbaren Felswand aus dolomitisiertem Kohlenkalk ein Gang anstand, der neben Quarz auch Bleiglanz führte (s. Abb. 2). Die Gewinnung von Mineralproben gestaltete sich aber wegen der Zähigkeit des Gesteins außerordentlich schwierig und die Fundergebnisse blieben insgesamt unter unseren Erwartungen. Dies und die unangenehmen Begleitumstände der Geländebegehung (dichte Vegetation, morastiger, überdies mit allerlei Unrat übersäter Boden und die ständige Begleitung durch lästige Insekten) führten dazu, daß wir diese Fundstelle schließlich wieder aus den Augen verloren.

Es bedurfte eines weiteren Zufalls, daß wir im Frühjahr 2000 entdeckten, daß das Gelände, auf dem sich unsere Fundstelle befand, zur Bebauung vorgesehen war. Nachdem schon bald danach der einstmals üppige Bestand an Sträuchern und erhabenen alten Bäumen der Motorsäge weichen mußte und das Wurzelwerk aus dem Boden gerissen wurde, kamen Tonschichten zu Tage, in welchen wir Septarien z.T. mit Versteine-

Abb. 2: Im ehemaligen Steinbruch anstehender Erzgang

Abb. 3: Mitteloligozäner Seeigel in einer Septarie. (BW 70 mm; Slg. u. Foto Klein)

rungen von Seeigeln fanden (s. Abb. 3). Im Bereich der Felswand konnten wir Rollstücke des Dolomitgesteins bergen, die nach dem Aufschlagen Drusen mit interessanten Mineralbildungen offenbarten. Bei dieser Gelegenheit stießen wir auf die Reste eines geheimnisvollen Gebäudes, welches auf keiner der uns zur Verfügung stehenden alten Karten verzeichnet war. Die Mauerreste bestanden u.a. aus vererztem Dolomitgestein und nicht dolomitisiertem Kohlenkalk, welcher Fossilen wie Trilobiten etc. enthielt. Dieses Gestein stand an der Felswand nicht an und wurde auch im Zuge der Baumaßnahme nicht freigelegt. In einem der vererzten Dolomitbrocken gelang ein Fund von völlig unverwitterten, hochglänzenden Zinkblendekristallen, welcher sich in dem nachweislich von der Baustelle stammenden Gesteinsmaterial nicht wiederholte (Abb. 4). (Aus diesem Grund nehmen die Autoren an, daß die im Mauerwerk

Abb. 4: Hochglänzende Zinkblende-Kristalle, gefunden in alten Mauerresten, welche durch die Bautätigkeit freigelegt wurden. (BW 30 mm; Slg. Paul)

verwendeten Steine nicht aus dem hier beschriebenen Aufschluß, wohl aber aus dessen näherer Umgebung stammen).

Ein aus unserer Sicht glückliches Geschick fügte es, daß man bei den Ausschachtungen zur Herstellung der Fundamente des zu errichtenden Häuserkomplexes in einem größeren Bereich der Baustelle auf Dolomitgestein stieß und infolgedessen umfangreiche Gesteinsarbeiten notwendig wurden. Da wegen der unmittelbaren Nachbarschaft von Wohnhäusern an Sprengungen nicht zu denken war, mußten die Arbeiten mit Hilfe eines mit einem Hydraulikmeißel ausgerüsteten Baggers durchgeführt werden. Wegen der Zähigkeit des Gesteins kamen diese Arbeiten nur mühsam voran, so daß einschlägig interessierten Sammlern ca. über einen Monat die Gelegenheit geboten wurde, beinahe in frischem Haufwerk nach den unten beschriebenen Mineralien zu suchen.

Das Vorkommen

Innerhalb der Baustelle war der dolomitisierte Kohlenkalk nur in deren südlichem Bereich auf einer Fläche von ca. 15x10 m aufgeschlossen (vergl. Abb. 1). Dieses Vorkommen stellte sich als Teil eines sich aus dem Untergrund heraushebenden Felsplateaus dar, welches nach Norden und Osten hin durch eine steile z.T. durch alte Steinbruchtätigkeit nachgerissene Felswand begrenzt wurde. Die nach Entfernung der überlagernden Tonschichten zu Tage tretende Gesteinsoberfläche war durch flache, abgerundete Kuppen gekennzeichnet. Die Gesteinsoberfläche mit ihren charakteristischen rundlichen Ausbuchtungen war überwiegend mit einer zumeist nur wenige Millimeter dünnen sandigen Schicht von grüner Farbe (Glaukonit) überzogen. (s. Artikel Rosendahl, Wrede und Juch an gleicher Stelle). Auf der Gesteinsoberfläche fanden sich Butzen von Gips, Baryt und Eisenoxyden, aber auch unverwittertem Markasit in unregelmäßiger Verteilung.

Im weiteren Verlauf der Bautätigkeit offenbarte sich ein von zahlreichen, augenscheinlich regellos orientierten Klüften durchsetztes Gestein. Die Mineralisation dieser Klüfte bestand i.W. aus Dolomit, stellenweise begleitet von Quarz, sulfidischen Erzen und einigen anderen seltenen Bildungen. Ausgesprochen häufig traten Drusen mit frei ausgebildeten Kristallen dieser Mineralien auf. Neben dieser unregelmäßig verteilten Mineralisation wurde die schon an der Steinbruchwand beobachtete gangförmige Mineralisation auch innerhalb der Baustelle aufgeschlossen, und zwar an einer Stelle, an der ein Schieferkeil durch das Dolomitgestein umschlossen wurde. Der Gang, welcher in der Mitte der Baugrube, etwa in SSW-NNO-Richtung verlief, ließ sich durch eine Häufung von Quarz an der Oberfläche verfolgen. Die Hauptmenge der Bleiglanzvererzungen wurde in dem nördlich von diesem Gang gelegenen Teil des Aufschlusses gefunden. Unmittelbar südlich des Ganges wurde durch die Meißelarbeiten eine Höhle geöffnet, an deren Wandungen Anhäufungen von Quarz auftraten (Diesbezüglich sei auf den Artikel von Rosendahl, Wrede und Juch verwiesen).

Das Auftreten von Vererzungen in dem im Lintorfer Raum teilweise von nur geringmächtigen Erdschichten überdeckten dolomitisierten unterkarbonischen Kalkstein (Dolomitgestein) ist seit altersher bekannt. Eine systematische Prospektion auf solche Vorkommen scheint aber erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts stattgefunden zu haben. So gewann um das Jahr 1842 ein Harzer Bergmann namens Jaaksch an einer Lokalität, welche Volmert (1970) zufolge in der Nähe der heutigen Fundstelle gelegen haben muß, Bleiglanz in „Kalksteinklüften“. Dort sollen sich jedoch nur arme Bergerze befunden haben. In der Statistik des Regierungsbezirks Düsseldorf von Mühlmann (1864) äußert von Dechen bezüglich dieser Vorkommen: „Bleiglanz findet sich in unregelmäßigen Klüften in dem Kohlenkalkstein bei der alten Lintorfer Vitriolhütte zusammen mit mächtigen Hornsteinmassen. Das Vorkommen ist bisweilen in großen Partien, aber so ungleichförmig zerstreut, daß die Gewinnung nur in längeren Zeiträumen Fortgang gehabt hat.“ Möglicherweise wiesen die unregelmäßig im Dolomitgestein zerstreuten Vererzungen den alten Schürfern einst den Weg zu den eigentlichen Erzgängen. Beim späteren Grubenbetrieb hat es sich nämlich herausgestellt, daß dort, wo das Dolomitgestein das Nebengestein der Erzgänge bildete, die charakteristischen Mineralisationen in Klüften und Höhlen dieses Gesteins auftraten. Die Autoren sind deshalb auch der Auffassung, daß die Mineralisation des Dolomitgesteins adäquat ist zur Mineralisation der eigentlichen Erzgänge, nur daß hier – bedingt

durch die Kavernösität des Gesteins – keine typische Gangbildung sondern eine diffuse Verteilung der Mineralien in diesen Hohlräumen erfolgte. Eventuell ging auch die Dolomitisierung des Kohlenkalkes selbst von den größeren Gangspalten aus. Wie oben erwähnt, trat auch in dem hier beschriebenen Aufschluß ein geringmächtiger, jedoch typischer Gang auf.

Beschreibung der im Aufschluß aufgefundenen Mineralien

Die im Folgenden unter „Primäre Mineralisation“ zu beschreibenden Mineralien sind Produkte sogenannter hydrothermaler Lösungen. Dies sind heiße, mit gelösten Schwermetallen und Schwefelspezies befrachtete Wässer, welche im hier in Frage kommenden Fall (einer nach Auffaltung des Rheinischen Schiefergebirges entstandenen, sog. postvariszischen Mineralisation) reich sind an Natrium-, Calcium- und Chlorid-Ionen. Diese wandern entlang von Störungen, Mikrorissen sowie vorhandenen Porenräumen durch das Gestein und setzen in geologisch günstigen Positionen, wie vorhandenen Hohlräumen, diverse z.T. ökonomisch wichtige, nicht selten auch wohlausgebildete Mineralien ab. Hiervon ausgenommen werden müssen möglicherweise die ausschließlich in diskordantem Kontakt des Dolomitgesteins zum mitteloligozänen Ratinger Ton, niemals aber in den Drusen des Dolomitgesteins angetroffenen Markasitknollen. Es besteht der Verdacht, daß hier eine diagenetische Bildung vorliegt. In diesem Fall kann eine Entstehung durch Umwandlung (Reduktion) von Meerwassersulfat zu Schwefelwasserstoff unter Beteiligung von organischem Material und Bakterien in Frage kommen.

Abzugrenzen von der primären Mineralisation sind die Sekundärmineralien, welche Produkte gegenwärtig ablaufender (=rezenter) Verwitterungsprozesse darstellen. Die Verwitterungsbildungen scheiden sich aus wässrigen Lösungen ab, welche ungefähr Raumtemperatur (ca. 25°C) aufweisen. Während die ältere Literatur die Existenz von Sekundärmineralien auf den Lintorfer Erzvorkommen verneint, konnten von den Autoren eine ganze Reihe solcher Mineralien im hier beschriebenen Aufschluß gesammelt werden. Allerdings war die Verbreitung sekundärer Minerale hier nur auf eine Zone von wenigen Dezimetern Breite unterhalb der Oberfläche des Dolomitgesteins begrenzt.

Im einzelnen können folgende Mineralien von der Fundstelle Rehhecke/Friedrichs Glück beschrieben werden:

I) Primäre Mineralisation

Dolomit, $CaMg[Co_3]_2$ (trigonal)

Das beherrschende Mineral dieser Fundstelle überzieht bzw. ummantelt das Nebengestein mit in frischem Zustand grauweißen bis zartrosafarbenen Säumen. Die Grenzen zwischen dolomitischer Gangart und dolomitischem Nebengestein erscheinen infolge einer Verdrängung des letzteren durchweg unscharf. In Drusen, die Durchmesser bis zu einem 1/2 m aufweisen können, bildet der Dolomit sattelförmig gekrümmte Kristalle von max. 3 mm Größe aus. Durch Verwitterungseinflüsse werden die Dolomitdrusen häufig mit einer bräunlichen Schicht von Fe-Oxiden überzogen.

Pyrit, FeS_2 (kubisch)

Pyrit überstäubt als verbreitetstes Erzmaterial den Dolomit praktisch in allen Drusen. Er liegt vor in Form feiner, makroskopisch häufig nicht wahrnehmbarer Kristalle. Unter dem Mikroskop erkennt man sowohl Würfel als auch Oktaeder sowie Kombinationen beider Formen. Die frischen Kristalle sind metallisch hochglänzend und messinggelb gefärbt. Durch Oxidation können bunte Anlauffarben oder eine stumpfe Braunfärbung auftreten (Abb. 5 u. 6). In der obersten Zone des Dolomitgesteins wurden in seltenen Fällen auch nadelig ausgebildete Pyritkristalle gefunden.

Markasit, FeS_2 (orthorhombisch)

Während dieses Mineral auf den eigentlichen Lintorfer Erzgängen in großer Mächtigkeit anstand und deshalb einstmals auch – neben Bleiglanz und Zinkblende – Gegenstand einer bergmännischen Gewinnung war, machte es sich in dem hier beschriebenen Vorkommen eher rar. Nur vereinzelt wurden schwertförmige Kriställchen von max. 1 mm Größe oder kugelige Aggregate von messinggelber Farbe in Dolomitdrusen beobachtet. Eine deutliche Konzentration knollenförmiger, größtenteils bereits in Fe-Hydroxide umgewandelter Markasitaggregate konnte dagegen im unmittelbaren Kontaktbereich des Dolomites zum mitteloligozänen Ratinger Ton festgestellt werden (Abb. 7). Die

Abb. 5: Mit winzigen Pyritkriställchen ausgekleidete Dolomitdruse.
(BW 50 mm; Slg. Heckmann)

Abb. 6: Ausschnitt der Druse aus Abb. 5 bei stärkerer Vergrößerung.
(BW 16 mm)

Abb. 7: Markasit aus dem diskordanten Kontakt Dolomitgestein / Ratinger Ton. Der Markasit ist oberflächlich z.T. in Fe-Hydroxide umgewandelt.
(BW 110 mm; Slg. Heckmann)

Abb. 8: Goldgelber Kupferkieskristall auf Dolomitkristallen.
(BW 12 mm; Slg. Harms)

Eigenart des Vorkommens läßt den Verdacht aufkommen, daß die Genese dieser Erzaggregate getrennt von der übrigen Erzmineralisation zu sehen ist.

Kupferkies, $CuFeS_2$ (tetragonal)
Kupferkies wurde weit weniger häufig als Pyrit in Dolomitdrusen angetroffen. Die nur wenige Millimeter großen pseudotetraedischen Kristalle sind meist verzwillingt und überdies stark verzerrt, wobei die Hauptflächen gestreift sind. Frischer Kupferkies ist für das geübte Auge auch an seiner kräftigen goldgelben Farbe vom blasseren Messinggelb des Pyrites zu unterscheiden. Durch Oxidation treten – ebenso wie beim Pyrit – bunte Anlauffarben auf (Abb. 8).

Zinkblende, ZnS (kubisch)
Von diesem für den ehemaligen Lintorfer Bergbau wirtschaftlich wichtigen Mineral wurden im Anstehenden des hier beschriebenen Aufschlusses nur wenige stark angewitterte Kristalle in Dolomitdrusen gefunden. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Größe der Kristalle von bis zu 2 cm recht beachtlich.

Abb. 9: Hochglänzender, stark verzerrter Bleiglanzkristall.
(BW 35 mm; Slg. Heckmann)

Bleiglanz, PbS (kubisch)
Bleiglanz war einst das Haupt-Fördererz des historischen Lintorfer Bergbaus. Im hier beschriebenen Aufschluß traten zwar keine größeren Konzentrationen von Bleiglanz auf, aber aufgrund seiner Ausbildung in großen, freigewachsenen Kristallen war das Mineral hier die Attraktion für den Mineraliensammler. Die in Oberflächennähe des Dolomitgesteins gefundenen Kristalle waren überwiegend stumpf und von dunkelgrauer Farbe. In geschützten Drusen traten aber auch hochglänzende Kristalle auf (Abb. 9-11). Während i.A. auf den niederbergischen Vorkommen beim Bleiglanz flächenarme, würfelige Kristalle dominieren, kamen im beschriebenen Aufschluß überwiegend Kombinationen von Würfel und Oktaeder (sog. Kubooktaeder) vor. Immerhin erreichten einzelne Kristalle bzw. Kristallaggregate Größen von bis zu 5 cm. Viele Kristalle sind mehr oder weniger stark korrodiert, was offensichtlich nicht durch oxidierende Tageswässer hervorgerufen wurde, denn dieses Erscheinungsbild tritt auch bei völlig frischen Kristallen

Abb. 10: Würfelige Bleiglanzkristalle in einer Dolomitdruse.
(BW 60 mm; Slg. Harms)

Abb. 11: Flächenreiche, kubooktaedrische Bleiglanzkristalle
(BW 35 mm; Slg. Heckmann)

Abb. 12: Wasserklarer Quarz-Doppelender auf Dolomit.
(BW 25 mm; Slg. Heckmann)

auf. Vielmehr dürfte eine Anlösung durch hydrothermale Wässer die Ursache hierfür sein. Die Bleiglanzkristalle sitzen in der Regel auf Dolomit. Man beobachtet aber auch Überkrustungen von Bleiglanz durch Dolomitkristalle. In Paragenese mit dem erwähnten Nadel-Pyrit trat Bleiglanz in bis zu 1 mm großen Würfeln auf. Durch extreme Verzerrungen von Kristallflächen konnten sich in einigen Fällen säulige Individuen bilden.

Quarz, SiO_2 (trigonal)
Quarz trat in kurzprismatischen Kristallen von überwiegend <1 cm Größe auf Dolomit auf. Die Besonderheit dieses Vorkommens im Vergleich zu vielen anderen Vorkommen im Niederbergischen bestand darin, daß der jüngere Quarz gegenüber dem älteren Domizil mengenmäßig stark zurücktrat und sich infolgedessen anstelle von Drusen-auskleidenden Kristallrasen vereinzelte Individuen häufig als sog. Doppelender ausbilden konnten. Dies und die z.T. wasserklare Qualität der Kristalle verleihen solchen Stufen eine außergewöhnliche Attraktivität (Abb. 12). In einigen Fällen zeigen

Abb. 13: Quarzkristalle mit leichter Rauchtönung zusammen mit Kupferkies auf Dolomit.
(BW 40 mm; Slg. Heckmann)

die Quarze leichte Rauchtönungen (Abb. 13). Das Auftreten von Quarz war weitgehend auf eine schmale, gangförmige Zone konzentriert, welche den Aufschluß in etwa in SSW-NNO-Richtung durchzog. In der in unmittelbarer Nachbarschaft dieser Gangzone durch die Gesteinsarbeiten aufgeschlossenen Höhle konnten Stufen mit reichem Quarzbesatz bei Kristallgrößen bis zu 5 cm gefunden werden. Im Bereich der Gangzone kamen durch Dolomit verkittete Nebengesteinsbrekzien aus verquarztem Kieselschiefer vor. Ob es sich bei dieser Verquarzung um eine ältere Quarzgeneration handelt, wäre noch zu untersuchen.

Chalcedon, SiO_2
Die kryptokristalline Variante des Quarzes war im hier beschriebenen Aufschluß äußerst selten. Chalcedon trat vorwiegend im obersten Bereich des Dolomitgesteins – unmittelbar unterhalb der Erosionsoberfläche – auf. Im Belegmaterial werden in Dolomitdrusen sitzende Quarzkristalle von Chalcedon überzogen.

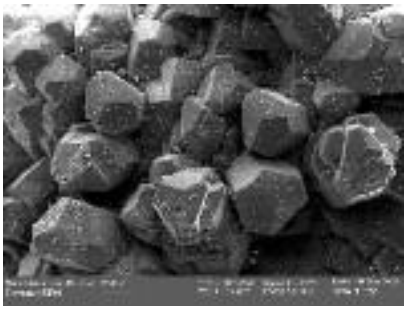


Abb. 20: Calcitkristalle des Typs Freiberg. (REM-Foto Neusser)

Calcit, $CaCO_3$ (trigonal)
Calcitkristalle wurden in zwei Formvarianten beobachtet: dem sog. Freiberger Typ (Abb. 20) sowie einer Kombination von Freiberger Typ und Skalenoeder. Letzterer trat lediglich in den oberflächennahen Partien des Dolomitgesteins auf. Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um eine junge (möglicherweise sogar rezente) Bildung. In den eingangs erwähnten Septarien traten innerhalb von Schrumpfungsrissen Kristallrasen von undeutlich ausgebildeten Calcit auf. Insgesamt gesehen war Calcit im hier beschriebenen Aufschluß ein eher seltenes Mineral.

Abb. 14: Flachtafeliger, weingelber Barytkristall in einer Dolomitdruse. (BW 17 mm; Slg. Heckmann)

Abb. 15: Dunkel-honiggelbe Barytkristalle mit aufsitzenden Pyritkriställchen in einer Dolomitdruse. (BW 12 mm; Slg. Harms)

Baryt, $BaSO_4$ (orthorhombisch)
Innerhalb der primären Mineralisation des beschriebenen Aufschlusses ist Baryt eines der seltensten Minerale. Die meißelförmigen Kristalle von meist nur wenigen Millimetern Größe sind in ihrer schönsten Ausbildung weingelb bis honiggelb gefärbt (Abb. 14 u. 15). Während der in Dolomitdrusen in Form von freiausgebildeten Kristallen vorliegende Baryt den jüngsten Bildungen der primären Mineralisationsabfolge zuzurechnen sein dürfte (diese Barytvariante wurde auch auf Chalcedon aufsitzend gefunden), gibt es Hinweise auf die vormalige Existenz eines älteren Baryts. Die entsprechenden Belegstücke weisen von Dolomit umsäumte lamellenförmige Kristallnegative auf, welche ihrerseits mit Quarz und Bleiglanz ausgefüllt sind. Diese vermutlich älteren Baryt nachformenden Negative zeigen z.T. beeindruckende Längenabmessungen von bis zu 15 cm (Abb. 16).

Abb. 16: Baryt-Negative in Dolomit, welche durch Quarz und Bleiglanz ausgefüllt sind. (BW 250 mm; Slg. Heckmann)

II) Sekundärmineralien

Aragonit, $CaCO_3$ (orthorhombisch)
Aragonit bildet in der Regel weiße, seidenglänzende Büschel aus, die aus nadeligen oder flachtafeligen Einzelkristallen aufgebaut sind. Der Durchmesser der Büschel beträgt selten mehr als 1 mm, jedoch kann er in Ausnahmefällen auch bis zu 1 cm erreichen (Abb. 17). Aragonit ist als Zersetzungsprodukt des Dolomits anzusehen, da er ausschließlich in der verwitterten obersten Schicht des Dolomitgesteins anzutreffen war. In stark verkarsteten Spalten des Dolomitgesteins traten Sinterfahnen auf, die möglicherweise aus Aragonit bestanden.

Abb. 17: Radialstrahlige Aragonitaggregate, welche aus schwertförmigen Individuen aufgebaut sind. (BW 20 mm; Slg. Heckmann)

Gips, $CaSO_4 * 2H_2O$ (monoklin)
Die Entstehung der im beschriebenen Aufschluß gefundenen Gipsbildungen ist, soweit diese in Zusammenhang mit der Mineralisation des Dolomitgesteins in Verbindung stehen, auf eine Zersetzung der sulfidischen Erze (i.W. Pyrit, Markasit) zurückzuführen. In Form undeutlich strukturierter, fettglänzender Überkrustungen oder auch wasserklarer, tafeliger Kristalle kann Gips praktisch alle im Aufschluß vorkommenden Mi-

nerale überziehen. Daneben traten aber auch Aggregate von millimetergroßen, flachtafeligen Gipskristallen freischwebend im Ton auf, welche als Äquivalente zu den andernorts im Ratinger Ton angetroffenen Gipsvorkommen gedeutet werden können (z.B. ehem. Ziegelei Breitscheid).

Schwefel ged., S°
(orthorhombisch

Gediegener (elementarer) Schwefel wurde vereinzelt in mikroskopisch kleinen, gerundeten Kriställchen in zersetztem Bleiglanz beobachtet.

Anglesit, $PbSO_4$
(orthorhombisch)

In zersetztem Bleiglanz traten langprismatische, gelbliche Anglesitkristalle bis zu einer Größe von 1 mm auf. An bis zu 5 mm großen Kristallaggregaten konnte relativ häufig ein skelettartiges Wachstum festgestellt werden.

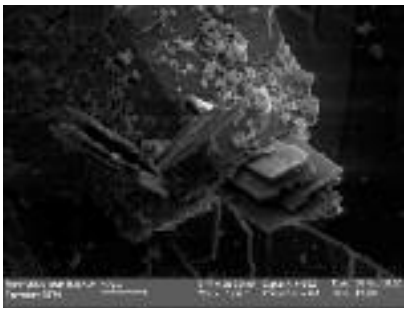


Abb. 18: Flachtafelige Kristalle eines noch nicht identifizierten Fe-Oxides (Goethit?). (REM-Foto Neusser)

Abb. 19: Nicht näher bestimmtes Ca-Phosphat in einer Dolomitdruse. (REM-Foto Neusser)

Cerussit, $PbCO_3$
(Orthorhombisch)

Gelegentlich fanden sich winzige weiße Kristalle von tafeliger Form auf angewittertem Bleiglanz, die als Cerussit identifiziert werden konnten.

III) Sonstige

Desweiteren liegen eine Reihe noch nicht abschließend bestimmter sekundärer Erzmineralien vor, welche auf der Oberfläche oxidativ zersetzter primärer Erzkristalle aufsitzen. Zwei weitere bislang unbekannte Mineralphasen wurden mittels EDS-Untersuchung qualitativ analysiert. Hierbei handelt es sich um eine Fe-O-Verbindung (möglicherweise Goethit, FeOOH), welche in kleinen flachtafeligen Kristallen zumeist auf Kupferkies sitzt (Abb. 18) und um ein Ca-Phosphat (Abb. 19). Letzteres bildet weiße, nadelige Kriställchen aus, welche verwitterungsbedingt die verschiedensten Farben annehmen können.

Bei dem oben erwähnten Glaukonit handelt es sich um ein Schichtsilikat, welches sedimentär (fast ausschließlich) im marinen Bereich entsteht. Das Mineral liegt in der Regel in Form von gerundeten Körnchen oder Kügelchen von grüner bzw. dunkelgrüner bis grünlich schwarzer Farbe vor. Glaukonit gilt als Indikator für reduzierende Bedingungen. Rösler (1981) gibt für Glaukonit folgende Formel an:

$[K,Na]_{\triangleleft}\ [Al,Fe^{3+},Fe^{2+},Mg]_2\ [A1_{0,35}Si_{0,65}]_4O_{10}[OH]_2$.

Zusammenfassung der Einzelbeobachtungen und Schlußfolgerungen

Die Mineralisation von Klüften und Drusenhohlräumen des in der Baustelle Rehhecke/Friedrichs Glück abgetragenen dolomitisierten Kohlenkalkes bestand überwiegend aus Dolomit.

In weiten Bereichen des aufgeschlossenen Areals war Dolomit – abgesehen von den in Drusenhohlräumen allgegenwärtigen mikroskopisch kleinen Pyritkristallen – die einzige Kluftfüllung. Bleiglanz- und Quarzvorkommen konzentrieren sich jeweils auf bestimmte Bereiche innerhalb des Aufschlusses, wobei diese Bereiche nicht deckungsgleich waren. Der nur spärlich auftretende Kupferkies fand sich überwiegend im Verbreitungsbereich des Quarzes. Zinkblende, Markasit (in der Kluftmineralisation), Calcit und Baryt wurden nur vereinzelt bzw. als ausgesprochene Seltenheiten beobachtet.

Verquarzungen von Nebengesteinsbrekzien (Schiefer), welche durch Dolomit verkittet werden, können als Indikation für die Existenz einer älteren, auf das gangförmige Vorkommen beschränkten Quarzgeneration gedeutet werden. Abgesehen davon ist – wo dolomitisierter Kohlenkalk das Nebengestein bildet – Dolomit gegenüber dem Quarz eindeutig die ältere und überhaupt die älteste Mineralphase der Klüfte. Da der Übergang vom Kluft-Dolomit zum dolomitisierten Nebengestein diffus verläuft, ist sogar die Annahme eines unmittelbaren Zusammenhangs zwischen der Bildung von Dolomit in Klüften und der Dolomitisierung des Kohlenkalkes nicht abwegig.

Bleiglanz sitzt in Drusen dem Dolomit auf, kann aber seinerseits auch von einer mehr oder minder dünnen Dolomitkruste umschlossen sein. Allerdings wurde Bleiglanz auch in Assoziation mit Quarz als Ausfüllmasse von vermutlich durch ehemaligen Baryt in Dolomit ausgeformten Kristallnegativen beobachtet, so daß entweder zwei Bleiglanzgenerationen oder zwei Dolomitgenerationen (oder beides) vorliegen müssen. Kupferkies ist aufgrund seines Auftretens in Form von Einschlüssen in Quarzkristallen und seiner gemeinsamen Verbreitung mit Quarz als gleichaltrig zu diesem anzusehen. Ebenso wie Dolomit wird auch Quarz in frischen Drusen von Pyritkriställchen übersät. Andererseits läßt sich an den Anwachsstellen wasserklarer Quarze zum Dolomit die Überstäubung

Abb. 21: Diskordant angeschnittene Dolomitdrusen an der Höhlenwand.

des Dolomits durch Pyrit nicht feststellen, so daß der Pyrit generell jünger als der Quarz zu sein scheint und damit neben Calcit (Typ Freiberg) und Baryt zu den jüngsten Bildungen der primären Mineralisation zu stellen ist.

Bezüglich des Entstehungsalters der Mineralisation liefern sowohl die den dolomitisierten Kohlenkalk überlagernden Sedimente als auch die bereits erwähnte Höhle wichtige Hinweise. Die innerhalb der Höhle angetroffenen Dolomitdrusen sind von dieser diskordant angeschnitten worden (Abb. 21). Dies ist eine Indikation dafür, daß die Dolomit-Mineralisation älter ist als die Höhle. Die an einigen Stellen auf den Höhlenwänden beobachteten Anhäufungen von Quarzkristallen stellen dagegen möglicherweise zeitparallele bis spätere Bildungen relativ zur Höhlenbildung dar. Aufgrund von Sediment-Untersuchungen (s. Artikel von Rosendahl, Wrede und Juch an gleicher Stelle) läßt sich das Mindestalter der Höhle in das Alttertiär (Paleozän, Eozän) stellen, wobei es keine Hinweise für ein wesentlich höheres Alter gibt. Entsprechend wäre auch das Höchstalter der beschriebenen Quarze einzustufen. Andererseits wurde nach Abtragung der aus mitteloligozänem Ton bestehenden Deckschicht offenbar, daß der Gangquarz ebenso wie der Dolomit, wo er an die Gesteinsoberfläche trat, mehr oder minder stark erodiert war und keinesfalls, wie Stockfleth (1895) von den Lintorfer Erzgängen behauptete, in den Ratinger Ton hindurchsetzt. Demzufolge muß den Quarzen ein Mindestalter von 32 Mio. Jahren zugeschrieben werden. Hinsichtlich der älteren Dolomit-Mineralisation läßt sich einstweilen nur feststellen, daß sie sich im Zeitraum nach der Faltung des Rheinischen Schiefergebirges an der Wende Oberkarbon/Perm (vor ca. 290 Mio. Jahren) bis Anfang Tertiär (vor ca. 66 Mio. Jahren) gebildet haben muß.

Die am diskordanten Kontakt des Dolomitgesteins zum marinen Ton anstehenden Markasitknollen sind nach Auffassung der Autoren nach Überflutung des Gebietes durch das Tertiärmeer (frühes Mitteloligozän) entstanden.

Abschließend seien noch einige Bemerkungen zu den Bildungsbedingungen der primären Mineralisation angefügt: Die Ausbildung des Dolomits in Drusen in Form sattelförmig gekrümmter Kristalle stellt nach Radke und Mathis (1980) ein potentielles Geothermometer dar. Demzufolge entsteht sog. Satteldolomit bei Temperaturen zwischen 60 und 150°C. Somit ist auch der zusammen mit Satteldolomit vorkommende Bleiglanz in diesen Temperaturbereich oder niedriger einzustufen.

Der in der Mineralbeschreibung unter „Sonstige“ aufgeführte (allerdings noch nicht sicher nachgewiesene) Goethit findet sich aufsitzend auf älterem Kupferkies und ist seinerseits auf einigen Proben von jüngeren Quarzkristallen überzogen. Daraus und aus Einschlüssen von vermutlich ebenfalls Goethit in Quarzkristallen wäre zu folgern, daß Goethit hier – im Gegensatz zu seiner allgemeinen Verbreitung als Sekundärmineral – in die primäre Mineralisationsabfolge einzugliedern ist. Da, wie thermodynamische Berechnungen mit Daten von Robie et al. (1979) ergaben, Goethit bei einem Druck von 1 bar im System Fe_2O_3 –H_2O bis zu einer Temperatur von maximal 63°C – und zwar nur als metastabile Phase – existieren kann, würde das oben für Dolomit angegebene Intervall der Bildungstemperatur in der weiteren Abfolge der primären Mineralisation noch unterschritten werden. Damit wäre eine niedrige Bildungstemperatur auch für die in Assoziation mit Goethit auftretenden Mineralien (Quarz, Kupferkies) anzunehmen.

Die Durchführung der EDS-Untersuchungen und die Anfertigung der REM-Aufnahmen erfolgte durch Herrn Dr. Rolf Neusser vom Institut für Geowissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum.

Herr Thomas Paul, Velbert, stellte uns einige Mineralstufen für Fotografien zur Verfügung.

Die Autoren danken dem Bauherrn, der Leitung und den Beschäftigten der Baustelle Rehhecke/Friedrichs Glück dafür, das Aufsammeln der beschriebenen Mineralstufen ermöglicht zu haben.

Dr. Hado Heckmann
Udo Harms
Eberhard Klein

Literatur

[-] (1880): Die Lintorfer Erzbergwerke in der Düsseldorfer Gewerbeausstellung 1880. – Broschüre zur Ausstellung

Böker, H.E. (1906): Die Mineralausfüllung der Querverwerfungsspalten im Bergrevier Werden und einigen angrenzenden Gebieten. – Glückauf, 42: 1065-1083, 1101-1120, 14 Abb., 2 Tab., 1 Taf.; Essen

Groddeck, A. von (1881): Über die Erzgänge in Lintorf. – Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen, 29: 201-207, 1 Taf.; Berlin

Heckmann, H., Schertl, H.-P. (1990): Die Mineralien des Niederbergischen Erzbezirks. – Emser Hefte, 11: Nr. 2, 2-40, zahlreiche Abb.; Haltern (Bode).

Mühlmann, O. von (1864): Statistik des Regierungsbezirks Düsseldorf. – S. 248; Iserlohn

Radke, B.M., Mathis, R.L. (1980): On the formation and occurrence of saddle dolomite. – Journal of sedimentary Petrology, 50: 1149-1168.

Robie, R.A., Hemingsway, B.S., Fisher, J.A. (1979): Thermodynamic properties of minerals and related substances at 298.15 K and 1 bar pressure and at higher temperatures. – Geological Survey Bulletin 1452, 456 Seiten.

Rösler, H.J. (1981): Lehrbuch der Mineralogie. – VEB Deutscher Verlag für Grundstoffindustrie, Leipzig, 2. Aufl., 837 Seiten.

Rosendahl, W., Wrede, V., Juch, D. (2001): Die Höhle „Friedrichs Glück“ in Ratingen-Lintorf – über die Entdeckung einer Höhle im unterkarbonischen Kohlenkalk des Velberter Sattels. – Die Quecke – Angerländer Heimatblätter, 51, Nr. 71, 7 Abb.; Ratingen-Lintorf.

Schaeffer, R. (1983): Die Vererzungen in karbonischen und tertiären Sedimenten bei Velbert (Niederbergisches Land) – eine Zeitmarke für saxonische Mineralisationen des Rheinischen Schiefergebirges. – Z. dt. geol. Ges., 134: 225-245, 4 Abb., 1 Tab., 2 Taf.; Hannover.

Stockfleth (1985): Die Erzgänge im Kohlenkalk des Bergreviers Werden. – Glückauf, 31: 381-383, 405-407; Essen.

Volmert, Th. (1970): Lintorfer Bergbau im 19. Jahrhundert. – Die Quecke – Angerländer Heimatblätter, Sondernummer Juli 1970: 6-43, zahlr. Abb.; Ratingen-Lintorf.

In eigener Sache

Mit einer Dichterlesung ließ der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ am 12. Dezember 2000 das Jahr seines 50jährigen Bestehens ausklingen. Karl Heinrich Brokerhoff aus Angermund las aus seinen „Sanften Satiren“, die Markus Emanuel Zaja mit seinen Saxophonen und seiner Klarinette musikalisch untermalte. Über 90 Besucher waren in den Gemeindesaal am Bleibergweg gekommen, um diesen schönen Abend mitzuerleben.

Nachdem der runde Geburtstag unseres Vereins mit vielen Höhepunkten zu Ende gegangen war, hielt zunächst einmal wieder der normale Alltag seinen Einzug. Doch auch im 51. Vereinsjahr gab es viele Gelegenheiten, Geburtstage und Jubiläen zu feiern. Den Auftakt machte Beisitzer **Günther Pieper,** der am 23. März 75 Jahre alt wurde. Seit Jahren gilt er als das Vorstandsmitglied für „besondere Aufgaben“. Sein handwerklicher Rat und seine Fertigkeit im Umgang mit Werkzeugen sind besonders gefragt. In vielen Vorträgen hat er die Heimatfreunde mit exzellenten Bildern von seinen zahlreichen Reisen erfreut.

Im April konnte der Vorstand sogar 120Jähriges feiern. Der Vorsitzende und unser Archivar **Jürgen Steingen** wurden fast am gleichen Tag 60. Mit einem gemütlichen Kaffeestündchen in der „guten Stube“ des Vereins, dem Sitzungssaal des alten Rathauses, wurde dieses Ereignis gebührend gewürdigt. Wann kann man schon auf 120 Jahre anstoßen?

Ein sehr nützliches und vereinsförderndes Geschenk wurde dem Vorsitzenden von den übrigen Vorstandsmitgliedern überreicht: eine Arbeitsmaschine, die Jürgen Steingen eigens entwickelt und gebaut hatte. Vor allem die lästigen Tätigkeiten eines Lehrers erledigt die Maschine in Sekundenschnelle. Auf Knopfdruck bereitet sie Klassenarbeiten vor, korrigiert sie und erteilt gleich die richtigen Zensuren. Aber auch die Korrek-

Von Archivar Jürgen Steingen gebaute Arbeitsmaschine zur Entlastung des Vorsitzenden

turen der „Quecke“-Artikel kurz vor Erscheinen der neuen Ausgabe werden in Zukunft von der Maschine erledigt. - Eine ungeheure Entlastung!

Ebenfalls im April feierten **Annemarie und Eldor Koreneef** den Tag ihrer Goldenen Hochzeit. Mit einem Dankgottesdienst und einigen festlichen Stunden, die musikalisch umrahmt wurden von Sängern der Kantorei Lintorf-Angermund und dem Bläserchor der Evangelischen Kirchengemeinde, beging das Paar mit seinen Kindern und vielen Freunden dieses denkwürdige Ereignis.

Mijnheer Koreneef ist seit einigen Jahren Kassierer unseres Vereins, keine leichte Aufgabe bei rund 750 Mitgliedern, die er aber ruhig und besonnen zu aller Zufriedenheit gekonnt meistert.

Das seltenere Fest der Diamantenen Hochzeit konnte das Ehepaar **Wilhelmine und Karl Schulz,** langjährige Mitglieder des VLH, am 26. August feiern.

Vor 65 Jahren hatten die gebürtige Ratingerin und der ehemalige Polizist aus Stettin in Pommern in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Ratingen geheiratet. Seit Jahren wohnen sie in ihrem Häuschen Am Löken. Wer ihnen in Lintorf begegnet, kann leicht erkennen, wie sehr sie sich auch im Alter noch zugetan sind. Gern nehmen die beiden Jubilare nach wie vor an den Tagesfahrten unseres Vereins teil.

Helmut Kuwertz, Wanderbaas des VLH, wurde am 19. Mai 70 Jahre alt. Seit fast 15 Jahren führt er die Wandergruppe zweimal im Monat durch die Felder und Wälder unserer Heimat. Der gebürtige Höseler verfügt wohl über das umfangreichste Fotoarchiv seines Heimatortes. In unzähligen Vorträgen bei den Lintorfer Heimatfreunden und in Hösel hat er sein Wissen an viele begeisterte Zuhörer weitergegeben. Jeder kennt ihn in Hösel, doch nur wenige wissen, daß er der einzige Höseler ist, der je geadelt wurde. Solches ist noch nicht einmal einem Mitglied der Industriellenfamilie Henkel aus

Annemarie und Eldor Koreneef feierten am 21. April 2001 das Fest ihrer Goldenen Hochzeit

Das Fest der Diamantenen Hochzeit konnten Wilhelmine und Karl Schulz am 26. August begehen

Helmut Kuwertz, Wanderbaas des VLH, an seinem 70. Geburtstag

Am „Tag des offenen Denkmals“ führte Thomas van Lohuizen seine Zuhörer zu archäologischen Fundstätten in Lintorf

Hösel widerfahren! Im November 1932, Klein-Helmut war gerade 1½ Jahre alt, fiel er nämlich in die Jauchegrube beim elterlichen Haus Am Roland, in „de Adelspuhl“ also, wie diese früher häufiger vorkommende Örtlichkeit im Rheinland genannt wurde. Helmuts ältere Geschwister hatten nicht gesehen, daß dieser zu tief über die Mauer der Jauchegrube geschaut hatte. Durch das Geschrei von Großmutter, Mutter und Geschwistern aufmerksam geworden, eilte der Onkel herbei, um seinen kleinen Neffen zu retten. Wie dankbar müssen die Höseler ihm sein!

Am 22. September feierte **Wolfgang Kannengießer** seinen 75. Geburtstag. Der frühere Organist, Chorleiter und Küster von St. Anna war viele Jahre in verschiedenen Ämtern auch im Vorstand unseres Vereins tätig. Er sorgte für musikalische Kurzweil und hatte durch seinen Humor die Lacher stets auf seiner Seite. Beliebt bei allen „Quecke“-Lesern sind seine Erinnerungen an das Lintorf der 50er Jahre, als er Dechant Veiders, dem Pfarrer von St. Anna, bei seiner Arbeit zur Hand ging.

Am 10. Dezember schließt Ehrenmitglied **Hans Huiras** den Reigen der diesjährigen runden Geburtstage. Der langjährige Schriftführer des Vereins wird an diesem Tag 85 Jahre alt.

Bereits zum 9. Mal beteiligte sich der Verein Lintorfer Heimatfreunde in diesem Jahr am europaweiten „Tag des offenen Denkmals“. Über 70 Teilnehmer folgten **Thomas van Lohuizen** am 9. September auf seinen beiden Spaziergängen zu archäologischen Fundstätten in Lintorf. Ihr Staunen wuchs von Minute zu Minute, als sie erfuhren, wie lange es schon „Lintorfer“ gibt und welche für die Geschichte unseres Ortes wichtigen Funde Thomas van Lohuizen bis jetzt dem kargen Lintorfer Sandboden entlockt hat.

Unsere Homepage erfreut sich bei Internet-Nutzern aus aller Welt immer größerer Beliebtheit.

Seit Anfang August lebt der amerikanische Austauschschüler Paul E. Miller für ein Jahr bei der Familie Dörrenberg in Lintorf. Als feststand, daß Lintorf sein deutscher Wohnort werden sollte, informierte er sich per www.lintorf.de über seine neue Heimat, und das in Oregon am fernen Pazifik!

Ein kanadischer Professor erbat über Internet Auskunft über seinen Großvater, ein Mitarbeiter der Klinik für Radio-Onkologie am Kantonshospital in St. Gallen (Schweiz) interessierte sich für den Lintorfer Anstreicher Karl Allmacher - er erstellt eine Datei aller Allmachers in ganz Europa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts!

Manuela Raspel, ebenfalls wohnhaft in der Schweiz, erfragte für ihren Vater, der vor über dreißig Jahren in das Land der Eidgenossen zog, die Adresse eines Jugendfreundes, um diesen zum 60. Geburtstag ihres Vaters einzuladen.

Dreimal wechselte in diesem Jahr die kleine Ausstellung in den beiden Vereinsvitrinen im Treppenaufgang des Lintorfer Rathauses. Wurden zunächst Bilder und Erinnerungsstücke des alten Lintorfer Bahnhofs gezeigt, so beschäftigte sich die zweite Ausstellung mit Kommunion und Konfirmaton - gestern und heute. Im Augenblick berichten die Vitrinen über das diesjährige und über vergangene Jubiläen der Stadt Ratingen. Die nächste Ausstellung ist bereits in Vorbereitung, sie wird sich wahrscheinlich mit der Landwirtschaft in Lintorf befassen.

In der „Quecke“ Nr. 69 vom November 1999 berichteten drei ehemalige ungarische Kriegsgefangene über ihre Zeit im Lager Lintorf kurz nach Kriegsende. Ihre Begeisterung war groß, als im Sommer 2000 Urlauber Horst van Lohuizen aus Lintorf jedem von ihnen ein Exemplar der „Quecke“ überreichte und sie ihre Aufzeichnungen gedruckt und mit Bildern versehen in der Hand halten konnten. Vielleicht können wir in der nächsten „Quecke“ Neues aus Ungarn berichten.

Manfred Buer

Vor 55 Jahren als Kriegsgefangene in Lintorf: Wöller István, Leitgeb Lajos und Horváth László (v.l.n.r.) mit der Ausgabe der „Quecke“, in der sie ihre Erlebnisse schildern

Totenrede für Christine Herdt

Am 4. April 2001 starb unsere langjährige Freundin und vielfache „Quecke“-Autorin Christine Herdt. Wie ihr Bruder Jean Frohnhoff, der über Jahrzehnte unsere Leser mit seinen Mundartgeschichten erfreute, schrieb sie ihre Erinnerungen an frühere Zeiten in unverfälschtem „Büscher“ Platt nieder, ohne Schnörkel und Verzierungen, ohne Effekthascherei, so, „wie et wirklich wor“. Sie kannte alte Rezepte und alte Bräuche, sie wußte von den Freuden und Leiden und von den Schwächen der einfachen Leute im alten Lintorf zu berichten. Die Erinnerungen ihrer Mutter, mit der sie als einziges Mädchen unter neun Geschwistern lange im Elternhaus zusammenlebte, flossen dabei in ihre eigenen Beobachtungen mit ein.

Ihre Gradlinigkeit, ihre Geselligkeit und ihre Liebenswürdigkeit – wir werden sie sehr vermissen.

Am 11. April 2001 trugen sie ihre Familie und ihre zahlreichen Freunde aus dem „Busch“ zu Grabe.

Pater Chris Aarts, der Pfarrer der Pfarrgemeinde St. Anna und St. Johannes, hielt ihr die Totenrede:

„Mit dem Tod von Christine Herdt geht in vielerlei Hinsicht eine gewisse Ära zu Ende, ein Stückchen Lintorfer Heimatgeschichte. Christine war tief in Lintorf und der Geschichte der Menschen hier verwurzelt. Sie war vor allem eine **„Urbüscherin“** in Ihrer Lebenshaltung und in ihrem Dialekt. Was zu dem alten Lintorf gehört, hat sie praktiziert. Die Familie stand im Mittelpunkt, und jedes Familientreffen wurde zu einem ausgiebigen Fest. Gastfreundschaft und Geselligkeit bestimmten das tägliche Leben im alten Busch. Man war eben für einander da und brauchte auch einander.

Nicht nur die Familie, auch die Nachbarn gehörten zum alltäglichen Leben. Die Nachbarshilfe und der Zusammenhalt waren wichtig, was heute viele von uns in Lintorf vermissen. Natürlich wurde „gekallt“, denn das ist am schönsten, und darin fühlte man sich besonders miteinander verbunden.

Noch eine andere Ära geht mit dem Tod von Christine Herdt zu Ende. Sie ist die Letzte Ihrer Volksschulklasse, die nun gestorben ist und auch die Letzte der alten Generation der Frohnhoffs, die zum Inventar Lintorfs gehörte. Ihre Rolle als einziges Mädchen unter acht Brüdern hat sie sehr geprägt. Durchsetzungsvermögen hat sie in Ihrem Leben bewiesen in guten und in schweren Zeiten. Das war nicht immer für jeden bequem.

Oft vergessen wir, was Menschen in einem langen Leben (sie war 91 Jahre alt) haben durchmachen müssen. Sie hat zwei Weltkriege erlebt, und das Leben hat ihr vieles abverlangt. Besonders hart hat sie 1944 der Verlust ihres Mannes Heinrich getroffen. Sie hat aber gelernt, mit der Unsicherheit (Heinrich Herdt wurde als vermisst gemeldet) zu leben, doch der Wille, nie die Hoffnung aufzugeben, zehrte sehr an ihrer Substanz bis zu den letzten Lebenstagen. In dieser hl. Messe werden wir heute offiziell zum ersten Mal auch für Ihren Mann beten.

Die Kraft zum Leben hat Christine aus einem starken und unverwüstlichen Glauben an Gott geholt. Und damit geht vielleicht auch eine Ära, eine von der damaligen Zeit geprägte, gläubige Generation und ein Stück christliches Lintorf zu Ende. Sie gehörte zu dem harten Kern der Gemeinde, fehlte nie, wenn die Gemeinde sich zu einem Fest oder zum Gottesdienst traf und dies fast bis zum letzten Tag ihres Lebens.

Man sah sie beten: fest und innig! Der Totenzettel zu ihrem Andenken zeigt kein Foto von Christine, sondern **„die betenden Hände“** Dürers. Sie sind ein sehr einprägsames Zeichen und vielleicht eine bessere Wiedergabe ihrer Persönlichkeit als ein Bild von ihr. Sie drücken die gläubige Innigkeit eines Menschen aus. Kennen wir das heute noch, dass ein Mensch betend sein Leben gestaltet? Es ist die Maria in ihrer Person. Aber alle, die sie kennen, wissen, dass sie auch eine Martha war: Denn Arbeit und Sorge um ihren Sohn, die Familie und Freunde füllten ihr Leben. Bis zuletzt hat sie ihr Haus selber bestellt.

So nehmen wir Abschied von ihr, behalten das Gute, das sie gelebt hat. So dürfen wir sie in Gottes gute Hand legen im Vertrauen, dass Gott das vollendet, was sie gesucht, gebetet und gelebt hat.

„Selig sind die Toten, die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen“, so sagt die Schrift.

Vermissen werden wir Christine Herdt als Menschen dieser Gegend, vermissen werden wir auch ihre Erzählungen und Geschichten, die besonders von der Eigenart und vom Leben der Menschen hier im Busch berichten. Zum Teil bleiben sie uns in den verschiedensten Ausgaben der Zeitschrift unseres Heimatvereines „Die Quecke“ erhalten.

Ein erfülltes, ein reifes Leben ist zu Ende gegangen und niemand hat das Gefühl, hier wurde etwas abrupt abgebrochen. Vielmehr empfinden wir ihr Sterben als einen natürlichen Übergang und eine harmonische Vollendung und Erfüllung eines langen Lebens zu dem Leben hin, das Gott uns bereit hält und das Christine hier schon gelebt hat.

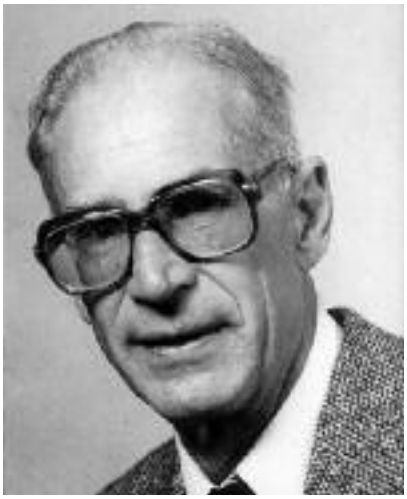
„Anspruchslos und bescheiden war dein Leben, treu und fleißig deine Hand, Friede sei dir nun gegeben, ruhe sanft und habe Dank“.

Wilfried Bever

Einige Wochen vor seinem 89. Geburtstag starb am 3. Oktober 2001 in Hildesheim der langjährige Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund, Wilfried Bever. Fast auf den Tag 28 Jahre war er der geistliche Betreuer der evangelischen Christen in den beiden Angerlandgemeinden, davon 23 Jahre als alleiniger Pfarrstelleninhaber.

Als er in der Zeit des Wiederaufbaus nach dem Kriege im Jahre 1953 mit seiner Frau und den Kindern in das „Schwalbennest“ zog, wie er das evangelische Pfarrhaus gern nannte, stand er vor einer schwierigen Aufgabe, die er nur mit viel Einfühlungsvermögen, Takt und Liebe meistern konnte. Die einst kleine Kirchengemeinde war durch den Zuzug vieler Flüchtlinge stark gewachsen, was menschliche, aber auch räumliche Probleme mit sich brachte. Man kann heute nur staunen, welch ungeheures Arbeitspensum Pfarrer Bever als Geistlicher zweier Pfarrbezirke, als seelsorglicher Betreuer der Trinkerheilstätte Siloah, als Religionslehrer am Ratinger Gymnasium und als Synodalbeauftragter des Kirchenkreises für die Männerarbeit zu bewältigen hatte. Daneben fand er noch Zeit, an vielen Veranstaltungen der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft und des Lintorfer Heimatvereins teilzunehmen, dem er schon bald nach seiner Ankunft in Lintorf beigetreten war. Viele Aufsätze in der „Quecke“ und regelmäßige Vorträge beim Heimatverein zeugten von seiner umfassenden Bildung und seinem historischen Interesse und trugen ihm Respekt und Bewunderung ein. Im Jahre 1973 schrieb er die „Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf“ und leistete damit einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Geschichte des Angerlandes.

Seine Freundschaft mit dem katholischen Amtsbruder Dechant und Pfarrer Wilhelm Veiders sorgte für mehr gegenseitiges Verständnis der katholischen und evangelischen Christen in Lintorf. „Wir reden nicht von Ökumene, wir praktizieren sie“, war ein oft gehörter Satz aus seinem Munde.



Nach seinem Eintritt in den Ruhestand und dem Tod seiner Frau schloß sich Pfarrer Bever noch enger an den Heimatverein an und nahm an vielen Fahrten und Veranstaltungen teil, bis es sein fortgeschrittenes Alter nicht mehr zuließ. Auf dem Lintorfer Waldfriedhof fand er neben seiner geliebten Frau Hildegard seine letzte Ruhestätte. Er war eine eindruckvolle Persönlichkeit. Wir haben ihn sehr gemocht und werden uns gerne an ihn erinnern.

Manfred Buer

Jean Oberbanscheidt

Schade, im nächsten Jahr wäre er 100 geworden, der Senior der Ratinger Mundartautoren. Seit vielen Jahren erfreute er die Ratinger mit seinen Geschichten, Anekdoten und Gedichten in unverfälschtem Ratinger Platt. Am 29. April 2001 starb der Bäckermeister und langjährige Chef eines Handwerksbetriebes an der früheren Speestraße (heute: Poststraße) in Ratingen-Mitte, den er schon von seinem Vater übernommen hatte und der nun bereits an die 4. Generation weitergegeben wurde. Fast 78 Jahre war Jean Oberbanscheidt Mitglied in der St. Sebastiani-Schützenbruderschaft

Ratingen und in der Kolpingsfamilie, 27 Jahre führte er als Hauptmann die Andreas-Hofer-Kompanie. Viele Jahre war er Obermeister der Ratinger Bäckerinnung, er besaß den Goldenen und den Diamantenen Meisterbrief.

Vor einigen Jahren hat uns Jean Oberbanscheidt alle seine Manuskripte zur Veröffentlichung in der „Quecke“ übergeben. So werden seine Beiträge noch einige Zeit den Lesern unseres Jahrbuches Freude bereiten.

Verschiedene Male war er in Lintorf zu Gast, wo er mit unnachahmlichem Charme und großer Souveränität seine Anekdoten und Gedichte vortrug. Wir werden uns oft und gern an ihn erinnern.

Manfred Buer

Buchbesprechungen:

Eckhard Bolenz, Volker van der Locht, Erika Münster-Schröer, Joachim Schulz-Hönerlage, Hermann Tapken, Detlef Wörner (Hg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.) Ratingen. Geschichte 1780 bis 1975

Die Stadtgeschichte, die Otto Redlich im Jahre 1926 – zum 650-jährigen Stadtjubiläum – zusammengestellt hatte, und der historische Überblick von Archivar Jakob Germes, bis vor kurzem noch Entlassgabe für die Ratinger Schulabgänger, haben im letzten Jahr eine aktualisierte Fortsetzung bekommen. Seit Anfang Dezember 2000, also kurz vor Beginn des diesjährigen Jubiläums, liegt die brandneue Stadtgeschichte nun vor. Als Gemeinschaftsprojekt des Ratinger Heimatvereins (Herausgabe) und des Stadtarchivs (redaktionelle Mitarbeit) bietet das Werk einen tief gehenden Einblick in die Vergangenheit Ratingens. Name des über 400 Seiten zählenden Bandes: „Ratingen. Geschichte 1780 bis 1975."

Jedoch nicht nur wegen seiner reichen Bebilderung und dem aufwendig-ansprechenden Äußeren hebt er sich von den anderen lokalhistorischen Werken entschieden ab, von der Aktualität einmal ganz abgesehen: Die Stadtgeschichte basiert größtenteils auf vorliegendem Quellenmaterial und garantiert schon daher einen möglichst hohen Grad an Neutralität und objektiver Betrachtungsweise, und sie ist durch und durch wissenschaftlich erarbeitet worden – von professioneller Seite. In fünf Abschnitten widmen sich die Autoren den Kapiteln Ratinger Geschichte jeweils aus verschiedenen Blickwinkeln. Dr. Eckhard Bolenz, Leiter des Rheinischen Industriemuseums Cromford, beschreibt die zuweilen sehr wechselvolle Geschichte zwischen 1780 und der Kaiserkrönung Wilhelms I. Das Ende der alten Ordnung, der Aufbau der Spinnerei Cromford (natürlich das Spezialgebiet des Autors), das Schicksalsjahr 1848 und schließlich die Zeit, die den Hintergrund für die Gründung des neuen Reiches 1870/71 bildete, gehören in sein äußerst spannendes Kapitel.

Stadtarchivarin Dr. Erika Münster widmet sich dem „Aufbruch in die Moderne", den wirtschaftlichen Entwicklungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts und dem infernalen Gang in den bis dato größten aller Kriege 1914. Besonders Ratingens einziger Ehrenbürger, der Schriftsteller und Rektor Adam Joseph Cüppers (1850-1936), wird als ein künstlerisch Prägender dieser Epoche in der Dumeklemmerstadt erwähnt. Natürlich geht Erika Münster auch auf die Geschichte „ihres" Hauses ein: Das Gebäude des heutigen Stadtarchivs und der Anne-Frank-Grundschule diente damals als königlich-preußisches Lehrerseminar. Trotz knapper, aber geselliger Freizeit und regem Vereinsleben wird in diesem Kapitel die „gute alte Zeit" auch als geschichtlicher Abschnitt schwerer Existenzkämpfe mit vielen veralteten und starren Normen und Begebenheiten deutlich entlarvt.

Danach geht der Essener Historiker Volker van der Locht auf die zahlreichen Quellen zu den Ereignissen der Weimarer Republik ein: 1918-1933, eine Zeit zwischen Krieg und Krise. Das jähe Ende fand das demokratische System dieser Jahre auch in Ratingen im Nationalsozialismus. Fast selbstverständlich haben sich zwei Fachleute dieses dunklen Kapitels angenommen: die Geschichtslehrer Hermann Tapken und Detlef Wörner von der Theodor-Heuss-Schule. Beide haben in den letzten Jahren schon mehrfach Bücher und Aufsätze zum Dritten Reich in Ratingen publiziert. Den Neuanfang und den damit verbundenen Wiederaufbau nach 1945 beleuchtet Archivar Joachim Schulz-Hönerlage und erklärt dabei nicht nur die rasante Bevölkerungsentwicklung der Nachkriegszeit, sondern auch den Weg zur kommunalen Neugliederung im Jahre 1975.

Mit einem umfangreichen Quellenverzeichnis und zahlreichen Literaturverweisen sowie einer übersichtlichen Tabelle der Bürgermeister und Stadtdirektoren Ratingens ist das Werk nicht nur für jeden Leser interessant, sondern ebenso für Schüler, Studierende und Historiker in der Stadt und der gesamten Region. Lobenswert ist auch, dass die Autoren des Buches ihre Untersuchungen nicht über das Jahr 1975 hinaus ausgeweitet haben. Zu sehr würde die Zeitgeschichte sich mit kommunalpolitischen und zeitgenössisch-lokalen Problematiken vermischen und somit generell den Weg einer objektiven Geschichtsinterpretation verlassen.

Die Stadtgeschichte setzt hohe Standards, die von kommenden Historikergenerationen nur allzu schwierig überboten werden dürften. Seit dem Abschluss des Schuljahres 2000/2001 ist sie neue Entlassgabe für die Abgänger der Ratinger Schulen – ein Geschenk von zeitlosem Wert.

Bastian Fleermann

Ulrich Rauchenbichler, Erika Stubenhöfer: Ratinger Straßennamen, Ratingen 2001

Um das Ergebnis der Buchbesprechung vorwegzunehmen: Ein lesenswertes Buch mit viel Wissenswertem, mit vielen Einzelheiten und mit viel historischem Hintergrund rund um die Straßennamen und ihre Entstehungsgeschichte in Ratingen und in den Stadtteilen. Aber leider auch ein Buch mit nicht wenigen Schwächen.

Beim ersten Überfliegen des Buches, beim ersten Stöbern in den meist kurzen Erläuterungen hat mich das Buch begeistert, hat mich sogar in seinen Bann gezogen. Da bin ich etwa auf die Christinenstraße in Tiefenbroich gestoßen. Es war nicht mehr festzustellen, worauf die Namensgebung zurückzuführen ist. Trotzdem wird eine Erklärung geboten. Vielleicht, so heißt es im Text, wurde „der Name einfach der in dieser Gegend vorhandenen Systematik, Straßen nach weiblichen Vornamen zu benennen, angepasst".

Oder die Erläuterung zur Straße „Am Sandbach" in West. Gut beschrieben wird hier, wo entlang der Sandbach fließt, ja dass er weite Strecken in der Innenstadt unterirdisch durch Rohre geführt wird. Aber ich erfahre auch, dass der Sandbach im Mittelalter einen Schleifkothen an der Schützenstraße angetrieben hat und dass hinter diesem Schleifkothen ein Nebenarm abzweigte, der den Stadtgraben speiste. Und ich erfahre, dass der Name „Sandbach" schon um 1500 in Urkunden erwähnt wird.

Viele solcher gelungenen Beispiele ließen sich aufzählen. Doch möchte ich den Ratingern nicht die Freude an der Entdeckung der Geschichte der eigenen Wohnstraße oder der von Freunden und Bekannten nehmen.

Leider wurde, je weiter und intensiver ich in dem Buch „Ratinger Straßennamen" las, der erste so positive Eindruck getrübt. Irgend etwas fehlte dem Buch. Erst langsam wurde mir bewusst, was hier fehlt. Da sind zum Beispiel die vielen Dichterstraßen, deren ausführliche Erklärungen sich aus jedem halbwegs vernünftigen allgemeinen Lexikon heraussuchen lassen. Oder die Straßen, die nach Pflanzen und Tieren benannt sind. Die meisten Leser des Buches wissen, was eine Eiche oder ein Biber ist. Ebenso überflüssig sind, vor allem in ihrer fast epischen Länge, Erläuterungen zu deutschen Städten, Ländern und Landschaften.

Im Vorwort heißt es, dass „Straßennamen auch etwas über ihre Entstehungszeit aussagen". Doch dann wird etwa bei den ganzen Straßen in West, die nach bedeutenden deutschen Wissenschaftlern und ostdeutschen Städten benannt sind, nicht mit einem Wort auf die Entstehungszeit eingegangen. Es wird nicht gefragt, warum gerade in den späten 60-er und frühen 70-er Jahren des vorigen Jahrhunderts diese Straßennamen vergeben wurden. Dabei stelle ich mir sofort die Frage, warum ausgerechnet in der Zeit der ersten Entspannungsversuche im deutsch-deutschen Verhältnis ostdeutsche Städtenamen in Ratingen so populär waren. Man hätte auch fragen können, ob die Benennung nach bedeutenden deutschen Wissenschaftlern und Erfindern des späten 19. Jahrhunderts mit dem Bewusstsein der Zeitgenossen zusammenhängt, in jenen Jahren vor einer Katastrophe des Bildungswesens in Deutschland zu stehen. Oder ob es mit den aufkeimenden Ängsten vor der sich langsam abzeichnenden Überlegenheit der japanischen Industrie zusammenhing. Fragen, die in dem Buch nicht gestellt werden.

In vielen Fällen fehlen den Erläuterungen weitergehende Informationen und Hinweise. Vielfach bleiben die Texte oberflächlich. Da ist zum Beispiel die Krummenweger Straße, deren unterer Teil in Lintorf bis 1975 Klosterweg hieß. Dies wird erwähnt, aber es fällt kein Wort der Erklärung. Der Hinweis, hier habe früher das Kloster der Armen Dienstmägde Jesu Christi gestanden, hätte dabei völlig genügt.

Da ist die Erklärung zu „Am Stadion". 1926 anlässlich des 650-jährigen Bestehens der Stadt Ratingen „im Rahmen von Notstandsarbeiten zur Beschäftigung Erwerbsloser" erbaut. Weiter heißt es, dass es für Ballsportarten und Leichtathletik geeignet ist. Ja, wofür denn sonst! Aber kein Wort dazu, ob auch die Straße Stadionring damals gebaut wurde. Auch nicht unter dem Stichwort Stadionring.

Und auch diese Beispiele ließen sich fast unbegrenzt erweitern. Um es noch einmal zu betonen: Das Buch „Ratinger Straßennamen" ist lesenswert; es sollte im Bücherregal keiner Ratinger Familie fehlen, die sich für ihre Heimat begeistern kann. Aber, und dies darf nicht verschwiegen werden, es fehlt etwas Entscheidendes. Es fehlt die Einordnung des fleißig gesammelten Materials in ein übergeordnetes Ganzes.

Es ist, um einen sehr profanen Vergleich zu bemühen, wie der meterlange Kassenzettel vom monatlichen Großeinkauf im Supermarkt, bei dem die Endsumme fehlt. Oder, anders ausgedrückt, es handelt sich um eine reine Sammlung vorwiegend historischer Fakten, aus denen keine für die Gegenwart oder die Zukunft bedeutsame Erkenntnis gezogen wird. Was doch letztlich der Sinn der Beschäftigung mit unserer Vergangenheit ist: „Aus der Geschichte lernen."

Dr. Andreas Preuß

Richard Baumann: Von der Lateinschule zum Klick ins Internet. Sieben Jahrhunderte Ratinger Schulgeschichte, Ratingen 2001, Hrsg. Stadt Ratingen

Wer die THS besucht hat oder in der Johann-Peter-Melchior-Schule war, wer in der Höseler Grundschule die Schulbank gedrückt oder vor vielen Jahren in der Volksschule dem Lehrer einen Streich gespielt hat, findet in Richard Baumanns Buch „Von der Lateinschule zum Klick ins Internet“ viele Neuigkeiten zur Ratinger Schulgeschichte. Liebevoll hat Baumann Fakten aus den verschiedensten Quellen zusammengetragen. Er hat die zahlreichen vorhandenen Veröffentlichungen zu einzelnen Schulen in Ratingen zusammengefasst und neu interpretiert, hat aber auch selbst in alten Schulchroniken geblättert. Sein Buch zeugt von einem profunden Wissen rund um die Ratinger Geschichte, nicht nur der Schulgeschichte. Alles in allem ein Buch, dass der geschichtsinteressierte Ratinger lesen sollte.

Tatsächlich liest man in dem Buch, dass Lesen und Schreiben zu Beginn der Ratinger Schulgeschichte das Privileg weniger Bürger war. Wer sieht, dass damals neben dem Stadtschreiber und den Richtern vielleicht gerade noch die Kaufleute des Lesens und Schreibens mächtig waren, der versteht den Sinn des Spruchs, dass Wissen Macht bedeutet. Und wer von dem hoch verschuldeten Lehrer des 19. Jahrhunderts liest, der die Landesregierung um die Übernahme seiner Schulden bittet, weil sein Gehalt so niedrig ist, denkt unwillkürlich an die Situation der heutigen Lehrer.

Aber auch derjenige, der nur einfach etwas mehr über seine Schule wissen möchte, wird hier bestimmt fündig; er wird Dinge kennen lernen, die er mit den eigenen Erfahrungen seiner Schulzeit verbinden kann.

Doch wie jede Medaille zwei Seiten hat, so auch das Buch über sieben Jahrhunderte Ratinger Schulgeschichte. Es beginnt mit dem verwirrenden Inhaltsverzeichnis, in dem der Leser verzweifelt nach der Schulgeschichte der Stadtteile sucht. Dem Inhaltsverzeichnis nach beginnt sie erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Nur in Linnep und Hösel gab es schon früher Schulen.

Auch beim Lesen des Buches wird seine Struktur nicht wirklich deutlich. Hat Baumann die Schulgeschichte chronologisch abgearbeitet, dann ist unverständlich, warum die Eckamper Schulgeschichte (beginnend 1911) nach der Zusammenlegung der innerstädtischen Gymnasien am Ende des letzten Jahrhunderts kommt. Nach den Stadtteilen kann es auch nicht sein. Dazu wechseln die Orte zu oft.

Es fehlt letztlich auch ein Register, um gezielt nach einer bestimmten Schule suchen zu können. Und es fehlt eine Liste, in der einfach alle Schulen namentlich mit Standort und möglichen früheren Namen aufgezählt sind.

Aber diese Schwachstellen mindern nicht das Vergnügen beim Stöbern in sieben Jahrhunderten Ratinger Schulgeschichte. Ein empfehlenswertes Buch.

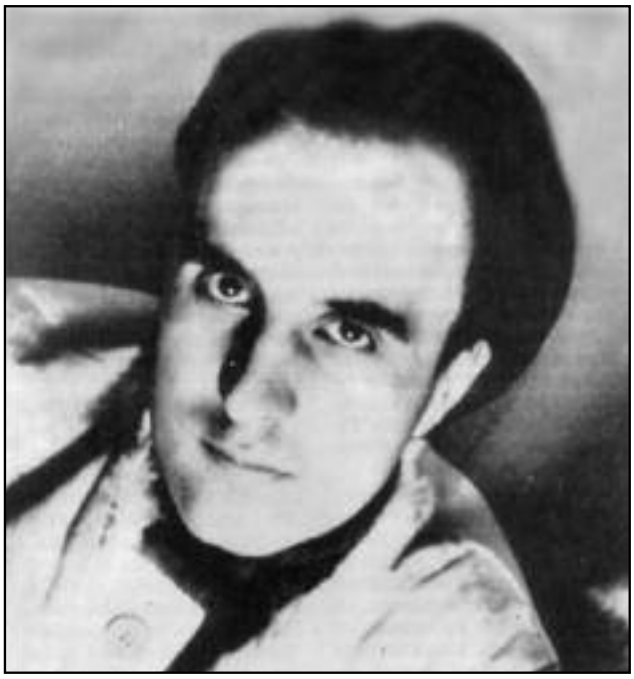
Dr. Andreas Preuß

Die alte Johann-Peter-Melchior-Schule in Lintorf. Sie wurde 1954 wegen Baufälligkeit abgerissen. An ihrer Stelle steht heute das Rathaus

Wolfgang Borchert

* 20. Mai 1921
Hamburg

† 20. November 1947
Basel



Abendlied

Warum, ach sag, warum
geht nun die Sonne fort?
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,
das kommt wohl von der dunklen Nacht,
da geht die Sonne fort.

Warum, ach sag, warum
wird unsere Stadt so still?
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,
das kommt wohl von der dunklen Nacht,
weil sie dann schlafen will.

Warum, ach sag, warum
brennt die Lampe so?
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,
das kommt wohl von der dunklen Nacht,
da brennt sie lichterloh!

Warum, ach sag, warum
gehn manche Hand in Hand?
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,
das kommt wohl von der dunklen Nacht,
da geht man Hand in Hand.

Warum, ach sag, warum
ist unser Herz so klein?
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,
das kommt wohl von der dunklen Nacht,
da sind wir ganz allein.

Bildnachweis

Titelbild: Udo Haafke

Beitrag: „Die Stadterhebung Ratingens im Jahre 1276“
Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Gestern, heute, morgen - Die Welt im Geschwindigkeitsrausch“
Pierre-Claude Hohn

Beitrag: „Zum 725jährigen Stadtjubiläum“
Manfred Buer

Beitrag: „Rückblick auf ‚Ratingen international‘ am 24. 6. 2001“
Franz Naber

Beitrag: „Kokkola, die finnische Partnerstadt Ratingens“
Arto Jokela

Beitrag: „Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens“
Urkunde aus **H. Schubert**, Urkunden und Erläuterungen zur Geschichte der Stadt Mülheim an der Ruhr, Bonn, 1926

Beitrag: „Die Pfarrkirche St. Peter und Paul“
Hans Müskens, Achim Blazy

Beitrag: „Ratingen und seine Bevölkerung im Jahre 1673“
Zeichnungen 1, 2, 5, 7 und 13 aus „Ratingen in Bild und Chronik“, Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen, Henn Verlag, 1971
Zeichnungen 3, 4, 6, 8, 9 und 11 aus dem Ständebuch des Jost Amman von 1568
Zeichnungen 10 und 12 aus „Geschichte der Stadt Ratingen“ von Redlich, Dresen, Petry, Ratingen, 1926

Beitrag: „Ratingen vor dem Ersten Weltkrieg“
Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Die Liebfrauenschule in Ratingen“
Postkarte 1971, Bilderserie als „Baustein“ zu Umbau und Renovierung der Schule aus dem Jahre 1958

Beitrag: „Der Streit um den Schwarzbau des Constantin Braun“
Gerhard Buschhausen, Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Ein Vater hatte sieben Söhne...“
Archiv Wolfgang Tack, Gisela Schöttler

Beitrag: „Fastelovend op em Dörp“
Archiv des VLH, Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Eine Zeit mit großem Geldverlust“
Archiv des VLH, Manfred Buer

Beitrag: „Kindheitserinnerungen an die Krummenweger Straße“
Archiv des VLH, Manfred Buer

Beitrag: „Lintorf unter dem Hakenkreuz“
Archiv des VLH

Beitrag: „Das Fremdarbeiterlager in Lintorf“
Archiv Krupp, Eldor Koreneef

Beitrag: „Als Luftwaffenhelfer im Kriegsjahr 1943“
Horst Tournay, Alfred Skupin jr.

Beitrag: „Die Flak-Stellung ‚Nordpol‘ an der Rehhecke“
Helmut Schröder, Erich Wolf, Archiv des VLH

Beitrag: „Ärpel, Ähre - un use Kardinal“
Archiv des VLH

Beitrag: „Zehn Jahre Medienzentrum“
Peter Kiefer

Beitrag: „Mit 90 immer noch täglich am Flügel“
Magdalena Adams, Manfred Buer, Jürgen Steingen, Stadtarchiv

Beitrag: „Laudatio zur Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 2000“
Achim Blazy

Beitrag: „Die Ratinger Steinmetz- und Künstlerfamilie Lepper“
Friedel Lepper

Beitrag: „Konsequenz heißt nicht, immer dasselbe zu machen“
Lisa Lepper-Behl, Hans Müskens

Beitrag: „Stille, Lärm. Zu den Arbeiten von Gereon Lepper“
Katalog Gereon Lepper vom August 2001,
Katalog der Stiftung Würth zur Verleihung des Robert-Jacobsen-Preises 1999/2000

Beitrag: „Johannes Lepper, Intendant am Schlosstheater Moers“
Rheinische Post, Lokalredaktion Moers, Ingo Turin

Beitrag: „Charlestonkleid und Tippmamsell“
Rheinisches Industriemuseum Cromford
Repros und Fotos: Jürgen Hoffmann

Beitrag: „Charlestonkleid und Tippmamsell?
Ratingen in den 20er Jahren“
Alle Anzeigen aus der „Ratinger Zeitung“

Beitrag: „Als feindliche Ausländer in Ratingen“
Familien Dreyer und Osterwind-Cant, Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Erinnerungen der Frau Luise Germes“
Willy Hübers

Beitrag: „Zwangsarbeiter bei der Firma Schulze & Biel“
Eva Klöckner, Manfred Buer

Beitrag: „50 Jahre Schule an der unteren Minoritenstraße“
Stadtarchiv, Archiv der Minoritenschule

Beitrag: „Als Abiturienten noch (in der) Oberprima waren“
Stadtarchiv Ratingen, Manfred Buer, Dr. Rainer Oehl

Beitrag: „Gedanken zur 50. Wiederkehr des Abiturs“
Dr. Michael Heber

Beitrag: „Schattenbild eines Dichters“
Pankok-Karikatur entnommen dem Buch „Der Dichter Herbert Eulenberg ganz menschlich gesehen“ von Rudi vom Endt
Fotos: Manfred Buer

Beitrag: „Requiem für einen Baum“
Uta Asher

Beitrag: „70 Jahre Adolf-Clarenbach-Kirche in Hösel“
Werner Wassenberg

Beitrag: „Die harmonischen Formen begeistern uns sehr“
Dr. Christoph Heuter

Beitrag: „Die Zeit des ersten Lintorfer Baubooms“
Familie Hassel, Archiv des VLH

Beitrag: „Eine katholische Jugendgruppe vor 50 Jahren“
Willi Haufs

Beitrag: „50 Jahre Kolpingsfamilie Lintorf“
Archiv der Kolpingsfamilie, Joachim Zeletzki

Beitrag: „Aus dem Glauben heraus“
Temur Bagherzadeh, Doris Schmitz

Beitrag: „En wiet gereeste Uhr“
Archiv des VLH

Beitrag: „Modelleisenbahnfreunde Angerland“
Wilfried Schlüter

Beitrag: „Archäologischer Report 2001“
Thomas van Lohuizen

Beitrag: „Lintorfer Erzbergwerke“
Michael Lumer, Archiv des VLH

Beitrag: „Die Höhle Friedrichs Glück“
Dr. Volker Wrede, Geologischer Dienst NRW

Beitrag: „Die Mineralführung des dolomitisierten Kohlenkalks in der Höhle Friedrichs Glück“
Dr. Hado Heckmann

Beitrag: „In eigener Sache“
Manfred Buer, Edeltraut Freund, Horst van Lohuizen, Jürgen Steingen

Beitrag: „Nachrufe Christine Herdt, Wilfried Bever und Jean Oberbanscheidt“
Lorenz Herdt, Archiv des VLH

Von Ratingen in alle Welt…

Vertrauen in unsere Produkte und das Know-How unserer Mitarbeiter zeichnen die langjährigen Geschäftsbeziehungen zu unseren Partnern aus. Ungewöhnliche Leistungen sind für die Unternehmen unserer Gruppe nichts Ungewöhnliches. Schalungen und Gerüste, weltweit einzigartige Full-Service-Dienstleistungen – überzeugend durch führende Gerätetechnologie, souveränes Engineering, individuelle Beratung, kundennahen Service bis hin zur intensiven Baustellenbetreuung.
In Deutschland, in Europa, weltweit…

Thyssen Hünnebeck GmbH
Postfach 10 44 61, 40855 Ratingen
Tel: (0 21 02) 937-1, Fax (0 21 02) 37651,
www. thyssen-huennebeck.com,
e-mail: info@dz.huennebeck.com

Thyssen Hünnebeck

Ein Unternehmen von
ThyssenKrupp Serv